ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXVI. JAHRGANG, 48. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1871.

PB
3
A5
Bd 48

.0981
8

Inhalts-Verzeichniss des XLVIII. Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Ueber Shakespeare's Würdigung in England, Frankreich und Deutschland. Von Dr. Riedel	1
Die Dichter der modernen französischen Literaturperiode. Von Dr. J. J. S. May	41
Das Leben der heiligen Brigitta. Mitgetheilt von Dr. A. Tobias	69
Ungedruckte politische Gedichte aus dem 17. Jahrhundert. Von Dr. H. Bieling	77
Chatten und Hessen. Von Dr. Wilhelm Kellner	85
François Villon. Von Dr. Albert Stimming	241
Rechtsalterthümer aus dem Rolandsliede. Von Dr. Bresslau	291
Ein Wort zur Verständigung über den Accent tonique im Französischen. Von Brunnemann	307
I. Die römische Novelle	369
II. Die deutsche Novelle und der deutsche Roman. Von Dr. Hartung	391
Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache. Von Carl Schulze	435

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Die Sprache als Kunst, von Gustav Gerber. (G. Weigand.)	175
Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen	183
Hermann Oesterley, Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Mit einem Vorworte von K. Goedeke. (Dr. Rothenbücher.)	184
Deutsche Gedichte zur deutschen Sage und Geschichte. Von H. A. Niemeyer. (Hölscher.)	184
F. W. Culemann, Schlüssel z. Studium d. Deutschen. (Dr. K. Böddeker.)	188
Baensch's Pocket Miscellany	190
L. Geiger, Der Ursprung der Sprache. (Dr. K. Böddeker.)	317
Les femmes savants, comédie de Molière. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Th. Lion. (Th. Ameis.)	320
Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmunde gesammelt von Laura Gonzenbach. (B. t. B.)	327
Dr. Hermann Franz: The English Spelling Book and First Reader. (Alb. Benecke.)	331
E. Marggraff: Précis de l'Histoire d'Allemagne. (Alb. Benecke.)	335
Traité de Versification française par Gustave Weigand. (P. de Rivière.)	336
Alb. Benecke, Die französische Aussprache in methodischer Darstellung u. schulmässiger Fassung. (H.)	338
Ueber Wolfram's von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniss zu den altfranzösischen Dichtungen gleiches Inhalts. Von San Marte. (Heinrich Pröhle.)	451
E. Böhmer, Romanische Studien. (Dr. K. Böddeker.)	452
Codicem Manu Scriptum Digby 86 in Bibliotheca Bodleiana asservatum descripsit, excerpsit, illustravit Dr. E. Stengel. (Dr. K. Böddeker.)	453
A. Tobler, Li dis dou vrai aniel. (Dr. K. Böddeker.)	455

W. Shakespeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. (Hans Herrig.) 456
Les Femmes Savantes, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Th. Lion. (Dr. K. Böddeker.) 460
Egmont, a tragedy by Goethe, ed. by C. A. Buchheim. (G. A. Volchert.) 462
Die Menaechmen oder Zwillingsbrüder des T. Maccius Plautus. Für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Carl Chr. Conr. Völker. (H.) 464
E. Burtin. Recueil de Mots Français pour les Excercices de Langage d'après les Tableaux de M. Strübing. (F. S.) 465

Programmenschau.

Grundsätze zur regelung unserer deutschen orthographie. Von Dr. Paul Wessel 192
Das Sprachbewusstsein unserer Tage. Von Dr. Kohl 193
Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. Von Dir. Dr. Ed. Cauer 193
Die neuhochdeutsche Substantiv-Declination. Vom Oberlehrer W. O. Gortzitza 195
Darstellung der Form und des Gebrauchs der appellativen Deminutiva in der neuhochdeutschen Sprache mit Berücksichtigung des Mittel- und Althochdeutschen. Von Dr. Gustav Müller 195
Geschichte und Bedeutung des reimlosen fünffüssigen jambischen Verses in der deutschen Dichtung. Von Dr. Dannehl 198
Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und anderer gleichzeitiger Dramatiker. Vom Oberlehrer Dr. Rachel 199
Der deutsche Michel. Vom Oberlehrer Dr. Alb. Muncke 201
Bemerkungen zu Shakespeare's Julius Caesar. Vom Oberlehrer Dr. Wiarda 202
Bild und Gleichniss in ihrer Bedeutung für Lessing's Stil. Vom Dr. Cosack 203
Lessing's Verhältniss zu Shakespeare. Von Dr. L. Rovenhagen 203
Lessing als Lustspieldichter. Von Franz Graul 204
Goethe's Stellung zu den Naturwissenschaften. Von Dr. Ed. Krüger . 204
Zu Goethe's Iphigenie. Vom Oberlehrer Dr. Köpke 206
Ueber Goethe's Elpenor und Achilleus. Vom Dir. Dr. Fr. Strehlke . . 206
Schiller und die praktischen Ideen. Vom Conrector Dr. Tepe 207
Schiller's Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalte gewürdigt. Vom Dir. Dr. G. Fr. Eysell 208
Ueber den Charakter des Schicksals in Schiller's Tragödie. Von Dr. Th. Nölting 210
Schicksal und Schuld in Schiller's Braut von Messina. Vom Subrector Jul. Drenckmann. (Hölscher.) 210
Analyse der französischen Verbalformen für den Zweck des Unterrichts. Von Dr. Lücking. (Dr. Q. Steinbart.) 344
Dr. Bärwald. Zur Erinnerung an Lazarus Geiger. 2. Eugène Peschier, Lazarus Geiger. Sein Leben u. Denken. 355
A. Zauritz. Ueber Voltaire's Charles XII. — Dr. Ludwig Bossler, Voltaire's Glaubwürdigkeit in seiner Histoire de Charles XII. (Harry Bresslau.) 356
Dr. Carl Christian Redlich, Die poetischen Beiträge zum „Wandsbecker Bothen" gesammelt und ihrem Verfasser zugewiesen. (R.) 358

Miscellen.

Seite 212—238. 360—366. 467—475.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239—240. 367—368. 476—480.

Ueber

Shakespeare's Würdigung in England, Frankreich u. Deutschland.

Von
Dr. Riedel in Altona.

I.

Es ist ein wunderbares Bild, das sich vor unsern Blicken entrollt, wenn wir die Schicksale der dramatischen Dichtungen Shakespeare's uns vergegenwärtigen, Schicksale, die so ernst und einzig in ihrer Art sind, dass sie zu interessanten Betrachtungen anregen. Vor Allem wird uns die Untersuchung der Gründe nahe gelegt, welche die geistigen Erzeugnisse eines Dichters der neueren Zeiten fast zwei Jahrhunderte hindurch, obwohl gekannt, dennoch nahezu unbekannt haben bleiben lassen, die, bekannter, alle Art von Schmähungen und Tadel haben erfahren müssen, deren Werth von hochgeachteten Kritikern kaum dem des durch die Schriftzüge zur Makulatur gewordenen Papieres gleich geachtet wurde, und die jetzt den herrlichsten Productionen aller Zeiten und Völker nicht sowohl als ebenbürtig an die Seite gestellt, sondern von den besten Geistern und klarsten Denkern als unübertrefflich geschätzt und gepriesen werden.

Es sind die Schicksale dieser Werke einzig in ihrer Art; weder haben die Flammen, noch hat barbarische Wuth sie je den Augen der folgenden Geschlechter entzogen, auch hat sie nicht eine ungeheure Umwälzung in dem Culturgange der Welt als schädlich oder nutzlos in den Schatten gedrängt. Entstanden

zu einer Zeit, in der das Streben nach freierer Entfaltung des geistigen Lebens, nach allgemeiner Bildung, und nach Befreiung von den Fesseln hergebrachter Denkweise ein mächtiges war, hat dennoch der Vertreter dieser seine Zeit bewegenden und in der Nachzeit noch wirksamen Richtung in das Dunkel der Vergessenheit gehüllt bleiben müssen, bis es einer späteren und vergleichsweise noch jungen Zeit gelang, ihn auf die Stufe zu erhöhen, die ihm mit Recht gebührt. Ernst aber ist dieses Bild darin, dass es uns ein Abglanz des Geschickes ist, das im Laufe des individuellen Lebens so vieles Gute und Schöne in Gedanken und That in Fesseln schlägt und Hindernisse vor ihm aufthürmt, welche es in günstigen Fällen zu Zeiten mühsam durchbricht, die es in ungünstigen aber verbergen oder zerschmettern. Ernst ist es ferner darum, dass es uns auf der einen Seite die blinde Macht des Princips der Autorität, auf der andern die traurigen Folgen des Vorurtheils und der oberflächlichen Schätzung vergegenwärtigt, und ernst und dringend ist die Lehre, die aus diesen Betrachtungen zu uns spricht.

Man kann es wohl sagen, dass die Verfolgung des Fortschritts der Shakespeare-Würdigung in den drei hervorragendsten Culturländern uns einen eigenthümlichen, doch sicheren Maassstab für die Beurtheilung der literarischen Fortbildung dieser Nationen an die Hand giebt. Sie, die Jahrhunderte hindurch so verschieden von einander gewesen, stimmen jetzt zusammen in dem Lobe des einen grossen Geistes, den sie, jede an ihrem Theile und nach ihrer Art wetteifernd sich rühmen ganz zu verstehen, zu lieben, und sich an den von ihm ausgehenden belebenden Hauche zu begeistern. Wenn sie nun nicht alle das Opfer einer Hallucination geworden sind, sondern klaren Geistes und richtigen Verständnisses den Werth dessen erkennen, das sie preisen, mit welchem Gefühl von Beschämung müssen sie nicht auf die vorurtheilsvolle und sinnlose Kritik der beiden letztverflossenen Jahrhunderte zurückblicken! Es braucht sich in dieser Beziehung wahrlich keine der drei Nationen über die andere zu erheben, denn wenn englische Kritiker im Ganzen weniger schroff in ihren tadelnden Urtheilen über Shakespeare gewesen sind, so muss man in Betracht ziehen, dass sie immerhin in ihm den Landsmann ehrten, seine patrio-

tischen Gesinnungen, die in England manchen Fehler verdecken, nie in Zweifel zogen und dass sie ferner das Idiom vollkommen verstanden, dessen Kenntniss von den Fremden erst mit grosser Mühe erworben werden musste, dessen Unkenntniss aber in vielen Fällen der Grund falscher Auffassung und mangelhaften Verständnisses war. Waren die Franzosen Shakespeare's erbitterte Gegner, so muss auch hier nicht ausser Acht gelassen werden, dass sie zur Zeit, wo sich ihre Kritik seiner bemächtigte, alle dramatischen Erzeugnisse nach Norm der von Corneille zusammengefassten und von ihm, seinen Zeitgenossen und den Späteren befolgten Regeln beurtheilten, welche dem Wortlaute nach aristotelisch, dem Geiste der griechischen Tragödie aber durchaus fremd waren, und dass sie Alles, was gegen diese Regeln verstiess, völlig verdammten. Weiter verhinderte sie der Nationalstolz, Erzeugnisse fremder Völker genügend und vorurtheilsfrei zu würdigen, ja selbst ihnen die Ehre eines Vergleichs mit den eigenen angestaunten Dichterwerken anzuthun. Vor Allem aber muss hier die grosse Verschiedenheit in den socialen Verhältnissen der beiden Nationen und die aus derselben entspringende Verschiedenheit in der Anschauung beachtet werden, die es den Franzosen kaum möglich machte, anders als in sehr guten Uebertragungen Sh. auch nur annähernd zu verstehen. Eine meisterhafte Uebersetzung des Sh. ins Französische ist aber wiederum der grossen Verschiedenheit des Idioms wegen unendlich schwierig und ist selbst heutigen Tages noch ein desideratum, obwohl uns die letzten Jahre vergleichsweise wohlgelungene gebracht haben.* Wir aber, die wir in unserer Denkweise dem englischen Volke so nahe verwandt sind, deren Sprache sich mit Geschmeidigkeit dem Ausdrucke der englischen leiht, wir müssen mit Schmerz zurückblicken auf eine Zeit, in der wir so völlig vom Einflusse des französischen Geistes beherrscht waren, dass unsere Wieland und Gottsched Kritiken wie die in der Folge näher zu beleuchtenden dem deutschen Volke anbieten konnten. Aber wir haben dieselben

---

* Guizot. Oeuvres complètes de Sh. 1862.
V. Hugo „ „ „ „ 1862.
Benj. Laroche „ „ „ „ 1864.

längst gesühnt. Jene befangenen Urtheile waren nur wie ein Schleier, der in der Zeit unserer literarischen Knechtschaft den kritischen Blick der Kunstrichter trübte, wir konnten nicht beständig die eigene Natur verläugnen, die uns unwiderstehlich zog, das Wahre, das Edele, das Tiefe anzuerkennen, wo wir es fanden. Wir mussten bewundernd stehen vor der Macht des Dichters, der das Gemeine des Alltagslebens in das ewig junge und hohe Reich der Kunst hinüberzog, der uns das Walten einer ewig wachenden und liebevollen Vorsehung in dem Getriebe, das jeder Morgen neu erstehen lässt und jeder Abend zur Ruhe besänftigt, in erschütternden Bildern vor die Seele führte, der aber auch die strengsten Consequenzen zog und das unheimliche Schreiten der unerbittlichen Nemesis an unser Ohr schlagen liess in ehernen Tönen. Mit ihm verloren in die Zauberwelt der jungen fröhlich grünenden Liebe, jauchzend mit ihm in dem endlichen Siege des unerschütterlichen Willens, dem Lohne der herrlichen That, schaudernd bei dem Schreckens-Gefolge der Leidenschaft, fühlen wir ihn als den unsern und folgen ihm willig in die heiteren, in die tiefen Regionen, in die uns sein Geist unwiderstehlich dahinzieht.

Die Stellung der deutschen Kritik in ihrer Intensität zu diesem einer fremden Nation angehörenden Dichter ist in hohem Grade eigenthümlich, sie ist ganz einzig in ihrer Art, da sie in der Vorliebe, mit der sie sich seiner bemächtigt, die Bestrebungen der Nation, welcher Sh. angehörte, in Bezug auf ihren Werth und ihre Gründlichkeit um ein Bedeutendes übertroffen hat; sie ist aber eben so characteristisch für unsern kritischen Scharfsinn und die Macht der aesthetischen Bildung unter uns, die alle Schranken, welche die Würdigung dieses Dichters umgaben, siegreich durchbrochen haben. Es sei gestattet, an dieser Stelle treffende Worte anzuführen, die einer unserer noch lebenden, hervorragenden Kritiker jüngst gesprochen:* „Man sagt uns wohl, eben desshalb sind wir Deutschen so tief in das Verständniss Sh.'s eingedrungen, eben desshalb ist dieser Dichter ein solcher Liebling unserer Nation geworden, weil seine

* Aus: Prof. Lemcke's zu Marburg Rede, gehalten zur Feier des 300jährigen Geburtstags Sh.'s 1864.

Nation der unsrigen stammverwandt, weil der Geist, der uns aus des Dichters Werken anmuthet, vorherrschend ein germanischer ist. Es heisst meiner Ansicht nach dem deutschen Geiste ein Armuthszeugniss ausstellen, wenn man jene Stammverwandtschaft als die Brücke betrachten will, die uns zu Sh. geführt hat. Legen wir auch in diesem Falle einmal unsere sprichwörtlich gewordene Bescheidenheit bei Seite und sagen wir es offen heraus: nicht die Stammverwandtschaft mit seiner Nation, nicht die Kundgebungen germanischen Geistes in seinen Dichtungen sind es, was uns Sh. so nahe gebracht, sondern es ist jene uns Deutschen vor anderen Völkern verliehene Göttergabe, vermöge deren wir den ächten Genius, welcher Nation er auch angehöre, besser als andere Nationen, besser oft als seine eigene, zu begreifen, seine Gaben besser zu geniessen und uns anzueignen vermögen. Wir verstehen und lieben Sh. vermöge desselben deutschen Geistes, welcher auch den Italienern geholfen hat, ihren Dante zu verstehen, welcher den Spaniern geholfen hat, ihre Romanzen zu ordnen, und welcher jetzt noch immer den Franzosen hilft, die Schätze ihrer mittelalterlichen Literatur zu erforschen. Wir verstehen und lieben Sh. vermöge jener Faustnatur unserer Nation, welche instinctmässig den Geist wittert, wo die Wagnersaugen anderer Nationen nichts sehen als einen schwarzen Pudel, mit einem Worte: Wir verstehen und lieben Shakespeare, weil wir wirklich jenes „Volk von Denkern“ sind, als welches die anderen Völker uns so oft schon mit schlecht verhehltem Unmuth anzuerkennen genöthigt gewesen sind.“ —

Was die Engländer Werthvolles zur Förderung der Sh.-Studien geleistet haben, ist meist auf die Verbesserung des Textes beschränkt geblieben, und es muss die angewandte ungeheure Mühe und Beharrlichkeit Bewunderung erregen; den aesthetischen Maassstab an die Werke ihres grossen Dichters zu legen haben sie im Vollgefühl des Genusses, den sie aus ihnen zogen, mit wenigen Ausnahmen, unterlassen. Abgesehen davon, dass die aesthetische Kritik überhaupt in England noch nicht auf der Stufe der Ausbildung steht, die sie bei uns erreicht hat, ist Sh. dort so tief in das Bewusstsein des Volkes gedrungen und ist so bestimmend für die Gefühls- und Ge-

dankenrichtung desselben geworden, oder vielmehr repräsentirt Sh. diese Richtungen des Volkes so vollkommen, dass man es für überflüssig hält, das in vielen Worten zu sagen, was jeder fühlen muss. Dass die künstlerische Seite Sh.'s dabei nicht zur Geltung kommt, liegt auf der Hand, aber es ist ein eigenes, nicht unnatürliches Gefühl der Pietät, welches die Engländer davon abhält, die Werke ihres grossen Dichters — ihnen ist er mehr der grosse Weise — zu zerklauben und durchzuhecheln, sie wollen den Gesammteindruck derselben auf sich wirken lassen. Die eigentlich philosophische Kritik Sh.'s ist, wie schon im Vorhergehenden angedeutet, von Deutschland ausgegangen, und es gebührt uns nicht nur der Ruhm, mächtig die Feder zur umfassendsten Würdigung des Shakespeare'schen Genius geführt, sondern auch dies früher gethan zu haben, als Sh.'s eigene Landsleute.

Diesen Ruhm hat uns vor Allen Lessing erworben.

Das Verdienst der Franzosen auf diesem Felde ist im günstigsten Falle ein negatives. Sie haben sich nur langsam und mit schlecht verhehltem Unmuth der nun ein für allemal offenkundigen allgemeinen Anerkennung Sh.'s gefügt und noch in der jüngsten Zeit haben wir das unwürdige Schauspiel vor Augen gehabt, dass eine der Vierzig literarischen Grössen, die auf den Sesseln der französischen Academie thronen, von wo sie den guten Geschmack und die literarische Kritik in Frankreich leiten und verbreiten sollen, Ponsard seinen Eintritt in diese gelehrte Körperschaft in einer Rede feierte,* die in bedauerlicher Weise alle die alten längst bei Seite gelegten Vorurtheile und den längst einer gerechteren und billigeren Auffassung gewichenen Tadel vergangener Tage mühsam wieder zusammentrug. Es muss jedoch hierbei bemerkt werden, dass Aeusserungen dieser Art keineswegs ein Criterium für die gegenwärtig allgemeine Stimmung über Sh.'s Verdienste in Frankreich sind; die grosse Zahl der Gebildeten verschliesst sich dort keineswegs mehr der gerechten Sh. zu zollenden Anerkennung, wie denn auch Nisard, der verdienstvolle Herausgeber der Chefs-d'oeuvre de Sh. in seiner Antwort auf die oben erwähnte Rede vom

* Discours prononcé à l'académie française. 1856.

Standpunkte des vorurtheilsfreien Philosophen aus in kühnen und mächtigen Zügen die wahre Stellung Sh.'s den Angriffen Ponsard's gegenüber würdig characterisirte.

Es ist eine wohlbekannte, und wenn man den Glanz betrachtet, der den Namen des Dichters jetzt umstrahlt, auf den ersten Blick höchst befremdende Thatsache, dass Sh.'s Werke in den auf seinen Tod im Jahre 1616 folgenden hundert Jahren von seinen eigenen Landsleuten mehr oder minder vernachlässigt waren, während man ihn in Deutschland und Frankreich nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie ist jedoch einer genügenden Erklärung, wenn auch nicht voller Entschuldigung fähig, und es verliert das Erstaunen über diese Erscheinung an Intensität, sobald man sich die Umstände der Zeit, in welcher Sh. schrieb, vergegenwärtigt, das theatralische Leben derselben und der darauf folgenden Periode und des Dichters Eigenart, die seinen dramatischen Werken aufgeprägt ist, in Betracht gezogen hat. Die Grenzen dieser Abhandlung gestatten nicht, auf das Nähere der höchst ausgedehnten und befriedigenden Forschungen über diesen Gegenstand einzugehen,* es können nur die wichtigsten Resultate derselben hier hervorgehoben werden.

Das Zeitalter, in dem Sh. schrieb, war, wenn auch der Dichtung, dem Dichter selbst nicht günstig. Mächtig gährte es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Es war die Periode des thatsächlichen Ueberganges vom Mittelalter in die Neuzeit; die grossen weltstürmenden Begebenheiten, an denen das Ende des fünfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts so reich ist, übten damals ihre ersten Wirkungen aus, das sociale Leben gestaltete sich auf einer ganz neuen Basis und die volle Energie der starken Menschen, die ihre Zeit begriffen, ward in Anspruch genommen mächtig in dieselbe einzugreifen, und den ungewissen und schwankenden Impulsen eine Form zu verleihen, die Segnungen aus ihnen zu machen fähig wäre. In einer solchen Zeit, die zwar dem Dichter und dem Philosophen mannigfachen Stoff zu dichten und zu denken vor die Seele führt, gilt der, welcher sich mitten in die Wogen der Zeitströ-

* Vergl. Nathaniel Drake, Shakespeare and his times. 1817; Ch. Knight, Studies of Sh. 1749; Colliers verschied. Schriften. 1835—40; ferner Gervinus, Shakespeare. 1850. 1862; Kreissig, Vorlesungen über Sh. 1858.

mung stellt, mit dem Tage lebt und was den Tag bewegt wirkt und bereitet, nicht aber derjenige, welcher von den Höhen der Menschheit herab das bunte Treiben überschaut und es in seiner Seele zum Bilde gestaltet. Da werden rauhere Seiten in der Brust der Menschen angeschlagen, die reale Welt fordert ihre Rechte, und will man ihr genügen, so übertönt ihr Geräusch die zarteren Töne der sanften Leyer.

War also der Character der Zeit der Beschäftigung mit dichterischen Erzeugnissen überhaupt ungünstig, so kamen noch tief eingreifende äussere Umstände hinzu, welche dazu angethan waren, dieselbe noch mehr zu verdrängen.

Die Reformation bedurfte zu ihrer Einführung und Befestigung in den Gemüthern des Volks einer eingehenden Controvers-Literatur, die alle namhaften Talente in Anspruch nahm, und besonders die Gebildeten so sehr beschäftigte, dass ihnen zum Genuss und Studium von Dichterwerken weder Musse noch Lust blieb. Hierzu kam in England noch ein stärker als bei andern Nationen ausgeprägtes Vorurtheil gegen theatralische Darstellungen, die nicht mehr wie ehedem unter dem besonderen Schutze und unter Mitwirkung der Geistlichkeit ausgeführt wurden, wo sie den ausgesprochenen Zweck hatten, in erster Linie zu belehren, in zweiter erst zu unterhalten. Dass sich zu dieser Parteinahme gegen das Theater die wichtigsten und einflussreichsten Klassen des Volkes, selbst wenn man die Geistlichkeit ausnimmt, verstanden, darauf wirkte die Reformation ohne Zweifel mittelbar, sie hatte bei dem auf das Reale und Nüchterne gerichteten Sinne des Volkes den Widerwillen gegen alle Schaustellung und alles Gepränge, dessen höchsten Ausdruck es in den Ceremonien und Processionen der katholischen Kirche sah, übermässig gesteigert, man wollte Alles verbannen, das von dem Wege des alltäglichen, gesetzten und ruhigen Lebens abführte, daher waren Schauspiele und Schauspieler allen Denen ein Dorn im Auge, die sich unter die in England damals wie jetzt mit Vorliebe erstrebte Klasse der „respectable people" einzuordnen drängten. Zu dieser rechneten sich besonders die einflussreichen und begünstigten Kaufherren, die zu jener Zeit, wo Englands Handel einen so ungeheuren Aufschwung nahm, eine weit bevorzugtere Stellung behaupteten, als es selbst heute der

Fall ist. Sie führten mit grosser Beharrlichkeit den Kampf gegen das Entstehen von Theatern im Umkreise ihrer Jurisdiction, der City von London und würden gewiss erfolgreich die Aufführung von Schauspielen in der Hauptstadt ganz verhindert haben, wenn sie nicht auf geheimen von Seiten des Hofes ausgehenden Widerstand zu Gunsten der Theater gestossen wären. Wenn nun aber auch in der City selbst keine Theater entstanden, so ertheilte doch Graf Leicester mit der stillschweigenden Billigung Seitens der Königin den Schauspielern, die er im Solde hatte, im Jahre 1574 eine Concession zur Ausübung ihrer Kunst, die unter die Bezeichnung eines Gewerbes fiel und somit die Erlaubniss gewährte zum Bau geeigneter Localitäten im ganzen Umfang des Königreichs, die City allein ausgenommen. So entstanden allerdings Theater dicht vor den City-Thoren, wie 1579 das Blackfriars Theatre in einem ehemaligen Kloster der schwarzen Brüder an dem jenseitigen Ende der Brücke gleichen Namens, und 1594 das Globe Theatre an der Südseite von London Bridge, wo in beiden Fällen die Themse die City-Grenze bildete. Wenn diese Bühnen, an deren letzterer Sh. einen namhaften Antheil besass, auch während der Regierungszeit der Königin Elisabeth und Jacob I. vom Adel und von dem niederen Volke begünstigt wurden, immerhin wurden sie nur durch künstliche Mittel vor gänzlicher Vertilgung bewahrt und die Localgeschichte von London in jener Zeit ist reich an den ergötzlichsten Winkelzügen, durch die der Hof und der Adel das Fortbestehen derselben überhaupt ermöglichten. Nicht aber aus Mangel an genügender Einnahme geriethen sie in Verfall, denn es war diese vielmehr so bedeutend, dass die Antheilhaber, wie also auch Sh. nicht unbeträchtliches Vermögen aus dem Ertrage zogen,* aber der Hass und die Verfolgung der an Zahl bestän-

* Die Einnahme des „Globe“ betrug bei gefülltem Hause etwa 20 Pfund über die Tageskosten. Man machte aus ihr 40 Antheile. 15 davon erhielten die Eigenthümer des Hauses, 3 wurden zum Ankauf neuer Stücke (also für die Dichter) bestimmt und 22 theilten die Schauspieler unter sich. So mochten die Schauspieler ersten Ranges jährlich etwa auf 90 Pfd. (600 Thlr.) kommen, eine Summe, die freilich wenigstens mit 5 multiplicirt werden müsste, um sie heutigen Einkünften vergleichen zu können. — Der Dichter verkaufte sein Werk entweder ein für allemal der Gesellschaft, oder er behielt sich das Recht der Veröffentlichung vor, und nahm dann mit einem Benefiz, der 2. oder 3. Aufführung vorlieb. Für den Hamlet soll Sh. 5 Pfd.

dig zunehmenden und zu immer grösserer Geltung gelangenden Puritaner gegen das Theater steigerte sich allmählich so sehr, und ihr Einfluss auf das niedere Volk, dessen Lehrer sie waren, wurde so bedeutend, dass es ihnen schliesslich unter der Regierung Karls I. im Jahre 1642, nach Aufgebot aller ihrer Kräfte in Spott und Verdammung gelang, die gänzliche Schliessung aller Theater durchzusetzen.

Hier nur eine Probe der Art, in welcher man zu jener Zeit gegen die Theater und ihre Besucher eiferte. Prynne sagt in seinem Histrio-mastix: „Tanz ist die Hauptehre, Schauspiel das Hauptvergnügen des Teufels. In zwei Jahren sind 40,000 Schauspiele verkauft worden, besser gedruckt und mehr gesucht als Bibeln und Predigten. Die Schauspielbesucher sind nicht viel besser als eingefleischte Teufel; sie befinden sich wenigstens auf dem breiten Wege der Verdammniss, gleich denen, welche jagen, Karten spielen oder Perrücken tragen. Und doch ist ihre Zahl so gross, dass man schon eine sechste Teufelskapelle in London errichten will, während Rom zu Nero's Zeit deren nur drei hatte."

Aus den im Vorstehenden angeführten Gründen ist es klar, dass Sh. bei seinen Lebzeiten nie vollkommen in das Bewusstsein der Gesammtheit seiner Nation eingedrungen ist: war sein Name auf den Lippen gewisser Klassen des Volkes und wurde er von diesen hochgehalten, so war er einer anderen und zwar der grossen Klasse des gebildeten Mittelstandes eben nur dem Klange seines Namens nach bekannt. Denn man bemühte sich, ihn und seine Werke überhaupt nicht kennen zu lernen, was damals leicht war, wo dieselben im Druck nicht existirten, und wo man eine Kenntniss derselben nur durch den Besuch der Theater erlangen konnte; dieses aber erschien Vielen fast einer Sünde gleich zu sein, wie oben gezeigt worden. Man kann allerdings wohl annehmen, dass einzelne Mitglieder des Adels, wie unter Andern Graf Southampton, Sh.'s mächtiger und fein-

bekommen haben. In seiner besten Zeit bezog er als Dichter, Schauspieler und Theaterbesitzer ein jährliches Einkommen von beinahe 400 Pfd., das einer heutigen Revenue von 12000 Thlr. vollkommen gleich zu achten sein möchte. Drake, II. S. 233 etc. Kreissig, I. P. 56.

gebildeter Gönner, etwas Anderes an einer Aufführung dieser Werke gefunden haben mögen, als eben nur eine Unterhaltung ihre müssigen Stunden auszufüllen, aber lesen oder gar studiren konnten sie dieselben nicht, weil sie ein eifersüchtig bewachtes Eigenthum der Theaterbesitzer waren und diese durch die Mittheilung derselben möglichenfalls eine bedeutende Einbusse in ihren Einnahmen erlitten hätten.

Ganz ausser Frage war dies natürlich bei der zweiten Classe der Zuhörer, dem niederen Volke. Da dieses übrigens den weit grösseren Theil der Zuhörerschaft bildete, so hat man geglaubt, dass es nahe liege, aus dieser Thatsache zu folgern, dass Sh. die vielfachen lockeren Redensarten und Schilderungen aus dem Leben des Pöbels nur darum in seine dramatischen Werke eingeflochten habe, weil er die Ohren dieser seiner Zuhörer damit habe kitzeln wollen. Dieser Vorwurf scheint dem oberflächlichen Kenner Sh.'s alsobald sehr einzuleuchten; wer sich aber die Mühe gegeben hat, durch ein gründliches Studium seiner Werke tiefer in sein Wesen einzudringen, dem wird es klar werden, wie sehr eine solche Auffassung den Dichter missversteht und herabwürdigt. Treffend sagt Herder von ihm: „Seine Seele ist weit wie die Welt, sein Schauplatz ist für alle Sitten und für alle Völker. Eine ähnliche Seele gehört auch dazu Sh. zu umfassen und wie er angewandt sein will anzuwenden." Nichts erscheint ihm gering, Nichts unbedeutend, das dazu dienen kann, den Eindruck eines grossen Ganzen herzustellen, er weiss, ein tiefer Kenner menschlicher Verhältnisse und Schicksale, sehr wohl, dass nicht nur das Bedeutende, das Gewaltige oder das Erhabene die eigenthümliche Gestaltung irgend eines Zeitraums oder eines Processes in dem Leben der Nationen wie der Einzelnen bedingt, sondern grosse und folgenschwere Ereignisse im äusseren Leben, so wie tief eingreifende und bestimmende Wandlungen in der Gestaltung des innern oft an geringen Ursachen, an kaum merkbaren Anstössen hängen. Es stehe hier Sh.'s eigenes Wort (Hamlet Act III. Sc. II.): „Es war von Anfang des Schauspiels Zweck* und er ist es noch jetzt, der Natur gleich-

* Wie dies auch Goethe gethan. Vergl. in „Shakespeare und kein Ende" seine Bemerkungen über d. Amme und Mercutio in Romeo u. Julie.

sam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Ausdruck seiner Gestalt zu zeigen."

Als im Jahre 1660 die Königs-Familie der Stuarts zurückgekehrt und wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, war es eine der ersten Maassnahmen Königs Karl II. die Theater in erhöhtem Glanze wiederherzustellen, weil ihm den Traditionen seiner Familie gemäss eine wohleingerichtete Bühne zur Erhöhung des Glanzes des königlichen Hofes nöthig schien, und weil er den Puritanern an dieser ihrer besonders wunden Stelle zeigen wollte, dass ihre Herrschaft jetzt gänzlich zu Ende sei. Aber ach! die Generation, die den Shakespeare'schen Stücken mit lautem Beifall zugejauchzt hatte, die Cavaliere, die ihm ihre frohe Gunst gezollt, der Pöbel, der sich an den Ausfällen und Scherzen seiner Clowns ergötzt, waren entweder dahin, oder nachdem die Schrecken des Bürgerkrieges über das Land gezogen und der Protector die Kräfte und Talente des Volkes in neue Bahnen gelenkt hatte, waren sie der theatralischen Darstellungen so entwöhnt, dass fürs Erste die Begünstigung der letzteren nur vom Hofe ausgehen konnte. Aber Karl, der seine Erziehung und mit ihr alle das spätere Leben bestimmenden Eindrücke in Frankreich erhalten hatte, so wie die wenigen Cavaliere, die sich aus dem Sturze des Königthums mit ihm in das gastliche Land gerettet, hatten zu sehr die französische Art zu denken angenommen, um dem von Sh. zur Blüthe erhobenen nationalen Drama wieder Eingang zu verschaffen.

Während der Zeit ihres Exils wollte man in Frankreich Aristoteles und seine dramatischen Regeln neu entdeckt haben, jedes dramatische Erzeugniss sollte sich nach ihnen in der Art wie die Franzosen dieselben auffassten und auslegten, richten; eine Folge davon war, dass die englischen Theater mit elenden, nach französischem Muster angefertigten Schau- und Singspielen, die aber einen grossen Aufwand von Decorations- und sonstigen Bühneneffecten zuliessen, überschwemmt wurden, ja dass man die Shakespeare'schen Stücke grenzenloser Verstösse gegen die aristotelischen Regeln zieh und dass befangene Schriftsteller, selbst Leute von Talent wie John Dryden viele dersel-

ben nach ihrem Belieben ganz umgestalteten, d. h. nahezu werthlos machten.*

Diese für nothwendig erachtete Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke führt uns auf eine weitere Ursache, welche der Vernachlässigung unseres Dichters zu Grunde liegt. Es ist diese in der Natur seiner Werke selbst zu finden. Da nämlich auf der einen Seite der Geschmack jenes Zeitalters sich so sehr verändert hatte, dass das Volk sein eigenes Leben und Schaffen in den Bildern, die Sh. ihnen vorführte, nicht mehr erkennen konnte, so war man auf der andern noch nicht so weit in kritischem Verständniss gediehen, dass man von Zeit und Gewohnheit so vollkommen abstrahiren konnte, das Grosse und Schöne in ihnen objectiv zu würdigen. Man konnte sich zu jener Zeit nicht dazu aufraffen, das Ausserordentliche seines Schaffens, die Höhen und Tiefen seines mächtigen Geistes zu erfassen, man wollte in ihm nur den Sohn seiner Zeit erkennen und vergass oder erkannte nicht, dass er weit über dieselbe und die Scholle der vaterländischen Erde hinausreichte.

Dryden,** dessen schon oben erwähnt ward, ein Mann von durchdringendem Verstande und glänzenden Geistesgaben, aber ein inconsequenter Kritiker und characterlos den Zeitströmungen und der Geschmacksrichtung des Monarchen folgend, ein Kunstrichter, dessen Urtheil leider den grössten Theil der Regierung Karls II. hindurch als maassgebend angesehen wurde, erkannte Sh.'s Grösse wohl,*** aber aus serviler Huldigung des Zeitgeschmacks gab er vor, dass diese Werke völliger Umarbeitung bedürften, um für die verfeinerte Gesellschaft jener Tage geniessbar zu werden, und warf jene traurigen Machwerke auf das Papier, die zum Glück längst vergessen sind, obgleich sie ihrem Verfasser nicht verziehen werden können. Und leider stand Dryden hierin nicht allein, auch Schriftsteller von untergeordneten poetischen Gaben zerstückelten und zerstörten Sh. auf ganz ähnliche Weise. Selbst ein Mann wie der berühmte Heraus-

---

* So wandelte Dryden Sh.'s Anthony and Cleopatra in: All for love, so auch den „Sturm" in eine Art Oper um, Davenant Measure for measure in: The law against lovers etc.

** Er wurde nach Sir W. Davenant's Tode im J. 1668 „Poeta laureatus."

*** Vergl. Dryden: Essay on dramatic poetry.

geber des Tatler konnte damit zufrieden sein, einzelne Citate in seiner Zeitschrift aus Sir W. Davenant's Bearbeitung des Macbeth zu ziehen, als wenn diese eine Verbesserung wäre, und Lord Shaftesbury, der feingebildete und geistreiche Staatsmann und Schriftsteller konnte noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich zu keinem besseren Urtheil über Sh. begeistern, als zu der Klage über seinen „rude unpolished style and his antiquated phrase and wit." Wer sieht nicht hierin den Einfluss des französischen Geistes, der auch bei uns so lange dem Verständniss des englischen Dichters sich entgegenstellte. Es war hier nichts Geringeres nöthig als ein gänzlicher Umschwung in der Denkweise und eine Läuterung der Grundsätze der Kritik, wie sie sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog. Damals erst erkannte man die mächtigen Adern reinen Goldes, die sich durch Sh.'s Werke hinziehen, man wurde aber, als man ihren Reichthum wahrgenommen, der mühsamen und angestrengten Arbeit sich bewusst, die nöthig wäre, diesen Schatz zu heben, und unablässig hat man seitdem an ihm gefördert.

Die oben angeführten Gründe sind hinreichend zu erklären, warum Sh. sich der Kenntniss der grossen Zahl seiner Landsleute fast hundert der auf seinen Tod folgenden Jahre hindurch entzog, es wäre jedoch ein Irrthum anzunehmen, dass man ihn während dieser Zeit gänzlich vergessen habe. Die fünfmaligen Ausgaben seiner Werke innerhalb dieses Zeitraums bis zum Jahre 1709 beweisen dies zur Genüge, derselbe war aber höchst ungünstig für die Verbreitung literarischer Erzeugnisse in England, selbst derer, die zu ganz anderen Gebieten zählten als dem der Dichtkunst. Denn vor Allem waren Bücher zu jener Zeit theuer und die grosse Masse des Volkes auch der elementarsten Bildung fremd, ferner aber traten in der Hauptstadt des Landes, auf die sich die vorhandene fast allein concentrirte, zwei für die Verbreitung von Büchern verhängnissvolle Ereignisse auf, das grosse Feuer des Jahres 1666, welches einen sehr grossen Theil des damaligen London in Asche legte und in dem aller Wahrscheinlichkeit nach viele der ersten Ausgaben der Shakespeare'schen Werke vernichtet worden sind, und die Pest im Jahre 1667, welche die Einwohner decimirte und ihnen auf

die zunächst folgenden Jahre ausschliesslich die Sorge für das allernothwendigste des Lebens nahelegte.

Shakespeare starb im Jahre 1616 und sieben Jahre nach seinem Tode, 1623, erschien die erste von den Schauspielern Heminge und Condell, seinen Freunden und Testamentsvollstreckern, besorgte Ausgabe (editio princeps) seiner Werke in Folio-Format. Diese beiden Männer waren mit Sh. zusammen Besitzer des Globe-Theaters, und da sie bei seinen Lebzeiten in einem freundschaftlichen Verhältniss mit ihm gestanden hatten, so ist wohl anzunehmen, dass er ihnen die Erlaubniss ertheilt habe, nach seinem Tode zu geeigneter Zeit seine Werke herauszugeben, was er selbst, sei es aus übergrosser Bescheidenheit, sei es weil er einen Verlust an Geld bei diesem Unternehmen fürchtete — denn er musste den Erfolg oder Nicht-Erfolg desselben am besten beurtheilen können, — unterlassen hatte. Schauspieldichter verkauften zu jener Zeit ihre Werke meist ein für allemal an die Besitzer der Theater — ob nur an die zeitweiligen Besitzer oder das Theater als Institut ist nicht genügend klar, — und konnten daher ohne deren Erlaubniss dieselben nicht dem Druck übergeben; auch dies mag zur Erklärung der Thatsache dienen, dass Sh. selbst nicht eine Herausgabe seiner Werke besorgte und dass ein Abkommen wie das obige zwischen dem Dichter, zugleich aber Mitbesitzer des Theaters und den Hauptbesitzern aller Wahrscheinlichkeit getroffen wurde. Es scheint jedoch aus der Vorrede zu dieser Ausgabe hervorzugehen,* dass Sh. selbst die Absicht gehabt habe, am Abend seines Lebens sich der Durchsicht seiner Manuscripte zu unterziehen; sein früher Tod im kaum vollendeten 53. Lebensjahre verhinderte ihn daran. Selten aber sind Versprechungen bei der Ankündigung eines Werkes gemacht, welche weniger treu gehalten wurden als diejenigen, welche mit grosser Zuversicht hier vorgetragen werden:** denn es ist in dieser Samm-

* Es heisst darin: It had been a thing, we confess, worthy to have been wished, that the author himself had lived to have set forth and overseen his own writings; but since it hath been ordained otherwise, and he by death departed from that right we pray you do not envy his friends the office of their care and pain to have collected and published them — ** and so to have published them, as where (before) you were abused with diverse stolen and surreptious copies, maimed and deformed by the frauds and stealths of

lung kaum eine Zeile zu finden, die nicht einen groben grammatischen, orthographischen oder sinnentstellenden Fehler aufzuweisen hätte, Fehler, die theils aus der Nachlässigkeit und dem Mangel an Bildung Seitens der Herausgeber, theils aus Fahrlässigkeit des Setzers und aus Nachlässigkeit bei der Correctur entstanden sind.

So erhielt die Nachwelt Sh.'s Werke in einer Form, die unmöglich zum Studium derselben reizen und irgend einen Genuss gewähren konnte. Man wies sie als unverständliche und verworrene Compositionen zurück, und in diesem Grunde mag das oben angeführte Urtheil des Lord Shaftesbury wohl seine Erklärung finden. Die Zeitgenossen Sh.'s aber, die ihn überlebten und jene Folianten aufschlugen, um sich in der Erinnerung an die Glanzzeit der Theater zu ergehen, in der sie der Aufführung der Stücke mit Vergnügen gelauscht, mussten dieselben enttäuscht wieder aus den Händen legen, denn die fehlerhaften und unverständlichen Zeilen spiegelten ihnen die Gemüthsbewegungen nicht zurück, die sie einst bei der Aufführung empfunden hatten. Der traurige Zustand dieser ersten Sh.-Ausgabe hat vielleicht mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen seine Werke lange der Geringschätzung anheimzugeben; derselbe Umstand aber ist es, der auch das Interesse an der beständigen Verbesserung derselben, um sie endlich makellos wiederherzustellen, zwei Jahrhunderte hindurch wach erhalten hat.

Die zweite Folio-Ausgabe, ein Abdruck der ersten, erschien im Jahre 1632, die dritte Ausgabe 1664, die vierte 1685; die Zahl der Abdrücke dieser verschiedenen Ausgaben ist leider unbekannt geblieben.

Im Jahre 1709 endlich trat Nicholas Rowe mit einer verbesserten Octav-Ausgabe der Shakespeare'schen Werke auf, die einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet und dieselben überhaupt erst lesbar machte, und von dieser Zeit an beginnt die schnelle Folge der Ausgaben, die bis in unsere Zeit zu einer ungemein grossen Zahl angewachsen sind. So erschienen während des

injurious impostors, that exposed them: even those are now offered to your view cured and perfect of their limbs, and all the rest, absolute in their numbers, as he conceived them.

achtzehnten Jahrhunderts im J. 1725 eine Quart-Ausgabe von Pope mit einer werthvollen Vorrede und einer Sammlung der bisherigen bedeutenderen Kritiken versehen, doch mit willkürlich verändertem Texte, im Jahre 1733 eine solche von Theobald, in Bezug auf Correctheit des Textes die beste der bis dahin erschienenen, im J. 1774 die Oxford-Ausgabe von Hanmer, 1747 von Pope und Warburton, 1753 von Hugh Blair, 1765 von Dr. Johnson, 1766 von Steevens, 1773 von Johnson und Steevens, 1790 von Malone etc.

Im Jahre 1693 leistete ein gewisser Rymer den Werken Sh.'s den unfreiwilligen Dienst, durch eine schnöde Kritik derselben die Aufmerksamkeit eines grösseren Publicums auf sie hinzulenken. Sein Urtheil ist jedoch nur bemerkenswerth durch die Verkehrtheit desselben und durch die Bitterkeit, die er aus Lust an Widerspruch gegen die durch Betterton's Spiel noch immer hin und wieder mit rauschendem Beifall begrüssten Stücke ausgiesst. Er gab aber doch den Anstoss zu näherer kritischer Untersuchung derselben, so ungünstig sie auch zu jener Zeit ausfallen mochte, wo man noch immer mit den französirten Regeln des Aristoteles wie mit der Elle messen wollte. Ein günstigeres Urtheil über dieselben wagten die damals nach und nach entstehenden viel gelesenen Wochenblätter, hauptsächlich der Tatler und Spectator, zu fällen.

Einen weit grösseren Einfluss auf die Wiedereinführung Sh.'s in die Herzen des Volks als ihn diese häufigen Ausgaben seiner Werke und diese Kritiken gehabt, äusserten die unübertrefflichen Darstellungen Shakespeare'scher Charactere gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts durch Betterton und besonders seit 1741 durch David Garrick. Wie überhaupt dramatische Werke ihrer Natur nach eine ergreifende Wirkung in der scenischen Darstellung äussern sollen,* ist früher anerkannt worden, wie es noch jetzt anerkannt wird,** dass von

* Vergl. Johnson's Vorrede zu s. Sh.-Ausgabe wo er sagt: His language not being designed for the reader's desk was all he desired it to be, if it conveyed his meaning to the audience.

** Gervinus sagt darüber Th. II, S. 490: Ein ganz Wesentliches zu der ideellen Wirkung eines Shakespeare'schen Dramas thut die Aufführung; durch sie erst kommt die ganze Macht des Dichters zu Tage etc. Wir werden von der Aufführung gezwungen, nicht wie beim Lesen auf Worten zu

den Dramen der Neueren dieser allgemeine Ausspruch auf Sh. am meisten Anwendung findet; er ist so frisch und lebenswahr, dass, um ihn recht zu erfassen, man das natürliche Bild des Lebens und Handelns, das er uns darstellen will, an sich vorbeiziehen lassen muss. Dies erklärt zur Genüge den gewaltigen Umschwung, den Garrick's Darstellungen in der damaligen Schätzung Sh.'s hervorriefen. Garrick hatte das richtige Gefühl und besass den tiefen Einblick in die Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, dass er zur Hervorrufung grösserer Begeisterung für Sh. den Erfolg, den er durch seine Darstellungen errungen, durch eine öffentliche glänzende Demonstration zu krönen beschloss, und so entstand auf sein Betreiben die grosse Feier, das „Jubilee" zu Stratford on Avon, Sh.'s Geburtsort, am 6. September 1769, also ohngefähr 200 Jahre nach des Dichters Geburt. Es war dies, obwohl nach unserem Geschmacke nicht so recht sinnig arrangirt, der englischen Art der Demonstration aber vollkommen angepasst, das grosse Versöhnungsfest der Nation mit ihrem so lange verkannten und vernachlässigten Dichter und der eigentliche Zeitpunkt, von dem an der Strom der Sh.-Verehrung und des Sh.-Studiums immer mächtiger anschwoll und unaufhaltsam fortströmte.

---

weilen, sondern auf dem, was das Schauspiel darstellen will, auf der Handlung etc. Sh.'s Werke sollten streng genommen durchaus nur durch Aufführung verständlich gemacht werden. Denn dafür und dafür allein sind sie geschrieben worden; die Trennung der dramatischen Dichtung von der Schauspielkunst, durch die bei uns beide Künste gelitten haben, bestand in Sh.'s Zeiten nicht. Die Hauptschwierigkeit des Verständnisses seiner Stücke liegt auch nur darin, dass wir sie lesen und nicht sehen. Denn vollgedrängt wie sie sind von dichterischen Schönheiten, von psychologischer Characteristik, von moralischer Lebensweisheit, von Beziehungen und Anspielungen auf Zeitverhältnisse und Personen, zerstreuen sie die Aufmerksamkeit auf die verschiedensten Puncte und lassen schwer zur Zusammenfassung des Ganzen und schwer zu seinem leichten Genusse gelangen. Wenn sie aber dargestellt werden von Schauspielern, die dem Dichter gewachsen sind, so tritt eine Arbeitseintheilung ein, die uns durch Einschreiten einer zweiten Kunst die erste zum leichteren Genusse vermittelt. Die Spieler, die ihre Rollen begriffen haben, überheben uns jener erschwerenden Mühe beim Lesen, vielleicht zwanzig verschiedene Charactere auseinander zu halten, und in sich in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu verstehen. Erscheinung, Sprache, Benehmen des einzelnen Spielers erklären uns mühelos wie im Gemälde die Figuren und Hebel der Handlung; sie geben uns die feinsten Fäden durch deren Verwickelungen an die Hand und leiten uns zu dem Innersten und Allerheiligsten des Kunstbaues auf ebnerem Wege. Gervinus, Th. I, S. 26 u. 27.

Wie gross der Einfluss Garrick's auch auf Deutschland war, ist daraus abzunehmen, dass in demselben Jahre 1741, in dem dieser Schauspieler zuerst in dem kleinen Theater von Goodman's fields in London in der Rolle Richards III. auftrat und seine Zuhörer zu Schauer und Thränen hinriss, Ritter W. von Borck, der zur Zeit preussischer Gesandter in London war, ohne Zweifel weil auch er das mächtig Ergreifende des Sh.-Geistes in ebenbürtiger Darstellung erfahren hatte, die erste Uebersetzung eines vollständigen unverfälschten Trauerspiels von Sh., den Julius Caesar, herausgab.

Es waren allerdings schon vor dieser Zeit einzelne Bruchstücke und selbst ganze Dramen von Sh. nach Deutschland hinübergebracht und in der bekannten Sammlung der „Wiener Haupt- und Staatsactionen" veröffentlicht worden, aber in einer so entstellten Form, dass wenn nicht Namen und einzelne Theile der Handlung einen Anhaltepunkt gewährt hätten, man Sh. nimmermehr daraus würde erkannt haben, wie denn auch des Dichters Name aus naheliegenden Gründen verschwiegen worden war. Diese Stücke und Bruchstücke rührten von englischen Schauspielern her, die gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ihren Weg über Holland nach Norddeutschland und den Rhein hinauf nach Süddeutschland fanden. Es können dieser Stücke aber nur wenige gewesen sein und man kann sich nicht darüber wundern, dass diese von den englischen Schauspielern selbst in der höchsten Verunstaltung aufgeführt worden sind, da, wie oben angeführt, dramatische Werke Eigenthum der Theaterbesitzer waren und letztere natürlich mit Argus-Augen über ihrem Schatze wachten, damit nicht andere Gesellschaften sich der Stücke bemächtigten und jene zur Erreichung grösserer Erfolge allein auf die Tüchtigkeit ihrer Schauspieler angewiesen gewesen wären. Es waren daher diesen englischen Schauspielern ältere Stücke weit eher zugänglich, welche als veraltet von den Theater-Directoren den Buchhändlern übergeben worden, oder wenigstens handschriftlich leichter zu erlangen waren als die Shakespeare's, aus deren ausschliesslichem Besitz die Directoren des „Globe" gerade zu jener Zeit bedeutende Reichthümer zogen. Diejenigen derselben daher, die in Deutschland zur Aufführung gelangten, müssen durch Nachschreiben bei der

Darstellung, durch fragmentarische Mittheilungen von Personen, welche dem Theater nahe standen, oder auf ähnliche Weise zusammengestellt worden sein.

Schon im Jahre 1620 erschien ein Band von Verdeutschungen unter dem Titel: „Englische Komödien und Tragödien, wie sie von den Engländern in Deutschland an königlichen, kur- und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten agieret und gehalten worden," in dem sich zwei Stücke befinden, die entschieden an die „beiden Veroneser" und das Sh. von Vielen zugeschriebene, richtiger aber überarbeitete Stück „Titus Andronicus" erinnern, wie Tieck gezeigt hat.* Das erste grössere, leicht erkennbare Bruchstück eines der Shakespeare'schen Werke, das in deutschem Gewande, allerdings ganz umgearbeitet, bekannt geworden, ist die Episode der Handwerker-Comödie im Sommernachtstraum. Sie ist verflochten in das Lustspiel von Gryphius: Absurda comica oder Herr Peter Squenz, in dem Herr Squenz der Pedant die Hauptrolle spielt. das um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschien. Ob der Sommernachtstraum als Ganzes von den englischen Schauspielern nach Deutschland gebracht worden sei, oder nur diese Episode allein, wie sie in England von Cox bearbeitet um dieselbe Zeit unter dem Titel: „The merry conceited humours of Bottom the weaver" bekannt war, ist nicht erwiesen, jedenfalls ist sie doch auf das (englische) Shakespeare'sche Stück zurückzuführen.

Wir wissen genau, dass ausser dieser Episode drei Shakespeare'sche Dramen früh ihren Weg nach Deutschland gefunden haben und in deutschen Uebertragungen von deutschen Wandertruppen aufgeführt wurden; es sind dies „Romeo und Julie," das unter dem Namen „Romeo und Julieta" nicht zu verkennen ist, wie Ed. Devrient, der es aufgefunden,** durch Auszüge daraus hinlänglich gezeigt hat, ferner Hamlet, der unter dem Titel: „Eine Tragödie, der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet von Dänemark" unter des Schauspielers Eckhoff Nach-

* Vergl. Tieck, Deutsches Theater I, S. 27 etc.
** Vergl. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst I, S. 289 ff.

lass gefunden und aus dem im Gothaischen Theater-Kalender von 1779 ein Auszug veröffentlicht wurde, und zuletzt der Kaufmann von Venedig. Die beiden letzteren scheinen jedoch etwas später übertragen worden zu sein als das erste, das schon in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch deutsche Schauspieler zur Aufführung gelangt sein muss. Uebrigens sollen nach Fr. Thimm's Angabe schon im Jahre 1614 Handschriften von Romeo u. Julie, Hamlet und Ben Jonson's Volpone, die in der Züricher Bibliothek aufgefunden worden sind, von Joh. R. Hess, nachmaligem Senator in Zürich, aus England gebracht worden sein.

Da bei den deutschen Bearbeitungen der genannten Stücke die Quelle, aus der sie geschöpft waren, verschwiegen worden, so war Sh.'s Name in Deutschland noch immer unbekannt, als Spätere, z. B. Dryden, der 17 Jahre nach Sh.'s Tode geboren wurde, sich der Kenntniss deutscher Literar-Historiker bereits dargeboten hatten. Die erste Erwähnung des Namens Sh. geschieht, soweit bis jetzt bekannt, in einem im Jahre 1682 erschienenen Buche von Georg Daniel Morhof, der in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" sagt: „John Dryden hat gar wohl gelehrt von der dramatica poësi geschrieben. Die Engelländer, die er hierinnen anführet, sind Shakespeare, Fletcher und Beaumont, von welchen ich nichts gesehen habe." Eine zweite Notiz über ihn findet sich erst in den im Jahre 1708 erschienenen „Gedanken von der Oper" von Berthold Feind, und zwar in folgender Stelle: M. le chevalier Temple in seinem Essai de la poésie erzählet p. 374, dass etliche, wenn sie des rennomierten englischen Tragici Shakespeare Trauerspiele verlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen." Bald darauf erwähnt Bentheim in seinem „englischen Schul und Kirchenstaat" (Kap. 29) Shakespeare folgendermassen: „William Shakespeare kam zu Stratford in Warwickshire auf die Welt. Seine Gelehrsamkeit war sehr schlecht, und daher verwunderte man sich um desto mehr, dass er ein fürtrefflicher poeta war. Er hatte einen sinnreichen Kopf, voller Scherz, und war in Tragödien und Comödien so glücklich, dass er auch einen He-

raclitum zum Lachen und einen Democritum zum Weinen bewegen konnte."*

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1740 findet man Shakespeare's Namen in keinem deutschen Werke. In dem bezeichneten Jahre aber erwähnt Bodmer eines englischen Dichters, den er Saspar und bald darauf in den „Betrachtungen über die poetischen Gemälde" Sasper nennt,** worunter Shakespeare zu verstehen ist. Die sonderbare Orthographie hatte er aller Wahrscheinlichkeit nach einer falschen Aussprache oder Abkürzung des Namens nachgebildet.

Als aber im Jahre 1741 des Ritters von Borck Uebersetzung des Julius Caesar erschienen war und somit das Publicum zum ersten Male ein Shakespeare'sches Trauerspiel vollständig in ziemlich gelungener Uebersetzung, (sie war in Alexandrinern, einer damals durch die französischen Classiker den Deutschen geläufig gemachten Versart geschrieben,) lesen konnte, da glaubte Gottsched, als wenn er ahnte, dass der kritischen Zwingburg, die er mühsam und unter grosser Anstrengung in langen Jahren aufgebaut hatte, und vor der sich alle Kritiker seiner Zeit ehrfurchtsvoll neigten, Gefahr drohe, mit scharfem Tadel gegen diese Uebersetzung zu Felde ziehen zu müssen. Die auf dieselbe bezügliche Stelle in den Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit lautet folgendermassen: „Die Uebersetzungssucht ist so stark unter uns eingerissen, dass man ohne Unterschied Gutes und Böses in unsere Sprache bringt; gerade als ob alles, was ausländisch ist, schön und vortrefflich wäre und als ob wir nicht selbst schon bessere Sachen aus den eigenen Köpfen unserer Landsleute aufzuweisen hätten. Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Comödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakespeare's ist. Der Herr Uebersetzer also, wenn er, wie er drohet, noch mehr über-

* Vergl. Eschenburg, Ueber Shakespeare 1787. p. 498.

** Dass Shakespeare unter diesem Namen gemeint sei, geht aus zwei Stellen der oben angeführten Abhandlung hervor, von denen die eine sich auf des Theseus Beschreibung seiner Hunde im Sommernachtstraum (Act 4, Sc. 2), die andere sich auf die Erscheinung des Geistes im Hamlet bezieht. Cf. Krit. Betrachtungen üb. d. poet. Gemälde. S. 170 u. 593.

setzen will, beliebe sich unmassgeblich bessere Urschriften zu wählen, womit er unsere Schaubühne bereichern will, ehe er sich diese Mühe giebt, sonst wird ihm Deutschland keinen grösseren Dank dafür wissen, als unseren Komödianten, die uns auch eine Menge Stücke aufführen, die sie aus allen kleinen Geistern der Franzosen übersetzet, die von ihren eigenen Landsleuten ausgezischet und verworfen werden."

Noch in demselben Jahre und in derselben Zeitschrift erschien eine Vergleichung Sh.'s mit Gryphius von Joh. Elias, dem Bruder von Joh. Heinrich Schlegel. Abgesehen von der nach unserer heutigen Schätzung höchst sonderbaren Wahl der zu vergleichenden Dichter, muss man Joh. Elias Schlegel die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, dass er nach dem Stande der dramatischen Kritik seiner Zeit, bei den herrschenden Vorurtheilen zu Gunsten des französischen Classicismus ein recht gesundes und freimüthiges Urtheil über Shakespeare gefällt hat, das erste in Deutschland, das diesen Namen überhaupt verdient. Er betonte darin besonders Sh.'s ausserordentliche Meisterschaft in der Zeichnung der Charactere, und den richtigen Ausdruck, den er den Gefühlsbewegungen leihe im Gegensatz zu Gryphius, dessen dramatische Oeconomie er dagegen über der Sh.'s lobend erhob. Auch ihm war die ewig wiederholte und bis zum Ekel angepriesene Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung nach den französischen Mustern unumstössliches Gesetz und er konnte bei aller richtigen Würdigung Sh.'s immer noch nicht über den scharfen Stein des Anstosses, dass Sh. dieselbe nicht beobachtet, hinweg. Man darf ihm wohl verzeihen, dass er in den Fehler verfiel, in den häufig in die Sh.'schen Stücke eingeflochtenen Scenen aus dem Volks- und Alltagsleben eine Abschwächung der durch die pathetischen Stellen hervorgerufenen Regungen zu sehen; es ist dasselbe von späteren Kunstrichtern, die mit weit mehr Praetensionen auftraten, beständig nachgebetet worden, bis Gervinus endlich in schlagender und geistvoller Ausführung den ächten poetischen Werth dieser Episoden kennen und würdigen lehrte.

Es stehe hier noch ein zweites Urtheil über Sh. aus jener Zeit, das Gottsched fällte, dessen Aussprüche ja damals auch dem grossen gebildeten Publicum Orakelsprüche waren, weil es

in schlagender Weise den Contrast der vor 100 Jahren ausgeübten Sh.-Kritik und der jetzigen darstellt. Gottsched sagt von einem Aufsatze in dem englischen Blatte The Spectator, in dem Sh.'s Regellosigkeit als durch die vielfachen Schönheiten in seinen Werken vollkommen aufgewogen erklärt wurde: „Das klingt nun recht hoch, und wer von Sh.'s Sachen nichts gelesen hat, der sollte fast denken, es müsste doch wohl recht was Schönes sein, welches den Abgang aller Regeln so leichtlich ersetzen kann. Allein man irrt sich sehr. Die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit, welche aus dieser Hintansetzung der Regeln entspringen, die sind auch bei dem Sh. so handgreiflich und ekelhaft, dass wohl Niemand, der nur je etwas Vernünftiges gelesen, daran ein Belieben tragen kann. Sein Julius Caesar, der noch dazu von den Meisten für sein bestes Stück gehalten wird, hat so viel Niederträchtiges an sich, dass ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann. Er wirft darinnen alles unter einander. Bald kommen die läppischen Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit Schurken und Schlingeln um sich schmeissen und tausend Possen machen, bald kommen wiederum die grössten römischen Helden, die von den wichtigsten Staatsgeschäften reden. Die Zeit ist so schön darinnen beobachtet, dass dies Trauerspiel mit der Verschwörung wider den Caesar anfängt und mit der pharsalischen — so steht da — Schlacht aufhört. Auch die Gespenster sind darinnen nicht vergessen, vor welchen Brutus eine recht kindische Angst hat, ohngeachtet er sich kurz zuvor einen derben Rausch getrunken (!) um den Tod seiner Gemahlin Portia zu verschmerzen. Wenn nun solche saubere Sachen einem Liebhaber der Dichtkunst die Verwerfung der Regeln angenehm machen können, so muss er ein trefflich Geschick zur englischen Leichtgläubigkeit haben."*

Zu dieser Zeit treten die Franzosen thätiger in der Kritik Sh.'s auf als wir Deutsche, wie denn auch einige ihrer Kritiker viel früher die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf ihn hingelenkt hatten. Dieses findet seinen Grund augenscheinlich in dem bei Weitem grösseren Verkehr der Franzosen mit den Engländern.

* Beiträge zur kritischen Historie etc.

Schon 1699 hatten St. Evremond,* der den grössten Theil seines Lebens in England zubrachte, auch dort starb, später La Motte und La Fosse sowie der Abbé Prévost in seiner Zeitschrift le Pour et le Contre sich eingehend mit Sh.'s Werken beschäftigt, und schon in den Jahren 1745—48 erhielten die Franzosen im Théâtre anglais von de la Place eine Uebersetzung von Antonius u. Cleopatra, Cymbeline, Hamlet, Henry VI., Julius Caesar, Macbeth, Merry wives of Windsor, Othello, Richard III. und Timon of Athens. Leider hatte de la Place nicht den Muth mit einer Uebersetzung der vollständigen Stücke hervorzutreten, er liess die charakteristischen Volksscenen wie überhaupt Alles, was in jener überfeinerten Zeit in Frankreich irgend einen Anstoss erregen konnte, aus,** so dass man in seinen Uebertragungen immer noch nicht den Shakespeare hatte; aber sie gewährten doch den Vortheil das grössere Publicum mit Sh.'s Namen bekannt zu machen, die Kritik herauszufordern, und Anregung zu vollständigen Uebersetzungen der sämmtlichen Sh.'schen Werke zu werden. Diese Kritik, fast ohne Ausnahme eine heftig tadelnde aber höchst unberechtigte und aller vernunftgemässen Beweisführung entbehrend, wurde von verhältnissmässig unbedeutenden literarischen Grössen ausgeübt, bis sie im Jahre 1755 in Voltaire's Lettres sur les Anglais ihren Culminationspunkt erreichte, und sich nun, da ein so bedeutender Kämpfer in die Arena getreten war, die besten Geister in Deutschland und Frankreich es angelegen sein liessen, den Grund oder Ungrund eines so absprechenden und in sich selbst widerspruchsvollen Urtheils zu untersuchen. Da in Frankreich jedoch, wo man vielfach mit Voltaire's als des literarischen Dictators Augen sah, diese Periode nicht von bedeutendem Einfluss auf die Verbreitung des Shakespeare-Studiums war, auch keine besonders wichtige Momente in der Sh.-Kritik zu Tage förderte, so möge hier nur Voltaire's Kritik ganz kurz characterisirt werden.

---

* St. Evremond Oeuvres. Paris, 1699. P. 245. 260.

** Vergl. mit diesem ein ähnliches englisches Unternehmen der Neuzeit, das dem Herausgeber, den nach dem Namen eines feinfühlenden Mannes verlangte, mit Recht den eines Barbaren einzutragen geeignet ist, den sogen. Family Shakespeare v. J. Bowden.

In Deutschland waren seit der oben angeführten Schlegel'schen Vergleichung Sh.'s mit Gryphius bis zu diesem Zeitraume keine selbstständigen und eingehenden Kritiken erschienen, es war aber Sh.'s hin und wieder bei der Anzeige fremder Beurtheilungen in den von Gottsched herausgegebenen Zeitschriften, so besonders in dem „neuen Bildersaal der Weltliteratur" in Bemerkungen, meist tadelnden oder spöttischen Inhalts gedacht worden, wo sie nicht dieses Inhalts sind, geben sie nichts als Uebersetzungen aus englischen Schriftstellern; hier und da nur ist eine kurze Notiz lobender Art von einem deutschen Kritiker eingeflochten, aber Gottsched wies allen Antheil daran auf das Ernsteste von sich.*

Noch im Jahre 1750 findet sich eine höchst eigenthümliche Notiz in einem damals weitverbreiteten Universalwerke, dem Jöcher'schen compendiösen Gelehrten-Lexicon, das bis zum Jahre 1819 sich eines sicheren Bestehens erfreute, vor, aus der erhellt, eine wie fast mythische Persönlichkeit Sh. selbst den damaligen Gelehrtenkreisen war. Die Stelle lautet folgendermassen: „Shakespeare (Wilh.), ein englischer Dramaticus, geboren zu Stradford 1564, war schlecht auferzogen und verstund kein Latein. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch sehr ernsthaft sein, und excellierte in Tragödien. Er hatte viel sinnreiche und subtile Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl keiner von beyden viel damit gewann. Er starb zu Stradford 1616 am 23. April im 53. Jahre. Seine Schau- und Trauerspiele, deren er sehr viel geschrieben, sind in VI Theilen 1709 zu London zusammengedruckt und werden sehr hoch gehalten."

Die Jahre 1755—56, in denen Voltaire's Kritiken erschienen,** bezeichnen den Zeitpunkt, in dem man sich allen Ernstes

---

* Vergl. Vorrede zum neuen Büchersaal. Bd. 8, S. 136.

** Vergl. folgende Stellen in den Lettres sur les Anglais; dix-huitième lettre: de la tragédie anglaise 1755: Shakespeare que les Anglais prennent pour un Sophocle créa le théâtre anglais. Il avait un génie plein de force et de fécondité de naturel et de sublime sans la moindre étincelle de bon goût et sans la moindre connaissance des règles. Il y a de si belles scènes, des morceaux si grands et si terribles répandues dans ses farces monstrueuses, qu'on appelle tragédies que ces pièces ont toujours été jouées avec un grand succès. Und an einer anderen Stelle: Shakespeare le Corneille de Londres, grand fou d'ailleurs, mais il a des morceaux admirables. Ferner: Lettre à l'académie française, 25. Aug. 1776. Prem. partie: Une partie de la nation anglaise a érigé depuis peu un temple au fameux comédien-poëte Shakespeare et a fondé un jubilé en son honneur. Quelques Français ont

an eine vorurtheilsfreie verstandes- und zeitgemässe Beurtheilung Sh.'s machte, und dies um so mehr, als gerade in demselben Jahre, 1755, Lessing's Miss Sarah Sampson erschien, und die Deutschen in diesem ersten „bürgerlichen Trauerspiel" von hervorragendem Werthe einen Weg der productiven Dramatik beschritten, welcher dem der französischen Heldentragödie geradezu entgegengesetzt war. Das Stück ward bekanntlich mit allgemeinem Jubel begrüsst.

Es war diese Reaction gegen den franz. Geschmack zwar der Zeit nach vorbereitet worden durch die Opposition von Bodmer und Breitinger gegen Gottsched's bis dahin allgemein als gültig anerkannte Kunstregeln, aber Lessing ging seinen Weg doch ganz selbstständig und er war es, der von nun an im Verein mit Nicolai mit mächtigen und genialen Streichen Gottsched aus dem letzten literarischen Gebiete verjagte, auf dem er sich noch mit Mühe gehalten hatte, und uns Sh. in seiner ganzen Würde und Erhabenheit darstellte. Es ist dies einer der kühnsten und mächtigsten Griffe, die je in das Getriebe der deutschen Literatur gethan worden sind und unberechenbar sind seine Folgen für das ganze Gebiet derselben geworden.

Während Lessing selbst durch die Production eines bahnbrechenden Dramas, ähnlich wie Lillo es in England durch den Kaufmann von London gethan, das Gefühl und den Geschmack seiner Landsleute auf eine neue Bahn leitete, um sie das lange verkannte Wesen ihrer eigensten Richtung und Neigungen wiederfinden zu lassen, überliess er es vor der Hand Nicolai, in dem Hinweise auf Shakespeare und der Auslegung seines dem deutschen Character so verwandten Wesens den Deutschen kri-

---

täché d'avoir le même enthousiasme. Ils transportèrent chez nous une image de la divinité de Shakespeare. Deuxième partie. Personne assurément ne respecte plus que moi les grands hommes que cette île a produits et j'en ai donné assez de preuves. La vérité qu'on ne peut déguiser devant vous m'ordonne, de vous avouer, que Shakespeare, si sauvage, si bas, si effréné et si absurde avait des étincelles de génie. Und später: Figurez-vous, Messieurs, Louis XIV. dans sa galerie de Versailles entouré de sa cour brillante, un gille couvert de lambeaux perce la foule des héros, des grands hommes et des beautés, qui composent cette cour; il leur propose de quitter Corneille, Racine, Molière pour un saltimbanque qui a des saillies heureuses et qui fait des contorsions. Croyez-vous que cette offre serait reçue?

tisch vorzuführen, wo sie ihre Vorbilder zu suchen hätten, ihnen die Quelle zu zeigen, aus der allein es ihrer würdig wäre, tief und freudig zu schöpfen. Er hob in den Briefen „über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" bei der Besprechung des deutschen Theaters besonders Shakespeare's meisterhafte Characterzeichnung hervor, die ihm trotz der Vernachlässigung der gangbaren dramatischen Regeln einen hohen Rang über den französischen Dramatikern einräumte. „Wem," sagte er, „das englische Theater bekannter ist, der weiss, dass es in seiner Art so viel Vorzügliches hat, als das französische. Die Grösse und Mannigfaltigkeit der Charactere ist eines der Vornehmsten, worin die Deutschen von den Engländern lernen könnten. Es ist wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmässigkeit, ihr übelgeordneter Dialog ist nicht nachzuahmen: aber die Regeln sind dasjenige, was ein Deutscher am ersten weiss, und mit einer mässigen Kenntniss derselben sind diese Fehler, bis auf den letzten, sehr leicht zu vermeiden. Ihre Unregelmässigkeit bringet ihnen zuweilen auch wirklichen Vortheil; die Franzosen gestehen es selbst, dass ihre allzugrosse Zärtlichkeit und Weichlichkeit ihnen nicht erlaubt, viele Charactere auf ihr Theater zu bringen, die auf dem engländischen Theater die glücklichste Wirkung thun. Der Stoff der engländischen Comödie ist daher viel mannigfaltiger. Ich sehe in derselben allezeit die Menschen unter den verschiedensten Gestalten und sehr öfters mit den feinsten Auswickelungen ihrer Neigungen. In den meisten französischen Comödien weiss ich schon voraus, was ich sehen werde: einen verliebten Herrn, einen lustigen Diener und ein Kammermädchen, das witziger ist, als ihre Gebieterin."

Ebenso wies er auch in einem 1756 geschriebenen Artikel in der „theatralischen Bibliothek," in dem er die Geschichte der englischen Bühne behandelte, rühmend auf Shakespeare, Beaumont u. Fletcher und Ben Jonson hin, indem er zugleich die Behauptung aufstellte, dass ein Vorrang vor den dramatischen Werken jener Dichter nur den Griechen zuzugestehen sei.

Das eigentlich belebende Feuer aber in diese kritischen Bestrebungen warf erst Lessing durch seine Abhandlungen über Sh. in den „Briefen die neueste Literatur betreffend," in denen

er, wie es stets seine Art war, mächtig an der trägen Nachahmungssucht für die französischen Muster rüttelte und mit feurigen Worten dem Blitzstrahl gleich die ungesunde literarische Atmosphäre reinigte. Der siebenzehnte Brief des angeführten Cyclus vom Februar 1759 kann mit Recht als ein Aufruf an alle vorurtheilsfreien und klaren Köpfe gelten, an alle Gebildeten seiner Nation, zu erkennen, wie ungehörig sie bisher auf falschen Altären geopfert und das wahrhaft Erhabene und Meisterhafte unwürdiger Vernachlässigung anheimgegeben hätten, und sich fortan mit Ernst und Liebe zu der Würdigung des grossen und reinen Genius zu begeistern, den er ihnen in so hellem Lichte und in so scharfen Umrissen darstellte. Lessing war der Mann dazu, eine solche Revolution in den Gemüthern hervorzubringen, denn er besass nicht allein die durch Klarheit der Anschauung hervorgebrachte überzeugende Kraft des Wortes, sondern auch die Beharrlichkeit, das Erkannte zur Geltung zu bringen, und die stete Schlagfertigkeit, jedem Angriffe, wo und in welcher Form er hervortrat, zu begegnen; und es ist wohl eine Fügung, die wir Späteren allen Grund haben anzuerkennen, dass diese grosse Sache in die Hände eines solchen Sachwalters fiel. Er wandte zuerst seine Waffen gegen die Autorität und die kritische Begabung Gottsched's, als gegen den offensten und gefährlichsten Widersacher der richtigen Würdigung Sh's.

„Niemand," hatte Nicolai gesagt, „wird läugnen, dass die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken hat." Darauf antwortete Lessing: „Ich bin dieser Niemand, ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, dass sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeintlichen Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen." „Den elenden Zustand der Bühne einzusehen," sagt er weiter, „brauche man eben nicht der feinste und grösste Geist zu sein. Es hätten auch andere denselben wohl eingesehen, aber Gottsched habe sich vor Andern die Kraft zugetraut, ihn zu verbessern, indem er aus dem Französischen übersetzt, französische Reimerei ermuntert und den Harlequin feierlich vom Theater vertrieben habe. Er habe

nicht sowohl das alte Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen französirenden werden wollen, ohne zu untersuchen, ob dies der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.*

Dass so kühne Behauptungen nicht ohne Erwiderungen bleiben konnten, liegt auf der Hand, sie sind aber von zu geringer Bedeutung und liegen dem Vorwurf dieser Zeilen zu fern, als dass ihrer hier speciell Erwähnung geschehen sollte.

Das grosse Publicum war indessen bis hierher und noch bis in die vier folgenden Jahre dem richtigen Verständniss und der Parteinahme an diesem literarischen Streite, der auf Lessings Seite auch von den Mitarbeitern an den Literaturbriefen Nicolai und Mendelssohn geführt worden, ganz fern geblieben, da ihm die Grundlage des Verständnisses desselben in einer deutschen Uebersetzung der Shakespeare'schen Werke fehlte. Es war jedoch durch denselben bei den Gebildeten der Wunsch rege geworden, zu einer gründlicheren Kenntniss der englischen Dramatik durchzudringen, und es war daher ein mit Freuden begrüsstes Ereigniss, als 1762 der erste Band der Wieland'schen Uebersetzung von Sh.'s Werken erschien, die nach und nach bis zum Jahre 1766 auf 8 Bände anwuchs. Sie enthielt von den historischen Stücken nur die beiden Theile von Heinrich IV., es fehlten in derselben ferner: Cymbeline, die lustigen Weiber von Windsor, Ende gut, Alles gut, die bezähmte Widerspänstige, Coriolanus, Troilus u. Cressida, Verlorene Liebesmüh und die von Sh. nur überarbeiteten Pericles und Titus Andronicus. Sie war leider bis auf die meisten der Reim-Verse im Sommernachts-Traum in Prosa abgefasst, ein Umstand, der keineswegs geeignet war, den deutschen Lesern eine richtige Anschauung von den Originalen zu geben. Wieland hatte diese Form gewählt, weil, wie er in einer Anmerkung zu einem der gereimten Verse sagt, Sh. jegliches Talent Verse in Reimen zu schreiben abgesprochen werden müsse, und entschuldigt damit in vielen Fällen seine eigene schlechte Prosaübersetzung, da er so viel wie möglich wörtlich habe wiedergeben wollen, was er gefunden, und Sh. häufig sich nicht nur nicht vor groben Unschicklichkeiten, sondern auch nicht einmal vor offenem Unsinn gescheut habe,

* Siehe den 17. Literaturbrief.

um einen Reim zu Stande zu bringen. Dass es nur äusserst wenige oder vielleicht nie einen Schriftsteller gegeben, dem ein Reim immer sogleich bei der Hand gewesen ist, und der sich beim Schreiben gereimter Verse nie einen Zwang hat auflegen müssen, daran wird jetzt wohl Niemand zweifeln, und es sollten daher Sh.'s Reime nicht härter beurtheilt werden, als die anderer Schriftsteller, aber man wird wohl kaum umhin können zu fühlen, dass Sh.'s reimlosen Jambenversen jene hinreissende Gewalt innewohnt, die den vollen augenblicklichen Ausguss tiefen Gefühls und kräftigen Gedankens so wunderbar kennzeichnet. Dass Wieland aber ganz anderer Meinung war, geht aus den vielfach unter die einzelnen Stücke gesetzten Anmerkungen hervor, deren Abgeschmacktheit gegenwärtig in hohem Grade lächerlich erscheinen muss, Wieland aber auch schon damals die heftigsten Angriffe und manchen Spott zuzog.* Diese tadelnde Kritik beschränkt sich aber nicht allein auf den Reim der Sh.'schen Verse, sie ist ungemein fruchtbar in der Auffindung der verschiedenartigsten Fehler und stellt Alles, was auf diesem Felde vor und nachher geleistet worden, gänzlich in den Schatten. Es möge hier Einiges aus derselben Platz finden, welches zeigen soll, wie befangen das Urtheil eines so hervorragenden und geistreichen Schriftstellers und noch dazu nicht einmal abgesagten Feindes der Sh.'schen Muse war, wie dies sowohl aus verschiedenen Stellen der Vorrede zu der Uebersetzung, als auch aus einem im Folgenden angeführten Briefe hervorgeht.

So sagt er in der Anmerkung zu dem Selbstgespräch Edmunds vor dem Eintritt Edgars in König Lear, Act I. Sc. 2: „Dieses nonsensicalische Gewäsch hat man beinahe so verworren, als es im Original ist, zu einer Probe stehen lassen wollen von einer dem Shakespeare sehr gewöhnlichen Untugend, seine Gedanken nur halb auszudrücken, übel passende Metaphern durcheinander zu werfen und sich von allen Regeln der Grammatik zu dispensiren." Ferner bemerkt er zu der prophetischen Rede des alten Gaunt auf dem Sterbebette (Rich. II. Act. II. Sc. 1), die in so überaus herrlicher Sprache den ohnmächtigen Schmerz des scheidenden Patrioten vergegenwärtigt: „Was für eine Rede

* Vergl. Goethe: Götter, Helden u. Wieland, u. was Goethe darüber in „Wahrheit u. Dichtung," 3. Theil S. 200 sagt.

in dem Munde eines alten sterbenden Prinzen, der sich über Engbrüstigkeit und kurzen Athem beklagt! Indessen war dieses schülerhafte rhetorische Gewäsche, diese auf einander gehäuften übel zusammen passenden Metaphern und diese abmattenden Tautologien die allgemeine Mode in unseres Autors Zeit.“ Ist dieses nicht eine Versündigung an dem ewig wahren Geiste der Poesie, dessen Wehen in diesem schönen Monologe nur dem geistig Stumpfen, sollte man meinen, nicht fühlbar ist? Am lustigsten aber ist die Kritik der unvergleichlichen Scene im „Eberkopfe“ in Eastcheap, wo der Prinz und Falstaff abwechselnd den König darstellen. (Henry IV. Act II. Sc. 4). Es heisst hier: „Diese unvollkommene Probe — denn man hat dennoch einige Blümchen auslassen müssen — wird den Leser vermuthlich geneigt machen, dem Uebersetzer in Absicht der falstaffischen Scenen Vollmacht zu geben, darüber nach eigenem Belieben zu schalten. Man muss ein Engländer sein, diese Scenen von Engländern spielen sehen und eine gute Portion Punsch dazu im Kopfe haben, um den Geschmack daran zu finden, den Sh.'s Landsleute grösstentheils noch heutigen Tages an diesen Gemälden des untersten Grades von pöbelhafter Ausgelassenheit des Humors und der Sitten finden sollen.* Wer ausser Wieland, der sich nicht ganz in einen Panzer von Vorurtheilen gesteckt hat, möchte wohl je in vollem Ernst ein solches Urtheil haben fällen mögen? Hätte er es wirklich heute gethan, so würde

---

* Ich kann hier der Versuchung nicht widerstehen, im Gegensatz zu diesem geringschätzigen Urtheile Wielands über die Scenen in Eastcheap, eine Schilderung eines neueren ebenso gemüthvollen wie mit kritischem Scharfsinn begabten Schriftstellers über den Eindruck, den dieselben Scenen bei ihm zurückgelassen, herzusetzen, obwohl dies eigentlich dem Vorwurf dieser Arbeit fremd ist, des Americaners Washington Irving. Er sagt in dem Sketchbook (Tauchnitz-Ed. S. 106): „Ich möchte den fetten Jack nicht für die Hälfte der grossen Männer in den alten Chroniken aufgeben. Was haben die Helden vergangener Tage für mich oder meinesgleichen gethan? Sie haben Länder erobert, von denen ich nicht einen Streifen besitze, sie haben Lorbeern errungen, von denen ich kein Blatt geerbt, sie haben tollkühne Thaten vollführt, die ich weder die Gelegenheit noch die Neigung habe, nachzuahmen. Aber der alte Jack Falstaff — der freundliche Jack Falstaff — der süsse Jack Falstaff — hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert, er hat weite Regionen von Witz und Humor eröffnet, in denen auch der ärmste Mann sich ergötzen mag, und er hat eine endlose Erbschaft von fröhlichem Gelächter hinterlassen, die Menschen lustiger und besser zu machen bis in die spätesten Zeiten.“

er sicherlich morgen unter einer unwiderstehlichen Anwandlung von Lustigkeit das Schriftstück zerrissen haben.

Wie wenig Wieland überhaupt den wahren Werth der Sh.'schen Dichtungen erfasst hatte, geht daraus hervor, dass er an verschiedenen Stellen statt der Sh.'schen Scenen kurze Inhaltsangaben derselben liefert, als ob im Grunde dasselbe Resultat und mit weniger Worten erzielt würde, wenn man statt einer treuen Uebertragung nur kurz den Faden der Handlung angiebt. So erklärt er eine solche Manipulation, die er mit dem letzten Act von „Was ihr wollt" vorgenommen, mit folgenden Worten: „Dieser ganze letzte Aufzug enthält nichts mehr als eine Entwickelung, welche leicht vorherzusehen ist. Man weiss schon, dass die Anlegung des Plans und die Entwickelung des Knotens diejenigen Theile nicht sind, worin unser Autor vortrefflich ist. Hier scheint er, wie es ihm mehrmal in den fünften Aufzügen begegnet, begieriger gewesen zu sein, sein Stück fertig zu machen, als von den Situationen, worin er seine Personen gesetzt hat, Vortheil zu ziehen." Allerdings mass er hier, seiner Richtung gemäss, Sh. nach dem Maasse französischer Stücke und den Corneille'schen Regeln, nach denen freilich die durch die Begebenheiten und Verwickelungen der ersten vier Acte angefüllte Schaale bersten und das fertige Resultat auf den Zuschauer auf einmal ausgiessen musste. Ausserdem verleitet die geringe Bekanntschaft mit dem Gange der englischen Cultur Wieland zu häufigem ungerechten Tadel: Sh. ist selten tendenziös, aber wo er es ist, da muss billiger Weise den Umständen Rechnung getragen werden, die ihn zu dieser oder jener Schreibweise bestimmten. Wenn Sh. im „Kaufmann von Venedig" und an manchen andern Stellen den übertriebenen Hang seiner Landsleute nach dem Gebrauch einer möglichst lateinisirten Sprache geisselt, so ist es ungereimt, wenn Wieland „alle nur möglichen Fehler des Ausdrucks findet." Dies nämlich ist sein Urtheil über das obige Stück, dass „alle Fehler eines ungereinigten Geschmacks und einer übertriebenen Gefälligkeit gegen den verdorbenen Geschmack seiner Zeit in keinem Stücke vielleicht auf eine beleidigendere Art vorherrschen, als im „Kaufmann von Venedig," indem die häufigen und rührenden Schönheiten desselben alle Augenblicke durch ungereimte Ab-

fälle, aufgedunsene Figuren, frostige Antithesen, Wortspiele und alle nur mögliche Fehler des Ausdrucks entstellt seien.“ „Der Uebersetzer hat es daher,“ fährt er fort, „vorgezogen, manche Stellen in veränderter Form wiederzugeben, um nicht durch eine allzu schüchterne Treue dem Sh. zu schaden und den Leser ungeduldig zu machen.“

Man sieht aus allen diesen hier angezogenen Urtheilen, mit wie grosser Voreingenommenheit Wieland den Sh. betrachtete, man erkennt leicht den allzu getreuen Anhänger der französischen Schule, aber er konnte das deutsche Wesen, das in ihm war, doch nicht so ganz ertödten, dass er nicht angezogen worden wäre von dem verwandten Geiste, der aus Sh.'s Dramen zu ihm sprach. Dies zeigte er, indem er sich mit ganzem Ernst und Eifer gegen die leichtfertige Kritik Voltaire's auflehnte, und wir müssen uns wieder mit ihm versöhnen, wenn wir lesen, was er in einem Briefe an Zimmermann schrieb, im Jahre 1758, einer Zeit, wo er sich noch nicht berufen fühlte, mit einer strengen Kritik hervorzutreten, und wo noch die geistige Grösse des britischen Dichters gewaltig rührend vor ihm aufzog.*

Eine wie wunderbare Umwandlung aber hatten wenige Jahre in der Denkweise dieses Mannes hervorgebracht, der im Jahre 1758 diesen Brief und 1762—66 die oben beleuchteten Anmerkungen schreiben konnte.

So ungerecht und beschränkt seine Auffassung auch war, so hätte es doch den Gegnern derselben besser angestanden, das Verdienstvolle einer Uebersetzung der Sh.'schen Werke überhaupt, zumal einer solchen, die doch trotz ihrer Fehler bei

---

* Er schreibt: Sie kennen ohne Zweifel diesen ausserordentlichen Menschen durch seine Schriften. Ich liebe ihn mit allen seinen Fehlern. Er ist fast einzig darin, die Menschen, die Sitten, die Leidenschaften nach der Natur zu malen: er hat das köstliche Talent, die Natur zu verschönern, ohne dass sie ihre Verhältnisse verlöre. Seine Fruchtbarkeit ist unerschöpflich. Er scheint nie etwas Anderes studirt zu haben als die Natur, ist bald der Michel Angelo, bald der Correggio der Dichter. Wo fände man mehr kühne und doch richtige Entwürfe, mehr neue, schöne, erhabene, treffende Gedanken, mehr lebendige, glückliche, beseelte Ausdrücke als bei diesem unvergleichlichen Genie? Zum Geier mit dem, der einem Genie von solchem Range Regelmässigkeit wünscht, und der vor seinen Schönheiten die Augen zuschliesst, oder kein Auge dafür hat, blos weil es die nicht sind, welche das kläglichste Stück von Pradon in weit höherem Grade besitzt als der Cid.“ (Gruber, Wieland's Leben. I. S. 233.)

Weitem nicht unbrauchbar war, hervorzuheben, statt sich in dem herbsten Tadel und sarkastischen Angriffen gegen Wieland zu ergehen.* Denn Dank ist man dem Manne immerhin schuldig, der zuerst ein anerkannt schwieriges Unternehmen angreift, mögen Andere es später auch noch soviel besser und gediegener ausführen. Dies erkannte Lessing sehr wohl, und es ist ein nicht zu unterschätzender Beweis seines richtigen Blicks, dass er nicht in den von allen Seiten ausgesprochenen Tadel einstimmte, obgleich er wohl mehr als die meisten Anderen von der Unzulänglichkeit der Uebersetzung und den Schwächen der Anmerkungen Wieland's überzeugt sein musste.**

Im Anfange des Jahres 1767 erschienen die ersten Briefe seiner „Hamburger Dramaturgie," in denen er die in den Literaturbriefen begonnene Polemik gegen das französische Theater wieder aufnahm, und wo immer sich die Gelegenheit bot, auf das englische und besonders auf Sh. hinwies und dieses Dichters Dramen denen der französischen Classiker kritisch gegenüberstellte. Diese Abhandlungen sind mehr als irgend welche andere Bestrebungen wirksam gewesen Sh. in Deutschland einzuführen und heimisch zu machen, denn sie waren die ersten eingehenderen dieser Art, die von Grund aus die Frage der Classicität des französischen Theaters sowie der vermeintlichen Superiorität derselben über das englische Theater ergriffen und mit Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit erörterten. Hatte Lessing die erste dieser Fragen siegreich bekämpft, so war mit ihr auch die zweite gefallen und es war dann die Nothwendigkeit eingetreten, seine Behauptungen und Beweise durch eingehendes Studium der englischen dramatischen Werke, besonders derer Sh.'s, zu prüfen.

---

* So unter Anderen Gerstenberg, der in den Schleswiger Literaturbriefen mit grossem Aufwande von Genialität seinen Tadel gegen die Uebersetzung zu persönlichen Angriffen auf Wieland benutzte. Dieselben Briefe bieten uns eine eingehendere Beurtheilung Sh.'s, die aber an ebenso grosser Ueberschwenglichkeit im Loben, wie die Angriffe gegen Wieland im Tadeln leiden. Gerstenberg wollte an Sh. nur Tugenden und Schönheiten finden, Fehler oder Mängel existirten nach ihm an Sh. nicht, doch enthalten dieselben manche treffende Bemerkung u. sind daher immerhin ein werthvoller Beitrag zur Sh.-Literatur. Sein Ugolino entstand unter dem Einflusse dieser Studien (1768).

** Siehe darüber: Hamb. Dramaturgie. 15. Stück, v. 19. Juni 1767.

Aber nicht allein dadurch, dass er die Autorität der sogenannten französischen Classiker untergrub, wirkte Lessing vortheilhaft auf das Studium Sh.'s ein, er that es, um auch den vorsichtigen Kunstkennern zu genügen auch dadurch, dass er die Berechtigung Sh.'s als dramatischen Künstlers nachwies. Zu einer Zeit, wo die Pedanterie in allen, besonders aber den wissenschaftlichen Bestrebungen sehr gross war, genügte es nicht, die Shakespeare'sche Welt dem Gemüthe zu erschliessen, es musste auch gezeigt werden, dass man es nicht mit einem dramatisch ungebildeten, alle Regeln der Kunst ignorirenden wenn auch geistvollen Naturkinde zu thun habe, dargethan werden, dass man, selbst wenn man auf dem Boden der aristotelischen Regeln stehen bliebe, Sh. dem Geiste seiner Schöpfungen nach als einen weit treueren Schüler des griechischen Weisen anerkennen müsse, als die französischen Nachahmer der griechischen Tragödien. Dieser zweite Punkt stand in Wechselwirkung zu dem ersten; scharf untersucht und schlagend bewiesen, mussten beide zusammen unfehlbar der Beurtheilung Sh.'s eine ganz andere Richtung geben.

Bedenkt man ferner die Armuth der dramatischen Muse in Deutschland zu jener Zeit, und den immer stärker hervortretenden Conflict des französischen Geschmacks mit dem deutschen, dem die pomphaften Tragödien der Franzosen auf die Dauer nicht entsprechen konnten, und vergegenwärtigt man sich dann die durch die „Hamburger Dramaturgie" hervorgerufene Stimmung und angezeigte Richtung, so hat man darin den Schlüssel zu der nunmehr immer allgemeiner werdenden Würdigung Sh.'s in Deutschland gefunden.

Es seien hier zwei Stellen der „Hamb. Dramat." hervorgehoben, die für Lessing's Schätzung von Sh. characteristisch sind. Die eine findet sich in dem bereits angeführten Briefe v. 19. Juni 1767 im Verlauf seiner Beurtheilung von Voltaire's Zaïre. Dieser hatte gesagt, es sei diese Tragödie in Folge einer an ihn von verschiedenen Damen ergangenen Aufforderung ein Stück zu schreiben, in dem die Liebe eine hervorragende Rolle spiele, entstanden: Lessing bemerkt hierzu, „die Liebe selbst," habe ein Kunstrichter artig genug gesagt, „habe Voltaire die Zaïre dictirt," richtiger hätte er gesagt: „die Ga-

lanterie.“ „Ich kenne“, fährt er fort, „nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen; und das ist „Romeo u. Julie“ von Shakespeare.“

Die andere im Briefe v. 12. Januar 1768 knüpft bei der Beurtheilung des Richard III. v. Chr. Weisse an eine Bemerkung des Verfassers an, dass er in der Abfassung seiner Tragödie kein Plagium an Sh. begangen habe, obwohl „es vielleicht ein Verdienst gewesen wäre, an dem Sh. ein Plagium zu begehen.“ Auf diese Bemerkung erwidert Lessing an der betreffenden Stelle in trefflicher Weise.

Hatte sich Lessing das grosse Verdienst erworben der erste gewesen zu sein, der die Deutschen auf dem Wege der vorurtheilsfreien Kritik gründlicher mit Sh. bekannt machte und Wieland gegenüber einen richtigeren Maassstab an seine Beurtheilung legte, so ward ihm ferner der Ruhm, zwei unserer herrlichsten Männer zu immer tieferem Eindringen in den Reichthum des Sh.'schen Geistes angeregt zu haben, Herder und Goethe.

Herder, um 5 Jahre der Aeltere von den Beiden, hatte sich schon einige Jahre vor dem Erscheinen der Wieland'schen Uebersetzung viel mit Sh. in der Original-Sprache beschäftigt. Er erkannte zwar das Verdienstvolle dieser Verdeutschung als einer solchen gerechter Weise an, da er die Schwierigkeiten dieses Unternehmens sehr wohl zu würdigen wusste, war jedoch, selbst ein gewandter Uebersetzer, mit derselben keineswegs, weit weniger aber noch mit den Anmerkungen Wieland's zufrieden, wie er dies unter anderem in einem Briefe aus dem Jahre 1771 ausspricht.* Goethe urtheilte nicht so streng

* Er sagt in diesem aus Strassburg an seine Braut gerichteten Briefe: So hat Ihnen Romeo u. Julie gefallen! und doch haben Sie dieses vortreffliche himmlische Stück, das einzige Trauerspiel in der Welt, was über die Liebe existirt, nur in der Uebersetzung gelesen. Denn das muss ich sagen, dass unter allen Sh.'schen Stücken Wieland's keins so verunglückt ist, als dieses. Der Grund ist vielleicht der, dass Wieland nie selbst eine Romeo-Liebe gefühlt hat: sondern sich nur immer mit seinen Pantheen und Seraphins den Kopf voll geweht, statt das Herz je menschlich erwärmt hat; und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen die Liebe mehr als durch Worte redet, eine ganz unbekannte Sprache gewesen. Dazu hat Sh. in diesem Stück viel Reime, auf die Wieland in den Noten schimpft, die freilich einem Uebersetzer auch den Kopf und die Feder toll machen können, die aber im Original so sehr zur wahren Romanzensprache der Liebe

über dieselbe, er vertheidigte sogar noch in „Dichtung u. Wahrheit," deren erster Theil erst 1811 erschien, die von Wieland gewählte Prosa-Form der Uebersetzung gegen die vielen kurz nach dem Erscheinen derselben auf sie gerichteten Angriffe. Der Freundeskreis, der sich in den Jahren 1770—72 in Strassburg gebildet hatte, zu dem neben Goethe, Lenz und Klinger auch Herder zählte, war der eigentliche Herd, auf dem die Flamme der Begeisterung für Sh. hell aufloderte, wo das Ergötzen an ihm und die Hinneigung sich ganz in seine Denkweise und Auffassung hineinzuversetzen, von Tag zu Tage in dem Maasse wuchs, als man sich mehr in ihn vertiefte.* Hier sog man den Geist ein, der sich darauf in der hauptsächlich von Herder, Goethe und Mendelssohn verfassten Zeitschrift: Von deutscher Art und Kunst nachhaltig wirkend und fördernd für das Studium Sh.'s in Deutschland offenbarte.

Unter dem mittelbaren oder unmittelbaren Einfluss dieser Shakespeare-Studien entstand bei Goethe, wie er selbst andeutet, die Idee zum „Götz von Berlichingen," und wie dieses Werk mächtig in den Gedankengang der Gebildeten Deutschlands eingriff, so erregte es auch wechselsweise den Wunsch in ihnen, die dramatischen Werke kennen zu lernen, die zu dem Götz und zu denen er in so naher Verbindung stand. Goethe hat durch denselben der Verbreitung Sh.'s in Deutschland auf indirectem Wege einen grossen Dienst erwiesen, einen Dienst, dessen Werth er durch seine spätere unübertreffliche Kritik einzelner Sh.'scher Tragödien erhöhte, Herder erfasste ihn mit der ganzen Tiefe seines innigen Gemüths und stellte ihn, indem er uns ihn empfinden machte, zugleich unserem Verstande in seiner ganzen Grösse dar, nicht nur, dass er ihn gegen die so oft erhobenen Anklagen seines Mangels an Kenntniss der drama-

---

gehören, als sie dem Fühllosen freilich närrisch vorkommen können. Eine Probe sei z. B. das Gespräch zwischen Romeo und Julie auf dem Ball, wo immer die Allegorie von andächtigen Pilgrimen in Frag' und Antwort, bei Händedrücken und Kuss fortläuft, dass es so heimlich wird, als es freilich romantisch, und wenn Sie wollen, abentheuerlich im Deutschen herauskommt. Um so mehr freut es mich, dass durch alle dies Missrathen der Geist Sh.'s Sie hat erwärmen können. (Herder's Leben I. S. 170 von Caroline von Herder.)

* Vergl. hierüber: Dichtung u. Wahrheit, Theil III. Buch 11. S. 45.

tischen Regeln vertheidigte, sondern dass er sogar den zu jener Zeit kühnen Satz aufstellte, dass man, statt Sh. wegen seiner Verstösse gegen die aristotelischen Regeln (im französischen Sinne) zu entschuldigen, in ihm vielmehr den Schöpfer einer neuen, der Neuzeit allein angemessenen Dramatik bewundern müsse.

Wie wohlthuend wirkt nach allen den widerwärtigen und sinnlosen Kritiken verständniss- und gefühlloser Beurtheiler der Ausguss tiefer Bewunderung und Verehrung in einem solchen Manne. „O Shakespeare! wie kehrst Du das Innere hinaus! machst sprechend den stummsten Abgrund der Seele! Alles ist Dir Verhängniss, und ohne innere Theilnahme doch Nichts Verhängniss. Zu jedem Deiner Ereignisse, seien sie Gräuel oder edele Thaten, stimmt die ganze Natur bei, frohlockend oder schaudernd. Das Ungewitter in Lear, da der Himmel seinen ganzen Zorn wegen des Undanks der Töchter ausgiesset, trifft das nackte Haupt des unbedachten dachlosen Vaters, der an seinem Unglück selbst Schuld ist. Das Klopfen an Macbeth's Thür, sobald der König ermordet ist, und was der Wächter dabei saget; die Furchtereignisse nach König Hamlets Tode, sonst jede Zustimmung der Natur zu der von Dir dargestellten That; sie zeigen alle Deine stille, grosse in's Weltall ergossene Seele, in die sich alles spiegelt, aus der sich alles herausspiegelt, Verhängniss und Character, Character und Schicksal. Grosser, stiller Dichter, Du führtest die Wage menschlicher Gesinnungen und des waltenden Schicksals in Glück und Unglück mit Treue, mit Wahrheit. Keines Deiner Stücke ist dem andern gleich; in jedem haucht ein anderer Welt-, Zeit- und Lebensgeist; das Band der Begebenheiten ward immer anders geschlungen, anders geleitet; und doch ist's allenthalben nur Dein unsterblicher Griffel, der von den Tafeln des Verhängnisses uns diese Gemälde darstellte und unser inneres Auge ihnen aufschloss.“

An einer anderen Stelle: „Die Liebe, nie ist sie bei Sh. Galanterie, als wo sie es sein muss. Wahre Liebe dagegen mit allen Vorbereitungen und Wendungen, mit jedem süssen Spiel, das ihr gehöret, geschweige mit den verschiedenen Ausgängen ihres Schicksals — wer hat sie reiner, tiefer, vollen-

deter dargestellt als Sh.? Romeo u. Julie, Desdemona, Imogen, so manch anderes Gemälde mit anderen Farben gemalt, in anderen Situationen dargestellt, sind ewig lebende Bilder im Garten der Liebe! Ihr und jeder Leidenschaft wies Sh. das Gebiet an, das jeder gehöret."

Diese Bewunderung für Sh. und dies Hineinleben und Sichhineinfühlen in seine Denk- und Empfindungsweise hielt Herder jedoch nicht ab, ernst zu prüfen, in wie fern er dieser Bewunderung auch vom künstlerischen Standpunkte würdig wäre, und er stellte so in einem in den „Blättern für deutsche Art und Kunst" im J. 1773 erschienenen Aufsatze die Grundzüge einer ganz neuen Beurtheilung des künstlerischen Werthes der Sh.'schen Werke auf, indem er die Abweichung des modernen Dramas von den Tragödien der Griechen klar und allgemein fasslich erörterte und seine Berechtigung nachwies.

Die Dichter der modernen französischen Literaturperiode.

Von
Dr. J. J. S. May in München.

Die französische Literatur bietet in ihrer Entwickelungsgeschichte ein Phänomen dar, welches, wenn sich auch Aehnliches in den Literaturen anderer Völker, namentlich der Spanier, der Italiener und selbst der Deutschen, findet, doch nirgends so auffallend erscheint und so consequent durchgebildet worden ist, als bei den Franzosen, nämlich ein gänzliches Verlassen und Aufgeben einer früheren Nationalliteratur und die Aufnahme einer neuen, durchaus abweichenden, von aussen her gekommenen Richtung, welche mit Verdrängung des eigentlich Volksthümlichen zu allgemeiner Geltung gelangt ist und alle Fächer der Literatur durchdrungen und beherrscht hat und im Ganzen noch jetzt beherrscht. Die französische Literatur bis auf die neueste Zeit, wo man endlich einigermaassen zur Besinnung gekommen zu sein scheint, bietet daher das auffallende Beispiel einer durchaus künstlich gemachten Bildung, welche auf gelehrtem Wege entstanden, mit dem Nationalgeiste aber freilich nun innig verschmolzen, sich doch von allem echt Nationalen vollkommen losgerissen hat, um einem conventionellen Ideal zu huldigen.

Man ist wol darüber einig, dass die Franzosen das am wenigsten poetische Volk in Europa sind, in dem Sinn, dass sich die Poesie im poetischen Wort und Bild ausdrückt. Denn in der Poesie des Heldenthumes, der Thaten sind sie gross vor andern, und sie gleichen darin den alten Römern, die auch

nicht die ausgezeichnetste Poesie schrieben, aber die grösste Poesie auf den Schlachtfeldern wie auf dem Marktplatz Roms, auf der Weltbühne spielten. So geht auch bei den Franzosen die wahre Tragödie öfters durch die Strassen von Paris als über die Bretter des Schauspielhauses, und ein grösseres Heldengedicht ist mancher Heereszug, als das beste Gedicht ihres besten epischen Dichters. Darum ist auch, wie bei den Römern, ihre Geschichtsschreibung wahrhafter poetisch, als ihre Gedichtschreibung, wiewol sie auch in der Geschichte bis jetzt mehr auf Pracht des Gedankens und Wortes, auf glänzenden und hinreissenden Styl ausgingen, als auf die einfache Hoheit der Wahrheit und den stillen Geist der Schönheit.

Fast noch an der Grenzscheide des Mittelalters und der modernen Zeit tritt uns ein Mann entgegen, der, indem er der Unnatur der Romantik, die sich, wie wir gesehen, in immer inhaltlosere Allegorien verflüchtigt hatte, die concrete Natur und den gesunden Menschenverstand gegenüberstellte, noch seine eigenen, wenn auch seltsamen Wege wandelte. Wenn auch die meisten Anekdoten, die man von Franz Rabelais erzählt, wol nicht allzu begründet sein möchten, so ist doch so viel gewiss, dass er ein Mann von höchst umfassender Gelehrsamkeit gewesen und ein sehr bewegtes Leben geführt hat, wie er denn nach einander Franziscaner und Benedictiner, dann Doctor und Docent der Medicin in Montpellier, Herausgeber medicinischer Schriften, Arzt in Lyon, zuletzt Kanonicus und Pfarrer in Meudon bei Paris gewesen, wo er auch 1553 mit den Worten „ich gehe, ein grosses Vielleicht zu suchen," gestorben ist. Sein Testament lautete: Ich habe nichts, ich bin viel schuldig; ich gebe den Rest den Armen. Das war der Meister, der den grossen satyrischen Roman Gargantua und Pantagruel schuf, einzig in seiner Art durch die Kühnheit seiner Zusammenstellungen und seiner Wortschöpfungen, durch die Kraft der Zeichnung mit wenigen gewaltigen Strichen, durch die Schärfe des Witzes und den Humor der Weltanschauung, durch die Tiefe seiner Satyre, womit er die Gebrechen seiner Zeit und der Menschen überhaupt, der Grossen und Kleinen geisselte, durch die glücklichsten Sprünge vom Ernst in den Scherz und vom Scherz in den Ernst, durch eine grossartige Weisheit unter

dem Ueberwurf von scheinbaren Ruchlosigkeiten, und durch einen grossen Styl. Diese Compositionen sind in der Poesie in der That dasselbe, was die ungeheuerlichen Gestalten eines Höllenbreughels oder Hieronymus Bosch in der Malerei. Es sind kecke Satyren auf die Sophisterei der Scholastik, auf die Verderbtheit des Klerus, auf die Zuchtlosigkeit der damaligen Pariser Sitten, die bis in die geringsten Einzelheiten geschildert werden, auf die Völlerei und Schlemmerei des Zeitalters, gegen Ende auch auf die Politik desselben. Gargantua ist ein Fresser, Pantagruel ein Säufer. Die Anlage ihrer Geschichte ist nun zwar biographisch, allein ohne irgend ein psychologisches oder ethisches Interesse. Rabelais überlässt sich mit seinem unendlichen Talente zur Komik jeden Augenblick den Einfällen, die ihm gerade kommen, unterdrückt keinen Witz, der sich ihm darbietet, und wühlt sich mit Behagen gern in den schlammigsten Cynismus hinein. Das ritterliche Ideal behandelt er mit nicht geringerer Verachtung, als das mönchische. Er ist voller Witz, Laune, Schalkheit, Phantasie und hat, im Gegensatz zur höfischen Poesie, die Sprache des Volkes aufgenommen, die er mit der genialsten Willkür durch die kühnsten Schöpfungen erweiterte, allein im Ganzen haftet ihm eine Formlosigkeit an, die auch bis zur Rohheit sich verläuft. Die ergötzlichste Figur seiner bunten Erzählung, der vielgereiste Panurge wird schon nach Beendigung des Krieges des Pantagruel mit den Dipsoden vom dritten Buche ab die Hauptperson. Er möchte gern heirathen. Die Bedenken gegen diese Neigung werden mit gründlicher aber äusserst cynischer und widriger Breite erörtert und zuletzt will Panurge das Orakel der heiligen Flasche darüber befragen; dies giebt die Veranlassung zu einer Reise nach den Inseln der Nirgendheimer und des Laternenvolkes. Panurge gelangt endlich auch zu seinem Zweck. Die heilige Quelle, aus welcher er die Flasche empfängt, murmelt ein Orakel, welches die Priesterin für das bedeutendste erklärt, das sie je vernommen. Es heisst nämlich: Trink! Der Gehalt seines wunderlich krausen, göttlichtollen Buches ist ein ewiger; er gehört nicht nur seiner Zeit, sondern jeder Zeit an, weil im Besonderen das Allgemeine gezeichnet ist, weil er tief aus der menschlichen Natur nahm,

Man stosse sich nur nicht an dem Seltsamlichen seiner Bildungen: er sollte und wollte das Ungeheure des Burlesken geben. Man ärgere sich nicht am Gemeinen: das ist ein unentbehrliches Ingredienz einer solchen Komik, wenn sie ist, was sie sein soll. Er schuf die neufranzösische Literatur, mit ihm fing die neufranzösische Sprache, die in den Zeiten Franz I. zu allgemeiner Herrschaft gelangte, an; Viele lernten von ihm, aber sie wussten nicht, wie er, die Sprache weiter zu bilden und zu bereichern.

Das Genie Rabelais', des phantasie- und geistreichsten französischen Dichters, vererbte sich nicht. Statt wie er die Sprache immer freier und beflügelter zu machen und ihr schöne sinnliche Anschaulichkeit zu geben, banden und beschnitten sie ihr die Flügel und zogen ihr alles Fleisch ab. So wurde die französische Sprache das, was sie bis zur Revolution blieb, — unfrei, kaltblütig, abgezogen, abgeblasst, unvolksthümlich, vornehm, reich an Ausdrücken für praktische Dinge, arm an Bezeichnungen für das, was in der Tiefe der Seele vorgeht, für alles Ideale. Erst die Revolution, welche alles Ueberkommene umkehrte, und alles Gebundene freigab, führte auch der Sprache wieder aus der Hütte und vom Markt, aus den ursprünglichen lebendigen Quellen neue Lebenskräfte zu und gestattete ihr einen freieren und höheren Schwung. Unter unermüdlichem Säubern und Klären durch solche, welche kalte Schönredner aber keine Dichter waren, war die Sprache freilich zu einer eigenen Klarheit und geschmackvollen Einfachheit gekommen. Sie zeichnet sich vor den meisten modernen Sprachen durch logische Präcision, Nettigkeit und Durchsichtigkeit aus, ist aber eben deshalb gebundener und unbiegsamer, als alle übrigen, wegen ihrer Einförmigkeit in der Betonung der Bildungssilben und der meist consonantisch abgestumpften oder in tonlose Vocale abgeschwächten Auslaute, ärmer an Wohllaut und unrhythmischer: ihre Hauptstärke ist daher die Prosa und sie eignet sich vorzugsweise zur Umgangssprache.

Ebenso wurden Grundgesetze und Grenzen der Poesie für immer und ewig festgestellt, Glaubenssätze der Dichtkunst, von denen keiner abweichen durfte, und zwar Grenzen und Gesetze

sowol für die Form als für den Inhalt. Unerlässlich war in Sonderheit für das Schauspiel die Beachtung der hochheiligen Regel der drei Einheiten und die Scheidung des Komischen und Tragischen, des Ernstes und Witzes. In der Tragödie war der Wärmegrad des Gefühls und der Leidenschaft vorgeschrieben, alles Starke war verboten, und nur das Zarte, anständig Gemässigte der Gesinnung und des Ausdrucks, eine gewisse Vornehmigkeit beider, was man so Adel und fürstlichen Anstand in den gebildeten Kreisen nannte, war zugelassen. Weiter war das Feld für die Posse und das Intriguenstück, doch musste auch der Inhalt dieser hoffähig, eine höflich feine, nach dem Begriffe der gesellschaftlichen Etikette anständige Kurzweil sein. Wehe dem, der etwas geschrieben hätte, das vom Athem des Volkslebens nur von fern angehaucht gewesen wäre, nur einen einzigen Ausdruck! Alles musste aus der sogenannten guten Gesellschaft genommen sein. Und

„Gute Gesellschaft hab' ich gesehn; man nennt sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt."

In solchen Fesseln musste sich die französische Poesie bewegen. Sie konnte keine Palme werden, das Genie wird gross nur in der Himmelsluft der Freiheit; sie wurde ein hübscher Zierbaum im Hofgarten.

Was das Zeitalter Franz des I. vorbereitet hatte, ging in dem Zeitalter Ludwig des XIV. in Erfüllung. Die Bourbons vollendeten das Werk der Valois. Aus dem Feudalstaat war das souveraine Königthum, aus diesem die raffinirte Despotie geworden, welche ihr schnödes Princip in dem berüchtigten Worte des vierzehnten Ludwigs: l'état c'est moi! aussprach; die nationalen Erinnerungen waren verwischt, die Volkskraft gebrochen oder entnervt, ein stehendes Heer, Polizeibrutalität und das unter dem Titel „Finanzwirthschaft" organisirte Aussaugesystem gaben die Regierungsmittel dieses Königthums ab, welches mit wahnwitzigem Eifer den Schlund aushöhlte, in den es zu Ausgang des 18. Jahrhunderts versinken sollte. Ludwig XIV. hat das seltene Glück gehabt, überall mühelos zu ernten, was lange vor ihm von Andern unter Kämpfen aller Art ausgesäet und herangereift war. Durch Richelieu's eisernen Willen und durch alle Künste der Schlauheit und Gewalt war

die letzte Macht der Grossen und der Widerstand der Protestanten gebrochen; denn die geringen fast lächerlichen Unruhen der Fronde, welche die Jugend des Königs berührten, verdienen kaum erwähnt zu werden. Die Macht des Königs war unumschränkt, und wenn er nur einigermaassen den Umständen entsprach, so musste seine Regierung kräftig und glänzend sein.

Durch Ronsard, Jodelle u. A. war die Sprache ihrer Vollendung nahe gebracht und feste Grundzüge für literarische Productionen aufgestellt worden; man wusste, was man wollte, und es kam nur darauf an, dass sich Talente fänden, das auszuführen, was längst schon angebahnt war. Ludwig war aber gerade der Mann, der als die Sonne, um welche sich Alles drehte, diese Keime zu reifen verstand. Mit mässigen Fähigkeiten begabt, ohne alle eigenen Kenntnisse und Bildung, wurde er doch getragen von dem erhebenden Gefühl seiner königlichen Würde und nicht ohne einen gewissen Tact für das Edle und Grosse hat er seinem Hofe und seiner ganzen Zeit das Gepräge des Hohen, Vornehmen und Anständigen aufgedrückt. Alles drängte, sich dem Feenreiche dieses glänzenden Hofes zu nähern, alle Augen waren auf den Hof gerichtet, und wie dort nur das Feine, das Abgeschliffene geduldet werden konnte, so war es ganz natürlich, dass auch die ganze Literatur diesen Charakter annahm. Was nicht in Gegenwart eines solchen [Königs, was nicht in dem Kreise eines solchen Hofes gesprochen und gethan werden durfte, das musste als roh und gemein erscheinen, wogegen dann freilich ebenso natürlich das Vornehme an die Stelle des Erhabenen, das Zierliche und Geleckte an die Stelle der Leidenschaft und der Innigkeit, das Künstliche und Gemachte an die Stelle der Natur und Wahrheit treten musste. Selbst die Schwäche des Königs für das schöne Geschlecht war mit einer gewissen vornehmen Decenz verbunden und eine zierliche Sittenlosigkeit, welche wenigstens vor Rohheit und Zügellosigkeit bewahrte, verlieh den Frauen ein entschiedenes Gewicht und einen mächtigen Einfluss auf literarische Gegenstände, die nun in ihrer Gegenwart, ja unter ihrer unmittelbaren Mitwirkung verhandelt wurden. Selbst die Gelehrsamkeit und die ernste Wissenschaft konnten sich diesem Einflusse der höfischen Sitten und des höfischen Geschmackes

nicht entziehen und strebten nach gefälliger, lichtvoller, allgemein verständlicher Darstellung, ein Vorzug, welchen Frankreich bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Wie wenig gründliche Bildung aber und Kunstsinn diesem Glanz und dieser Abgeschliffenheit zu Grunde lag, das sieht man an dem kläglichen Zustande, in welchem sich damals die Künste befanden. Die Musik war elende Stümperei, in den plastischen Künsten der Bildhauerei und Architektur begnügte man sich mit einer überkünstelten Nachahmung der Italiener, und wie wenig Schönheitssinn vorhanden war, zeigen schon die über alle Begriffe geschmacklosen Moden in der Kleidertracht der Männer und Frauen, welche natürlich auch die Malerei zur Carricatur machten. Die Alten — das stand nun fest für alle Zeiten — wurden als die allein ewig gültigen Muster betrachtet, mit dem stillschweigenden Vorbehalte jedoch, dass sie ihrer oft etwas derben Natürlichkeit entkleidet sich den feinern Sitten und der zahmen Abgeschliffenheit eines unsittlichen Hofes unterwerfen müssten. Correctheit der Sprache und des Versbaues, durchgängig sich gleichbleibende Zierlichkeit und Angemessenheit des Ausdruckes, und das, was bei Hofe als Würde galt, das waren die Maassstäbe, womit nunmehr Alles gemessen und beurtheilt wurde, wobei durchaus kein wesentlicher Unterschied zwischen Poesie und Prosa gemacht wurde, die nämlichen Regeln für beide galten, so dass die echt französischen Kunstrichter das dem Buffon häufig beigelegte Wort stets zu dem ihrigen gemacht haben, von einem Gedichte, das sie rühmen wollten, zu sagen: cela est beau comme de belle prose. Die ganze Literatur war formell und conventionell, der Hof war der Parnass und die von dem Cardinal Richelieu im Jahre 1635 gestiftete französische Academie decretirte Unsterblichkeit und Verdammung. Die Classik der Franzosen ist demnach ein Product der Gelehrsamkeit, wie die Literatur der alexandrinischen Griechen, daher — bei aller Achtung vor den eminenten Talenten, die sie aufzuweisen hat, muss es gesagt werden — ihre Vernachlässigung und Missachtung der Natur, ihre Gemachtheit, ihr gefrornes Pathos, ihre bloss rhetorische Begeisterung, welche die hölzernen Dämme der Convenienz nie oder doch nur höchst selten zu überfluthen kräftig und kühn

genug ist. Nicolas Boileau Despréaux war es, der den ästhetischen Kanon des classischen Zeitalters aufstellte. Wer seine versificirte Poetik kennt, der kennt auch den Geschmack der Franzosen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, der kennt, sobald er nur urtheilen kann, das Gute, aber auch das Erbübel der französischen Poesie. Sieht man auf Form, Darstellung, Sprache, Versification des Werkchens, so ist es vortrefflich und verdient die staunende Bewunderung, welche die Franzosen ihm als einem Symbol erweisen. Verlangt man aber in einem kritisch-ästhetischen Lehrgedichte etwas Andres, als eine Kritik der Fehler, welche Dichter gegen Sprache, Styl und Eleganz begehen können, ist man nicht zufrieden, bloss zu erfahren, dass der Poet Genie haben und dem bon sens getreu bleiben müsse, genügt Einem eine Anweisung zum Reimen, die Warnung sich vor dem Niedrigen zu hüten, nicht; will man nämlich wissen, was denn eigentlich Poesie ist, so fragt man Boileau vergebens. Die Einkleidung eines mittelmässigen Gedankens in edle, gut versificirte Worte, die man bei Hofe hören lassen könnte, das ist ihm Poesie.

Die ganze Eigenthümlichkeit des modern-antiken Ideals kam in der dramatischen Poesie der Franzosen zum Vorschein. Im Roman konnte dasselbe, der Natur der Sache nach, weniger durchdringen. In der Lyrik herrschte es zwar, allein in einer unvollkommenen Weise, denn die alten Töne der ursprünglich provençalischen Lyrik kehrten immer zurück; die italienischen Formen, deren man nicht mehr entrathen konnte, waren ja theilweis aus ihr hervorgegangen. Die quantitätslose Sprache und der Reim machten hier eine völlig servile Nachahmung der Alten unmöglich. Im Drama aber konnte das modern-antike Ideal bis zu einer Vollständigkeit und Reinheit sich durchsetzen, wie sie in der Lyrik und Epik unmöglich war. Dennoch ist es ein Irrthum, wenn man sich, wie es sehr häufig geschieht, vorstellt, dass die Franzosen das romantische Element des Drama's ganz auszuschliessen vermocht hätten. Man überzeugt sich nämlich bei näherer Betrachtung, dass eine sehr umfangreiche Assimilation des spanischen Dramas stattfand; dass die strenge Scheidung der Tragödie und der Komödie sehr allmälig erfolgte und das Extrem der pièces à scènes détachées, so wie

die Farcen des Volkstheaters immer neben sich hatte, und dass in der Entstehung der sogenannten comédie larmoyante sich im Grunde nichts Andres als das romantische Element wieder geltend machte. Die französische Tragödie hat als reines Kunstwerk der gelehrten Berechnung den unpopulärsten Ursprung. Weil man die griechische Tragödie für die vollkommenste hielt, so strebte man ihrer regelmässigen Form nach. Weil bei der grossen Einfachheit der von den Griechen behandelten Stoffe man leicht bemerken musste, dass die Handlung des Dramas bei ihnen in der Regel an einem und dem nämlichen Orte und an einem und dem nämlichen Tage vor sich ging, auch Aristoteles diese Bemerkung schon gemacht hatte, Horaz aber, man weiss nicht recht woher, die Regel aufstellt, das Drama müsse fünf Acte, nicht mehr und nicht weniger, haben, so glaubte man in diesen Gewohnheiten der Alten die lange gesuchten Regeln, die sogenannten drei Einheiten, die Einheit der Handlung nämlich, die sich freilich von selbst versteht, mit eingeschlossen, gefunden zu haben, und dies von Boileau ausgesprochene Gesetz galt seitdem für einen Fundamentalartikel des ästhetischen Glaubens bei den Franzosen. Weil man ferner mit Aristoteles glaubte, der Zweck einer Tragödie bestehe in Erregung der Affecte der Bewunderung und des Mitleids, so legte man es auch hierauf lediglich und geflissentlich an. Man betrachtete das Theater als einen galvanischen Apparat zur beliebigen Erregung interessanter Nervenzuckungen. Man operirte mit der Behutsamkeit und der ausgeklügelten Vorsicht eines experimentirenden Physikers. Man berechnete Scenen für möglichst starke und möglichst interessante Empfindungen. Um die Empfindungen stark zu haben, wählte man lauter heroische Charaktere und nahm daher die Personen am liebsten aus der heroischen Römerzeit. Die Folge jenes ersten zwingenden Gesetzes war einerseits der Ausfall aller grossen, wahrhaft erschütternden Scenen, die nur in der Wechselwirkung des heroischen Individuums mit der Masse, die nur in der Berührung mit den ewigen Mächten der Natur, mit Wald und Berg, Strom und Meer, Erde und Himmel möglich sind; andrerseits die Nothwendigkeit, den breiten Hintergrund eines Volkslebens und der Natur doch zur Anschauung zu bringen, was man nur

durch ärmliche Surrogate vermochte, durch Beschreibungen von Schlachten, Ungeheuern, Stürmen, durch Briefe, Monologe, namentlich aber durch die sogenannten Vertrauten, welche dem Helden oder der Heldin von allem Wichtigen und Geräuschvollen, was sich draussen begiebt, erzählen. Die Declamation musste daher der Mittelpunkt der ganzen Darstellung werden; denn ihr ward es zugemuthet, alles das für die Phantasie des Hörers hervorzuzaubern, was er selbst hätte sehen und hören sollen. Die Folge dieses zweiten Irrthums aber war, dass man, um seltene, interessante und kostbare Empfindungen zu bekommen, die Personen in widersprechende Verhältnisse setzte, wo ihre Seelen einen seltenen und unverhofften Farbenwechsel der Affecte entwickeln mussten. Hieraus entsteht ein Antithesenspiel. Man strebt nach Antithesen in den Verhältnissen der Personen gegen einander, in ihren Situationen, in ihren Leidenschaften und endlich auch in ihren Worten. Der Begründer dieses tragischen Schachbretts ist Corneille, sechs Jahre jünger als Calderon. Pierre Corneille bewegt sich in der Dialectik der Collision, dass die Erfüllung der Pflicht zugleich die Pflicht verletzt.

In Cinna ist ein Kampf des Gefühles der Dankbarkeit mit dem der Liebe gesetzt. Der Kaiser Augustus überhäuft den Cinna mit Vertrauen und Wohlthaten. Dies erregt seine Dankbarkeit in hohem Grade. Aber Cinna liebt auch Emilie, und diese schenkt ihm ihre Liebe nur um einen hohen Preis. Der Preis ist, dass er sich ihr durch einen Schwur verpflichten muss, den Kaiser zu ermorden. Das Resultat dieser Antinomie ist ein chamäleonischer Farbenwechsel seiner Gefühle, welchem dadurch ein Ende wird, dass der Kaiser die Gefahr entdeckt und dem Cinna verzeiht. Emiliens Gefühle aber bilden durch ihren reinen Heroismus gegen die des Cinna eine interessante Antithese. Auch sie empfängt vom Kaiser Vertrauen und Wohlthaten, wie Cinna; aber je höher dieselben steigen, desto mehr stählt sie ihr Gemüth zum Widerstand. Die Ursache ist, weil der Kaiser ihren Vater durch Proscription hatte hinrichten lassen und weil sie, je grösser des Kaisers Wohlthaten sind, desto mehr fürchtet, von ihnen im Gemüthe bestochen zu werden, und folglich desto mehr den Rachege-

danken mit künstlicher Energie in sich hervortreibt. Der Heroismus der Emilie ist noch höher gesteigert im Charakter der Pulcheria in der Tragödie Heraclius. Pulcheria ist die Tochter des Kaisers Mauritius, durch dessen Ermordung sich Phokas den Weg zum Throne gebahnt hat. Sie wohnt mit dem Tyrannen in einem Hause, sie empfängt Wohlthaten von ihm, er will sie sogar mit seinem Sohne vermählen. Sie aber widersetzt sich nicht allein dieser Verbindung, sondern behandelt den Phokas als einen Niederträchtigen und sagt ihm in's Gesicht, dass sie auf seinen Tod sinne. In eben so hohem Grade, als dies Betragen, frappirt im Contraste dazu der Gleichmuth, womit der Tyrann dasselbe erträgt. Im Polyeukt stellt der Dichter die siegreiche Macht und die Wahrheit der Ideen vor Augen und berührt darin die damals viel besprochenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Freiheit. Polyeukt ist Christ, seine Gemahlin Pauline eine Heidin. Pauline liebt ihren Gemahl aber nicht, sondern ihre Liebe hat sich auf den Sever gewandt, welcher dieselbe erwiedert. Nun treten zwei interessante Stellungen der Verhältnisse und Gefühle nacheinander ein. Erstlich: Polyeukt strebt nach keinem Gute so sehr, als danach, den Tod eines Märtyrers zu sterben. Dies ist im Grunde das Interesse aller drei Personen, wonach alle mit gleicher Macht hinneigen. Dahingegen sucht Pauline aus Pflicht auf alle mögliche Weise den Tod ihres Mannes, den dieser wünscht, zu verhindern und Sever leistet ihr darin Beistand. Zweitens: Polyeukt stirbt den Märtyrertod. Die Stunde der Erfüllung lange gehegter Sehnsucht ist für die Liebenden gekommen. Nun hingegen lässt sich Pauline durch das glorreiche Märtyrerthum ihres Mannes rühren, Wittwe zu bleiben und zum Christenthume überzugehen. In dieser Tragödie hält folglich das Hinderniss der Liebe die Liebe aufrecht und die Vertilgung ihres Hindernisses vertilgt zugleich die Liebe mit. Im Tode des Pompejus gesteht Cleopatra, den Cäsar auf's Feurigste zu lieben. Aber der Ruhm bewegt sie noch mehr und zwingt sie, Alles für den Pompejus gegen ihren Geliebten zu thun. Sie handelt also für den, den sie hasst, und streitet gegen den, welchen sie liebt. Dieselbe Complication der Gefühle ist angebracht im Cid, den die Franzosen als ihr grösstes Meisterwerk zu bewundern

gewohnt sind, obschon er keineswegs Original ist, sondern nach Plan und Ausführung nur eine verschmelzende Bearbeitung und stellenweis wörtliche Uebersetzung zweier gleichnamigen spanischen Stücke von Guillem de Castro und Juan Bautista Diamante, die Corneille nach gehöriger Entfernung des Romantischen für die französische Bühne gewann. Rodrigo liebt Ximene und wird von ihr wieder geliebt. Ximenens Vater beleidigt den Vater Rodrigo's auf's Schimpflichste und dieser trägt dem Rodrigo für ihn die Rache auf. Rodrigo tödtet Ximenens Vater im Zweikampf. Ximene fleht den König um Rache an gegen ihres Vaters Mörder, den sie nicht allein auf das leidenschaftlichste liebt, sondern in dem sie noch dazu den Rächer seines Vaters ehrt. Die Horatier sind das Meisterwerk Corneilles. Hier schlägt jeder Schlag verschiedenartige Verbindungen. Die Figuren sind mit der Regelmässigkeit eines Schachspiels einander gegenüber geordnet. Die drei Brüder Horatier in Rom haben eine Schwester Camilla, welche Braut des einen Curiatiers ist, und die drei Brüder Curiatier in Alba haben eine Schwester Sabina, welche Gemahlin des einen Horatiers ist. Nun folgen drei Schläge, welche entgegengesetzte Empfindungen in den Personen erregen. Die Horatier werden beordert, gegen die Curiatier auf Leben und Tod zu fechten. Die Gefühle der Freundschaft treten mit denen des Patriotismus in Conflict. Beim Gemahl der Sabina bewirkt die Furcht, durch die Freundschaft gegen die Interessen des Vaterlandes bestochen zu werden, ein künstliches Hinauftreiben der patriotischen Gesinnung. Er spricht: „Mit einer ebenso grossen und aufrichtigen Freude, als womit ich die Schwester heirathete, werde ich den Bruder bekämpfen.“ Beim Bräutigam der Camilla dagegen zeigen sich beide Gefühle im einfachen Conflict. Der Horatier spricht zum Curiatier: „Geh, Alba hat dich ernannt, ich kenne dich nicht mehr.“ Der Curiatier antwortet ihm: „Ach, ich kenne dich noch, und das ist's, was mich tödtet.“ — Es kommt die Nachricht, dass zwei Horatier getödtet seien, und der dritte, nämlich der Gemahl der Sabina, fliehe. Sabina, welche durch diese Nachricht sowol ihren Gemahl als ihre Brüder gerettet sieht, empfängt davon eine stille Freude. In Camilla vermischt sich der Schmerz über den Verlust zweier Brüder mit der

Freude über die Rettung ihres Geliebten. Der Vater der Horatier aber tobt in Verzweiflung über die Feigheit des fliehenden Sohnes. Er wünscht sich Glück zu dem Verluste der beiden andern und klagt nur um die Erhaltung des letzten Zweiges seines Geschlechts. Doch bald meldet ein Bote den Ausgang des Kampfes. Der Horatier hat durch seine verstellte Flucht gesiegt. Sabinens frohe Stimmung sinkt. Camillens Seele taucht sich in heimliche Verzweiflung. Den alten Horaz bringt der Sieg Roms, der Ruhm seines Stammes, die Erhaltung seines Sohnes zu hoher Entzückung.

In allen seinen Stücken rollt Corneille eine Welt voll grossartig angeregter und energischer Naturen vor uns auf, und sein Sinn war, nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften, zu erreichen. Von der stillen Schönheit, in der der höchste poetische Genius sich kund thut, von jener Einfachheit und Wahrheit, mit der Shakespeare malt, ist nichts in Corneille. Corneille's Cleopatra wird der shakespearschen gegenüber fast lächerlich. Viel Schein-Grosses waltet bei geringem innern Zusammenhange an seinen Stücken; die innere Nothwendigkeit kommt in allen zu kurz. Corneille's Hauptverdienste bestehen in dem Adel seiner Gesinnung, welche ihn vor der Gemeinheit und Plattheit seiner Vorgänger bewahrte, und in dem männlichen, oft erhabenen Tone seiner Sprache; Verdienste, welche aber nicht selten, auch in den bessern Stücken, durch Härte des Ausdrucks, Geschrobenheit der Gedanken und politischen Bombast verdunkelt werden. Die französische Kritik hält sich vorzüglich an gewisse Schlagworte und glänzende reparties, welche in seinen bessern Stücken vorkommen, etwa wie die Italiener während der genialsten Oper plaudern, um nachher diese oder jene Arie zu bewundern.

In diesen Formen, welche Corneille mit correcter Schroffheit festsetzte, dichtete Racine fort, mit minderer Affection der Empfindung und mehr Wirkung auf's Herz. Racine hat auch die Entzweiung des sittlichen Gefühls mit sich selbst zum tragischen Ausgangspunkte, allein ohne den subtilen Antagonismus Corneille's, ohne die Unnatur in der Lage seiner Hel-

den und Heldinnen. Jean Racine, um 33 Jahre jünger als Corneille, behauptet unter allen französischen Dramatikern unbestritten den ersten Rang. In der Kunst des poetischen Ausdrucks und des Versbaues hat ihn kein Anderer erreicht, und wenngleich er das System der französischen Tragödie nun schon so fest ausgebildet fand, dass es ihm gar nicht einfallen konnte, davon abzuweichen, so gaben ihm doch seine gründliche Kenntniss des Alterthums und namentlich der Griechen, sein natürlicher richtiger Tact und sein für Zärtlichkeit und Religion empfängliches Gemüth einen unendlichen Vorzug vor allen seinen früheren und späteren Kunstgenossen. Geht man einmal von der Voraussetzung aus, dass die Helden des Alterthums unsere Vorstellungen, Sitten und Gefühle haben konnten, dass ihre bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse den unsrigen ähnlich gewesen, übersieht man einige Widersprüche, welche allerdings aus diesen Anachronismen unvermeidlich hervorgehen, wie z. B., dass moderne Liebe und moderne Stellung der Frauen mit Menschenopfern und mit den Vorstellungen der alten Mythologie sich schlecht vertragen; übersieht man diese und ähnliche Mängel, welche den Zeitgenossen auch dadurch weniger fühlbar wurden, dass die tragischen Helden in dem damaligen Hofcostüme auftraten, so wird man gestehen müssen, dass Racine Alles geleistet hat, was unter solchen Umständen und Voraussetzungen nur möglich war, und man begreift, dass mehrere seiner Stücke noch in diesem Augenblicke mit Enthusiasmus auf dem Theater begrüsst werden. Im Allgemeinen muss man gestehen, dass ihm die Frauenrollen bei Weitem besser gelungen sind, als die der Männer, was seinen Grund wol nur in seinem eigenen, etwas weichen Charakter hatte.

Mit Uebergehung einiger schwächeren, aber doch immer noch bedeutenden Jugendarbeiten stützt sich der Ruhm Racine's vorzüglich auf seine Andromache, worin zum ersten Mal die Liebe einen natürlichen und wahren Ausdruck gefunden; auf seine Phädra, in welcher wenigstens die Hauptrolle von entzückender Schönheit ist; auf seine Iphigenie, an der nur das zu tadeln, dass in diesem Stücke mehr als in den meisten übrigen, die Sitten allzu sehr modernisirt und die antik feststehenden Charaktere zu sehr alterirt sind. Ebenso vortrefflich, ja im

Ganzen sogar den früher erwähnten Stücken vorzuziehen, ist der Britannicus, worin man sieht, mit welchem tiefen Geiste der Dichter den Tacitus gelesen. Hier ist die Schilderung des verfeinerten, von Tücke und Ränken umstrickten römischen Hofes zu Nero's Zeit besonders interessant und gelungen, weil die ähnlichen Zustände des französischen Hofes unter Ludwig XIV. dem Dichter dabei vor der Seele standen, was seinem Gemälde Farbe und Leben giebt. Denn ein unbedingtes, rücksichtsloses Ergreifen und Wiedergeben des Gegenstandes wurde nur da recht durchführbar, wo das gesellschaftliche Leben selbst denselben bildete. Mehr ein höfisches Idyll als eine Tragödie ist dagegen Berenice, welche ihr Glück nur den obwaltenden Hofverhältnissen verdankte. Der Verdruss darüber, dass eine Partei den alten Corneille gegen den jungen Dichter zu halten suchte, eine andere gar ihm einen ganz unwürdigen Nebenbuhler entgegen setzte, verbunden mit religiöser Aengstlichkeit, da die Geistlichkeit das Theater perhorrescirte, bewogen den Dichter, sich ganz vom Theater zurückzuziehen, und nur die Ermunterungen und der Befehl der Frau von Maintenon konnten ihn dahin bringen, wieder dramatische Arbeiten zu unternehmen. Aber diese Arbeiten sollten wenigstens nicht im Sinne der Welt sein. So entstand die Esther, ein schwaches Product, welches indessen, durch die frivolen Anspielungen auf damalige Hofintriguen, welche die Höflinge darin fanden, mit grossem Beifall in der Erziehungsanstalt für junge adlige Mädchen in St. Cyr von diesen selbst dargestellt wurde. Seine Athalie dagegen, der Schwanengesang des Dichters und zugleich sein grösstes Werk, wie das gediegenste Drama der französischen Literatur überhaupt, ward so kalt aufgenommen, dass sie nur einmal dargestellt wurde und den Dichter veranlasste, sich nun in gerechtem Unmuthe gänzlich von der theatralischen Laufbahn zurückzuziehen. In der Athalie waltet statt der französischen Convenienz, welche sonst das Theater zum Wohnsitz der Unnatur machte, wirklich die tragische Würde der Griechen, ein sophokleischer Hauch, d. h. ein harmonischer Einklang von Zartheit und Hoheit, Anmuth und Kraft durchzieht das Ganze, das grossartige Element des hellenischen Chors ist in echt antikem Sinn in die Handlung verflochten,

die Handlung hat die Majestät einer nationalen Krisis, die Scene die Oeffentlichkeit und Weite des Volkslebens, und die fromme Begeisterung des Dichters, welche das Stück durchglüht, legt ihm kühne und erhabene Worte heiligen Eifers auf die Lippen, welche gegenüber der Despotie Ludwigs XIV., gegenüber der raffinirten Genusssucht eines verworfenen Hofes, gegenüber dem schwelgenden Uebermuthe des Adels und der Geistlichkeit, gegenüber endlich dem Elend und der Blösse eines beraubten und misshandelten Volkes wie eine prophetische Ankündigung des Gerichtes der Revolution klingen:

Was bleibt von all dem Glück, das ihnen lacht?
Was von dem Traume bleibt, wenn man erwacht.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
Indess an deinem Tisch, o Herr, der Arme
Sich laben wird am ewig süssen Glück,
Gesunden wird von jedem Erdenharme,
Trinkt der Verbrecher Schaar in ew'gen Qualen
Die unerschöpflich bittern Leidensschalen,
Wozu dein Zorn, am Tage des Gerichts entflammt,
Das ganze schuldige Geschlecht verdammt.

Das gute Glück Ludwigs XIV. wollte es, dass zugleich mit jenen Meistern der tragischen Kunst auch der grösste Lustspieldichter der Franzosen auftrat. Wenngleich die Bewunderung der französischen Kunstrichter, welche ihren Molière unbedingt für den ersten Komiker aller Völker und aller Zeiten halten, eine entschieden unbegründete und verkehrte zu nennen ist, so ist doch ebenso gewiss, dass ihm wenigstens in Frankreich kein früherer und kein späterer Komödiendichter auch nur entfernt zu vergleichen ist. Es gab eine Zeit, in welcher Molière's Verdienst in der Weise überschätzt wurde, dass das durch ihn begründete Lustspiel für die in jeder Hinsicht vollendetste Form der Komödie galt. Auch gegenwärtig wird die unbefangene ästhetische Kritik aussagen, dass Molière das Leben, insofern es innerhalb der Formen geselliger Verhältnisse sich bewegt, nach den vielseitigsten Richtungen hin, unübertrefflich dargestellt hat. Die Thorheiten, Narrheiten und sittlichen Verirrungen, die beim Anblick des Weltlebens uns zunächst entgegentreten, erkennen wir auch in Molière's Dramen so treu und wahr wieder, dass wir an jenen Ausspruch des alten Grammatikers über den berühmtesten Dichter der neueren griechi-

schen Comödie, Menander, von Neuem erinnert werden: „O Leben, o Menander! Wer von euch Beiden hat dem Andern nachgeahmt?“ Nur Einzelnes dieser Portraitmalerei erscheint uns gegenwärtig als veraltet und erweckt, indem nur jener Zeit Angehöriges berührt wird, kein eigentliches Interesse mehr. Weit häufiger jedoch ist es, dass Molière solche Züge dem Individuellen ablauscht, die der menschlichen Natur wesentlich sind, und die daher auch in dem gegenwärtigen Zeitalter nicht fehlen.

Bei dieser Liebe zur Portraitmalerei ist dem französischen Lustspieldichter eine Feinheit und Schlauheit der Beobachtung eigen, welche auch das im Innern des Menschen Verborgene ungemein glücklich auffindet und Andern sichtbar zu machen weiss. Daher kommen denn hier die feinsten Nüancen und Schattirungen des Seelenlebens zum Vorschein, und die durch den Dichter in uns hervorgerufenen Gestalten entbehren selbst der mimischen Lebendigkeit nicht. Wie nun aber Molière's Talent in der Darstellung der Portraitwahrheit als eines der grössten sich zeigt, so ist andererseits auch einzuräumen, dass der eigentliche Humor, der das Endliche dem Unendlichen gegenüberstellt, diesem Dichter mangelt. Das Leben, insofern es an die socialen Verhältnisse gebunden ist, wird von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus ungemein hell beleuchtet, aber an dem Individuellen kommt nicht, wie dies in den Schöpfungen der höchsten Kunst stattfindet, die volle Wahrheit, die dem Menschen innewohnt, zur Erscheinung. Indem nun Molière nicht die Welt überhaupt, insofern sie der Thorheit ergeben ist, belacht, sondern einzelne Momente der Wirklichkeit, die lächerlich sind, als solche herausstellt, so ist es einmal das subjective, oder das allein aus psychologischer Beobachtung hervorgegangene Komische, das andre Mal dagegen das objective Komische, oder der an dem äussern Gegenstande leicht wahrnehmbare Contrast, was uns vorgeführt wird. Diese beiden Extreme des feinen und derben Komischen, die in dem Humor zur Identität vermittelt sind, treten in Molière's Drama so schroff einander gegenüber, dass die sämmtlichen Schauspiele in zwei Klassen, als die dem gewöhnlichen Ernste nahe kommenden Charakterstücke und als die den eigentlichen Scherz

darstellenden Possen sich von einander sondern. Die Charakterstücke, denen Tartüffe, der Geizige, der Misanthrop, die gelehrten Frauen u. a. angehören, sind schon dem Geiste des sogenannten bürgerlichen Drama sehr verwandt und mit Ausnahme einiger rein komisch gehaltenen Scenen beruht hier das Lächerliche gewöhnlich in solchen Zügen, die in Folge seiner Beobachtungen den Charakteren abgewonnen sind. Man hat den Charakterstücken als Tadel vorgeworfen, dass in denselben eine bestimmte didactisch-satyrische Tendenz geltend gemacht und dadurch dem Interesse des eigentlichen Drama Abbruch gethan werde. Obschon aber diese Schauspiele hin und wieder einen gewissen Ernst, der an die Prosa des gemeinen Lebens erinnert, verrathen, so sind sie doch keine nur in dramatischer Form abgefasste Lehrgedichte. Molière versteht die Kunst, das Interesse des eigentlichen Bühnenspiels und das didaktische Element miteinander auszugleichen. Wie er das Letztere mitspielen lässt, ist es in den meisten Fällen der Art, dass die wirkliche Handlung, die derselben nothwendige Bewegung und der in Folge der Leidenschaft hervortretende Conflict, nicht beeinträchtigt wird. Wenn moralische Lehren beigesellt werden, so entsprechen diese gewöhnlich den Charakteren und den Situationen, worin jene sich gerade befinden. So wird das Abstracte, Dürre, was die gewöhnliche Moral als solche an sich trägt, vermieden und das didaktische Interesse verdrängt nicht mehr das individuelle Leben. Die Hauptcharaktere dieser Dramen wurden, was die psychologische Wahrheit betrifft, mit Recht von jeher bewundert, und manche derselben dürfen auch noch gegenwärtig als Repräsentanten der Gattung betrachtet werden. Das Typische einiger dieser Charaktere finden wir freilich bereits in der griechisch-römischen Comödie, die überhaupt auf die ganze Darstellung des französischen Lustspieldichters sehr vielen Einfluss ausübte. Unter denjenigen Charakteren, die erst durch Molière auf die Bühne gebracht sind, bleibt Tartüffe der bedeutendste. In diesem ist das Bild des Heuchlers in so scharfen, bestimmten Zügen aufgestellt, dass ähnliche Versuche späterer Dichter gewöhnlich nur als matte Abschattungen jenes Molièrischen Originals erscheinen. Ueber den Geizigen urtheilt Lessing: „Molière und Plautus haben

statt der Abbildungen eines geizigen Mannes uns eine grillenhafte niedrige Schilderung des Geizes gegeben.“ Obschon solchem Tadel Wahrheit zum Grunde liegt, so ist doch die dem Bilde des Geizes verliehene mimisch-dramatische Lebendigkeit der Art, dass dieses Bildes Züge und diejenigen, die wir an dem Geizigen des gemeinen Lebens wahrgenommen haben, für die Erinnerung unwillkürlich in einander übergehen.

Noch vortrefflicher als Charakterbild erscheint uns der Misanthrop. Viele Individuen, die bei Adel der Gesinnung und entschiedenem Talente doch zu leidenschaftlich bewegt sind, um die innere Idealwelt mit dem wirklichen, gemeinen Leben ausgleichen zu können, glaubt man im Alcest wiederzusehen.

In der Schule der Frauen verdient vor Allem der Charakter der Agnes grosses Lob. Wie in dem naiven, kindlichen Gemüthe, ohne dass es sich dessen eigentlich bewusst wird, die Liebe erwacht, und dann das Mädchen auch der Intrigue nicht widerstehen kann, — dies ist hier überaus schön dargestellt.

Ebenso müssen wir in den gelehrten Frauen eine seltene psychologische Wahrheit bewundern. Diese Damen haben durch das Studium der Grammatik keineswegs die höhere, ideale Natur ausgebildet und Gefallen an dem Echten und Wahren der Dichtkunst gewonnen. Sie sind im Gegentheil lächerliche, abgeschmackte Pedantinnen geworden, die, dem Natürlichen feind, auch das Absurde, Geckenhafte anstaunen können. Zugleich lässt der Dichter, ganz in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Leben, die Leidenschaft des Weibes auch an diesen gelehrten Damen in aller Grellheit hervortreten. Verschieden von den Charakterstücken sind, was die Auffassung des Lebens überhaupt und die künstlerische Composition anlangt, die eigentlichen Possen unsers Dichters, wie der Bauer als Edelmann, Herr von Pourceaugnac, der eingebildete Kranke, der Arzt wider Willen u. a. Das Bild des Lebens, welches Molière in seinen Possen uns aufstellt, ist ein sehr treues. Die Arroganz und Unwissenheit der Aerzte, die Schwäche der unter dem Pantoffel der Frauen stehenden Ehemänner und die Aufgeblasenheit derjenigen Individuen, die bedeutender erscheinen möchten, als sie wirklich sind, wird überaus witzig und in

sehr glücklich gewählten Situationen zur Anschauung gebracht. Nicht minder zeigt sich Molière's Meisterschaft in Darstellung gewisser weiblicher Charaktere; denn sowol die Verschrobenheit verbildeter Bürgertöchter, die Interesse für Naivetät und Genialität affectiren, als auch die Intrigue und Unverschämtheit, vermöge der das lieblose, herrschsüchtige Eheweib den Mann ganz umstrickt hält, weiss der Dichter in sehr sprechenden, frappanten Zügen der Einbildungskraft vorzuführen.

Was an der Molière'schen Posse weniger zu loben ist, ist dies, dass das Ganze eine gewisse Beschränktheit zeigt, dass nicht die Welt überhaupt, vielmehr das Einzelne es ist, was komisch behandelt wurde. Indem der wirkliche Humor, der Scherz und Ernst in einander übergehen lässt, fehlt, muss der Dichter, um seinem moralischen Bewusstsein Genüge zu thun, der lächerlichen Welt noch den Ernst, als ein zufälliges, abstractes Moment mitgeben. Dieser Ernst nimmt nun aber nicht selten die Form der eigentlichen Strafrede an und verhindert dann, dass in uns die rein komische Heiterkeit, das behagliche herzliche Lachen sich einfindet. Eine gewisse Abstraction, ein Vorherrschen des nüchternen Verstandes verhindert, dass der französische Lustspieldichter die Idee, in der auch der Gegensatz des gewöhnlichen Scherzes und des gewöhnlichen Ernstes sich ausgleicht, gewinnen kann. Die schwächste Seite an Molière ist die Erfindung, und man weiss, wie er Bezugs derselben einerseits der italienischen Volkskomödie wie dem spanischen Intriguenstücke, andererseits dem Plautus und Terenz wie den altfranzösischen Fabliaux und dem grossen Rabelais viel verdankt.

Es ist eine auffallende Thatsache, dass, während die dramatische Poesie in ihrer Art den Gipfel einer freilich höchst einseitigen Vollkommenheit in diesem Zeitraume erreichte, die epische dagegen nur äusserst schwache und gradezu verunglückt zu nennende Versuche aufzuweisen hat. Der Grund liegt nicht darin allein, dass sich die Franzosen, wie für das Drama, so auch für das Epos aus den Werken der Alten wunderliche, beengende Regeln abstrahirt haben, sondern er scheint vielmehr tiefer zu liegen in dem innersten Wesen des Nationalcharakters, welcher weder die Geduld hat, ein grosses Ganze mit

Ruhe auszuführen, noch auch den Ernst, ein solches auch nur zu ertragen. Daher die Vorliebe der Franzosen für kleine, meist komische oder erotische Erzählungen und ihre gänzliche Unfähigkeit, eine heroische Zeit zu begreifen, darzustellen und zu geniessen. Den meisten Dichtern, welche es unternommen, epische Dichtungen zu schreiben, fehlt es keineswegs an Erfindung, an Phantasie, zum Theil sogar an wahrhaft poetischen Elementen; aber was Allen fehlt, das ist die Ehrfurcht vor dem selbst gewählten Gegenstande; sie glauben selbst nicht an die Wunder, die sie uns erzählen, und verfallen daher alle mehr oder weniger in leeren Schwulst, hochtrabende Phrasen und Bilder, welche den Leser nur ermüden, aber keineswegs zu fesseln im Stande sind. Es ist nicht etwas innerlich Erlebtes und Geschautes, etwas sie selbst Hinreissendes und Fesselndes, was sie vortragen, sondern nur ein künstliches Machwerk ohne inneres Leben. Die Lust der Franzosen an komischen, besonders erotischen Erzählungen und Schwänken, wie sie sich in den zahlreichen contes und fabliaux der ältesten Zeit kund giebt, findet sich in jeder Periode ihrer Literatur wieder. Hier sind in dieser Art zu nennen die sittlich allerdings verwerflichen aber in der Darstellung einzigen poetischen Erzählungen Lafontaine's, ewige Muster einer heitern, geistreichen und anmuthigen Erzählung schalkhafter Begebenheiten, welche er meist aus jenen alten fabliaux, zum Theil aber auch aus dem Ariost und Boccaccio geschöpft hat. Denselben Mann, der überhaupt einer der eigenthümlichsten und wunderlichsten Menschen seiner Zeit gewesen ist, haben wir auch als Fabeldichter wahrhaft zu bewundern. Seine Fabeln muss man durchaus meisterhaft nennen, sobald man nur nicht vergisst, dass auch die Natur sich bei jedem Volke dem Geiste auf eine eigenthümliche Weise offenbart; und eben dies, dass Lafontaine sich ganz als Franzose in die Natur und in die Verhältnisse der Thiere versenkt, dass ihm die Thiere, man möchte sagen, als seine Landsleute erscheinen, dass er sie mit denselben Augen betrachtet, wie er die Menschen betrachtet, das giebt seinen Fabeln den unaussprechlichen Reiz, und wird sie nie veralten lassen. Es ist in ihm etwas von dem, was wir an unserm Hebel bewundern. An Innerlichkeit und Wahrheit, an Schalk-

heit, Gutmüthigkeit und Laune hat ihn keiner seiner Landsleute erreicht. Die lyrische Poesie bildet keineswegs einen Glanzpunkt in der französischen Literatur, wie sehr auch manche Producte dieser Art von den Franzosen bewundert werden. Von den verschiedenen Gattungen der Lyrik fehlen ihnen einige so gut wie ganz. Zuerst das Lied, welches die innigsten Bewegungen des Herzens in Liebe und Andacht aushaucht. In den früheren Perioden finden sich noch manche schöne, naive und innige Anklänge dieser Art, welche aber bei der immermehr über das ganze Volk sich verbreitenden höfischen und galanten Bildung entweder in fades Liebesgeschwätz, oder in ebenso widrige Sentimentalität und Schäferlichkeit ausarten. Dann das Kirchenlied, eins der edelsten Juwele der deutschen Literatur, welches in Frankreich ganz fehlt. Selbst das Volkslied im germanischen Sinne ist in Frankreich von jeher unbekannt gewesen; es existirt nur in der Form von Spottliedern, chansons, und der oft giftigen politischen Satire. So bleibt denn der französischen Lyrik nur die emphatische, mit grossen Ansprüchen und wenigem Gehalte auftretende Ode und allenfalls das lustige und gesellige Trinklied übrig. Die erstere musste jawol ein Gegenstand des Ehrgeizes für Dichter sein, welche gewohnt waren, ihre Literatur als ein Ringen mit dem Alterthume zu betrachten und es daher nicht lassen konnten, mit Pindar und Horaz zu wetteifern. An heroischen Oden fehlt es daher der französischen Literatur keineswegs, aber, wie bedeutend auch das Talent einiger Dichter dieser Gattung sein mag, sind die französischen Oden doch meist alle entweder durch niedrige Schmeichelei gegen die Fürsten und Grossen, an die sie gerichtet, oder durch Steifheit, Schwulst und mühsam erzwungenen frostigen Enthusiasmus ungenießbar. Selbst der Roman schlug in jener Periode keine neuen und wahrhaft eigenthümlichen Bahnen ein, da er sich durchaus, wie wir dies an seinen beiden Hauptvertretern, Lesage und Scarron, im Einzelnen nachweisen könnten, an spanische Muster mehr oder minder frei anlehnt.

Geschmack in seiner Reinheit! ist das Losungswort der classischen Schule der Franzosen: geniale Schöpferkraft, Kraft des Genius, der mit der Natur die wahre Schönheit, die ideale,

zeugt, ist die Losung, an der man die echte Poesie erkennt. Das Schöpferische wie das Naturwahre, die echte Poesie haben die französischen Classiker nicht in sich, Racine ist nur davon angehaucht, und auch bei ihm thut der Zwang weh, der die Handlung in die Einheit des Ortes und der Zeit, in dieselben Wände und in den engen Zeitraum eines Tages einzwängt, nicht auf freien Plätzen die Handlung entfaltet, wie in der Tragödie der Griechen, noch weniger im freien Wechsel des Orts und der Zeit, wie bei Shakespeare. Die Folgen davon, Armuth und Unwahrscheinlichkeiten, lassen sich durch nichts verdecken, selbst Kälte und Langweiligkeiten hängen mit dieser Einförmigkeit zusammen und national ist diese classische Poesie gar nicht, ob sie gleich die Griechen und Römer und Türken in der Tracht, der Sprache und den Sitten des französischen Hofes vorführte. Und diese Poesie sollte es sein, die auf die vaterländische deutsche einen so wesentlichen Einfluss auszuüben berufen war. Hauptsächlich war es die Erbschaft der übertriebenen Ausländerei, wodurch das selbstständige Aufleben des nationalen Geistes in unsrer damaligen Literatur zurückgehalten wurde. Das siebzehnte Jahrhundert hatte sich, besonders in seiner zweiten Hälfte, in diesem Bezuge gegen das Vaterländische schwer versündigt, von den marinistischen Italienern den unnatürlichen Schwulst, von den Franzosen Wort und Wendung leichtfertig entlehnend, beides mit der latinisirenden Stylistik der schlesischen Schule vielfach durchwirkend, so dass ein buntes Allerlei den deutschen Grundton kaum mehr hervortreten liess. Was die Productionen selbst angeht, so zeigten sie meist dasselbe Gepräge. Bei unnatürlicher Auffassung und haltungsloser Ausführung ermangelten sie aller volksthümlichen Bedeutung und innerlichen Belebung. Unnatur, Gesuchtheit und Zufälligkeit, sinnlicher Luxus und Pretiosität, falsche Erhabenheit nebst gesinnungsloser Frivolität bei selbstgefälliger Breite bildeten die Haupteigenschaften dieser vorgeblich deutschen Literatur um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Wie wenig auch verkannt werden darf, dass mit den national-literarischen Strebungen des achtzehnten Jahrhunderts sich allerdings Bewusstsein und Absicht einer Reaction gegen die Undeutschheit und Geschmacklosigkeit jener unmit-

telbar vorhergehenden Literaturrichtung verband; so kann es doch der unbefangenen ästhetischen Anschauung nicht entgehen, dass mit wenigen Ausnahmen die Geistlosigkeit und der Mangel an aller originellen Belebung die Grundzüge dieser poetischen Erstlinge des Jahrhunderts bilden. Reinheit und Selbstständigkeit der Muttersprache und Verbesserung der Form war es vornehmlich, worauf es ankommen sollte. Obwol gegen die Undeutschheit gerichtet, tragen diese regenerativen Versuche doch den Stempel ausländischer Waare. Die Macht des französischen Regelzwanges herrscht über sie und nur hie und da lässt sich, wie bei Günther und Brockes, eine freiere Bewegung, welche mehr von englischem Geiste getrieben wird, erkennen. So entstand eine Literatur, welche gleichsam französisch in deutscher Sprache redete und sich durch das Streben nach technischer Gebildetheit bei Mangel an innerem Gehalte und lebendiger Natürlichkeit charakterisirt und die Vertreter derselben waren meist Männer, die in der grössern gebildeten Welt sich bewegten, wo französische Gewohnheiten und Lebensansichten vorzüglich ihre Herrschaft übten. Mit der Rückkehr der Stuarts aus Frankreich nach England fand auch der französische Geschmack sofort in diesem Lande eine günstige Aufnahme, weil sich eine höfische Poesie nach dem Vorbilde von Paris und Versailles entwickelte. Es war besonders John Dryden, nächst ihm Joseph Addison, welche dem französischen System huldigten. Aber dies System herrschte nicht nur in Deutschland und England, sondern breitete sich über ganz Europa aus. In Spanien wurde es durch Luzan, in Italien durch Goldoni und Alfieri, in den Niederlanden durch van der Vondel, in Dänemark durch Tullin, in Schweden durch Dalin vertreten. Ueberall hat es eine Reaction der nationalen Richtung der Poesie zur Folge, war aber durch den Kampf mit derselben für die Hervorbildung einer höheren rationellen ästhetischen Kritik sehr wichtig, die sich aus der Widerlegung der Pseudoclassicität als Resultat ergab. In Frankreich selbst ging ein bedeutsamer Anstoss zu einem Umschwunge der ästhetischen Anschauungen zunächst von einem Manne aus, der uns überall in dem folgenden Zeitraume entgegentritt, von Voltaire. Ein schöpferischer Dichter im höhern Sinne war er gar nicht. Gross ist sein klarer

Verstand, scharf sein Witz, aber nur beweglich und in Vorgefundenes sich einschmiegend ist seine Einbildungskraft nicht neu und gross.

Wenn wir zunächst von dem Tragiker Voltaire reden, so müssen wir gestehn, dass es ihm unstreitig gelungen, sich seinen beiden grossen Vorgängern als dritter würdig an die Seite zu setzen, und wenn er auch allerdings nicht die Vollendung der Sprache Racine's und vielleicht auch das erhabene Pathos Corneille's nicht ganz erreicht hat, so zeichnet er sich dagegen von anderen Seiten vortheilhaft aus, welche eben seinen Vorgängern abgehen. Er war längere Zeit in England gewesen, und obgleich er zu seiner Schande zeitlebens oft sehr unverständig über Shakespeare gesprochen, so hatte er sich doch so viel gemerkt, dass er wohl fühlte, es fehle der französischen Tragödie an Wahrheit, an geschichtlichem Sinne, an Innigkeit und Tiefe in der Darstellung der Leidenschaften, besonders der Liebe, an Mannigfaltigkeit und theatralischer Wirkung. Das Alles suchte er nun in seinen Werken zu erreichen; deshalb erweiterte er schon den Kreis der darzustellenden Gegenstände und führte mit richtigem Takt den ritterlichen Sinn wieder in seine Rechte ein; auch kann man nicht leugnen, dass ihm der Ausdruck der Liebe unendlich besser gelungen, als seinen Vorgängern, dass er mehr allgemein menschliche, nicht bloss höfische Gesichtspunkte und Gefühle darstellt, mehr allgemeine, philosophisch-religiöse Interessen aufs Theater bringt, und dass er eben dadurch ergreifender und rührender ist, als sie. Unter seinen Tragödien zeichnen sich aus: Mérope, bei welcher er indessen sehr Vieles dem Maffei verdankt; Zaïre, in welcher die Darstellung der Liebe und des ritterlichen Sinnes vortrefflich ist, dagegen die orientalische Seite des Stückes ziemlich verfehlt. Sein Meisterstück ist vielleicht Alzire, ein rein erfundener, aber mit Würde ausgeführter Stoff, in welchem der Contrast der Civilisation und der amerikanischen Wildheit, des Christenthums und des Heidenthums, so wie die ritterliche Liebe vortrefflich aufgefasst und dargestellt sind. Auch Tancrede verdient alles Lob. Als ganz verfehlt muss dagegen der Mahomet erklärt werden. Hier hat der Hass gegen Priesterthum und geoffenbarte Religion den Dichter zu den entsetzlichsten

Ungerechtigkeiten gegen seinen Helden, zu einer argen Entstellung der Geschichte und zu den widerwärtigsten Gräueln hingerissen.

Merkwürdig ist, wie unbedeutend und geradezu schlecht die wenigen Komödien Voltaire's sind; zum deutlichen Beweise, dass die vis comica sich auf keine Weise durch Witz ersetzen lässt.

Voltaire's Henriade ist, trotzdem dass sie an Eleganz der Sprache und des Versbaues und an einzelnen glänzenden Partien Alles, was sonst die Franzosen im epischen Fache producirt haben, weit übertrifft, zu einer blossen historisch-poetischen Erzählung herabgesunken, die durch ihre frostigen Allegorien allerwege störend auf den poetischen Genuss wirkt.

Es ist Voltaire gelungen, in seiner schamlosen pucelle die einzige romantische Heldengestalt Frankreichs im Mittelalter zu entweihen und das, was der Stolz seines Volkes sein sollte, in den Koth zu treten. Dabei ermangelt dieses burlesk epische Gedicht alles Plans, aller Ordnung, alles Interesses; es ist dem Verfasser bloss darum zu thun gewesen, seine ohnmächtige Wuth gegen Alles auszulassen, was einer früheren Zeit ehrwürdig und heilig erschien.

Die Bedeutung Voltaire's, der auch im Gebiete des Tendenzromanes anregend wirkte, ist eine weltgeschichtliche, und diese näher zu entwickeln, liegt ausserhalb der Grenzen unserer Aufgabe.

Etwas von deutscher Natur und Innigkeit, welches auch den Schweizern französischer Zunge nie ganz fehlt, ist in J. J. Rousseau unverkennbar, und war es eben, was sein Verhältniss zu den Franzosen nie recht innerlich und ungetrübt werden liess. Die Schriftstellerlaufbahn hat er ziemlich spät betreten. Seine erste Schrift, womit er den Preis der Akademie von Dijon erhielt und worin er den Satz durchführte, dass die Geistesbildung die Menschen zu ihrer Verschlechterung führe und dass das unmittelbare Naturleben der ideale Zustand des menschlichen Geschlechtes sei, machte schon grosses Aufsehen, und wie er mit einem Paradoxon begonnen, so haben auch die meisten seiner Werke einen paradoxen Charakter. In seinem contrat social erhebt er dasselbe Thema in eine Art

systematisch-politische Theorie mit bestimmter demokratischer Tendenz. Besonders aber wurde diese neue Lehre durch seinen berühmten Roman „Die neue Heloise“ für das grössere Publicum vermittelt, welches, durch das romanhafte Interesse lebhafter angeregt, hier den naturalistischen Liberalismus in seiner Gesellschaft mit der feineren Weltsitte sich um so leichter aneignen mochte, je fasslicher und eindringlicher zugleich der Ton ist, womit der Verfasser die Erörterung der wichtigsten Angelegenheiten und Beziehungen des menschlichen Lebens in die zarten Empfindungen der Liebe zu verweben gewusst hat. Was die Heloise in dieser verführerischen Form mehr nur gelegentlich gab, sollte der einige Jahre später erscheinende Emil in ernsterer Darstellung vortragen. Es ist hier vorzüglich die Erziehung und Religion, auf welche die Lieblingsgrundsätze des Verfassers angewendet erscheinen. In der Erziehung sucht Rousseau die Zwecke des physischen Lebens und die unmittelbare Brauchbarkeit dem idealen Menschenthume und der strengen Methode gegenüber zu behaupten; in der Religion weiss er die natürliche Berechtigung des Gefühls und des gesunden Verstandes der positiven Dogmatik und dem Offenbarungsglauben, wie der ungläubigen frivolen Genialität gleichmässig entgegenzusetzen.

Neben Voltaire und Rousseau ist noch Diderot als vornehmster Träger der Polemik gegen den Despotismus, die Unnatur und die Unwissenheit hervorzuheben. Diderot war der grosse Lehrer der Franzosen nicht nur, sondern Europa's, der die technische Cultur durch die geistvollen Artikel seiner Encyclopädie, in denen er die Gewerbe vom Standpunkte des Fortschritts der Menschheit schilderte, bei der Aristokratie der Bildung zur Anerkennung brachte; der in der Kunst dem steifen akademischen Modell gegenüber die Naturwahrheit empfahl; der im Drama den Triumph des natürlichen Gefühls über die Schranken der Convenienz feierte. Diderot ist nicht ohne hohen Einfluss auf Deutschland geblieben. Denn als sich hier jene grosse classische Periode der Literatur, die in der Geschichte ihresgleichen nicht hat, vorbereitete, war es Diderot, dem sich Lessing anschloss, waren es die Griechen und Römer, aus deren Studium Klopstock seinen Formensinn erkräf-

tigte, waren es die Griechen, Franzosen und Italiener, denen Wieland nacheiferte; waren es die Bibel und Shakespeare, denen Herder und die Jünger der Sturm- und Drangperiode huldigten; allein alle diese fremden Ausgangspunkte wurden in ein Ideal der Humanität aufgelöst, welches dem deutschen Geiste eigenthümlich geblieben ist und seine höchste Vollendung in dem Dichter gefunden hat, der von seinem erhabenen Berufe und der Macht der Poesie hoch, wie kein anderer, gedacht hat. „Der Dichter, sagt Göthe, fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Seine empfängliche, leicht bewegliche Seele schreitet wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tage fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor — er lebt den Traum des Lebens als ein Wachender. Er ist zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen.“

Das Leben der heiligen Brigitta.

Mitgetheilt von
Dr. A. Tobias in Zittau.

Die Stadtbibliothek in Zittau besitzt unter den Handschriften (Litt. B. nr. 216) das Leben der heiligen Brigitta in deutschen Versen von Wolff Grun Hiltmar genannt aus Nürnberg, aus dem Jahre 1611. Das Gedicht ist auf Pergament sehr sauber, zum Theil mit rothen Buchstaben geschrieben, auf 30 Blatt, die $10^1/_2$ Centimeter hoch und $9^1/_2$ Centimeter breit sind. Wie diese Handschrift hieher gekommen, lässt sich nicht mehr bestimmen, jedenfalls rührt sie von einem Exulanten aus Böhmen her, deren viele hier ihren Aufenthalt im 17. Jahrhundert nahmen und ihre literarischen Schätze der hiesigen Stadtbibliothek widmeten. Wir lassen eine getreue Copie der Handschrift folgen:

Zu sonderlichem wolgefallen der Edlen vnd VilEhrntugentreichen Frauen Brigitam von Wirschberg gebornen Stiberin von Buttenheim Frauen auf Mehrn etc. Wittib auf den heutigen dieser Wolgenanten Frauen Ehrlöblichen geburtstag der Heiligen Sanct Brigita, zu Lobwürdigem gedechtnuss dedicirt vnd in Reimen gebracht durch Wolffen Grun Hiltmar genant, an der zum Gosstenhof bei der Kayserlichen Reichs Stat Nürnberg, Im Iar 1611. (Color. Zeichnung der H. Brigitta.)

Sanct Brigitta Auss Schweden landt,
Geboren ward in Edlem standt,
Ihr Anherr vnd vr Anherr wisst,
Eins grossen Gschlechts gewessen ist,
An Ehr vnd Gut allsambt gar mechtig,
Gottsförchtig, fromb, keusch vnd einträchtig,
Wie dann Sanct Brigittä zuhandt,
selbst hat besucht das heilig Landt,
Als ein Pilgrin zu Gottes Lob,
gewallet ist, zu Sanct Jacob

Darumb Gott sie in Lieb erkhennt,
Behüettet hat, biss an Ihr endt,
Darfür kein müeh noch fleiss thut sparen,
Wollt vebers wilde Möer auch fahren,
Zubesuchen das heilig Grab,
Dauon hielt sie gross vrsach ab,
Das der Babst vnd vil Bischoff gleich,
Ein Samblung hetten in dem Reich,
von des Christlichen glauben wegn,
Ihr Vatter thet gewöhnlich pflegn,
sambt seinem Sohn vnd Brigitta,
Mit grosser Rew vnd Andacht da,
zu Hayll vnd Trost Ihrs gwissens Leichtn,
All Freytags Ire Sündt zu beichtn,
Demütig fridlich sich vertrugn,
Heimblich Ihr Leib mit Geisseln schlugn,
Brigitta Mutter war mit Namen,
Ein Edle Fraw von hohem Stammen,
Auss einem Königlichem Gschlecht,
Gottsförchtig, Tugentsamb gerecht,
Vil Gottsheusser vnd Clöster Neu,
Schulen vnd dergleichen gebew
hat sie gestifft vnd begabt Reich,
vngeacht dessen, ob Ir gleich,
Nach Ihrem Adell, Ehr vnd Standt
gebürt zu tragen köstlich gwandt,
Hat siess vnd Brigitta vrlacht,
sich stets beflissen schlechter tracht,
Allss Nun Sanct Brigitta drey Jahr,
von Mütterlichen Brüsten war,
Freudenreich Tugentlich erhalltn,
Da Thette Gottes wunder walltn,
Das dises heillig Zweiglein frumb,
Wurd drey Jahr nacheinander Stumb,
Aber zu vnd des dritten Jahr
Fieng es recht an zureden gar,
mit verstandt deutlich ganzen wortten
Das alle wundert dieser orttn,
Ob dieser rainen sprach so Pur,
Wider die gewonheit der Natur,
Do Nun Brigitta Muter eben,
volstrecken wollt Ir Zeitlichs Lebn,
Da ficll sie in grosse schwacheit,
verschied selig bey kurtzer Zeit,
Sanct Brigitta Ir Tochter frumb

Befahl sie Irer Lieben Mumb,
solche fürbass an diesem Ort,
Zu ziehen auf nach Gottes wortt,
Allss aber Sanct Brigitta wahr,
Irs Allters im Siebenden Jar,
Das Christlich zweig vnd Edle Frucht,
Zu aller Jungkfreulichen Zucht,
vnd grosser Andacht ward geneigt,
Einstmalss ein gsicht zu nachts sich zeigt
vor Irem Bettlein in vertrauen
Gestaltsam einer schön Junckfrawen
Mit leichten klaidern sizent ganz,
vmbgeben mit sehr hellem glanz,
Gebildet vnd gezieret schon
habend in Irer hand ein kron,
Die Schön Jungkfraw Nun sprach zu Ihr
Brigitta, komb du her zu mir,
Das Maidlein sich nicht saummen thett,
Mit freuden sprang aus Ihrem Bett,
Die Junckfraw redt Brigitta an,
Brigitta wilst du habn die kron,
Auf Ihr Jawortt ganz vnuerlezt
Hat siess Sanct Brigitt aufgesezt.
Mit hellem glanz gar liechtem schein,
Bald ward entzückt diess Junckfreulein,
in starcker lieb durch Gottes krafft
Wie Nun Sanct Brigitt Tugenthafft,
Ir Allter in das Zehent Jar
Erraicht, vnd wol aufgehen war,
Alss ein Schön Lyllg vnd Edler Stamb,
in allen Tugenten zunamb,
Ihr Junckfreuliche rainigkeit
Bewahret hertzlich allezeit,
vnstrefflich in dem gwissen rein,
Mit höchster demut geziert fein,
Biss entlichen vnd darnach baldt
S: Brigita war zwölff Jar allt,
Da sie bey Ihrer lieben Mummen,
Zu eim hochen verstandt ist kummen,
Nicht allain in Geistlichen sachen,
Sie khundt zwar auch vil schönss dings machen,
Von Nehwerck würcken, wiess hat Namb,
Alssdann ein Engel zu Ihr kamb,
Einer Jungkfreulichen Persohn,
Welchen die Mumb Ins Hauss sah gohn,

Der sich alssbalden vnuerletzt,
Zu S. Brigittam dargesetzt,
vnd hat mit Ihr durch Gottes krafft,
gearbeit Künstlich Maisterschafft
Darob von Menniglich besunder,
All Menschen ghabt ein grosses wunder,
Aber die Ehallten im hauss
haben nicht gsehen gar durch auss
Den Engel Nur die Mumb allein,
denselbigen sah gehen ein,
Da Nun die Mumb solch schön gewandt
genummen hat in Ire handt
vnd es beschaut mit allem fleiss
so wars gewürckht in solche weiss
Das Jederman bekennet frey
Wiess von Gott selbst gewürcket sey,
Darauff behielt Ir liebe Mumb,
solchs forthan fur gross heiligthumb
Nachdem die Selig Junckfraw zart
Züchtig erwuchss, bald Manbar wardt
Namb an Geistlicher Zierung zu,
Da liess der vatter Ir kein Ruh,
Ernstlichen von Ir haben wollt
Das sie den Ehstandt zieren sollt
Allen Ehfrawen züchtig rein
vnd den Mannen ein Spiegel sein,
Der Tugent ein vorleuchte wern,
Auf solchen beuelch vnd begern,
Sie Irem Vater ghorsamb war,
Zu eim Gemahl Ir gstellet dar,
Ein Edler Tugenthaffte Man
Mit Gottsförchtigkeit angethan,
Darzu vermüfftig (sic) Schön vnd Millt,
S Brigitam gleichmässigs Billdt,
Also kamen löblich zu handt,
Diss Junge Volck in Ehling Standt,
Lebten beysamb im gewissen rein,
Fridsamb Gottsfürchtig, Still gar fein,
Demüttig gegen Arm, vnd reich,
Das man nit fand bald Ires gleich,
Der Junge Man vnd Christlichs Weib,
Geiselt vnd schlagen Ire Leib,
Beichten vnd Büesten Ire Sündt
vilfältigmal, wie man den findt,
Geschrieben, das die Beicht mit fleiss,

Auffschleuss das heilig Paradeiss,
vnd Schleust dargegen zu die Höll,
Erlediget von Angst vnd Quöll,
Wiewoll die Ehleut baide ander,
Ein Strenges Leben mit einander,
Fürtten, so thet doch dises weib,
Vil mehrers Quöllen Iren Leib,
vngeacht all Irs grossen Guts,
het sie darbey gar Wenig Muts
So Pflag sie sonderlich darnebn,
Gross Allmoss täglich ausszugebn
Enthielt sich auch mit allem fleiss,
Köstlich gedrannk vnd theurer speiss,
vnwissent Ires herrn zwar
Heimblich souil Ir Möglich war,
Zu dem, diss heilig Edl weib,
Mehr Peinigt Iren zarten Leib,
Mit geisseln Fasten vnd Cassteyen,
Auf Erd, nichts mehr sie thet erfreuen,
Dann Predig hören Gottes wortt,
Ir hauss war Stets ein offne Pfortt,
Den Armen krancken überall,
nit anderst, dann wie im Spittal,
Denen sie zwug, kleidet vnd speist
allensambt Christlich fraw beweist,
Aber, wie heilig Keusch sie was,
mit schmertzen gross, Ihr khinder gnass,
Wie dann hierauff geschah geschwindt,
Das sie Arbeitet zu eine kindt,
Daran sie hart lag, biss an Thodt,
vnd als sie war in höchster Nott,
Das man verzweiffelt Ires leben,
So thet Gott Ir in Sinne gebn,
Das sie ganz Inniglich zu handt,
Anrufft zu Trost, Hülff vnd Beystandt,
Die Muter vnsers herrn Christ,
welche Ir drauff erschinnen ist,
In der Nacht, als die Hebamb war,
vor Müdigkeit entschlaffen gar,
In einem weissen Seiden gewandt,
Namb Brigitam bey Irer handt,
vmbgrieff Irn Leib vnd alle glidr,
Zuhand kamen all krefften widr,
Sobald das gross heilthumb verschwandt,
S: Brigitta sich wol befandt,

Gebar aus lieb frölichem hertzn,
Ein Tochter Schön on allen schmerzen,
Ihr Junger herr vnd Ehlich Man,
sich gar weisslich thet nemen an,
Dem Vatterlande zu Ehr vnd Preise,
Zu diennen stets mit grosem fleise,
Inmassen zu Rom in der Statt,
Dem Senat, vnd dem ganzen Rath,
Er vnuerdrossen beigestanden,
Alles, was im kummen zu handen,
vernünfftiglich hat helffen richten,
Nun thet S. Brigitta drauff dichtn,
Wie sie mit lieb beschaidenlich
Könt Iren Man vernunfftiglich,
von dieser wellt Irrdischen sachen
Abwendig, vnd in selig machn,
Zu dem Gott würcket sein gedeyen,
vnd thet darzu genad verleihen
Dann sie sprach hertzen Lieber Herr,
Welltlich geschäfft bringt gross beschwer,
Ist misslich an der Seligkeit,
Das Ewig aber bringet Freudt,
Folgt mir durch Gott, meim blöden Rath,
Weill er vns hoch begnadet hat,
Mit Ehr, vnd Gut, gesundem leib,
Drumb bitt ich auch als euer Weib,
Lasst Gott vns darfür danckbar sein,
vnd ist Jetzt das begeren mein,
Das baide wir nemen vor gut,
Geben vns willig in Armut,
vmb der Lieb Jesu Christi willen
sein heilligs Gebot zuerfüllen,
Darauff sie dann baide behendt,
verliessen allss, giengen elend,
Mit schlechter Wath vnd Zerung schnell,
kamen dahin gen Compastell
Die frommen ehleut baide sandt
Widerumb in S. Jacobs Landt,
Alss sie auch viel heiliger Stett,
Besucht vnd als vollendet het,
In dem kein müeh noch fleiss gespart,
Da fiellm solcher widerfart
Zu Atribato mit herzleidt,
Brigita heir in gross Kranckheit,
Bettriess am Thodt er ligen was,

Biss im verkündet wurde das
Durch den würdigen Bischoff frumb
Willigen Dionisium,
Das er auch nit sollt lassen ab,
hinrayssen zum heiligen Grab,
Mit Brigitam seim lieben Weib
Bald er das globt, da wurd sein Leib,
Alssbalden in derselben stund
Widerumb starck, frisch vnd gesund,
Wie sie das auch vollenden thetten,
Allss gar verricht, vnd gsehen hetten,
Körtten sie wider heimb zu Landt,
Frölich: vnd wurden baide sandt
Bey gsundem Leib noch zu betrachtn
Das gar nichts höchers wer zuachtn,
Nach dem Spruch Salomonis holdt,
Das weder Edelgstain noch Gollt,
Berlein, Silber, vom höchsten Werth,
Nichts sey zu schetzen auf der Erdt,
gegen ainer Seel keusch vnd rein,
Die Dortt hat Ewig freud, ohn Pein,
Darumb sie kürzlich diesen Rath,
Beschlossen, das sie Gottes gnad,
vnd sein Millte Barmhertzigkeit,
Welltlicher Ehr, vnd Eytelkeit,
Fürziehen, das sie billich sollten,
auch alle beede willig wollten
Sich Jedes bey gesundem leben,
In Geistlichen Stande vnd Orden gebn,
Drauff Spendtens Ir haab Gut vnd gellt,
Den Armen auss, wol in der Wellt,
Schickten sich darzu allebaidn,
Willig von einandr zu schaidn
Das also Nimmermer hernach
Eins, das ander mit augen sach,
Alss Nun der Edel Furst vnd Herr,
All Ding geschickt, dann zog er ferr,
Mit wenig Gut gen Alustra
Ward Geistlich in dem Orden da,
Dienet vil Jahr Gott an dem endt,
Biss die Seel Fuhr in seine hendt,
S: Brigitta, das Christlich Weib,
Gedultig, Still, Ainmüttig bleib,
Mit Bitten Fassten grossem Traurn
Alss wie ein Turtteltaub thut Dauern,

Ihrn Gatten vnd gesellen trew,
Trug wahre Buss vnd grosse Rew,
Nach Ihres Ehmans Thot der Zeit,
So theillt sie vnter Arme Leut
vnd Ihr kinder, alls haab vnd Gut,
Namb an sich gar betrübten muth
verwandelt auch Ir Leibgewandt,
Zog Arm gen Rom Ins wälische landt,
Alss sie hinkamb in Armer Nott,
Trieben mit Ir den hohn vnd Spot,
Die vebermüttig grossen Frauen,
kuntens nit gnug dadlen noch schauen,
hieltens für vnsinnig on mass,
Allain der vrsach, vnd vmb das,
Sie ein Gross Fürstin war zuuorn,
vnd Jetzt so Gähling elend worn,
Denen sie antwort bschaidenlich,
von eurentwegen nicht hab ich,
Mein gwandt vnd mein verworffen Lebn,
verwandelt, also will ich ebn,
von eurentwillen solcher massen,
Mein vornemen nicht vnterlassen,
Nach dem S. Brigitta all tag,
Irs Leibs, mit grosser Martter Pflag,
vnd diss Andächtig Edel Weib,
Betraifft offt Iren Zarten Leib,
mit hizigen wachstropffen baldt
Macht in verwundt sehr vngestalt,
Ob gleich die wunden heillten zu,
het sie doch weder Rasst noch Ruh,
Grumbts mit scharpff Nägeln wider ab,
Damit sie im gedechtnuss hab,
Das Bitter leiden Jesu Christ,
Der für sy vnd vns gstorben ist,
Dise histori ist fürwar
Als man gezelet 1000 Jar
Dreihundert Siebentzig vnd Siebn,
Do zumal an der Zal ist bliebn,
Zu Rom vnd sonst warhafft ergangen,
Gott helff, das wir die gnad erlangen,
Zubessern, vnser Sündlichs lebn,
vns Christum ganz vnd gar erheben,
Wie solche baide Ehleut frumb,
Das Jedes glaubig Mensch hinkumb,
Ins höchstgelobte heiligthumb, Amen:

Ungedruckte politische Gedichte aus dem XVII. Jahrhundert.

Von
Dr. H. Bieling in Berlin.

1. Das folgende Gedicht auf den Tod des Königs Gustav Adolf befindet sich zu Oxford in der Bodleian Library, Cod. Thom. Tanneri Nro. 306. Fol. 267. Es gehört einer Sammlung an, welche Correspondenzen, Berichte u. dgl. meist lokaler Art enthält, die aber derselben Zeit zu entstammen scheinen, nämlich den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts, und wohl alle in Oxford ihren Ursprung haben. Das Gedicht ist anonym. Der unbekannte Verfasser schildert in lebhafter Weise den Eindruck, welchen die Nachricht von der Schlacht bei Lützen und dem Tode des Königs in England, speciell in London hervorrief. Es scheint unmittelbar nach dem Eintreffen derselben geschrieben zu sein; darauf deutet, ausser dem Gesammteindruck des Gedichtes, der Schluss desselben: „. . . for none can say ther euer went two kinges of Sued this way.“ Es scheint hieraus hervorzugehen, dass dem Verfasser die Art der Thronfolge in Schweden und die Fortsetzung des Krieges noch nicht bekannt waren. Das Gedicht ist in gothischer Currentschrift, deren alterthümliche Zeichen, den bei uns noch üblichen verwandt, jetzt bekanntlich in England ganz ausgestorben sind, geschrieben und durch viele Schnörkel oft schwer lesbar. Eine spätere Hand, die wir durch eckige Klammer bezeichnen, hat einige Zusätze gemacht.

[on Gustavus Adolphus death]

Th'exchange where sadde truthes, finde lesse faith,
and wheare no freind or alley euer dyes,
which mightier farr then fate keepes men aliue
past there iust days and kills those that surviue:

Hath yet confest him dead, and in mens cloathes,
wee see enough, to saue th'expence of oathes,
and further proofe, each countenance betrayes
more than the common robbers, one highwayes.
and the whole towne doeth looke farr more vndone
then in a plague, or longe vacation.
The clergie hath the very face putt on
That it did weare, at the great disolution
of all the abbyes, and the tradesman lookes
as if [hee] had lost the debts in his shopp bookes.
the Puritan that loue[d] no crosse before
for this crosse fate, doth hate it now much more.
the vserer [is] turnd vnthrift, and his greefe
is such, as if some Parliament releefe
were come agayne for vse, no man is free
lawyers that liue by mischeife, mourners bee
and cannot finde in all there bookes, one case
so hard as this: a prince slayne in the place
where he did stand victorious, in the pride
of all his glorie, victory like a bride
that court[s] her choyce, smilinge upon him still
waytinge but night to crowne his wish and will
and this too, by a hand vnknowne, may bee
one that had kild, his father, safer hee
and with a better conscience, might haue done
on him then here the exequution
But oh what will become of all, hees dead
and left behinde an army without head.
a cause a iust one too, and heauen does know
whither it shalbe followd soe or noe.
Hees gone, and all the good intents he hadd
haue the same fate, as if they had beene badd.
Here each man weeps* and greefe beginns to rage
and would it selfe in showers of tears asswage
Butt letts denie him passage through our eyes
Lett sorrowe once be passionate and wise.
for shold it know but this one way of bent
what would become of any continent.
This is no common losse for none can say
ther euer went two kinges of Swed this way.

2. Wir schliessen hieran ein, so viel uns bekannt, noch ungedrucktes französisches Gedicht von Gumbauld, das denselben Gegen-

* Ms. meets.

stand behandelt, wie das vorhergehende englische. Dasselbe befindet sich im British Museum, Sloane Collection 895. Fol. 55. 1. in einer Papierhandschrift des XVII. Jahrhunderts, die durchaus von einer und derselben scharf markirten Hand geschrieben, französische Sonnette meist politischen Inhalts, von verschiedener, zum Theil hugenottischer Färbung enthält; die Gedichte sind theils anonym, theils von Theophile, Colletet, Gumbauld, manche bereits gedruckt. Im Ganzen enthält die Handschrift 60 Blätter in 8., auf jedem Blatte 2 Sonnette; der Schreiber hat sich nicht genannt; eine auf dem ersten Blatte befindliche Notiz: "In Northgate Street at Mr. Dennis walkers" ist von späterer Hand und augenscheinlich nichts als Buchhändlernotiz. Wir haben hier von den interessanteren einige ausgewählt, und lassen zunächst das auf Gustav Adolfs Tod folgen.

Sonnet par Gumbauld.

Il est mort ce grand Roy, dans le champ de Bellone,
ce guerrier qui forçant bataillons, et remparts,
Du nid des Aquilons portoit ses estendarts
où le bruit de son trosne à grand peine resonne.

C'ét excés de valeur, qui les peuples estonne,
alloit enfin borner la gloire des Cæsars
Et mettre sur son front viue image de mars,
De l'Empire Du nord la premiere couronne.

Mais son astre fatal le tire dans les cieux
Quand sa foudre ecrasant les plus audacieux,
De ses propres* ardeurs luy-mesme il se consomme.
On l'admire, on le pleure en tant de lieux divers,
Que d'un deüil sans exemple en la mort d'un seul homme,
Il semble que Dieu veüille affliger l'univers.

3. Es reiht sich hieran ein zweites Gedicht derselben Sammlung auf den Tod Gustav Adolfs, von anonymem Verfasser.

Sonnet
Sur la mort de Gustave Adolphe, Roy de Suede.

Lorsque par des exploits que la foy ne peut croire,
ie terrasse l'orgueil des plus ambitieux,
la sacriledge main du sort audacieux,
vient borner de ma vie et le cours et l'histoire.

* Ms. propre.

une si belle fin eternize ma gloire,
ie m'eleue en tombant iusqu'au plus haut des cieux.
ie cueille en mes cipres des lauriers precieux.
Et de mon propre sang i'acchette la victoire.

Apres le coup fatal dont ie fus mis a bas,
mon nom faisoit encore l'office de mon bras,
Et combattoit pour moy qui n'estoit plus que terre,
Alexandre viuant submit tout* a sa loy,
Et Cæsar en ses iours fut un foudre de Guerre,
mais nul apres sa mort ne sçeut vaincre que moy.

4. In derselben Sammlung befindet sich ein anonymes Gedicht auf den Tod eines anderen berühmten Vorkämpfers des Protestantismus und jüngeren Zeitgenossen des grossen Schwedenkönigs, Oliver Cromwells. Abscheu und Bewunderung mischen sich auf eigenthümliche Weise in diesem Gedichte. Es ist abgedruckt in: Poésies Gaillardes et Héroiques de ce temps. 12. o. D. p. 92. Diese Sammlung dürfte jedoch ziemlich selten sein, und wir lassen deshalb das kleine Gedicht, welches ein nicht uninteressantes Spiegelbild der Volksmeinung über diese hervorragende Erscheinung ist, hier folgen.

Sonnet
Sur la Mort de Cromwel.

que contre mon pouuoir toute la terre gronde,
que tous les potentats m'attaquent à la fois,
Et que ie sois blasmeé d'une commune voix,
ma gloire durera tout autant que le monde.

i'ay fait voir mon pouuoir sur la terre et sur l'onde,
au seul bruit de mon nom i'ay fait trembler des Rois,
de mon propre pays i'ay renversé les loix,
Et enfin ie suis mort dans une paix profonde.

De** mes propres amis ie me suis defié,
à mon ambition i'ay tout sacrifié,
Et mesme de mon Roy, i'ay fait une victime,
il est vray que ie suis criminel en effet,
mais iamais un mortel n'a sçeu pousser le crime,
auec plus de succez et plus loin que i'ay fait.

5. Auch auf den Tod Karls I., des Königs, der Cromwells Opfer wurde, befindet sich in unserer Sammlung ein Sonnet, Fol. 1. 1, ebenfalls ohne Namensangabe.

* Ms. toute. ** Ms. Des.

Sonnet
Sur la Mort Du Roy D'Angleterre.

Brutaux que* l'ocean separe Des humains,
à qui le sang Des Rois rend le visage blesme,
vos Boureaux ont ils droit de battre un** diadème,
vos Rois sont ils suiets,*** estes vous souuerains,

Themis ne le veut pas, mais ses efforts sont vains,
a conseruer son temple et la raison qu'elle aime,
Et si iadis les iuiffs s'en prindrent† à Dieu mesme,
faut il que son image ensanglanta vos mains.

cruells imitateurs du†† plus noire de leurs††† crimes,
vos Rois*† passent pour dieux, et souuent des victimes,
selon que vous changez l'usage des autels,
en un mot leur destin, depend de vostre enuie.
Et de peur qu'on crut qu'ils fussent immortels,
vous avez trouvez l'art de leur oster la vie.

6. Ein anonymes Gedicht Fol. 11. 1 der genannten Sammlung behandelt die traurigen Umstände, unter denen die einst so mächtige Königin Maria von Medicis das Ende ihres vielbewegten Lebens erreichte.

Sonnet
Sur la Mort de Marie Medicis.

Le palais florentin m'a donné le berceau,
le Louvre de Paris à veu briller ma gloire,
le nom de mon espous d'immortelle memoire,
reluit dedans les cieux comme un astre nouveau.

i'eus pour gendres**† trois Rois, pour fils un clair flambeau,
de qui le nom fameux reluira dans l'histoire,
après tant de grandeur le pourra***† t'on bien croire,
ie suis morte en exil, Cologne est mon tombeau.

Cologne œil de citez de la terre Alemande,
si iamais le passant curieux te demande,
le funeste recit des maux que i'ay soufferts,
dis†* ce triste cercueil fatalement enserre,
La Reine dont le sang regit tout ††* l'univers,
qui n'eut en mourant un seul pousse de terre.

---

* Ms. qui. ** Ms. un. *** Ms. suiet. † Ms. prindra.
†† Ms. de. ††† Ms. leur.
*† Ms. Roys; sonst immer im Pluriel Rois.
† Ms. gendre. *† Ms. poura.
†* Ms. dit, mit starkem *t*, unter dem ein früheres *s* zu stecken scheint.
††* Ms. toute, offenbar nur Schreibfehler.

7. Noch ein Gedicht, anonym wie alle noch übrigen, welche uns geeignet erschienen, an dieser Stelle abgedruckt zu werden, hat das Ableben eines berühmten Zeitgenossen zum Gegenstande, Heinrichs von Lothringen, des letzten Herzogs von Guise. Es steht Fol. 5. 1.

Sonnet
Sur la Mort de Monsieur de Guise.

Sans fleches et sans carquois, sans arc et sans flambeau,
Amour tout en desordre et Bellone enchaisnee,
Accusent hautement l'aueugle destineé,
Et poussent de longs cris aupres d'un grand tombeau.

La venus vranie, se fondant tout en eau.
Et la france à ses pieds de ciprés couronneé.
s'arrache les* cheueux comme une forceneé,
de perdre en un matin ce qu'elle a de plus beau.

le grand De Guise est mort et cette ame si belle,
Des princes le miroir et des Rois le modelle,
ne regne plus icy, elle est dedans les cieux.
ce heros plein d'honneur ennuyé de la terre,
chargé de mille exploits et de paix et de Guerre,
tient à present son rang dans le nombre Des Dieux.

8. Die rothe Eminenz und ihr selbstgewählter Nachfolger werden in einem Fol. 14. 2 befindlichen Sonnet verglichen; Veranlassung ist der berühmte Friedensschluss von 1659.

Sonnet.

Sur deux grands Cardinaux qu'on vante également,
Et dont l'on met tousiours le merite en balance;
Qui tous deux ont tenu le timon de la France,
heureux qui pourroit faire un iuste iugement!

L'un n'entreprenoit rien qu'il ne fit hautement;
il ne pouuoit souffrir la moindre resistance;
Et l'autre se conduit auec tant de prudence,
Que selon le besoin il relasche aisement.

Richelieu pour regner broüilla toute** la terre,
pour estre craint par tout, ietta par tout la guerre,
Et mesme aux plus puissans il sçeut donner la loy:
au lieu que Mazarin voyant perir le monde,
pour estre aimé par tout comme il l'est de son Roy,
a mis tout l'univers dans une paix profonde.

* Ms. le. ** Ms. tout.

9. 10. 11. Auch die nachfolgenden drei Sonnette sollen nach einer im Specialkatalog befindlichen Notiz sich auf den Frieden von 1659 beziehen, das erste (Fol. 15, 1) die Rückkehr des grossen Condé, das zweite (Fol. 16, 1) die spanische Heirat angehen; es erscheint dies durch den Inhalt der Sonnette als unzweifelhaft; bei dem dritten Sonnet (Fol. 16, 2) ist die politische Beziehung schwer erkennbar.

9. Sonnet
au retour de Monsieur le Prince.

prince miracouleux dont les faits heroïques,
de leurs* fruits éclatans estonnent l'univers,
vous qui passez l'effort de la prose et des vers
Et rendez imparfaits tous les panegyriques.

vos desseins ont trompé les plus fins politiques;
vostre bras indomptable en cent combats divers
y fait voir que du sort les plus fameux revers
ne sont pour ses vaillans que d'heureux pronostiques.

L'Espagne en vous rendant, nous rend tout nôstre bien;
ce que nous luy rendons au prix de vous n'est rien,
puisque vous n'avez point de pareil sur la terre;
Et quand vous revenez pour combler nos souhaits
on** dit que le retour du grand Dieu de la guerre
Est*** un des meilleurs fruits que produise la paix.

10. Sonnet.

iamais en deux Amans on ne vit tant de charmes,
et rien de si parfait ne s'est veu sous les cieux:
Daphnis par cent exploits s'est rendu glorieux,
Et Diane par tout a fait rendre les armes.

Sa fierté redoutable a bien cousté des larmes,
Quand sa beauté s'est faite adorer en tous lieux,
Et l'on a veu Daphnis d'un front audacieux
Demeurer intrepide au milieu des alarmes.

Cependant ce grand coeur se soumet à l'amour.
cependant cette fiere est vaincüe a son tour:
tous deux se sont rendus l'un à l'autre sans guerre:
ils se trouuent cent fois plus heureux dans leurs fers,
Que si l'un par son bras domptoit toute la terre,
Ou l'autre par ses yeux surmontoit l'univers.

* Ms. leur. ** Ms. ont. *** Ms. Et.

11. Sonnet.

Vous allez donc quitter Paris.
Sciour, où le plaisir abonde,
Ou Bacchus, l'amour, et les Ris,
Se plaisent mieux qu'en lieu du monde.

tous les passe-temps sont taris
pour celuy qui va dessus l'onde
l'on ne voit la point de Cloris
ny noire, ny brune, ny blonde.

icy l'on goute entierement
ce qui se trouue de charmant
Dans les delices de la vie:
l'on contente ses appetits,
Et l'on dort avecque Siluie
plus seurement qu'avec Thetis.

12. Zum Schlusse geben wir noch ein Sonnet, das einen ganz anderen Geist athmet, als die letzten, die einen höfischen Ton zeigen; es liegt etwas von dem Geiste der alten hugenottischen Prediger darin; die harte Herrschaft des Roy Dieu-Donné führt zu einem Vergleich mit Saul, dem Könige, welchen der Herr seinem undankbaren Volke im Zorne gab, einer alttestamentarischen Erinnerung, wie sie in den religiös-politischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts in Frankreich sowohl, als besonders in England sehr zahlreich sich vorfinden.

Le peuple que iadis Dieu conserua luy même,
Lassé de son bon-heur vouleut auoir un Roy.
he bien dit le seigneur peuple ingrat, et sans foy,
tu sentiras bien tost le ioug du Diademe.

celuy que ie mettray sur ce degré supreme,
comme un cruel vautour viendra foudre sur toy,
ses seules volontez luy seruiront de loy,
Et rien n'assouuira son auarice extreme.

il trouuera toûiours mille nouveaux moyens,
pour te rauir l'honneur, la fortune, et les biens,
en vain tu te plaindras de sa toute puissance,
ce peuple en vit l'effet il en fut éstonné.
ainsi regne auiourd'hui, par les voeux de la France
le monarque absolu qu'on nomme Dieu Donné.

Chatten und Hessen.

Eine Untersuchung über die Herleitung des Namens der Hessen aus dem der Chatten, vorzüglich an der Hand der Ortsnamen-Erforschung.

Von

Dr. Wilhelm Kellner in Hanau.

1. Einleitung.

Die ursprünglichen drei ersten Capitel dieser Untersuchung als 1. Einleitung. Kurze Geschichte der Untersuchung; 2. Die Schreibung des Namens der Chatten und Hessen; 3. Gewicht der Ueberlieferung des Tacitus, Annal. I, 56, 57, und die Beschaffenheit der hier vorausgesetzten Landschaft als geeignet für einen Volksmittelpunkt — finden sich im Juliheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Geschichte und Landeskunde (herausgegeben von Dr. Paul Hassel) S. 425, ff.* Es ist daselbst dargestellt, wie schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts von bedeutenden Gelehrten, deren Meinungen aufgeführt sind, die hier von Neuem aufgenommene Untersuchung ventilirt und von den hervorragendsten, namentlich von Wenck, Hessische Landesgeschichte 1783. 1789, ff. und Jacob Grimm, die Ansicht festgehalten worden ist, dass der Name Hessen aus dem Namen Chatten erwachsen sei, bis Zeuss (die Deutschen und die Nachbarstämme 1837) und Vilmar (hessisches Idiotikon 1866) aus dem Gesetz der Lautverschiebung und dem Mangel der Schreibung Hazzi den Schluss zogen, dass der Name Hessen aus dem Namen Chatten nicht abgeleitet werden könne. Dem gegenüber wird nun hier versucht, Wenck's und J. Grimm's Ansicht als richtig aufrecht zu erhalten und zunächst in

* Der vollständige Abdruck der Abhandlung in der hier genannten Zeitschrift wurde von der neuen Redaction derselben als mit dem neuen Programm der Zeitschrift unvereinbar abgelehnt.

dem oben angeführten zweiten Capitel die alte Schreibung des Namens der Chatten von Livius bis Sidonius Apollinaris (ca. 455 p. Chr.), so wie die des Namens der Hessen oder Hassen von 720 bzw. 738 an bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts verfolgt und festgestellt, dass die im Oberland vorherrschende Aussprache und Schreibung des Namens des Volksstammes wie des Landes Hassi und Hassia, nicht wie Vilmar will, Hessi etc. war, welche letztere allerdings mehr nach Niedersachsen hin, wo das a so häufig zu e verquetscht wird, vorkommt, und dass, worauf grosser Nachdruck zu legen ist, noch heut zu Tage, wie aus einer Frankfurter Mundartenquelle neuesten Datums nachgewiesen wird, im Fuldaer Oberlande Hassen (mit a) gesprochen wird. Im folgenden Capitel wird sodann in Anknüpfung an die Taciteische Erzählung, wonach Germanicus den Hauptort der Chatten, Mattium, jetzt Maden bei Gudensberg im alten Chattenmittelpunkte, einäscherte, nachgewiesen, wie diese Landschaft noch heutigen Tages sowohl in landschaftlicher zum Theil romantischer Schönheit als landwirthschaftlichen Vorzügen einen hervorragenden Rang einzunehmen berechtigt ist und schon in alter Zeit würdig befunden werden konnte, zum Mittelpunkt eines alten germanischen Volksstammes auserkoren zu werden. Am Schluss des Capitels ist die Ansicht ausgesprochen, dass die Chatten zum Frühesten wenigstens eine Colonie der nahe wohnenden Cherusker gewesen und deshalb das nächste hier folgende Capitel der Widerlegung der ebenfalls schon frühe und bis auf den heutigen Tag festgehaltenen, aber ebenso früh auch schon bekämpften Ansicht gewidmet, dass die Chatten Sueben gewesen seien. Auf dieses Capitel folgt, wie unsere Leser unten sehen, die Untersuchung über das Gewicht des Einwandes, welchen die germanistischen Sprachgelehrten aus der Lautverschiebung gegen die hier festgehaltene Namensherleitung erheben, sodann der Nachweis, wie die meisten Völkernamen aus Landschafts- und Städtenamen entstehen, endlich der Schluss mit der hier versuchten Erklärung des Namens Chatten und Hassen oder Hessen.

2.

Die Schreibung des Namens Chatten und Hessen.

Wie in den in der Zeitschrift für preuss. Landeskunde, Juliheft 1870, S. 435 gegebenen Sprachproben der heutigen Zeit und aus dem Munde von Bergländern das kehlige a für das von den Niederländern

vorn im Munde gepresste e zu erkennen ist — man betrachte nur die Formen sachs für sechs, Massr für Messer, ahr für eher, gepatz für petzen und namentlich das für unsere Untersuchung maassgebende „Korhasse“ für das gewöhnliche Kurhesse — so ist noch viel mehr in den ältern Zeiten das a bei den Oberländern vielfach statt des e maassgebend gewesen. Der Bewohner der Tiefebene spricht aber überhaupt, auch aus physiologischen Gründen, die Laute scharf zwischen den Zähnen herausstossend, das e mehr als der Hochländer, der die Kehllaute vorherrschen lässt, und das beobachtet man in alter und neuer Zeit. Was der auf und in den Bergen wohnende Norweger Odal nennt und der alte Normann von audh (Eigen) herleitete, nennt der Angelsachse im Niederland von alt eath, modern edel (eatheling). Odalman oder gar Udalman ist unser Edelmann (Adel mitteldeutsch) in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes so viel als Eigenmann, Freier Mann. Auster Oster wird bei dem Angelsachsen East u. s. f. Man vergleiche dazu das e ausgesprochene a des Englischen, wie die parallelgehende Neigung des a im süddeutschen Munde nach dem o, ao hin: we were, you were, wir waren, ihr waret, oberdeutsch woren, woret: thou hast, du hast, dou host (oberdeutsch), I can, ich kann, Eich kaonn (oberdeutsch).

So erklärt sich auch am einfachsten das Vorkommen der Formen Hassi und Hessi neben einander, das Vorwiegen der Form Hessi bei den Niedersachsen, wie auch der Angelsachse Winfried (Bonifacius) den Namen gesprochen zuerst nach Rom brachte, so dass er ebenso in dem Empfehlungsbriefe des Papstes geschrieben ward, so wie endlich der Umstand, dass in der nächsten päpstlichen Urkunde für Hersfeld, also im „Fuld'schen“ von 774, wahrscheinlich von einem Hersfelder Oberländer Mönch entworfen, die breitere Form Hassia zu lesen ist.

Einen Mittellaut zwischen a und e mögen die Hessen im eigenen Hessenlande eingehalten haben, wie man an der Form Haesi sieht, welche Willibald gleich mit der Form Hessi gebraucht. Obwohl jetzt im Mittelpunkte des Hessenlandes im alten Landgericht Maden, um Gudensberg, der Bauer selbst nicht mehr anders wie auch der Gebildete, Hesse mit geschärftem e, nicht aber Hässe spricht, so ist das doch lediglich Ergebniss des amtlichen und geschäftlichen Verkehrs, dessen Einfluss nicht bedeutend genug anzuschlagen ist, wie denn auch die gebildeten Fulder jetzt nicht anders als „Hessen“ sprechen, und ein Beweis dafür, dass früher Haesi gerade im Gudensberger Lande gespro-

chen worden sein mag, der Umstand, dass noch heute der Name des etwas seitab liegenden Dorfes Besse (alt Passahe) von seinen Bewohnern mit breitem nach e hinklingendem ä gesprochen wird: Bässe. Wie leicht das a nach dem e hinübergleiten kann, sieht man auch in einer Sprachprobe aus dem 8. Jahrhundert, in einem Vater-Unser mit Auslegung, in welchem sich der Ausdruck des mëzzes für unser „des Maasses" findet. * So haben wir also sicher einstweilen wenigstens das Vorherrschen des a in der ältesten Namenform für Hessen, also Hassen und auch die innere Erklärung dazu gegeben; Hassen liegt natürlich der Namenform Chatti Chatten näher als Hessen. Damit kommen wir nun zunächst wieder auf die Chatten.

3.

Gewicht der Ueberlieferung des Tacitus (Annal. I, 56, 57) und die Beschaffenheit der in derselben vorausgesetzten Landschaft als geeignet für einen Volksmittelpunkt.

Wir stellen an die Spitze dieses Capitels die Thatsache, die Tacitus in seinen Annalen I, 56, 57 von dem Zuge des Germanicus gegen die Chatten wie folgt erzählt .... dadurch kam er (Germanicus) den Chatten so unerwartet, dass die durch Alter und Geschlecht Wehrlosen sogleich gefangen oder getödtet wurden. Nur die waffenfähige Mannschaft war über den Adranafluss gesetzt und suchte die Römer, die sich anschickten, eine Brücke zu schlagen, zurückzuhalten, liess aber, als sie durch das Geschütz der Römer vertrieben wurde, vergeblich Friedensunterhandlungen versucht hatte, und auch Einige zu den Römern übergegangen waren, Gauen und Dörfer im Stich und zerstreute sich in die Wälder. Germanicus aber steckte Mattium, den Hauptort des Stammes, in Brand, verwüstete das offene Land und wandte sich .... nach dem Rhein.

Es besteht jetzt unter den Gelehrten kein Streit mehr darüber, dass unter dem hier genannten Mattium kein anderer Ort als das heutige

*) Man vergleiche Wülcker Dr. E., Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalschwächung im Mittelbinnen-Deutschen, besonders im Hessischen und Thüringischen. Frankf. a. M. 1868.

Dorf Maden, der frühere Hauptort des nach ihm genannten Landgerichtes, mit einem alten Centhofe (jetzt Domaine), zu verstehen sei,* auch die Adrana wird allgemein als der Fluss Eder betrachtet, in welchen der Bach Ems, an welchem Maden liegt, nicht gar weit von letzterem einmündet und den man, von Süden herkommend, bei Fritzlar oder in dessen Gegend überschreitet, um nach Uebersteigung einer mässigen Wasserscheide in das Emsthal zu gelangen. Dass der alte Hauptort jetzt keine Bedeutung mehr hat, ergiebt sich einfach aus der geschichtlichen Entwickelung der mittelalterlichen Staatszustände, nach welcher mit der Entstehung der Ritterzeit der offene Hauptort Maden, welcher den freien Bauern ausgereicht hatte, keinen genügenden Schutz mehr gewährte und den Sitz der Regierung nach der Feste Gudensberg, eine Viertelstunde davon, zu verlegen zur Nothwendigkeit ward. Dieses Gudensberg wurde von da an bis zur Uebersiedlung des Regierungssitzes der neuen hessischen Landgrafen nach Cassel im 13. Jahrhundert, Mittelpunkt des Landes und dieses nach Wenck, Hessische Landesgeschichte, II. Urkundenbuch, S. 294, 295 benannt als „das Niederland" zu Hessen, darin Gudensberg liegt; woneben jedoch die Benennung „das Landgericht Maden" bis in's 14. Jahrhundert fortbesteht. Wir nehmen also an, dass nach dem Zeugniss des Tacitus Maden im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (der Zug des Germanicus fällt in das Jahr 15. nach Christus) bereits der Hauptort der Chatten, wie im Anfang der Ritterzeit Sitz des Landgerichtes zu Hessen war.

Betrachten wir nun die Landschaft, in welcher dieser Hauptort liegt. Die folgende Schilderung enthält den Eindruck, den das Gebiet des alten Chattenmittelpunktes bei wiederholten Durchwanderungen zu Fuss und zu Wagen auf den Verfasser dieses gemacht hat.

Geographisch und geologisch zunächst kennzeichnet sich die Landschaft als eine Hochfläche mit mehreren Bergreihen zwischen den Flussläufen der Eder und Fulda auf der Süd- und Ost-Seite und den im Westen von Nord nach Süd verlaufenden Berghöhen des Habichtswaldes mit seinen südlichen Ausläufern, des Baune- und Langenberges, und den dahinter im Westen verlaufenden Ostausläufern des Kölnischen Sauerlandes.** Es ist ein von Bergzügen und Flussläufen eingeschlosse-

* Vgl. u. A. Nipperdey, Corn. Tacitus I, Annal. S. 57. 4. Aufl.

** Einen sehr wohl orientirenden Blick auf die Landschaftsentwickelung gewährt E. v. Sydow's Method. Hand-Atlas, Supplementheft Karte IX, Mittel-Gruppe des Norddeutschen Berglandes.

nes Landschaftsviereck, im Süden und Osten von der aus dem Waldeckischen kommenden und unterhalb Fritzlar bei Nieder-Möllrich um die Südostecke biegenden Eder, von deren Einmündung bei Guntershausen in die Fulda an, von dieser weiter im Osten umflossen, angelehnt im Norden an die Südabhänge des Reinhardswaldes und im Westen, wie schon erwähnt, an die Ostverläufer des niederrheinischen Schiefergebirges, hier im Theile des Kölnischen Sauerlandes. Denken wir uns in einen Zeitabschnitt zurück, in welchem die Flussthäler der Eder und Fulda bis an den Rand noch mit Wasser gefüllt waren, so haben wir das chattische Landschaftsviereck als eine im Westen an höhere Berge angelehnte Fläche mit baubarem Boden und dazwischen liegenden Bergen. So fällt denn auch jetzt, wo die Wasser mehr verlaufen sind, nach den Flussgrenzen hin die Hochebene in meistentheils steil abfallendem Rande in tiefer liegende Thäler ab; der Rand ist nur regelmässig durchrissen durch die Ausmündung der Wasserrinnen, welche die Hochfläche entwässern. Diese Wasserrinnen sind vom Süden angefangen 1) als der bedeutendste die Ems, deren oberes und mittleres Thal hinter dem Höhenzuge des Habichtswaldes, Baune- u. Langenberges in einem mit Eder und Fulda in deren unterem Laufe parallel gehenden Längenthale verläuft und im untern Laufe abwärts Dorla den vorliegenden Höhenzug durchbricht, um unterhalb Felsberg in die Eder zu münden. Dann folgt 2) der Deuter-Bach, 3) der Besser-Bach, 4) die Baune, 5) der Zwehrenbach, 6) die Druse und 7) die Ahna, letztere beiden Bachthäler südl. und nördl. Cassel umfliessend und zugleich mit ihrem Wasser speisend. An den Ausflüssen dieser Bäche aus dem dahinter liegenden Hochlande liegen immer mehr oder minder geschichtlich merkwürdig gewordene menschliche Anlagen; so diesmal von Norden gerechnet, an der Mündung der Ahna einer der merkwürdigsten Entstehungsanfänge der Stadt Cassel, das Kloster Ahnaberg mit dem Meierhof Cassela; an der Ausmündung des Zwehrenbaches das alte Dorf Zwehren (Tuerun, niederdeutsch Tweren); an der Baune-Mündung der Bahnhof Guntershausen; an der Ausmündung des Besser-Baches aus dem Hochlande neben dem Dorf Grifte die Höhe, auf der noch jetzt 4 Höfe sich finden, genannt die Heystatt, ein alter Burgsitz mit die Gegend weithin beherrschender Aussicht (die Ritter von Grifte spielen in der ältesten hessischen Geschichte eine Rolle); am Ausfluss der Ems das Dorf Böddigern (alt Buthigern mit echt niedersächsischer Namensform, vgl. Bevergern) mit

einer Flur, die den Namen „Burg“ führt. Der kirchengeschichtlich wichtigste Punkt aber findet sich in dem Bachgebiet der Elbe, das schon nicht mehr ganz dem Chattenlande angehört und hinter der Bergregion verlaufend, welche die Grenze des Chattenmittelpunktes nach Westen ausmacht, im obern Laufe und Quellgebiet bei Wolfhagen die Verbindung mit dem niedersächsischen Bevölkerungsgebiete herstellt Im Thal dieser Elbe liegt, nahe dem Ausfluss derselben in das Ederthal, hinter Fritzlar, Geismar mit dem bis in die neuere Zeit als hessischer Gesundbrunnen besuchten Sauerbrunnen, das alte Dorf, in dessen Nähe Bonifacius die heilige Eiche niederhieb, aus deren Holz er sodann eine Zelle, vermuthlich auf der Anhöhe, errichtete, auf welcher noch jetzt der Dom von Fritzlar steht.

Da, wo nun aufwärts nach seiner Quelle hin der Elbebach zu der flachen Wasserscheide zwischen Eder- und Diemel-Gebiet bei Wolfhagen führt, berühren sich die Sprachgrenzen der hessischen und plattdeutschen Mundart, wie fast in der Ebne; Wolfhagen, die Dörfer Isthe, Brundersen, Ippinghausen reden plattdeutsch — gegenüber dem Mainzer Gebiet von Naumburg bis Fritzlar mit den Dörfern Altenstädt, Balhorn, in welchem die Mundart süddeutsch influirt worden ist. Hier finden wir auch die natürliche Nordgrenze des Chattenlandes sich südwärts Wolfhagen auf der Höhe des Habichtswaldes und des nach Nordost damit zusammenhängenden Dörnberges hinziehen bis nach Wolfsanger unterhalb Cassel, wo zur Zeit Karls des Grossen Franken und Sachsen mit einander wohnten und die Fulda in eine enge Bergspalte tritt, in der ebenfalls schon niedersächsisches Sprachgebiet beginnt, und auf den Höhen rechts der Fulda auch das Gebiet des ehemal. Königreichs Hannover seinen Anfang nahm. Nach Osten zu ist die Grenze des Chattenlandes dann mehr eine offene, streitige, zwischen Cheruskern und Hermunduren oder Thüringern. Sie hat schon zu der Zeit, wo Tacitus die Germania niederschrieb, sich über Cheruskerlandschaften hinausgeschoben gehabt.

Nach vorstehender Feststellung der äusserlichen Umgrenzung des Chattenlandes bleibt uns noch die Aufgabe, einen Blick auf das Innere und dessen Gestaltung zu werfen. Ausser der Ems, welche, wie bereits ausgeführt, in einem längern Laufe zuerst ein Eder und Fulda parallelgehendes Längenthal hinter der ersten Bergreihe des Hessenlandes entwickelt und dann erst im rechten Winkel auf die Eder zufliesst, die vor ihr liegenden Höhen durchbrechend, haben die vorher aufgeführten

Bäche sämmtlich in ihrem obern Laufe eine sehr leichte Muldenbildung, so dass die Wasserscheiden zwischen ihnen nur mässige Bodenerhebungen darstellen, und das ist am meisten der Fall im Gudensberger Lande, das zwischen dem untern Lauf der mitten im Sommer mit reichlichem und klarem Wasser und in munterem Fall einherstürzenden Ems und dem Zwehrenbache verläuft, während das Gebiet des Zwehrenbaches weiter von Druse und Ahna wieder durch bedeutendere Bergrücken geschieden ist. In dem Gudensberger Lande nun bilden die oberen Bachrinnen und ihre Wasserscheiden eine an die hohe und dunkel bewaldete Bergreihe des Bauns- und Langenberges angelehnte Ebene, aus der wiederum in fortwährender Abwechslung basaltische Bergkegel schroff aufragen. Diese meist kahlen Berghäupter geben, inmitten einer reichen Feldflur, abwechselnd mit den saftigsten, frischgrünen Wiesen in der nächsten Nähe der Bäche, mit dem Hintergrunde der dunkelen Waldberge und der weitern Ausschau von der Hochebene aus auf die jenseit dieser Landschaft, jenseit der Flussthäler der Fulda und Eder verlaufenden Bergreihen, an einem heitern Sommermorgen oder Abend das Bild einer reizenden, malerischen und von romantischem Hauche umwobenen Landschaft.

Bei der noch heute vorhandenen, sofort empfundenen Abgeschiedenheit derselben macht sich zugleich bei jenem Eindruck der andere geltend, dass die Natur hier ein natürliches Festungsviereck geschaffen, innerhalb dessen ein deutscher Volksstamm sich sicher wähnen mochte. Die hohen Thalränder nach Eder und Fulda hin verstecken dies fruchtbare Wiesen- und Bauland mit seinen malerischen Berggruppen und Kuppen und den üppigen Wäldern in vorsorglicher Weise. So wie man noch jetzt von der neuen Eisenstrasse (Main-Weserbahn im Gegensatz zu der älteren durch Gudensberg führenden Frankfurter Landstrasse), die im Eder- und Fuldathale hinläuft, aus keine Vorstellung von der hinter den Thalrändern versteckten Herrlichkeit erhält, so noch vielmehr mag in grauer Vorzeit erst recht Niemand diese natürliche Volkszufluchtsstätte von aussen her wahrgenommen haben, da damals der Blick von den umliegenden Bergeshöhen aus durch die dichte Bewaldung unthunlich gemacht war. Aber während man draussen von dem Innern, so zu sagen Heiligthum, keine Ahnung erhält, hat dieses, namentlich zwischen Eder und Baune die Eigenthümlichkeit, dass man von vielen wohl ursprünglich nicht bewaldeten Basaltkuppen aus immer weit hinaus über die umliegenden Landschaften den Blick schweifen

lassen konnte und die fernern, den Horizont umgrenzenden Bergreihen zum Hinausspähen in die Weite herausforderten. Es mag sich so jener durch die Ausschau von hochher geschärfte Habichts-Späher-Blick entwickelt haben, zufolge dessen die Chatten gierig nach der vor ihnen liegenden Landschaft griffen und u. A. um das Jahr 100 nach Christus die Herren der Cherusker und Foser waren. Es erklärt sich aus der geschilderten Lage und Beschaffenheit der Landschaft auch, wie der römische Kriegsherr Germanicus im J. 15 n. Chr. so bald in derselben Halt und linksum nach dem Rheine zu machte. Es musste ihm, nachdem er den steilen Uferrand an der linken Seite der Eder zwischen Fritzlar und Nieder-Möllrich erzwungen und Maden (Mattium), das jenseits dieses Bergrandes an einem Seitenbache der Ems, etwas zurück von dieser, liegt, eingeäschert hatte, nach der ersten Recognoscirung vor der schaurigen Stille der dunkeln Bergschluchten, in welche sich die Bewohner geflüchtet hatten, unheimlich zu Muthe werden; er konnte doch zu leicht in die Lage kommen, in welcher Varus untergegangen war.

Der Eindruck, den die Landschaft mit ihren durch Form und Färbung mitunter auch gespenstisch auf den Sinn drückenden Basaltkegeln macht, erklärt aber zugleich, wie ein alter, germanischer Volksstamm, der diese fruchtbare, wiesenreiche, für Viehzucht und Ackerbau gleich günstige, vom grossen Verkehr abgeschlossene Landschaft, eine gleichzeitig für den Anbau so geeignete Naturfeste, aufsuchte, dieselbe zu seinem Mittelpunkt machte und in einer Gegend, in der die Naturkräfte in ihrer unheimlichen Gewalt dunkle, gespenstige, hohe Bergesgestalten in reicher Fülle aufgeworfen hatten, den Hauptsitz eines heidnischen Götterkultus errichtete; denn es wird sich jedem Wanderer in jener Gegend die unwillkürliche Empfindung aufdrängen, die basaltischen Durchbrüche der Erde ragen hier geisterhaft, Götterfurcht erweckend, empor und haben sicher in alter Zeit noch mehr wie jetzt in den Gemüthern die Stimmung heimlichen Grauens erzeugt. Darum auch wandte sich Bonifacius gerade hierher, als er den Hessen das Licht des Christenthums bringen wollte, und errichtete an der Grenze des alten Chatten-Götterheerdes den Altar seines Gottes, gegenüber den Wodansbergen (Gudensberg und Odinberg) und der alten Gerichtsstätte zu Maden die aus der heiligen Eiche gezimmerte Zelle.

Solche Gestaltungen der hier gezeichneten und schon von Tacitus als chattisch genannten Landschaft macht es durchaus einleuchtend,

dass sie das Herz, der Culminirungspunkt eines germanischen Stammes gewesen, der von hier aus sich ausbreitete und wieder dahin zurückwich, seitdem die Römer durch die Siege des Drusus die germanischen Stämme überhaupt vom Rheine landeinwärts zurücktrieben. Es ist eine Verstärkung dieser Aufstellung, dass man den Mittelpunkt z. B. der Marser am sichersten in der Nähe der Chatten, in dem heutigen westfälisch-waldeckisch-preussisch-(hessischen) Gebiet an der obern Diemel, namentlich bei den Orten Volkmarsen und Marsberg, dem unter Karl dem Grossen als Eresburg hervorragenden Orte, sucht. Erklärt es sich so doch am besten, wenn Tacitus zu dem erwähnten Zuge des Germanicus gegen die Chatten erzählt, dass des Germanicus Untergeneral Caecina mit einem Hilfscorps die Marser durch eine Niederlage verhinderte, den Chatten zu Hilfe zu kommen, wonach die Marser nicht eben weit entfernt wohnen konnten; und wenn ebenso Caecina durch Hin- und Herziehen die Cherusker vom Beistande der Chatten abhielt, so müssen auch diese mehr in der Nähe gesucht werden, wie auch bereits eine Ableitung des Namens der Cherusker von dem Dorfe Heerse, südlich Paderborn, versucht worden ist (wie Thüringer von Anwohnern der Tyra und Bataver von Batuwe), und hat vielleicht Segest in der Nähe seinen Wohnsitz auf der Hohen Siburg bei Carlshafen gehabt.

Abgesehen nun davon, ob wir der vorstehenden Ableitung des Namens der Cherusker beipflichten, der Name lässt auch noch eine andere Ableitung zu, ist es doch das einfachste, die Mittelpunkte der Chatten, Marser und Cherusker ziemlich nahe beieinander zu suchen, ein Verhältniss, das uns auch auf dem Wege nach der richtigen Erklärung des Namens Chatten eher fördern als seitab führen wird. Nehmen wir den Mittelpunkt der alten Chatten in dem späteren eigentlichen Hessenlande an, so wird damit nicht nur der Identität der beiden Namensformen eine nicht leicht abzuweisende sichere Unterlage gegeben, sondern auch die Annahme einer ursprünglichen nahen Stammesverwandtschaft zwischen Marsern, Cheruskern und Chatten nahe gelegt, eine Annahme, die dann wieder die Nöthigung auferlegt, die Sondernamen der Stämme zufälligen ausser ihrer Stammeseigenthümlichkeit liegenden Ursachen zuzuschreiben.

Vielfach steht dem nun die bis in die neueste Zeit unbesehens als richtig immer von Neuem verbreitete Annahme entgegen, dass die Chatten Sueben gewesen und vom Rheine her in das Binnenland gezogen

seien, wie denn allerdings die Chatten zu Drusus Zeit (12—9 vor Christus) nach der Darstellung des Dio Cassius ihre Sitze bis am Rheine hatten, so dass Drusus sogar in ihrem Gebiete, hart am Rheine, ein Fort anlegte, das Germanicus auf seinem Zuge 15 p. Chr. wieder erneuerte, auch ihnen vorübergehend Land anwies, bis sie entschieden auf Seite der Feinde der Römer traten und in das Innere zurückgedrängt wurden.

Wenn sich dies nun aber damit erklären lässt, dass die Chatten von ihrem Mittelpunkt um Maden aus sich ausbreitend bis an den Rhein vordrangen, so ist es doch angezeigt, auf die Einreihung der Chatten unter die Sueben einen kritisch-prüfenden Blick zu werfen. Eine Verwandtschaft der Chatten mit den Sueben würde eine Stammesgleichheit mit Cheruskern ausschliessen.

Indem wir aber zu dieser Frage übergehen, constatiren wir noch einmal als das Ergebniss der hier schliessenden Betrachtung, dass nach Tacitus Bericht die alten Chatten ihren Mittelpunkt im spätern Hessenlande hatten und diese Hessenlandschaft noch heute alle Eigenschaften aufweist, welche sie befähigten, zum Mittelpunkte und Heiligthum eines alten germanischen Volksstammes auserkoren zu werden.

4.

Ob die Chatten Sueben gewesen?

Aehnlich wie sich eine vorgefasste Meinung verschiedener Gelehrten für die Unmöglichkeit entschieden, den Namen Hessen von der Namensform Chatten abzuleiten (siehe oben), hat sich eine andere vorgefasste Meinung dafür gebildet, dass die Chatten Sueben gewesen wären. Selbst der für die hessische Landesgeschichte so verdiente Wenck a. a. O. II, S. 14, besteht mit einer für seine sonstige so unbefangene Würdigung der Chattengeschichte schwer erklärlichen Befangenheit auf jener Meinung, namentlich der, dass Cäsar, als er den Zug gegen die Sueben unternommen, die Chatten vor sich gehabt habe. Auch Justus Möser in seiner Osnabrückischen Geschichte I, S. 136 meint wenigstens, dass die Chatten (in Hessen) oft freie, aber keine untergeordnete Bundesgenossen der Sueben gewesen zu sein schienen. Diese Meinung setzt sich dann, obwohl schon der Pfarrer Kraus von Idstein im Hanauer Magazin 1785, St. 51, S. 477 [Beweis, dass die Chatten

keine Sueben und keine Sueben jemals Chatten gewesen sind], die triftigsten Gründe dagegen angeführt hat, bis in die neueste Zeit fort. Es folgen ihr unter Andern, um nicht Alle zu erwähnen, Rommel, Geschichte von Hessen, I, S. 10 u. Anm. 21; Mommsen in seiner röm. Geschichte III, S. 238, zu vergleichen Kraner, zu Cäsar de bello Gallico 409, Cäsars Sueben sind wahrscheinlich die Chatten; Landau, Hessengau, Essellen, Geschichte der Sigambern, Einleitung S. 3., Anm. Auch Endemann im Januarheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Gesch. u. Landeskunde „Ueber Markenverfassung", hält noch an dieser Auffassung fest, wie sie auch Dr. Henning's, über die agrarische Verfassung der alten Deutschen nach Tacitus und Cäsar, Osterprogramm 1869 der Gelehrten-Schule zu Husum, S. 59 und sonst, als selbstverständlich betrachtet.

Eine erste unbestreitbare Thatsache ist jedoch: Cäsar hat in seinen Commentarien des Gallischen Krieges die Chatten nicht genannt, und Tacitus hat 150 Jahr später ausdrücklich die Sueben und Chatten als ganz verschiedene germanische gentes* dargestellt. Gegen diese Thatsache lässt sich, wie hier nachgewiesen werden wird, mit unnöthigen Voraussetzungen, wie sie eben die meisten Anhänger der Meinung, dass die Chatten Sueben gewesen, aufstellen, nicht aufkommen. Von den zwischen Cäsar und Tacitus nach dem Zeitalter stehenden Schriftstellern nennt auch Strabo Geogr. V p. 445 Amelov. die Chatten nicht unter den Sueben, sondern vielmehr unter „andern kleineren Stämmen;" Plinius i. d. Hist. Natur. IV, 28 nennt die Chatten neben den Sueben als einen Theil der Hermionen, also nicht als zu den Sueben gehörig. Von Vellejus Paterculus wird ferner II, 108 ausdrücklich berichtet, dass die Sueben unter dem Namen Marcomannen und der Anführung des Marbod um das Jahr 9 vor Christus nach Böhmen zurückwichen, und demgemäss lässt Tacitus eben auch ihre Sitze erst neben den Hermunduren nach Osten zu beginnen, am obern Main um den Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Bayr. und Böhm.

---

* Germania cap. 38: Nunc de Suebis dicendum est, quorum non una, ut Chattorum Tencterorumve gens: majorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti; quamquam in commune Suebi vocantur. Hätte Tacitus die Chatten und Tencterer zu den Sueben gerechnet, so würde er sie nicht schon vorher, sondern erst jetzt unter den einzelnen nationibus der Sueben aufgeführt haben. Vgl. noch die Stelle German. Cp. 38: Sic Suebi a ceteris Germanis .... separantur.

Wald bis zur Donau, während Germanicus 15 nach Christus vorzugsweise mit den Chatten zu thun hat und zu den Sueben gar nicht gelangt. Nach Tacitus Zeit erwähnt Julius Capitolin. a. M. Antonin. 22 unter den vielen zum marcomannischen Bunde getretenen Völkern (vgl. Wenck's Hess. Landesgesch. II, 101) die Chatten gar nicht; dagegen führt Wenck II, p. 117 selbst aus, dass die Chatten den Alemannen (ehemals Sueben) nicht angehörten.

Denen gegenüber, welche Sueben und Chatten so gern vermengen, müssen wir uns genauer ansehen, was Tacitus in der Germania, Cp. 29, 30 und 38 über die Sitze der Chatten und Sueben sagt. Die Chatten wohnten zu seiner Zeit und nach seinen Quellen nördlich von den Decumatischen Aeckern, also von dem Zehentlande der römischen Grenzler, und zwar giebt Tacitus zur genaueren Zeichnung ihrer Südgrenze Cp. 29, Ende, nachdem von den agri decumates die Rede gewesen, an: mox limite acto promotisque praesidiis sinus Imperii et pars provinciae habentur. (Cp. 30.) Ultra hos Chatti initium sedis ab Hercynio saltu inchoant. Also erst nördlich vom limes der Römer, wo der Wald anfing, begannen auch die Sitze der Chatten, d. h. nördlich von dem Winkel, welcher, durch den römischen Grenzwall nördlich des Maines bis an die Buchonia und den Vogelsberg gebildet, zu Tacitus Zeit noch zum Grenzlande und zur Provinz gehörte. Dass dies Verhältniss schon früher bestand (mox limite acto, Tacitus;* nachdem der Grenzwall sehr bald errichtet war), d. h. bald nach Drusus Ankunft am Niederrhein, unter Drusus schon und noch mehr unter Tiberius, wird von einzelnen Notizen in den alten Schriftstellern bezeugt: wie (Dio Cass. LIV, 33) Drusus im Lande der Chatten, unmittelbar am Rhein, das Castell anlegt, das Germanicus 15 p. Chr. wieder herstellt, Tacit. Annal. I, 56 (positoque castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno); wie Vellejus II, 120, sagt, penetrat interius, aperit limites, was von Erweiterung der Grenzwehren durch Tiberius zeugt, um von andern Andeutungen zu schweigen. Von den so gezeichneten Sitzen der Chatten nun, von da an, wo der Hercynische Wald, nördlich vom Main, beginnt, bis dahin, wo dieser Wald sich zur Ebene (norddeutsche Tiefebene) senkt, setzt

* Vgl. hier namentlich Dederich, die Feldzüge des Drusus und Germanicus in dem nordwestlichen Germanien, Köln u. Neuss. 1869. L. Schwan; S. 77.

Tacitus die Hermunduren als einen Zweig der Sueben östlich cf. Tacitus Annal. XIII. 57, nach welcher Quelle um das Jahr 58 nach Chr. sich die Hermunduren und Chatten um Salzquellen streiten. Die Hermunduren sind zu jener Zeit der westlichst wohnende Theil der Sueben, welche sich nach Osten zu über die heutigen Landschaften von Thüringen, Böhmen, Prov. Sachsen, Schlesien, Posen, Polen, West- und Ostpreussen, Pommern, die dänischen Inseln und Skandinavien erstreckten.

Tacitus scheidet zudem in seiner Germania deutlich die nordwestdeutschen Germanen von den nordöstlichen Sueben; die Elbe ist die natürliche Grenze im Norden, die obere Werra im Süden; dass die Scheidung in natürlichen Ortsverhältnissen ihren Ursprung gehabt haben kann, ergiebt sich aus dem Umstande, dass in der Gegend der Mündung der Hörsel in die Werra über die Nesse nach der Unstrut, bei Gräfentonna, fast keine Wasserscheide erkennbar ist und hier in ältester Zeit, in Verbindung mit den Naturbollwerken der Bergmassen des Harzes und des Thüringer Waldes, undurchdringliche Sümpfe zwischen Weser und Elbe auf der genannten Linie, also über Hörsel, Nesse, Unstrut, Saale bis zur Elbe, das Vordringen der Völkerstämme sehr erschwert haben müssen.* Dieser Umstand erklärt auch das Vorherrschen der Verbindung des Nordosten Deutschlands mit dem Südwesten über die niedrige Wasserscheide des Frankenwaldes, des Mittelgliedes zwischen Thüringer Wald auf der einen und Fichtelgebirge mit Erzgebirge (Hercynia) auf der andern Seite, von welcher Kutzen, das deutsche Land, I, S. 357 f. sagt: „So sind denn gerade in der Nähe der höchsten einschliessenden Gebirge von der Natur Verbindungsbahnen nach und aus der Mitte Deutschlands angelegt, auf denen von jeher ebenso ganzen Völkern und Heereszügen, wie den Waarenzügen der Uebergang ermöglicht wurde. Durch das Werrathal und unfern den Quellen der Saale über den Frankenwald drangen in den Zeiten der Römer mehr als einmal

---

* Finde ich doch zufällig in der besonderen Beilage des K. Pr. Staatsanzeigers vom 5. März 1870 No. 9 nach einem Aufsatze Carl Meyer's in der Harzzeitung ausgezogen, wie sich bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts zu beiden Seiten der Helme von Kleinwerther bis zu ihrem Einfluss in die Unstrut und an den Ufern der letzteren von Sachsenburg bis nach Memleben unabsehbare Sümpfe und Moräste ausdehnten, welche durch die alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen dieser beiden Gewässer entstanden waren.

germanische Völker — denn der Germanen Hauptmacht war im Norden Deutschlands — in das Mainland vor. Ueber den Frankenwald hin gelang es später den Thüringern, ihrem grossen Reiche das Maingebiet, mit Ausnahme des Untermains, einzuverleiben. Und als mit ihnen und den Alemannen die Franken im Kampfe lagen, setzten sich theils, wie es scheint, gleich den Thüringern über den Frankenwald, theils aus dem Egerthale hinauf über die Pässe des Fichtelgebirges, Slaven an dem obern Main und an der Rednitz, bis zu beider Zusammenfluss, fest. . . . Im 15. Jahrhundert brachen die Hussiten von Böhmen aus verwüstend auf denselben Wegen ins Mainland ein . . . . und in verschiedenen Kriegen der neuesten Zeit bedienten sich die Heere derselben Passagen. Endlich, in Rücksicht auf Verkehr und Handel, ward der Verbindungsweg [zwischen dem Süden und Norden über den Frankenwald, seit frühen Zeiten als eine Haupthandelsstrasse vom Main- ins Elbgebiet, namentlich zu dem grossen Markte von Leipzig, gepflegt. Jetzt wird in derselben Richtung eine Eisenbahn (die Bairische Nord- und die Sächs.-Bairische Staatsbahn) befahren."

Es ist diese natürliche Völkerstrasse, auf welcher sicher diejenigen Schaaren der Sueben, die unter Ariovist bis nach dem Oberrhein zu den Sequanern kamen, gezogen sind, auf welcher mit ihrem Nebenwege den Main hinauf denn auch die vom Oberrhein nach dem Niederrhein herunter gedrückten Marcomannen im Jahre 9 vor Christus sich wieder zurückzogen. Die Sueben aber, die 58 vor Christus von Cäsar bei Mümpelgard geschlagen wurden und sich dann auf den Niederrhein warfen, hier zunächst die Ubier bedrängten, sind zunächst vom Süden hergekommen, und brauchen keine Chatten gewesen zu sein; sie dehnten sich überschwemmend in der Ebene um den Taunus herum aus und kamen so im Rheingau mit den Ubiern in Berührung, wie sie die Usipier und Tencterer ebenfalls vor sich hergetrieben hatten, Caes. d. b. Gallico, IV. 1 ff. Es stimmt ganz und gar zu der Zeitrechnung, welche Cäsar aufstellt, was er von den Usipetern oder Usipern und Tencterern da erzählt, dass nämlich die Ursache ihres Ueberganges über den Rhein der Umstand gewesen, dass sie, von den Sueben aufgescheucht, mehrere Jahre mit Krieg bedrängt und am Ackerbau verhindert wurden; wie es genauer zu Cap. 4 heisst, nachdem von der civitas der Ubier auf der andern Seite des Rheins die Rede gewesen ist, dass wie die Ubier von den Sueben tributpflichtig gemacht worden seien, in derselben Lage die Usipeter und Tencterer sich be-

funden hätten, welche mehrere Jahre lang den Andrang der Sueben aushielten, zuletzt aber aus ihren Aeckern vertrieben und nach dreijährigem Umherirren in vielen Gegenden Germaniens an den Rhein, da, wo die Menapier wohnten und an beiden Seiten des Flusses Ländereien bebauten, angekommen waren. Bekanntlich schlug Cäsar den Ariovist im Jahre 58 und traf 3 Jahre später, von den Ubiern um Hülfe angerufen, die Sueben wiederum als Feinde dieser wie der Usipeter und Tencterer am Niederrhein.

Könnten wir hier nun unsere Beweisführung sofort durch eine sehr interessante Untersuchung über die Herstammung des Volksnamens der Usipeter und Tencterer stützen, so müssen wir doch vorläufig darauf verzichten, um die Frage, die vorliegt, nicht zu sehr auseinander zu dehnen. Es ist hier bei so detaillirter Schilderung der niederrheinischen Völkerverhältnisse, wie sie schon Cäsar giebt, der Beweis ex silentio, die Nichtnennung der Chatten, ein vollständig schlagender. Cäsar hatte es mit den Chatten nicht und diese nichts mit den Sueben zu thun. Die Sueben aber, einmal in Bewegung, ergossen sich natürlich über das ganze ihnen von Süden her offenstehende, durch Thäler geöffnete Gebiet. Noch heute bezeichnet die Sprachgrenze des Südens und Nordens, längs der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, die Wasserscheide abwärts hin nach dem Main u. s. w., schwäbelnde Mundart, und die Wasserscheide nach dem Norden abwärts, mit Ausnahme einzelner schwäbischer Einbuchtungen, der Grundzug niedersächsischer Mundart und diese selbst. Wer z. B. die Ruhr-Siegbahn von Hagen nach Betzdorf über Siegen fährt, nimmt nach der Uebersteigung der Wasserscheide zwischen Lenne und Sieg, in dem Thal der letzteren, sofort die schwäbelnde Mundart wahr; sie ist von der Wetterau das Dillthal hinauf in das Siegthal gedrungen; ebenso das Lahnthal hinauf bis über Marburg in Hessen hinaus; ebenso das Kinzigthal hinauf bis in den obern Theil der Fulda. Die schwäbelnde Sprache beherrscht Nassau bis in den Westerwald, wo sich neben einander Sachsen und Schwaben scheiden. Essellen in seiner Geschichte der Sigamberer, S. 12, zeichnet ebenfalls ganz genau die Sprachgrenze: „Die Sigambrer, nach allen Seiten, die südliche allein ausgenommen, von Niederdeutschen umgeben, können sich auch nur der niederdeutschen (plattdeutschen) Sprache bedient haben. Diese hören wir noch in dem eben bezeichneten Gebirgslande bis zu den Quellen der Ruhr und Lenne und der in diese Flüsse sich ergiessenden grösse-

ren und kleineren Bäche, kurz in dem Gebiete der genannten Flüsse. Nur einige Tausend Schritte über die Quellen der genannten Flüsse hinaus, von jeder Quelle an, die ihr Wasser der Eder (?), Lahn oder Sieg zusendet, herrscht eine hochdeutsche Mundart. Wir stehen da an einer Wasserscheide und zugleich an einer Sprachgrenze, die unzweifelhaft von den ältesten Zeiten her bestanden hat.“ Essellen führt auch an, dass ein Theil des Rothaar-Gebirgs-Kammes noch „die Grenze“ heisst, und bei den Bewohnern der Länder an der einen und andern Seite des Gebirges sich eine auffallende Verschiedenheit nicht blos hinsichtlich der Sprache, sondern auch der Körpergrösse, Lebensweise u. s. w., zeige, die Bewohner namentlich in der Brodbereitung ganz und gar, im Häuserbau erheblich von einander abweichen. Nimmt man in dieser Darlegung die Eder aus, so hat man das ganz richtige Verhältniss; die Eder aber muss ausgenommen werden, weil sie sich nach der Weser hin öffnet und namentlich in ihrem obern Theile unzweifelhaft niedersächsische Bevölkerung enthält.

So weit also, wie wir gezeichnet haben, ergossen sich die Sueben auch zu Cäsars Zeit. Nun kam er bei seinem ersten Rheinübergang nur mit den Sigambern, die sich jedoch sammt den Tencterern und Usipetern in die Wildniss zurückzogen und denen er nur einige Dörfer und Höfe verwüstete, in Berührung. Weiter wird dann De b. G. VI, 9 erzählt, dass die Germanen vom jenseitigen Rhein, also die Sueben, die damals die Ubier zins- und kriegspflichtig gemacht hatten, den Tencterern Hülfstruppen geschickt hatten und deshalb Cäsar zum zweiten Male über den Rhein zu gehen beschloss, diesmal paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat.

Er deutet hier ihre Wohnsitze noch durch eine genauere Bestimmung an; denn da er die Zugänge und Wege der Sueben ausforschen liess, erfuhr er durch die Ubischen Kundschafter, dass die Sueben alle ihre Truppen und Habe bis tief ins Land hinein an die Grenzen desselben geflüchtet hätten, wo ein Bacenis genannter Wald von unendlicher Ausdehnung sei, der weit landeinwärts sich erstrecke und wie eine natürliche Mauer die Cherusker von den Sueben und die Sueben von den Cheruskern scheide bezw. vor ihren Eingriffen und Einfällen schütze. Am Beginne dieses Waldes, also mit der Front nach dem Rheine hin, hatten die Sueben die Ankunft der Römer zu erwarten beschlossen.

Ist nun noch immer Streit unter den Gelehrten darüber, was un-

ter dem Walde Bacenis zu verstehen sei, so liegt doch nichts näher, als dass es der meist Buchonia im Mittelalter genannte Wald ist. Wenck in seiner Hess. Landesgeschichte verbreitet sich an verschiedenen Stellen über die Ausdehnung des unter diesem Namen begriffenen Gebietes; II, S. 489 rechnet er mit Crollius das westliche Grabfeld mit zur Buchonia, S. 492 führt er aus, dass als Waldnamen Buchonia ausser dem Fuldischen auch den grössten Theil des Oberlahngaues sammt einem Stück des Hessengaues begriff, bis an die fränkische Saale und über einen Theil des Spessartes reichte. Nach Eberh. Monach. VI. n. 25 heisst es: Ruthard tradidit capturam unam in silva Boconia juxta fluvium Anatrafa in Pago Hassiae Provinciae etc.; nach Urkunden 813 bei Falke Trad. Corbej. p. 377 ist Havukebrun in silva Bochonia gelegen, das ist also zwischen Cassel und Münden, wenn es sich nicht um Hachborn bei Marburg handelt. Fulda lag in der Buchonia und Hersfeld sogar noch, wie Wenck dann weiter sagt: eigentliche Grenzen lassen sich von einem Walde nicht bestimmen, und der Name verschwand allmälig unter den verschiedenen politischen Abtheilungen, welche innerhalb seiner weitern Ausdehnung allmälig eintraten, selbst die verschiedenen Unterabtheilungen des Waldes (S. 460) Salzforst, Branforst, Zunderhardt treten in den Vordergrund, doch ist unter den Gebirgsgegenden des Oberlahngaus sicher der Vogelsberg (Fugalisberc) im Amt Ulrichstein diejenige Abtheilung, welche ihren Namen bis in die alte Zeit zurückführen kann. So weist denn auch bereits Gatterer synchron. Universal-Gesch., S. 703, den Namen Boconia dem Bacenis Cäsars zu. Anklingende Schreibungen des Mittelalters sind Bochenne, 8, Laur. sec. 8 n. 36, 30 p. Gozfeld; Baconia, Pertz. Monum. Germ. XII, 371 gest. abb. Trad.; woneben noch vorkommen die Schreibungen Boconia aus dem 6. Jahrhundert; Bokonia Dr. a. 838, n. 524; Bocconia, Pochonia, Buconia, Buchonia, Buochonia, Buochunna, Puohunna etc.; vgl. Förstemann, Altd. Ortsnamen, S. 258.

Die vorstehenden Schreibungen Bochenne und Baconia stehen der Lesart des Jul. Cäsar möglichst nahe; wir haben es offenbar mit dem weit ausgedehnten Buchenwald zu thun, welcher, vom Sigamberland beginnend, die Wetterau im Norden umsäumend, sich nach Osten zu zog und von welchem der heutige Vogelsberg wahrscheinlich die Höhe ist, an der sich die Sueben sammelten, um Cäsar's Herannahen zu erwarten. Der Buchwald, in der möglichsten Ausdehnung gedacht, er-

klärt auch am besten die Ueberlieferung, dass der König Siegbert von Ripuarien von Köln aus sich zur Jagd in die Buchonia begab, wie denn auch Justus Möser Osnabr. Gesch. I, d. 137, Anm. 6 wieder ganz richtig bemerkt: Man muss aber sylvam Bacenem infinitae magnitudinis Caes. d. b. G. VI für Alles nehmen, wofür er genommen werden kann, und sich vorstellen, dass man oft von einer Seite alles Schwarzwald und von der andern alles Harzwald nenne! Wenn er aber weiter meint: Die Chatten, quos Saltus Hercynius prosequebatur et deponebat Tac. Germ. 30 müssen es ihrer Lage wegen mit den Sueben oder mit den Sachsen halten, so ist doch da ein Drittes möglich, nämlich, dass sie noch gar nicht im Gange waren, d. h. noch keinen besonders hervortretenden Stamm darstellten und von den Sueben so zu sagen angefasst und herausgefordert waren. Ganz verständig macht in einem in Cassel erscheinenden belletristischen Blatte aber im März 1870 ein Herr K. H. die Bemerkung, dass die Cherusker in einer von ihm angenommenen vorchattischen Zeit sich den Mittelpunkt um Maden ausgesucht und hierhin von Alten-Heerse bei Willebadessen aus ihr Machtgebiet ausgedehnt hätten; denn Maden sei friesisch; der Oberdeutsche sagt Matten. In Dronke trad. Fuld. S. 48 n. 168 a. heisst es: Ego Orbalt prbr. Ratbraht et Liuteger fratres mei donavimus ad Scm. Bonifacium in fuldensi monasterio in pago wertingewe in villa que dicitur Astolfesheim partem pratorum, quod lingua nostra dicitur *Mada*. Es ist da von den Besitzungen des Fulder Klosters in Friesland die Rede. Man vergleiche hierzu, was Hermann Meyer in dem Buche: Ostfriesland in Bildern und Skizzen etc., Leer 1868, Bock, S. 85, von dem wildromantischen Charakter der Meeden, Grasflächen im Haidelande, sagt. Für vom deutschen Niederland ausgehende Besiedlung der Gudensberger, also echt hessischen Gegend, sprechen noch die Namen andrer noch bestehender und ausgegangener Ortschaften jenes Bezirks, so die ausgegangenen Dörfer Fenne, bei Gudensberg, vgl. z. B. Venne bei Lüdinghausen,* ein Name, der

* Man braucht hier nur die zu J. Möser's Osnabrück. Geschichte gegebenen Noten und Documente auf die vorkommenden Ortsnamen anzusehen und zu vergleichen, Venne I, S. 117, Ander venne II Docum. S. 80; zu Deute Rotholfus de Thuite II .Docum., S. 71, de Thuthe S. 73; zu Dissen: Disna I, S. 56, Anm. f. Eckhart de Dissene II. Doc., S. 112 öfter; Dissen kommt übrigens auch in den Niederlanden, südl. Osterwijk zw. Nordbrabant und Kempenland, vor; zu Haldorf, Holtorpe II. Doc., S. 119 ff.; zu Lahre, villa Lare II. Doc. 81; hierbei findet sich die Bemerkung ad fluvium Emese

im Niederland so häufig für Niederlassungen ist, der noch bestehenden Deute, Dissen, Haldorf, Holzhausen, Dorla, Castorf, Wabern, Zennern Lohre (alt Lar), Lohne (alt Lone), Balhorn u. s. w.

Es werden später noch mehr Gründe entwickelt werden, aus denen sich ergibt, dass die ersten germanischen Besiedlungen chattischer Landschaft durch einen Stamm geschah, der früher an der Ems, in Friesland u. s. w. sass, einstweilen muss hier dahin abgeschlossen werden, dass, was die äussern geschichtlichen Zeugnisse betrifft, Cäsar noch nichts von den Chatten wusste. Wenn er an der angegebenen Stelle im VI. Buche sagt: exploratores nuntiant: Suebos omnes posteaquam certiores nuntii de exercitu Romanorum venerint cum omnibus suis sociorumque copiis, quas coëgissent, penitus ad extremos fines se recepisse, so folgt daraus noch gar nicht, dass unter den Sociis die Chatten gewesen, und wären sie darunter gewesen, so folgt höchstens auch hieraus wieder, dass sie dann keine Sueben wa-

---

sita, und eine Ems fliesst auch im Gudensberger Lande; zu Holzhausen, Holtzhusen II. Doc., S. 42, Holthusen sehr oft. Zu dem westfälischen Liesborn I. Doc. p. 10 vergleiche man noch den Namen eines am Odinberge bei Gudensberg entspringenden Brunnens Gliesborn, dessen weiches Wasser in den umliegenden Dörfern einen so ausgezeichneten Ruf geniesst, dass die Bauernweiber derselben an dem Brunnen ihre grossen Wäschen besorgen. Zu Dorla (alt Thourisloon) vergleiche man die Wüstung Dorslon im Almengau bei Brilon (Becker, Beiträge zur Geschichte von Brilon. Osterbericht des Gymnas. Petrin. zu Bril. 1869, S. 30); zu Balhorn das westfälische Balhorn bei Sendenhorst, südöstl. von Münster und die sogenannte Wüstung bei Paderborn; zu Castorf Castrop westl. Dortmund; zu Wabern nur das durch die Schlacht von Waterloo berühmt gewordene Wavre; zu Zennern zu dem im Saallande Prov. Ober-Yssel (Holland) vorhandenen. Andere im Hessenlande im weitern Sinne und in Westfalen gleich vorkommende Ortsnamen sind noch: Hesslar bei Felsberg — Kesslar zwischen Lippstadt und Hamm; Beuern, Amt Felsberg — Buer, Buren, Möser Osnab. Gesch. II. Doc., S. 122; Berge, bei Homburg — Berge, Möser a. a. O. II, S. 122; Isthe bei Wolfhagen — Esethe Möser II. Doc., S. 57; Ippinghausen bei Wolfhagen — Evinckhusen, Mös. II. Doc., 64; Malsburg — Maltbergen, II. Doc,, S. 71 Auch sonst vergleiche man noch Affoldern im Waldeckischen, nahe der hess. Grenze, mit Apeldorn, Amt Meppen, Maden mit Thacmade (Vorwerck) bei Möser a. a. O., Waltersbrück bei Dorheim mit Waldenbruck, Kappel bei Fritzlar mit Capele, den Namen der Landschaft Hessen mit dem Namen des Dorfes Hesnon, Mös. Osnabr. Gesch. II, S. 12, Hessum, Bauerschaft im Kirchspiel Holte, hinter Löningen und dem heutigen Heessen bei Hamm; Möllrich bei Fritzlar mit Mellrich bei Soest; Verne bei Homberg mit Verne bei Lippstadt; Dörnhagen bei Cassel mit Dörenhagen bei Paderborn; Holzheim hess. Amt Niederaula mit Holtheim bei Paderborn; Velmede in Hessen mit Velmede Herrsch. Meschede in Brilon; Züschen an der waldeck-hess. Grenze mit Züschen bei Winterberg; Dalwig im Waldeckischen mit Dellwig bei Unna, zu welchem Namen auch wahrscheinlich das verkürzte Dillich bei Homberg gehört.

ren, sondern socii Sueborum. Von den Chatten ist noch nicht einmal die Rede, als im Jahre 25 vor Chr. römische Kaufleute, die über den Rhein gekommen waren, von den Germanen ermordet wurden, wofür sie M. Vinicius Dio Cass. LIII, 26, züchtigte; ebenso wenig werden sie aufgeführt, als nach Dio Cass. LIV, 20, Scholiast Acron. zu Horat. Od. IV, 2, Römer oder gar römische Centurionen von Sigambrern, Usipetern und Tencterern gekreuzigt wurden, worauf diese sogar über den Rhein gingen und Gallien verwüsteten. Auch nach Strabo VII, waren es die Sigambrer, welche dergleichen stifteten. Lollius, der die Rache dafür zu nehmen hatte (Jul. Obseq. de Prod. 131), verlor damals den Adler der 5. Legion, Vell. II, 97, Sueton. Oct. 23. Tacit. Ann. 1. 10, worauf Kaiser Augustus selbst an den Rhein kam und nach Dio LIV. 20 die Germanen Frieden schlossen und Geisseln stellten, 16 vor Christus. Im Jahre 13 kehrte dann Augustus Dio LIV, 25, nach Rom zurück und überliess seinem Stiefsohne Drusus den Oberbefehl am Niederrhein. Auch dieser kommt auf seinem ersten Feldzuge nach Germanien im Jahre 12 nur mit den Usipetern und Sigambrer in Berührung, zieht (Dio LIV, 32) durch das Land der Chauken und besiegt nach Strabo VII die Bructerer. Erst im Jahre 11, wo er durch das Land der Cherusker bis zur Weser vordringt und die Germanen durch die Anstalten des Drusus aufs äusserste argwöhnisch gemacht worden waren und sich zu gemeinsamer Abwehr vereinigten, traten Sigambrer, Cherusker und Sueben zusammen und die Sigambrer versuchten da, auch die Chatten zum Bündniss zu zwingen; bei dieser Gelegenheit also werden die Chatten zum erstenmale erwähnt, sie gehörten auch nach dieser Ueberlieferung nicht zu den Sueben, sonst wären sie nicht abgesondert neben den Sueben genannt worden, und waren nach den Andeutungen einer andern Stelle Dio LIV, 36, wie man annimmt, durch Landanweisung im rechtsrheinischen ehemaligen Ubierlande, also gerade gegen die Sueben, für Drusus gewonnen. Damals zog Drusus vom Rhein aus durch das Land der Usipeter, fiel, über die Lippe gehend, verwüstend in das Land der im Kriege gegen die Chatten ausgezogenen Sigambrer ein, drang durch das Land der Cherusker zur Weser vor und erlitt von den Cheruskern, Sueben und Sigambrern auf dem Rückzuge empfindliche Verluste, nach Plinius H. n. XI. 17. Jul. Obseq. de Prodig. I. 132 bei Arbalo (vielleicht Erpentrup am Hambach im Eggegebirge). Im Jahre 10 zog dann Drusus auch geradezu gegen die

Chatten in ihrem eigenen Lande, d. h. vertrieb sie wahrscheinlich wieder vom Rhein weg, wo er das Castell gegen sie im Taunus anlegte.

Also fällt nach den äusseren Zeugnissen das erste Auftreten der Chatten als eigner Germanenstamm in das Jahr 11 vor Christus, 44 Jahr nach dem ersten Zuge Julius Cäsars über den Rhein; es ist das ein Zeitraum, lang genug, um einen Auswanderungszweig der Cherusker im Chattenlande zu einem selbstständigen Auftreten heranreifen zu lassen. So erklärt es sich auch ganz gut, wenn Cäsar d. b. Gall. VI. den Wald Bacenis, also den weit ausgedehnten Buchenwald um die Nordgrenze der Wetterau herum bis ins heutige Fulder Land, die Grenze zwischen Sueben und Cheruskern sein lässt. Ein ähnliches Verhältniss, wie mit den Chatten, besteht auch mit den Marsen. Strabo VII, 1, heisst es von dem Oberbefehl des Tiberius in Germanien vom Jahre 7 vor Christus ab: Von den dortigen Stämmen (von denen an der Ostseite des Rheines) haben die Römer einige nach Gallien versetzt, andere, wie die Marsen, zogen weiter in das Land hinein, einige wenige blieben, darunter ein Theil der Sigambrer. Der grössere Theil der letzteren wurde bekanntlich von Tiberius im Linksrheinischen, Strabo IV, 3, im noch unbebauten Landgebiete der Menapier angesiedelt.

Wie hier die Marsen weiter ins Binnenland hineinziehen, so ziehen sich die Chatten wieder vom Rhein zurück, wie die Chatten im Jahre 10 zuerst als eigner Stamm auftreten, so die Marsen zuerst 7 vor Christus; sie waren auch ursprünglich wohl nichts als ein Theil der Bructerer oder Sigambrer und es ist S. 94 bereits ihr vermuthlicher Nationalmittelpunkt in dem heutigen Stadtberg oder Marsberg neben Volkmarsen angegeben. Wie bei den Hessen sich neben dem alten Landgericht Maden das Landgericht Dietmelle, jetzt Kirch-Ditmold bei Cassel, ein viel älterer Volksmittelpunkt als eben das daneben liegende Cassel, findet, wie sich dann von Maden der Mittelpunkt nach Gudensberg, später der Mittelpunkt von Maden sowohl als von Dietmellen nach Cassel zieht, so findet sich im Lande der Marsen Volkmarsen neben Eresburg, und darf man wohl dieses Volkmarsen in Analogie zu Dietmarsen in Holstein betrachten. Hierzu dienen zu Anhaltspunkten Orts- und Flurbezeichnungen in der Umgegend von Volkmarsen. So findet sich zwischen Welda und Volkmarsen an der Twiste eine Flur, genannt „In der Marsch;“ oberhalb Volkmarsen der grosse Stadtbruch, darüber Wiesen, die „Alern“ genannt; man hat es hier also mit einer

Gegend zu thun, in welcher der niederdeutsche Ausdruck „Marsch“ geläufig und passend war und noch ist. Nehmen wir nun an, dass sich die Marser von Volkmarsen aus noch weiter die Diemel und deren Seitenzuflüsse aufwärts in das heutige Waldeckische hineinzogen, so haben wir, da Arolsen oberhalb Volkmarsen an der Twiste, Volkmarsen selbst am Zusammenfluss von Twiste und Erpe, und an letzterm Bache oberhalb Volkmarsen wieder Wolfhagen liegt, die Marsen als nächste Nachbarn der Chatten im Alterthum, wie die heute noch niederdeutsche Mundart redenden Waldecker als nächste Nachbarn der Hessen, deren Mundart später von der Mainzer und Thüringerlandherrschaft inficirt worden ist und zwar so, dass, wer sich heute noch in dem hessischen Grenzort Ungedanken eines Sonntag Nachmittags ins Wirthshaus unter die Bauern setzen will, sofort die hessischen Bauern an der Mundart unterscheiden kann von der Mundart der eben aus dem nächsten waldeckischen Grenzort Mandern anwesenden Gäste. Die heutige Mundart entscheidet natürlich nicht mehr über die Mundart der alten Zeit, welche unter den verschiedenen germanischen Stämmen sehr wenig unterschieden gewesen sein wird, aber sie bezeichnet heute noch die Spur alter natürlicher, durch die geographische Lage vorgezeichneter Stammesgrenzen.

Damit ist wohl zur Genüge dargethan, dass nach äussern Zeugnissen die Chatten keine Sueben gewesen sind und nach dem innern Gange der Dinge es nicht wohl haben sein können; wären sie Sueben gewesen, so wären sie vor Drusus nicht nach Norden zu den Cheruskern, sondern nach Süden zu den Sueben zurückgewichen.

Nun untersuchen wir noch die betr. der Chatten und Sueben überlieferten Sitten- und Gewohnheitsschilderungen, bezw. die sachlichen Unterschiede, welche namentlich nach Tacitus Bericht zwischen Sueben und Chatten bestanden. Die Sueben sind nach Tacitus wie nach Cäsar gute Reiter, und die Chatten nach Tacitus vorzugsweise Fussgänger, wie das ihr Wohnen in den Waldbergen mit sich brachte, während den aus der Ebene kommenden Sueben die Reiterei näher lag. Von der Kriegskunst der Chatten macht Tacitus German. 31 eine Beschreibung, welche sie in einem besonders vorgerückten Stadium erscheinen lässt. Sie wählen sich Offiziere, hören auf deren Commando, kennen Marschiren in Zügen, verstehen es, passende Gelegenheiten zu benutzen, den Angriff auf eine günstige Zeit zu verschieben, den Tag einzutheilen, Nachts sich zu verschanzen, mehr Gewicht auf die Führer als auf

das Heer zu legen. Omne robur in pedite, quem supra arma ferramentis quoque et copiis onerant, ganz wie es die Römer machen. Die Chatten zogen in den Krieg, rühmt Taritus, nicht wie die andern Völkerstämme in Scharmützel. Den Gegensatz zur Kampfesart derselben schildert Tacitus Annal. II, 14 non loricam Germano, non galeam, ne scuta quidem ferro nervove firmata . . . . primam utcunque aciem hastatam; caeteris praeusta aut brevia tela . . . sine pudore flagitii sine cura ducum abire, fugere. Den Sueben freilich rühmt Tacitus auch nach: „Freilich ist es eine Eigenthümlichkeit der Reiterkräfte, schnell den Sieg zu bereiten und schnell zu weichen (wie die Nomadenstämme es machten);“ aber, wendet er selbst ein, wie die Schnelligkeit neben der Flucht und Furcht wohnt, so steht die zaudernde Langsamkeit der Beharrlichkeit nahe.

Wie nun Cäsar de b. Gall. IV, 2 von den Sueben ihre Stärke in der Reiterei rühmt, so jedoch, dass sie auf eingebornen, schlechten und missgestalteten Rossen ritten, die nur gut eingeübt seien, so entspricht das ihrem damals vorherrschenden Nomadenleben, ihrer Nachbarschaft mit slavischen Stämmen und ihrer damaligen Agrarverfassung, welche selbst nach Cäsars Schilderung l. l. IV, 1 mit der slavischen, grossrussischen, serbischen u. s. w. übereinstimmt: Sed privati ac separati agri apud eos nihil est neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus etc. Hierzu sagt v. Haxthausen, die ländliche Verfassung Russlands, Leipzig 1866, Brockhaus, S. 416, Anmerk.: „Man glaube übrigens nicht, dass diese Ackerverfassung bloss den Russen (die Russen vom Stamme Ros stammen aus Schweden, dem alten Suebenlande des Tacitus, Anm. d. Verf.) eigenthümlich ist, sie bestand auch bei den Germanen. Cäsar beschreibt sie ganz deutlich, aber was mehr ist, sie hat noch bis in die neuesten Zeiten in einzelnen Theilen Deutschlands bestanden. Ich fand noch 1834 auf dem Hochwalde von Trier die sogenannten Geheberschaftsgemeinden, wo alle 13 Jahre aller Grund und Boden von Neuem unter alle Gemeindeglieder vertheilt ward etc.“ Diesen Zustand der Agrarverfassung bei den Sueben scheint auch Tacitus im Auge gehabt zu haben, wenn er Germania c. 26 sagt: Die Aecker werden nach der Zahl der Bebauer von Allen insgesammt wechselsweise besetzt; und sie theilen dieselben dann unter sich je nach der Würde. Die Leichtigkeit der Theilung wird durch die weite Ausdeh-

nung der Felder bedingt. Sie wechseln die Gefilde alle Jahr und immer ist dann noch Land übrig. Hiernach sehen wir selbst zu Tacitus Zeit noch nomadenhafte Gewohnheiten bei den Sueben vor uns, und es ist bezeichnend für die vorher geschilderten agrarischen Zustände der eigentlichen Germanen, wenn Tacit. Germ. 16 sagt: „Es ist hinlänglich bekannt, dass die Völker der Germanen keine Städte bewohnen, ja dass sie nicht einmal untereinander verbundene Sitze dulden. Sie bauen sich getrennt und verstreut, wo eine Quelle, ein Feld oder ein Hain ihnen gefällt, an. Sie errichten Weiler, nicht nach unserer Sitte durch aneinander gehängte und verbundene Gebäude, sondern jeder umgiebt sein Haus mit einem leeren Raume, entweder als Mittel gegen Feuersgefahr oder aus Unkenntniss anderer Bauart.“ Justus Möser verweist schon in seiner Osnabrück. Geschichte auf diese auf altsächsische Art der Niederlassung hinweisende germanische Sitte im Gegensatz zu der im Süden noch gewöhnlicheren nomadenhaften Sitte der Sueben. Dass die Chatten hierin dem alten sächsischen System näher gestanden haben, als dem suebischen, ergiebt sich aus dem heute noch erkennbaren Vorherrschen der Anlagen von Einzelsitzen in ihrem Lande. Ich habe an einem andern Orte* ausgeführt, wie in ganz Hessen die Ortsnamenbildung auf — Hausen den bedeutendsten Prozentsatz bildet; für Niederhessen allein ist der Satz noch viel bedeutender; zu verweisen ist hier auch noch auf Endemann's Vortrag im Januarheft 1870 der Zeitschrift für Preuss. Gesch. und Landeskunde, S. 7, wo er das eine System der Einzelhöfe als u. A. auch besonders in Niederhessen verbreitet angiebt, womit nur nicht gut zu reimen ist, dass er S. 9 kurz darauf das andere System der Dorfverfassung durchweg als in Althessen herrschend aufführt, worin sich Hessen von Niedersachsen geschieden. Es ist auch nicht gerechtfertigt, dass Endemann ohne Weiteres die Chatten zu Sueben macht, da die auch von ihm als ursprünglich angenommene Markverfassung bei den Westfalen, also den Niedersachsen, so alt ist, als die Einzelhofverfassung. Beide decken sich gerade; wie denn auch wieder die Dorfverfassung in Niedersachsen anzutreffen ist, wo die bergige Oertlichkeit oder die Nothwendigkeit, hinter Dorfmauern vor dem Fehdewesen Schutz zu suchen, die Zusammensiedlung zu Dörfern er-

* Etymologische Spaziergänge durch Hessen; Zeitschrift des Vereins für hessische Gesch. und Landeskunde. Neue Folge, Bd. II, S. 87.

zwungen hat. So kommen Vlietberge im Holländischen, Heuberge im Eiderstädtischen, die trup, dorps, terpen u. s. w. gerade so gut im niedersächsischen Tiefland wie im Hochland vor; die Terpen im Meergebiet sind sogar so viel als die Houks oder Wurts, Warpen oder Wurden im Chauken- und Friesenlande, welche künstlich erhöhte Erdaufwürfe sind, auf denen die Höfe sich vor der Meeresfluth des Tieflandes schützen. (Kampen, Gesch. d. Niederlande, I, 6, Terpen oder Vlietberge, wo sie ihre gemeinschaftlichen Zufluchtsörter fanden, welche davon den Namen dorp (Dorf) erhielten.) Also suebisch ist die Mark- oder Dorfverfassung ebenso wenig ausschliesslich, wie etwa die eine niedersächsisch; sie haben sich auseinander oder ursprünglich entwickelt, je nach gegebenen Verhältnissen im hohen Norden wie im Süden; so ist auch aus dem Vorkommniss der Dorfverfassung bei den Chatten kein Schluss auf ihr Suebenthum zu machen; die Niederhessen, also die ursprünglichen Chatten, hatten aber vorzugsweise das niedersächsische Einzelhofsystem.

Sie unterschieden sich auch in einzelnen Sittenzügen von den Sueben, welche letztere Tacitus etwas wilder in ihrem Aeusseren schildert, als die Chatten sich darstellten. Germ. 38 sagt er: „Besonders eigen ist es diesem Stamme (genti), das Haar in einem Knoten zusammenzubinden. So unterscheiden sich die Sueben von den übrigen Germanen (unter welchen letzteren er auch die Chatten aufgeführt hatte) und die Freien unter den Sueben von den Sklaven. Bei andern Stämmen ist, sei es durch irgend eine Verwandtschaft mit den Sueben oder, was oft geschieht, in Folge Nachahmung, diese Sitte wohl, aber selten, und nur bei der Jugend zu finden; bei den Sueben aber kämmt man bis ins graue Alter das starrende Haar rückwärts und bindet es oft in einen einzigen Scheitelknoten. Die Vornehmen haben diesen auch wohl mehr geschmückt; das ist ihre Sorge für Schönheit, aber eine unschuldige, denn weder um zu lieben noch um Liebe zu erregen schmücken sie sich, sondern kämmen sich eher zu einer besondern Höhe und zum Schrecken, wenn sie in den Krieg ziehen wollen, für die Augen ihrer Feinde auf.“ Das ist, wie schon Wenck, Hess. Landesgesch. II, p. 108, ganz richtig vergleicht, als wenn man die Irokesen oder irgend einen andern Indianerstamm schildern hört. An die Sitten der Indianer erinnern die Sueben sehr und die Aehnlichkeit wird noch dringender, wenn man bei Ammian. Marcellin. XXI, cp. 2, also noch im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Alanen

liest, dass sie den Erschlagenen die Kopfhaut abzogen und ihren Pferden als Schmuck anhingen, wie die Indianer die Skalpe benutzen. Und zwar werden auch die Alanen geschildert als Germanen, von langem Wuchse, schöner Gestalt mit gelbem Haar, den Feinden fürchterlich durch den zornigen Blick ihrer Augen.* Eine andere Schilderung von Sueben erinnert an die Kanoefahrten und das persönliche Gebahren von Indianern bezw. deren Häuptlingen. Vellej. Patercul. erzählt II, 107: Als wir das diesseitige Ufer des vorgenannten Flusses (der Elbe) mit unsrem Lager besetzt hielten und das jenseitige Ufer von der bewaffneten Mannschaft der Feinde (Semnonen und nach Tacitus Germ. 39 doch auch Sueben), welche auf jede Bewegung unserer Schiffe sofort zurückflohen, blitzte, bestieg einer von den Barbaren, von vorgeschrittenem Alter, ein körperlich hervorragender Mann, eine aus einem Baumstamm gehöhlte Wanne, wie es bei ihnen Sitte ist, und kam, allein jenes Art Fahrzeug lenkend, bis in die Mitte des Flusses; er erbat sich, es möchte ihm erlaubt sein, ohne Gefahr an jenem Ufer, das wir mit unsern Waffen besetzt hielten, zu landen und den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Dann sprach er, nachdem er den Kahn gelandet und lange schweigsam den Cäsar betrachtet hatte: „Unsere Jugend tobt, die, da sie doch Euren Wink in Eurer Abwesenheit ehrt, wenn ihr da seid, lieber Eure Waffen fürchtet, als dass sie Treue hält. Aber ich habe mit Deiner Wohlthat und Erlaubniss, o Cäsar, die Götter, von denen ich vorher hörte, heute gesehen, und ich habe mir keinen glücklicheren Tag meines Lebens gewünscht und gedacht.“ Nachdem er es noch erlangt hatte, dass er jenem die Hand anrühren durfte, kehrte er in sein Schifflein, unverwandt auf den Cäsar rurückblickend, zurück und landete wieder am Ufer der Seinigen. So hatten also die suebischen Semnonen an der Elbe, die Gegenwohner der Hermunduren, auch die Kanoefahrten der Indianer. Von diesen haben sich die Germanen freilich gründlich dadurch unterschieden, dass sie sich so ausgezeichnet für den sesshaften Ackerbau eigneten, dessen Uebung sie übrigens schon aus dem Osten mitbrachten und wahrscheinlich auf der langen Wanderung mehr

* So sagt auch Diodor. Sicul., ein Zeitgenosse Cäsars, V, 28, von den Galliern zu beiden Seiten des Rheins: „Den gefallenen Gegnern nehmen sie die Köpfe und hängen sie an die Hälse ihrer Pferde.“ Unter diesen Galliern (*Κελτων* des Dio Cass.) waren auch die german. Sueben, mit weisser, durchsichtiger Haut und goldgelbem Haar.

oder weniger ausser Uebung hatten kommen lassen. So erklärt sich am besten auch jene Stelle bei Cäsar de b. Gall. IV, 2, wo Ariovist erzählt, dass er mit seinen Reitern seit 14 Jahren nicht vom Kriegspfad und von den Rossen gekommen sei.

Viel sesshaftere Anlagen scheinen bereits die Chatten zu haben. Von ihrem Haarschmuck sagt im Gegensatz zu dem der Sueben Tacitus Germ. 31: „Bei den Chatten herrscht die übereinstimmende Sitte, so wie sie erwachsen sind, Haar und Bart lang wachsen zu lassen, und bevor ein Feind getödtet ist, diesen angelobten und der Tapferkeit geschuldeten Gesichtsschmuck nicht abzulegen. Erst über Blut und Beute enthüllen sie die Stirn (die Sueben also kämmten die Haare zu einem Knoten zurück) und glauben dann erst den Preis für ihre Geburt bezahlt und sich des Vaterlandes und ihrer Eltern würdig gemacht zu haben.“ An diese Sitte erinnert auch die Erzählung des Tacitus Hist. IV, 61, von Claudius Civilis, dem Führer der Bataver, welche ja aus dem Stamme der Chatten von Tacitus hergeleitet werden. Er liess, einem Gelübde zufolge, sein Haupthaar wachsen, bis er eine hinreichende Anzahl Feinde getödtet hatte. Das ist ganz chattisch. Dass Tacitus Germ. 29 von dem chattischen Ursprung der Bataver berichtet, ist so plausibel, wie nur etwas und wird bestätigt dadurch, dass er es an zwei verschiedenen Stellen seiner Werke betont und zwar Hist. IV, 12 sagt: seditione domestica pulsi (Batavi pars Chattorum) extrema Gallicae orae vacua cultoribus simulque insulam Batavam a se dictam occupavere, quam mare Oceanus in fronte, Rhenus amnis tergum ac latera circumluit. Hierin ist nur falsch, dass die Bataver der Insel den Namen gegeben; die Insel hat den sie besiedelnden Chatten den Namen gegeben; denn noch heute heisst die Insel zwischen Waal und Rhein die Batuwa und ihr Name entspringt aus der Zusammensetzung von dem holländischen bat = gut, fruchtbar von baten, fördern, helfen (vgl. Kampen, Geschichte der Niederlande, Heeren Ukertsch. Sammlung 1831, I, p. 3)* und ist die gut baubare Aue im Gegensatz zu Meeruwe oder gar Veluwe, welche ihr anliegt. In Vel oder Fel steckt der Begriff Fels wie in dem schwedischen Worte Fiel-

* Jetzt spaltet er (der Rhein) sich in zwei Arme, die Waal und den Rhein, welche die reiche fruchtbare Landschaft Batuwe (Bat-aue) umfassen. Im Norden erhebt sich der Boden wieder in malerischen Höhen, hinter welchen ein dürrer Sandboden, die Fortsetzung der Haideländer, die sich von der Spitze von Jütland bis an den Ausfluss der Schelde erstrecken, den Namen Vel-uwe (schlechte Aue) trägt.

fras der Felsbewohner, wie denn auch heute noch der felsige sandige Boden der Veluwe in dem Grade wenig fruchtbar, wie der Marschboden der Batuwa fruchtbar ist. Man vergleiche hierzu die Ortsnamenform Velmar bei Cassel zu dem nahe liegenden Weimar, das eine ist der schlechte Moor, das andere das weiche ackerkrumreiche. Wir haben dann auch den Beweis dafür, dass die Insel Batuwa so hiess, ehe von Chatten die Rede ist, an der Stelle bei Cäs. d. bell. Gall. IV, 10, wo Cäsar sagt, dass die aus dem Wasgau (Vosegus) kommende Maas nach Aufnahme eines Theiles vom Rheine, der Vacalus (Waal) genannt werde, die Insel der Batavi bewirke. Wir haben hier zwei Beispiele zugleich, an denen wir sehen, wie die Namen, welche die römischen Geschichtsschreiber aus Germanien und Gallien anführen, germanischen Ursprungs sind. Vosegus ist nichts als die lateinisirte Form vom altdeutschen Wasgau und Batavi die latinisirte Form des altdeutschen Wortes Batuwer. Von der Landschaft oder einem Wohnmittelpunkte rühren auch die meisten Volksnamen her, wie wir weiter unten sehen werden. Für die Auswanderung der Chatten nach Batavien sprechen aber die natürlichen Verhältnisse. Schon Wenck a. a. O. II, S. 113, sagt: „Die Kriege der alten Deutschen waren, so oft sie nicht gerade in ihrem Lande angegriffen wurden, doch immer nur eine Art von Streifzügen; bei dem Allen (nämlich wenn man auch an Heere der Deutschen denken konnte) war die Bevölkerung immer noch gross genug, um sich wundern zu können, wie die deutschen Wildnisse für ihre Ernährung hinreichten . . . die einfache Lebensart macht's allein nicht aus; man kann vielmehr weit richtiger sagen, das sie wirklich nicht hinreichten, und dass bei den Chatten und andern deutschen Völkern das Plündern feindlicher Provinzen , noch mehr aber die häufige Aussendung von Colonien, nicht blosse Raubgier oder Wanderungssucht, sondern ein nothwendiges Uebel waren, das den Hunger oder die Furcht davor zur ersten Quelle hatte." Es geht durch die ältesten Geschichtsschreiber das Motiv für die Auswanderungen der Volksstämme, dass die seitherigen Wohnsitze nach der damaligen Kunst, den Boden auszunutzen, für die Ueberschüsse der Bevölkerung nicht ausgereicht oder zu üppig gemacht hätten; so berührt dieses Thema, um nicht zu weit zu greifen, Thukydides in der Einleitung zu seinem Geschichtswerk und ebenso Livius bei Gelegenheit der Auswanderung der Bojer aus Gallien theils nach der Donau, theils nach dem Po (abundans multitido Liv. V, 33, 34). Natürlich wirkte, wie Livius auch angiebt,

die Anlockung cultivirterer Landschaften mit, und zu der Germanen Zeiten namentlich die Cultur der römischen und römisch-gallischen Landschaften, weil die „Barbaren“ lieber in ein fertiges Werk als Eigenthümer hineintraten, als sich mühsamer Urbarmachung noch wüster Striche unterzogen.

In solche aber müssen die Chatten eingezogen sein, als sie die Insel Batuwa besetzten, wie auch von der Uebersiedlung der Sigambrer erzählt wird, Strabo IV, 3: Zuletzt kommen die Menapier an beiden Seiten der Mündung (des Rheins), wo sie ein sumpfiges und waldiges Land bewohnen. Der Wald ist zwar nicht hoch (kein Hochwald), aber dicht und dornig. Dort sind die Sigambrer aus Germanien angesiedelt. Nach Sueton. Oct. 21, Tiberius Nero 9, Eutrop VII, 9, versetzte Tiberius nämlich 40,000 Sigambern nach dem Menapierlande; noch heute findet man ihrem Volksnamen entsprechende Ortsnamen in jener Gegend. Auch stammt wohl der Frankenkönig Chlodwig, den der taufende Bischof mit Sicamber anredet, aus dieser Sucambern-Colonie. Aehnlich aber werden die Chatten in die Batuwe gekommen sein, als Ansiedler einer von Natur fruchtbaren, aber wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit nicht allzu sehr gesuchten Landschaft; Kampen, siehe oben, nimmt an, dass sie nach dem Vorüberbrausen des Cimbern- und Teutonen-Sturmes in die menschenleer gewordenen Gegenden gewandert seien. Natürlich war es, dass die Chatten leicht Mangel in ihren Bergen fanden, wie die Hessen noch heutigen Tages sehr stark, namentlich periodisch ins Bergische, ins Münsterland und auch nach dem Holländischen auswandern. Dass sie aber ihren Zug ins Niederland haben, ist ein deutlicher Fingerzeig dafür, dass sie ursprünglich aus dem Niederlande kamen.

Endlich führen wir für die anzunehmende grössere Wildheit der Sueben noch an, dass von Ariovist erzählt wird, er habe zwei Frauen gehabt, Caes. de b. G. 1, 53, eine suebische und eine norische, Schwester des Königs Vocio. Sonst ist von den Germanen immer die Monogamie hervorgehoben. Dass aber Ariovist auch eine norische Prinzessin zur Frau hatte, beweist, wie weit östlich er hergewandert kam, und dass Tacitus Germ. 44 die Gothen und Suionen in Schweden auch noch zu den Sueben rechnet, und Adam von Bremen in seiner Hamburg. Kirchengeschichte IV, 21 von den Schweden sagt: „Nur in dem Verhältniss zu den Weibern kennen sie kein Maass; Jeder hat nach der Grösse seines Vermögens deren zwei oder drei oder mehrere zugleich,

die Reichen und Fürsten aber unzählige u. s. w.," beweist weiter, wie wenig die Sueben des Ariovist mit den Chatten zusammenzubringen sind.

Diese Ausführung hat sich nun etwas weiter ausgedehnt, als auf den ersten Anblick angemessen erscheinen möchte, allein es gehört mit in den ganzen hier eingehaltenen Beweisgang, möglichst festzustellen, dass die Chatten kein von Süden nach dem Norden gewanderter germanischer Volksstamm sind und vielmehr zu den nordwestdeutschen Germanen gerechnet werden müssen. Es kommt auch gar nichts dabei heraus, wenn man eigensinnig an dem Suebenthum festhält; es liegt weder etwas Schmeichelhaftes noch für das Verständniss irgend einer Erscheinung Beweiskräftiges in der Identifizirung der Chatten mit den Sueben, so dass man der Ueberlieferung der Alten einen Zwang anthun müsste.

Es kommt aber für die Herleitung des Namens Hessen aus dem Namen Chatten ausserordentlich viel darauf an, den Zusammenhang der Chatten mit den Cheruskern festzuhalten.

Recapituliren wir also die seither gewonnenen Ergebnisse, so haben wir festgestellt, 1) dass die Ueberlieferung der alten Schriftsteller dahin geht, es sei der Mittelpunkt der alten Chatten im heutigen Niederhessen, um Gudensberg und Maden zu suchen, 2) dass die Landschaft um Maden sich ganz ausserordentlich zu einem altheidnischen Mittelpunkt eignet, 3) dass die Chatten keine Sueben, sondern eher ein mit den Cheruskern in der niederdeutschen Ebene verwandter Stamm gewesen sind. Kommen wir nun zu den von den Germanisten aus sprachlichen Gründen, namentlich dem Gesetz der Lautverschiebung hergeleiteten Einwänden gegen die Identität der Namenformen Chatten und Hessen.

5.

Das Gewicht der gegen die Identität der Namen Chatten und Hessen namentlich aus dem Lautverschiebungsgesetz erhobenen Einwände.

Erörtern wir auch hier wieder zuerst Thatsachen! Allgemein zugestanden ist, dass die lateinische Sprache kein z kennt. So schrieb der päpstliche Secretair, welcher Bonifacius das Empfehlungsschreiben an die Grossen der verschiedenen Landschaften in Germanien ausfertigte, nach dem Gehör Winfried's mit lateinischen

Lettern Hessi, dagegen der Mönch, welcher die päpstliche Urkunde für Hersfeld vom Jahre 774 aufsetzte (vgl. oben) lateinisch Hassi. So haben alle die lateinisch geschriebenen Urkunden und andere, deutsche haben wir bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nicht, Hassi, Hassia, Hessi oder Hessen. Seit wann dagegen kennen wir diejenige Rechtschreibung, welche das z und zz in die deutsche Sprache brachte? Noch der 842 gesprochene Eidschwur Karls des Kahlen hat die Schreibung gewisci, wo die regelrechte wäre gewizzi. Ueberhaupt war auch in diesen und in andern Punkten die Rechtschreibung der Gelehrten des 8. und 9. Jahrhunderts noch sehr verschieden: pist neben bist; cot neben got(t); thaz neben daz; paum u. baum u. s. w. Wenn aber die Orthographie, welche von den damaligen Gelehrten-Schulen zu St. Gallen, Weissenburg, Wessobrunn, Fulda, Hersfeld ausging, für Hessen namentlich doch erst nach der Gründung dieser Schulen in Fulda und Hersfeld, seit Bonifacius Einwirken in diesen Gegenden, maassgebend werden konnte, so war ihre Anwendung sicherlich nicht vorauszusetzen vor oder gleichzeitig mit Bonifacius Eintreten als Missionar. War aber einmal für die Missionare eine Landschaft in einer maassgebenden Urkunde in ihrem Namen festgestellt, was konnten sie noch für einen Grund haben, den Namen anders zu gestalten? Gewiss keinen, wie wir ja auch heute noch die Eigennamen nach ihrer einmal festgestellten Form, nicht nach den Regeln der Rechtschreibung, schriftlich wiedergeben. Hiernach einmal kann nicht wohl ein Einwand daraus genommen werden, dass Hassi sich keinmal mit Hazzi geschrieben findet. Das wird sich aber sofort aus einem weiteren Beispiel ergeben.

Ganz abgesehen für's Erste von der Frage, ob es nöthig sein wird, für die etymologische Herleitung des Namens Hessen aus dem Namen Chatten auf das Gesetz der Lautverschiebung zurückzukommen, betrachten wir einmal einen Eigennamen, in welchem die Lautverschiebung ähnliche Erfordernisse erheischt und ihr die historisch gewordene Schreibung doch nicht gerecht geworden ist, den Namen der Landschaft Nassau, wie doch auch Vilmar den Namen in seiner Hess. Chronik schreibt. Obwohl die Etymologie dieses Namens in höchst natürlicher Weise auf den Begriff Nasze Au zurückweist, wird er fast durchgängig in allen Urkunden bis zum 14. Jahrhundert nicht nach dem Gesetz der Lautverschiebung Nazzau, sondern Nassau wie Hessen geschrieben. Ja, obwohl ein Anhänger Vilmar's in der Frage, dass wegen Mangels der Schreibung Hazzi Hessen nicht von Chatti

stamme (H. Pfister, über den chattischen und hessischen Namen, Luckhardt, Cassel 1868, S. 17 u. 43), auf die richtige Ableitung des Namens Naszau kommt, nimmt er doch keinen Anstoss an der Schreibung Nassau. Die Etymologie von Nassau aber, die wir aufstellen, ist bereits im Antiquarius der Neckar-, Main-, Mosel- und Lahnströme, von J. H. Diethelm, II, S. 780,* in folgender Argumentation zu lesen: Dass ein Graf von Laurenburg auf dem Berge (Stein-Nassau) sich eine Burg erbaute, und es Nassau nannte, und das aus der Ursache, weil der Berg umher mit lauter naszen Auen und Wiesen umgeben gewesen, wozu hernach der Flecken angelegt wurde.“ Die in älteren Zeiten sicher viel mehr als jetzt hervorgetretene Nässe der Oertlichkeit ergiebt sich ja schon aus der Menge von Gesundbrunnen, die hier quellen. Auch an Schloss Nassau entspringt ein Sauerbrunnen. Zudem liegt Nassau gegenüber die Landschaft mit dem Namen Gudenau, d. h. wohl Gute Au im Gegensatz zu der ursprünglich nicht baubaren nassen Au.**

Trotzdem wird bereits im 10. Jahrhundert der Name nicht Naszau oder Nazzau, wie doch nach den Regeln der Lautverschiebung stehen müsste, sondern 915 Cortem Nassowe (in utroque latere fluminis Logene in duobus comitatibus Sconenberg et Marvelis), in einer Urkunde, in welcher Graf Konrad den gen. Hof dem Stifte Weilburg schenkt, geschrieben und wie gesagt, so lautet es fast durchgängig in allen alten Urkunden bis zum 14. Jahrhundert. Nur einmal in einer Urkunde vom 11. Januar 1276, kraft welcher Gerhard von Eppenstein, Graf Eberhard von Katzenelnbogen u. A. bezeugen, dass Heinemann von Katzenelnbogen den obern Hof von Klingelbach an den Abt Einolf in Bleidenstadt verkauft habe, wird als einer der Zeugen auch Adolphus comes de Naszau*** (mit dem ß-Zeichen geschrieben) aufgeführt. Eine Urkunde von 1289 hat aber sofort wieder Adolphus de Nassauwe und erst im Jahre 1314, in einer deutschen Urkunde vom 9. October, wird eine Grevin, Heinrichs Dochter von Naszowe, ein Gerlach von Naszowe, wieder in dieser Orthographie des Namens

---

* Frankfurt a. M. Esslinger; 1781.

** Es mag' zur Bestätigung der Erklärung des Namens Nassau, wie 'sie hier aufgestellt ist, beiläufig angeführt werden, dass in einem für den Schulunterricht bestimmten Buche, F. Hermes „Unsere Muttersprache,“ 5. Auflage, 1867, Guttenberg, Berlin, S. 120, ganz selbstverständlich der Name Nassau ebenfalls auf nasze Au zurückgeführt wird.

*** Wenck H. L. I. Urkundenbuch, S. 42.

genannt. Ja unter dem 19./28. Febr. 1359* wird ein Testament Graf Emych's von Nassau erwähnt, worüber Schultheis und Schöffen zu Nürnberg ein Instrument ausfertigen, darin herrscht dann durchgehend die Rechtschreibung mit zz in Heinrich Grozz, Schultaizz; daz, Her Emche Graf zu Nazzaw; Eymtz = Ems, alz = als, unser Kastner Ulrich wol waizz (weiss), druzzig (dreissig), dez Geschätz, Gericht'z,** vor. Auch in einer Urkunde vom 5. Mai 1429 steht die Schreibung Naszawe einzeln zwischen der Schreibung Nassau.

Wie nun diese Schreibung sz u. zz die Etymologie von Nasze Au (Nat niederdeutsch; natz althochdeutsch; nasz neuhochdeutsch) bestätigt und befestigt, so thut aber auch die zuerst allein vorkommende und später vorherrschend bleibende Schreibung Nassau dar, dass dieselbe keinen Beweis gegen die Etymologie abgiebt und es sich hier ebenso verhält wie mit der Schreibung Hessen.

Wendet man bei dieser ein, dass bei derselben gar keine, bei Nassau doch wenigstens einige Schreibungen nach dem Gesetze der Lautverschiebung vorliegen, so ist auch dieser Einwand nichtig. Denn etwa gleichzeitig mit der Schreibung Naszau findet sich auch eine Schreibung Heszen in einer Urkunde von 1303,*** wornach Landgraf Heinrich mit Ritter Johann Ryetesel Güter und Rechte vertauscht und in der es heisst: Wir Heinrich von Gottes Gnaden Landgrave und Herre Heszenlandes etc. Der Schreiber schreibt auch Brunszlar für Brunslar, besetzen = besessen, ditz = diesz, wiszentlich. In einer Urkunde von 1305† heisst es: „Landgrave Heyeriche von Heszin" und finden sich die Schreibungen: ez, gelazzin, lazzin (gelassen, lassen), wazzere für Waszer, dez, fluzit, dezhalb, daz = das, vz = aus, vorbaz, genyzen (genieszen), Haszungen für Hasungen u. s. w. In einer Urkunde von 1311,†† nach welcher sich Landgraf Otto erbietet, alle Schulden seines Bruders, Bischof Ludwig zu Münster, zu bezahlen, heisst es: Wir Otto etc. Herre Heszin Landis, ferner Bischovisz, nochmals Heszin, gelazin für gelassen, daz für

---

* Wenck I. U., S. 171. ** Warum schreibt denn Vilmar (vgl. s. hess. Chronik, S. 6) nicht Naszau statt Nassau? Kremer hat sein Buch doch auch Origenes Nassoicae betitelt.

*** Wenck, H. L. II, U. S. 507 (Anhang). Ja in dem Extract einer Urkunde von 1265, Wenck, S. 107, heisst es bereits Landttgrawe Henrichen zu Heszene; es ist nur nicht ersichtlich, wann dieser Auszug gemacht ist und wahrscheinlich, dass die Urkunde ursprünglich in lateinischer Sprache abgefasst war.

† Wenck, S. 258. †† Wenck, S. 270.

das, und in einer Urkunde von 1325, Wenck II, U. S. 299, in welcher Ulrich von Bickenbach das Urtheil eines zwischen Erzbischof Matthias zu Mainz und Landgraf Otto von Hessen wegen der Mainzischen Lehen des verstorbenen Landgrafen Johann niedergesetzten Manngerichts bekannt macht, kommt die Schreibung Heszen neben verschiedenmals genanntem Naszow vor, ferner die Schreibung wyszen für weisen, daz = das, vorbaz (ferner), Sloz für Schloss, latzet für laszet, Biszdums u. s. w. neben andern alterthümlichen Ausdrücken, wie erkobern (erobern?), entphan. So findet sich die Schreibung Heszen noch in einer ganzen Reihe von Urkunden neben andern in dasselbe System gehörenden Schreibungen,* woraus sich unter allen Umständen des Weitern ergiebt, dass der Mangel der Schreibung Hazzen keinen Beweis gegen die Ableitung des Namens Hessen von Chatti, der Lautverschiebung wegen, liefern kann, weil eben die Schreibung schliesslich nicht mangelt. So wie nämlich die Orthographie der gelehrten Theologen von St. Gallen, Fulda u. s. w. in die endlich deutsch gewordene Sprache der Urkundenschreiber des Mittelalters einzudringen begann, finden wir auch sofort das Bewusstsein der eigentlich richtigen Schreibung auch der Eigennamen. Dabei ist aber wohl zu beachten, dass die Sprache der Geschichtsschreiber wie der Urkundenschreiber sehr lange lateinisch geblieben ist, und als sie deutsch zu werden anfing, sich diese weltlich und praktisch gesinnten Herren offenbar ebenso mässig um die regelrechte Rechtschreibung der Theologen und Dichter bekümmerten, wie sich heute unsere Geschichtsschreiber und Diplomaten, überhaupt die amtliche Regierungssprache, um die Grimm'sche Rechtschreibung und die Schreibung unserer gelehrten Sprachverbesserer überhaupt Sorge machen. Es ist bei wichtigen Geschichtsdarstellungen und Staatsakten die Orthographie eben nicht die Hauptsache.**

* Urkunde von 1334, Wenck, II, S. 337, deme Landtgrebin Heinriche von Heszin. Husz = Haus; ez, dez = des. — v. 1350, Wenck, S. 357, wo es bei fast ganz plattdeutscher Mundart des Schreibers heisst: Hern Henrieke Landgrafen tho Heszen; sonst noch isz = ist, desze = diese; laszen; weszen = sein. — v. 1359, Wenck, S. 399, Landgrafe zu Heszne, dieszem = diesem, uszgenommen; usz; Masze. — v. 1378, Wenck, S. 455, Herman Lantgrave zu Heszen neben Wiszem = Wissen; daz, diz Briefes = dieses Briefes. — v. 1385, Wenck, 485 (zwei Urkunden), v. 1398, und wahrscheinlich finden sich noch mehr Urkunden dieser Art.

** Der Landfriede zu Würzburg 1287 ist der Erste in deutscher

Ohne diese Bemerkung bleibt uns die ganze Geschichte der deutschen Rechtschreibung unklar und verführt sie uns zu ganz von dem Wege der Wahrheit leitenden voreiligen Schlüssen. Man darf den Wirrwarr unsrer deutschen Rechtschreibung* namentlich nicht ausser Acht lassen bei der Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes, auf welches wir hier ebenfalls noch einen kritischen Blick werfen müssen.

Vergleichen wir die gewöhnliche Aufstellung des Lautverschiebungsgesetzes: 1) Urverwandt indogermanisch, griechisch lateinisch, 2) gothisch, 3) hochdeutsch:

1) b	p	bh φ	g		k gh		d	t dh	ϑ
2) p	f	b	k		h	g	t	th	d
3) ph, f, pf fv	p b		ch, hh, k	h kg			zz d		t

mit der wirklichen Wortformentwicklung, so finden sich sofort so viel Ausnahmen — es unterblieb im Hochdeutschen die zweite Lautverschiebung des p und b; es findet sich gothisch b, k, g nur in dem sogen. Streng-Althochdeutschen regelrecht in p, ch, k, verschoben, während Gemein-Althochdeutsch, Mittel- und Neuhochdeutsch dafür, besonders im Anlaut b, k, g, also ebenfalls die Mutae des Gothischen behalten, und haben die letztern nur für T-laute und b die zweite Lautverschiebung im Anlaut durchgeführt — dass das erste Gesetz fast einem zweiten Platz machen muss.

Dazu kommt, dass jede Sprache in sich selbst die Lautverschiebung durchmacht und dass sich entsprechende Stufen der Verschiebung in allen Sprachen gleich wieder finden. Nehmen wir z. B. das Grie-

---

Sprache und sonst noch merkwürdig, weil er zugleich die Andeutung von Landständen enthält: „Was auch die Fürsten in ihrem Lande mit des Landesherren Rate setzent und machent diesem Landfrieden zu Besserunge — das müssen sie tun.“ Pfeffing Vitriar. M. I, p. 163 u. 415. Souchay 3, 63.

* In dem eben erscheinenden Glossar der Volksmundarten von Nord- und Mittelfrankreich von J. Baumgarten, Coblenz u. Paris, 1870 sind S. 9 auch die verschiedenen Rechtschreibungen für das Französische und Englische nach Diez und Webster angegeben und die passende Beobachtung gemacht, dass erst mit der Ausbildung der Buchdruckerei die Schreibungen sich mehr und mehr fixirten. 1316 gab Landgraf Otto von Hessen den Herrn von Schonenberg partem nostram judicii super curiam dictam Cathwinkel (lag unter dem Bastholze) etc. Landau Wüstungen, S. 22; 1554 heisst der Ort Katzenwinkel. Streng nach dem Gesetz der Lautverschiebung müsste hier Kadwinkel stehen, allein die Orthographie jener Zeit schrieb wie sie sprach, ohne Rücksicht auf Lautverschiebungsgesetze. Der Niedersachse sagte Cat und schrieb Kath. Der Hesse sprach und schrieb Katze.

chische nnd zwar erst die Zahnlaute als die charakteristischesten und auch im Deutschen am regelmässigsten veränderten.

Aeolisch *ϑ* wird jonisch *δ*, attisch *σ* *οϑμη οδμη οσμη-ἰδμεν ἴσμεν*;

Dorisch *Δεύς*, (lat. deus), attisch *Ζεύς*, (auch äolisch u. dorisch *Σδεύς*),
μάδδα, „ *μᾶζα*, (Matte in Käsematte, Mazzen, jüdisch Osterbrot),
ἀρίδηλος, „ *ἀρίζηλος*,
δύογον, „ *ζυγόν*, latein. jugum, deutsch Joch,
umgekehrt äolisch *ζά*, „ *διά*,
ζάϑεος sehr göttlich = *διάϑεος*.

Jonier und Dorier sprechen *δυθμή βαθμός*, Attiker *δυσμή βασμός*,
„ „ „ „ *ὀρχηθμός*, „ *ὀρχησμός*,
Böotier und Aeolier *τυ*, „ *συ*,
„ „ „ *τε*, „ *σε*,
„ „ „ *Ποτίδαν Ποτιδάων*, „ *Ποσειδῶν*,
„ „ „ *φατι*, „ *φασι*,
„ „ „ *πλούτιος*, „ *πλούσιος* etc.,
Umgekehrt alt *πράσσω*, attisch *πράττω*,
„ „ „ *ἥσσων*, „ *ἧττων*,
„ „ „ *ϑάλασσα*, „ *ϑάλαττα*.

Man vergleiche hiermit das Niederdeutsche im Verhältniss zum Neuhochdeutschen. Wo die Niederdeutschen t, sprechen die Hochdeutschen s und z; wo der Angelsachse und Bremer th, hat der Hoch- und Mitteldeutsche d. Es ist im Griechischen entsprechend dem Deutschen ebenso mit den andern Gaumen-, Hauch- und Lippelauten.

Makedonisch war *Βίλιππος*, attisch *Φίλιππος*,
„ „ *Βρύγες*, „ *Φρύγες*, *Βρύγοι*, Hdt. VII, 73,
„ „ *Βερενίκη*, „ *Φερενίκη*, vergleiche ungekehrt das Neualtgriechische *Βάῤῥων*, *Βιργίλιος* für das lateinische Varro und Virgilius.

Die alten Jonier hatten *φάτρα*, die Attiker *πατήρ*, Vater.

Umgekehrt Aeolier,
Dorier, Jonier *πανός*, „ „ *φανός*, die Fackel,
Aeltere Attiker *κνόος*, „ „ *χνόος*,
Jonier *κιθών*, „ „ *χιτών*,
Herod. *δέκομαι*, „ „ *δέχομαι*,
„ *βάθρακος*, „ „ *βάτραχος*,

Herod. οὐκί, die Attiker οὐχί,
„ ἀτρεκές, „ „ ἀτρεχές.

Man vergleiche hiermit das niederdeutsche biunde Bünde, Bünte mit dem bayrischen piunt, eingehegtes Feld; das niederdeutsche up mit dem hochdeutschen auf; das niedersächsische Garden mit dem im heutigen Sachsen gesprochenen Carte; maken niederdeutsch mit hochdeutsch machen u. s. w. Diese Beispiele müssen hier genügen,* um auf eine Gesetzmässigkeit in der Sprachentwicklung hinzuweisen, ohne welche das Gesetz der Lautverschiebung doch immer nur zum Chaos zurückführen wird: es ist dies die Gesetzmässigkeit in dem Uebergang niederländischer Mundarten in den Mund der Hochländer.

Dabei kommen drei Haupteinflüsse in Betracht.

1) Das natürliche Gesetz des Gegensatzes: ein Volk, das eine neue Sprache, z. B. von seinen Eroberern erhält, spricht gewöhnlich die Laute umgekehrt.

2) Der natürliche Einfluss des Berglandes auf eine rauhere, härtere Aussprache.

3) Das unvollkommene Verständniss der neuen Sprache von Seiten Derjenigen, welche sie aufnehmen.

Zu dem ersten Punkte ist an die eben schon berührte Veränderung zu erinnern, welche die niedersächsische Mundart in Obersachsen im Munde der Bewohner der preuss. Provinz und des Königreichs Sachsen erlitten hat. Man lese nach, was darüber richtig in einem neuestens erschienenen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniss der deutschen Mundarten, Schatzmayr, Dr. E., Nord und Süd u. s. w., 1869, Braunschweig u. Wien, S. 96 ff., gesagt ist, wo folgende Proben „Daitsch" aufgeführt werden: Ter Dorf licht in t'n Torf (der Torf, eigentlich Braunkohle, liegt in dem Dorf), dräche te prieb uf de Bäst. Bekleider = Begleiter. Fleeze tich toch nich so hin, Essl,

---

* Man vergleiche hierzu noch die folgenden Beispiele:

ahd.	pluot	neuhochdeutsch	Blut,	englisch	blood,
„	pruoder	„	Bruder,	„	brother,
„	pidenchan	„	bedenken,		
„	prot	„	Brod u. Brot,	„	bread,
„	stunta	„	Stunde.		

Zum Lateinischen vergleiche man nur das Harte des auf den Eugubini. schen Tafeln vorhandenen, augenscheinlich mit fremden Elementen gemischten Latein mit dem weichern Latein der lateinischen und campanischen Ebne-

tummer. S. 113: Jå häre Se, sähn Se, mei kutster Härre, des kenn ich se kanz kenau sache, das weesz ich selber niche. Säre kut.*

Wir haben hier ein sehr lehrsames Beispiel von Lautverschiebung innerhalb der neudeutschen Sprache vor uns: das Niedersächsische kam in den Mund von mit Wenden, Slaven vermischter Bevölkerung, wurde nach dem natürlichen Gegensatz in entgegengesetzter Anwendung der Sprachorgane ausgesprochen, kam 2) in's höher gelegene Bergland (Lausitz z. B.) und [3) in den Mund unvollkommener, weil nicht ihre angestammte Sprache redender Leute.

Das ist auch, um zum zweiten Punkte zu gelangen, der Entwicklungsgang des Deutschen, welches aus der Niederung in die süddeutschen Berge gekommen ist. Nach dem natürlichen Gesetze, welches in der Bequemlichkeit, der Trägheit des Beharrens, liegt, nahmen die germanischen Einwanderer natürlich zuerst die Ebnen und fruchtbareren flachen Landstriche ein, vertrieben die schon vorgefundenen Bewohner derselben zum Theil in die Berge und Wälder und folgten den Vertriebenen dann bei durch das Wachsen der Bevölkerung spärlich werdendem Flachlande auch in das Hochland nach. So musste sich zum Dritten allmälig das Niederländische im Munde der Hochländer in sein Gegentheil verkehren und auch an Reichthum der Formen im Munde der unvollkommener Redenden einbüssen.

Daher hat das niederländische Gothische, das indess schon in seiner Rückwanderung von den Gestaden der Ostsee an die Gelände der Donau an Ursprünglichkeit eingebüsst haben mag, noch mehr verloren im Munde der Oberländer in den Alpen und benachbarten Mittelberglandschaften und Hochebnen, namentlich im Munde der schon stark romanisirten Bewohner des von den Schwaben wiedergenommenen Zehntlandes. So fand die Sprache der Sueben, ursprünglich wie die der Gothen eine niederländische, ebenfalls entlang der Donau und am obern Rhein ihre Umwandlung in das Althochdeutsche; so fand endlich das Niedersächsische die Elbe, die Weser mit Werra und Fulda, den Rhein aufwärts seine Umwandlung, dieses aber im Verhältniss, wie man an dem mitteldeutschen Misch-Charakter der hessischen und thüringischen Mundart erkennt, am wenigsten.

---

* Ich selbst pflegte scherzweise bei meinem Aufenthalte in Leipzig mit meinen Bekannten zu sagen, dass ich in Gupfer's Gaffeekarten (Kupfer's Kaffeegarten) speise.

So hat die ursprünglich niederländische Mundart der Aeolier in Illyrien und Italien, die der niederländischen Jonier in Attika und Achaja, der Dorier in Lakonien u. s. w. ihre Verwandlung und Verhärtung erfahren; so die Sprache der Meder und Perser in den höher gelegenen Nachbargebieten. Derselbe Gang wiederholt sich parallel in allen Sprachen und man kommt reichlich aus, wenn man zwei Lautverschiebungen annimmt und eine dritte nur in so fern constatirt, als ziemlich regelmässig bei der Entwickelung der Literatur eines Volkes schliesslich die Einwirkung des Niederlandes auf die zuerst im Hochlande vorgeschrittene Schriftsprache wieder eintritt; wie in der deutschen Sprache das Neuhochdeutsche durch die Niederländer Gotsched (aus Königsberg in Preussen) und Adelung (aus Pommern) von der harten Aussprache und der entsprechenden Rechtschreibung des Lutherischen bezw. Meissnischen Hochdeutsch vielfach zur weichern Form des Niederdeutschen zurückgeführt worden ist.

Dieses Verhältniss* ist auch in Betracht zu ziehen bei der hier vorliegenden Untersuchung und bei den allein in Frage kommenden Formen Chatti und Hassi, jener als niederdeutschen, dieser als oberdeutschen Form.

Da wäre also, um wieder zu recapituliren, von den erhobenen Einwänden zuerst als irrelevant derjenige zu bezeichnen, welcher sich nach Gründen der Lautverschiebung auf den Mangel der Form Hazzi beruft (Zeuss, Vilmar), weil a) die altdeutsche Orthographie mit z bei

---

* Vergl. hierzu die sehr lehrreiche Abhandlung: Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache vom Oberlehrer Dr. Oskar Jänicke. Jahresbericht Ostern 1869 der höheren Bürgerschule zu Wriezen. S. 6 heisst es da u. A.: Die gesammten germanischen Sprachen zerfallen der Lautstufe nach in zwei Klassen: 1) niederdeutsche, zu der das Gothische, Angelsächsische, Altsächsische, Altnordische und von lebenden Sprachen das Englische, Holländische, Schwedische, Dänische gehören (doch wohl auch das Plattdeutsche! Kelln.); 2) die Hochdeutsche. In der hochdeutschen Sprache sind die stummen Consonanten um eine Stufe weiter geschoben; ein paar Beispiele werden diese hochdeutsche Lautverschiebung anschaulich machen:

Gothisch:	gaits,	boka,	thaurnus,	taggo,	vato,	greipan,
Angelsächsisch:	gât,	bôc,	thorn,	tunge,	väter,	gripan,
Englisch:	goat,	book,	thorn,	tongue,	water,	gripe,
Hochdeutsch:	Geiss,	Buch,	Dorn,	Zunge,	Wasser,	greifen,

Gothisch:	thik,	laufs,	airtha,	fotus,	suts,
Angelsächsisch:	thec,	leaf,	eordhe,	fôt,	svête,
Englisch:	thee,	leaf,	earth,	foot,	sweat,
Hochdeutsch:	Dich,	Laub,	Erde,	Fuss,	süss.

der ersten Schreibung des Namens Hassi, Hessi noch nicht vorhanden oder nicht über die Mauern einzelner Klöster hinausgekommen war; b) die einmal in päpstlichen und kaiserlichen lateinisch geschriebenen Urkunden angenommene Schreibung für alle spätern lateinischen Urkunden, namentlich bei einem solchen Eigennamen, maassgebend sein musste; c) die für die Ableitung des Namens Hassi aus Chatti nach der Lautverschiebung nothwendige Mittelform von dem Zeitpunkt an, wo es deutschgeschriebene Urkunden für die betreffende Landschaft gab, in der Form Heszen wirklich vorhanden ist; d) das Lautverschiebungsgesetz überhaupt bis jetzt in ungeeigneter Weise gestaltet und angewendet worden ist.

Gegen Vilmar's in seinem Idiotikon ausgesprochene Gründe kommt hier noch hinzu, dass die von ihm angeführte Thatsache, die Form Hessi überwiege bedeutend im Gebrauch der ersten Zeit die Form Hassi, falsch ist, und es ist hier ausserdem nunmehr noch folgender Grund Vilmar's zu entkräften: Er sagt, die Annal. Bertin. hätten zum Jahre 839 noch den Namen Chattuarii, welcher in seinem Haupttheile nach allgemeinem Einverständniss mit dem Namen Chatti identisch sei, in der Form Hatoarii, die Annal. Fuldens. noch zum J. 715 als Hazzoarii beide Male dicht neben dem Namen Hessi, Hessii, Hessiones. Hiernach wäre ihm, wenn man nicht das ganze urkundlich feststehende Lautverhältniss umstossen wolle (siehe S.85), die Annahme der Identität Chatti und Hessi eine sprachliche Unmöglichkeit.

Dieser Einwand ist geradezu in einen Beweis für die Identität umzuwandeln. Die Landschaft der Chattuarier liegt bekanntlich im niederdeutschen Gebiet; der Hattergau, wie er noch im Mittelalter heisst (vgl. Rettberg, Deutschlands Kirchengeschichte, II, S. 379; zum Jahre 870 werden neben einander aufgeführt die Comitatus Testrabant, Batua, Hattuarias), liegt nach dieses Kirchengeschichtsschreibers Angabe am rechten Ufer der Ruhr, dem Borockteragau am linken Ufer dieses Wassers gegenüber. Zum Jahre 715 wird, um besonders auf die von Vilmar hervorgehobene Schreibung zu kommen, in verschiedenen Quellen erzählt: von den Annal. Fuldens. Pertz M. 9, I, 343, Dogobertus rex mortuus est et Saxones devastaverunt terram (B) Hazzoariorum. Annal. Petav. (Bouquet Tom. II), Dagobertus rex mortuus est Et Saxones devastaverunt terram Hattuariorum; Annal. Tilian. P. I, 67. Saxones devastaverunt terram Ha-

tuariorum (Hattuarii), * Chron. Fontan. P. I, 7. Eodem anno (715) Dogobertus Rex mortuus est. Quo tempore terra Hattuariorum a Saxonibus depopulata est. Sed ipsi non multo post dignas a Francorum populo poenas perpessi sunt eorumque terra usque Wiseram fluvium incendiis, rapinis, interfectionibus attrita est; Annal. Met. P. I, 323. Saxones terram Hattariorum vastaverunt. Es ist das heute die Gegend, wo Schloss Broich mit der alten Bauerschaft, gegenüber die Orte Kettwig a. R., Hattingen, Hasslinghausen, Wetter u. s. w. liegen. Schon Vellej. Paterculus 2, 105 berichtet von der Zeit des Obercommandos Tiberius am Niederrhein von diesem: intrata protinus (a Tiberio) Germania, subacti Caninefates, Attuarii, Bructeri, recepti Cherusci, und Strabo führt sodann unter den Völkern, den Gefangenen, welche Germanicus im Triumphe den Römern zeigt, unter Kathylkern, Ampsanern, Bructerern, Nusipern, Cheruskern, Chatten auch die Chattuarier auf, worauf noch die Lander und Subattier folgen.

Was hat man nun hieraus zu folgern? Die Chattuarier, vorausgesetzt, dass ihr Name vom Namen der Chatti gebildet ist, behielten auf niederdeutschem Sprachgebiet ihren niederdeutschen Namenklang und die Chatten verloren im hochdeutschen Sprachgebiet ihren niederdeutschen Namenklang, da sie als niederdeutscher Stamm später nicht mehr in Betracht kamen. Dass der Mönch, welcher die Annales Fuldenses schrieb, den oberdeutschen Namenklang Hassi — wie er nach der gelehrten Orthographie würde geschrieben haben der Hazzi — auf die Chattuarier übertrug, ist lediglich ein Beweis dafür, dass, wenn die althochdeutschen Chronikenschreiber mit voller Ueberlegung nach ihrer Schreibweise an den Namen Hessen herangetreten wären, sie Hazzi würden geschrieben haben. Also leistet die vereinzelte Schreibung Hazzoarii gerade den Ersatz der Schreibung Hazzi. Zum wenigsten beweist sie das Vorhandensein des Bewusstseins, dass eigentlich nach Hassi Hazzi wäre zu schreiben gewesen.

Weiter beweist auch das gleichzeitige Vorkommniss der Schreibungen Chattuarii, Hazzoarii, Hessi, Hessiones nur die auch zu jener Zeit herrschende Verwirrung in der deutschen Rechtschreibung, welche bis auf den heutigen Tag einen der Nation unwürdigen Wirrwarr aufweist. Wer Urkunden liest, kennt diese Verwirrung nicht bloss bei den Personen-, Volks-, und Ortsnamen, sondern auch in der gewöhnli-

* An derselben Stelle die Annal. S. Amandi Chatuarii.

chen Schreibung. Man sehe nur das Verwitterte und Verderbte in der lateinischen Sprache der mittelalterlichen Urkunden! Ad montibus = Bergen Wagner, Wüstungen u. Grossh. Rhein-Hessen, S. 48 (Darmst. 1865), und in sonstigen vielfältigen Beispielen. Da wir nun nach allem bisher Betrachteten die Identität der Namenformen Chatten und Hessen glauben festhalten zu dürfen, kommen wir auf die Erklärung des Namens, zu der wir indess, um eine möglichst breite Grundlage zu gewinnen, zuvörderst eine Anzahl andrer Volksnamen aus ihrer natürlichsten Entstehungsweise abzuleiten versuchen wollen.

6.

Ueber die Entstehung alter gallischer und germanischer Volksnamen überhaupt.

Zur Lösung dieser Aufgabe ist es zunächst nöthig, die am sichersten nachzuweisenden Volksstamm-Namen, namentlich der germanischen, festzustellen.

Gehen wir auf den ersten römischen Schriftsteller zurück, welcher uns ausführliche Ueberlieferungen über gallische und germanische Volksstämme gegeben hat, auf Julius Cäsar, so ist bei den von ihm angegebenen Stammnamen bei den meisten zugleich eine gleichnamige Landschaft oder Hauptvolksstätte nachzuweisen. Gehen wir einfach in alphabetischer Reihenfolge vor, so haben wir zu Ambiani heute Amiens; zu Ambibarii in der heutigen Normandie Stadt Ambières; zu Ambivariti auf dem linken Ufer der Maas Anvers (östlich Antwerpen); zu Andecavi Anjou; zu Arverni Auvergne; zu Atrebates Arras in der Provinz Artois; zu Aulerci Brannovices Briennois, Aulerci Eburovices Evreux in der heutigen Landschaft Perche; zu Bellovaci Beauvais; zu Bigerriones Bigorre an den Pyrenäen; zu Bituriges Berry; zu Cadurci heutiges Quercy im alten Aquitanien, mittelalterlichem Guienne; zu Caeroesi im belgischen Gallien wahrscheinlich Gau Caros an der Eifel, nördlich Bitburg; zu Caleti Landschaft Caux (Normandie); zu Caturiges Chorges in der Dauphiné; zu Centrones jetziges Centron im Thale Tarantaise in Savoyen, sowie in der Nähe des jetzigen Courtray; zu Cocosates in Guienne Cocos; zu Condrusi Dorf und Landschaft Condroz; zu Curiosolites Courseult, in der Nähe von St. Malo (Normandie); zu Elusates in Aquitanien

Eauze (woselbst Ruinen, der Name der alten Stadt war Elusa); zu Gabali heutiges Gevaudan in den Cevennen; zu Helvii in den Cevennen Alps, alt Alba Augusta; zu Lemovices Limousin mit Limoges; zu Levăci Löwen (Louvain); zu Lexovii Lisieux in der Normandie; zu Lingŏnes, in den Vogesen um heutiges Langres, Ligny; zu Mediomatrici Landschaft Messin um Metz (mittelalterlich Metis, Metzerwiese); zu Meldi Meaux und Melun (Melodunum); zu Namnetes Nantes; zu Paemani bei Lüttich heutige Landschaft Famene; zu Petrocorii Perigord mit der Hauptstadt Vesunna (Perigueux); zu Pictŏnes Poitou; zu Redŏnes Rennes in der Bretagne; zu Remi Rheims; zu Ruteni Roanne an Loire; zu Santones Santonge; zu Senŏnes Sens an der obern Seine in Champagne; Sequani von der Sequana oder Sauconna her; zu Sibuzates das jetzige Sobusse oder Saubusse an den Pyrenäen; zu Suessiones Soissons; zu Tarusates Tartas Dep. des Landes; zu Tolosates Bewohner von Tolosa; zu Turones Touraine; zu Vellavi Velay in den Cevennen; zu Veliocasses Landschaft Vexin um Rouen; zu Veneti Vannes; zu Viromandui Vermandois.

Dies sind alte gallische und belgische Stammesnamen nach Hauptorten oder Landschaften entstanden, wie denn noch heutigen Tages die Völker nach Landschaften oder Hauptstädten benannt werden, als Nassauer, Holländer, Engländer Pommern, Schlesier, Esthländer, Kurländer, Oesterreicher, Pfälzer, Thüringer, Jütländer, Amerikaner, Braunschweiger, Hannoveraner, Mecklenburger, Würtemberger, Badener, Schleswiger, Brandenburger, Oldenburger u. s. w.

Ein höchst bezeichnendes und beweisendes Beispiel nun, wie uralte belgische oder germanische Ortsnamen von den Römern latinisirt worden sind, giebt Wattrich „Der deutsche Namen Germanen“, Paderborn 1870, Schöningh, S. 95, Anm., in einem Namen bei Ammian. Marcellin. XVII, 8, wo es zu Jahr 358 heisst: dass Kaiser Julian zuerst gegen die gewöhnlich Salier genannten Franken zu Felde gezogen sei, ausos olim in Romano solo, apud Toxandriam-locum (Lesart des Codex Vaticanus, früher Fuldensis) habitacula sibi figere praelicenter. Cui cum Tungros venisset occurrit legatio etc. Die Sprache der „Taxandri“ war nach Nicolaus can. Leod., gesta s. Lamberti (Chapeaville I. 389) deutsch: Tunc beatus Lambertus, qui teutonicae linguae peritus erat et sine interprete sermo inferebatur, coepit eis (Taxandris) retexere etc. Schon Wendelinus (Leges Salicae illustratae, Antwerpiae 1649, S. 82, herausgegeb. von Chiffletii

opp. politico-historica, Antw. 1650) hat richtig gesagt: Et sonat quidem nomen hoc Taxandricam silvam (Loo enim silva est); sed Romani ad suae linguae adfinitatem omnia trahentes, ex Loo fecerunt Locum.* So ist also Toxandria-locus, ganz äusserlich latinisirt, der noch heute nördlich von Tongern im Bezirk Hasselt, in der belgischen Provinz Limburg liegende Flecken (von 2—3000 Einw.) Tessenderloo, dessen Name ebenso zu erklären ist, wie die der benachbarten Tongerloo, Westerloo, Beverloo (jetzt das Uebungslager der belgischen Armee), dann bei Löwen Corbeekloo, Kesselloo u. s. w., namentlich als eine in jener Gegend so häufige Zusammensetzung aus dem Namen des alten Gau Taxandria und loo = Gehölz, Busch, unseren deutschen Loh in Hohenlohe etc.

Wenden wir das hier herausgefundene Prinzip auf die Stammesnamen der Germanen an und zwar zunächst auf die von Jul. Cäsar genannten. Dieser erwähnt De b. Gall. II, 4 ausdrücklich die oben schon genannten Condrusi in der Landschaft Condroz, Eburones, Paemani in der Landschaft Famene und Caerosi im Caros an der Eifel, als Germanen; aber es wird von ihm auch auseinandergesetzt, dass die meisten Belgier von den Germanen herstammten und in alter Zeit über den Rhein gezogen, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens sich da niedergelassen und die Gallier, welche dortselbst gewohnt, vertrieben hätten. Sie allein hätten dann auch die Teutonen und Cimbern vom Eindringen in ihr Gebiet zurückgehalten. I, 51 werden vorher schon neben den Sueben des Ariovist als dessen germanische Hilfsvölker genannt die Haruder, Marcomanen, Tribocer, Wangionen, Nemeter, Sedusier. So gehören ferner die Ubier zu den Germanen rechts des Rheines, von deren civitas schon Cäsar spricht, als von einer nach dem Bildungsstand der Germanen ansehnlichen und blühenden, Buch IV. Dann werden die Tencterer und Usipeter genannt und die Sugambern, zu welchen sich die geschlagenen Tencterer und Usipeter zurückziehen. Diese Namen werden auch nach der Analogie von Tessenderloo alle deutsch sein. Im Buch IV, 10 braucht ferner, wie oben schon berührt ward, Cäsar zwei unzweifelhaft deutsche Namen in lateinischem Gewande: den Wasgau und die Batuwa. Mosa profluit ex monte Vo-

* Hätte, wären die Römer der Sprachvergleichung schon mächtig gewesen, lucus (Hain, Loh) heissen müssen.

sego, qui est in finibus Lingonum, sagt wörtlich Cäsar. Bis heute heisst der Gau der Wasgau; im Mittelalter finden wir die Schreibungen Wosega silva, Wenck Hess. Landesgesch., III, n. 18, Jahr 802; in nemore Wessigen Annal. academ. Theodor. Palat. VI, 263 zum Jahre 987; die Formen Vosagus (Latein Vosacus), Wosago, Uosago, Vosogo, Wosogo, Wosoco, Vosecus, Wasagus, Wasacus, Wasagon, Uosgo, Fosagus, siehe Förstemann, „Altdeutsche Ortsnamen," S. 1567, sie finden sich von Eginhard's Annalen im 8. Jahrhundert bis ins 10. Jahrhundert. Es ist hiernach kein wesentlicher Unterschied zwischen der Schreibung des Lateiners und der deutschen mittelalterlichen Urkunden; der Name ist nach dem alten Wort Wassem für Rasen, Wiese gebildet und bedeutet Wiesengau; die Hügel darin haben entweder nach einer öfter vorkommenden Lautumstellung von ihm den Namen Vogesen erhalten, wie schon zu Caes. IV, 10 die Variante Vogesus vorliegt und hernach wiederholt der Name gestaltet ist, oder durch schon bei den alten Galliern wie bei den heutigen Franzosen maassgebende Verschluckung des s vor Consonanten, wie in Basle von Basel, Pâques von Pascha (Ostern), gâter von vastare, pacage von pascua, bouquet von Busch, mesquin, fagot von fascicul etc. Die heutige Benennung Departement des Vosges spricht für die letztere Annahme und mit dieser ist das esus an Vogesus zu erklären, wie in den Namen der Berge von Lyonnais, Vivarais, Charolais, Forez, Nivernais etc., das ais oder ez mit der lat. Endung us. In allen Handbüchern der Erdbeschreibung lesen wir, dass der Wasgau, der obere Theil des jetzigen Departements der Vogesen mit den trefflichsten Wiesen bedeckt ist und demnach auch viel Butter und Käse erzeugt. Auf den Grasebenen oberhalb der Waldregion (vgl. den hessischen Wissener oder Meissner mit seinen Bergwiesen) weiden zahlreiche Heerden von Kühen, in den Sennhütten bereitet man Käse, ähnlich dem Greyerzer der Schweiz.

Zu der oben S. 112 schon erwähnten Etymologie des deutschen Wortes Batuwe ist hier nun noch hinzuzufügen die Thatsache, dass auch in Hessen die Redensart, es bat' nichts = es hilft nichts, vorkommt und das Wort Pathe — Gothe für Stellvertreter des Vaters, Guter oder Gutsprecher bei Täuflingen denselben Ursprung hat. Versuchen wir jetzt, den Namen der Ubier festzustellen. Da von civitas Ubiorum bei Cäsar bereits die Rede ist, so muss es sich um eine Art städtischer Gemeinde handeln, und diese findet sich in jener Gegend in

dem auch sonst historisch gewordenen Städtchen Caub am Rhein mit der am Rhein liegenden Pfalz. Bei Guden, Codex diplomat. I, 13, z. Jahr 983 findet sich die Schreibung Cuba, welche die Namenbildung Ubier dann hinlänglich rechtfertigt; denn das C vor dem u hier ist nicht ausschliessender als k in kaymen, littauisch für heim, was nicht ausschliesst, dass es derselbe Stamm mit heim oder ham, oder cham, hamen ist. So heissen die Chattuarii oder Hattuarii auch Attuarii (Ammian. Marcell. XX, 10,* wozu man vergleiche Dederich, der Gau der Attuarier, Mittheilungen an d. Mitglied. d. Ver. für Gesch. u. Alterth. in Frankf. a. M., Bd. II, Nro. 3), die Kampsaner auch Ampsaner. So nennt Strabo VII bei einer Aufzählung der Völker zwischen Rhein und Elbe: Cherusker, Chatten, Gamabrivier, Chattuarier, Sigambern, Chauber (unser Caub?), Bructerer, Cimbern, Kauker. Für *Χάμαβοι* und *Κάμαβοι* findet sich auch Amabia. Es ist ebenso mit dem c in der Mitte der Wörter: Vacalus zu Cäsars Zeit ist jetzt Waal; und am Ende vergleiche man die alte Schreibung Hoenloch zu dem modernen Hohenlohe wie das lateinische lucus zu dem deutschen Loh für Gehölz.** Die Beispiele finden sich in allen Sprachen. Es handelt sich um den gurgelnd oder kehlig anlautenden Vocal, der im Niederlande heute eben noch so zu hören ist, wie in der Schweiz; er kommt selbst vor Consonanten vor, wie bei Chlodwig für Ludwig, Chlotar für Lothar, Luther, Hrutanstein (Möser, Osnabr. Gesch.), für Rothenstein u. s. w. Als ein hessisches Beispiel sei noch aufgezählt die Schreibung Hundesbüren, z. Jahr 1088, für Gundesbüren, Landau, Wüstungen 1, woraus dann (S. 17) wieder 1596 Gotzbeurn geworden ist. Für die in der Mitte der Wörter vorkommende Gutturalvermehrung vergl. noch die Schreibung Meygerhoue für Meierhof, Landau a. a. O., S. 26, Sugerland für Suerland, Egger für Eier etc. Endlich denke man hier noch an Sassen für Sachsen. Es werden uns noch mehrere schlagende Beweisbeispiele vorkommen!

Also die Ubier können die Einwohner von Caub, alt Cuba, sein; der Begriff ist entweder das alte Kufe, die Hohle, dessen Stamm auch in Kübel vorkommt, oder Haube, Kuppe, vgl. Kuffstein weiter oben am Rhein. Dass das C nicht zu hart gesprochen ward, ergiebt sich aus einer Urkunde von 1294 (Wenck, Hess. Landesgesch., I. Ur-

* Vgl. noch oben S. 126.

** Vgl. die Form Kazin*elug*bogen, Wenck, Hess. Landesgesch. I, Urkundenb. z. Jahr 1294, S. 62, für Katzenelnbogen.

kund., S. 60), wo Chuba für das castrum des Pfalzgrafen Ludwig geschrieben ist, und aus einer andern Urkunde von 1333, wo ebenfalls Chuba geschrieben ist.*

Kommen wir nun zu den Sugambern, eine Schreibung, welche die neuesten Texte der Editoren Jul. Cäsars vor der Lesart Sigambern festhalten. Was bedeutet dieser Name? Jacob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache hat an gambar der Streiter und Sigi der Sieg, also an das Volk der sieghaften Streiter wie Graff und Zeuss gedacht; allein welches Volk dürfte sich so nennen nach der gewöhnlichen Erfahrung, welches andre Volk würde einen so prahlenden Namen dem sich selbst so rühmenden Stamme nachgesprochen haben? Andere haben an die Bewohner der Sieg gedacht, allein sie wohnten nicht lediglich an der Sieg (vgl. Essellen, die Sigambrer), auch passt hierauf die Schreibung *Su*gambri schlecht. Die Frage ist: Wo wohnten zu Cäsar's Zeit die Sugambrer? Und da ist die einfachste Antwort: Im heutigen sogenannten Kölnischen Sauerland,** dessen Name heute überall von den besten Erklärern als Süder- bezw. modern Südland verstanden wird, wie auch die mittelalterlichen Schreibungen Sunderland, Sounderland anzeigen und entsprechende Ortsnamenbildungen im höheren Norden erhärten z. B. Nörre, Sönder; Nörrehald, Sönderhald, Orte im jütischen Amte Randers, Nörlyng, Sönderlyng im Amte Viborg. So heisst von Schweden wiederum der südliche Theil Gothaland oder Gotha-Rike. der Mittlere Swea Rike, wozu man Suithiod alte Form für Schweden, die Suïones des Tacitus Germ. 44 und Sueonen des Adam v. Bremen, Hamburg. Kirchengesch. IV, 21,

---

* Dass die Ubier früh auf's linke Rheinufer neben dem heutigen Köln übergesiedelt wurden, hindert nicht, dass das Chuba bestehen blieb und in suebisch-alemanischer Hand weiter lebte.

** Der Name ist, sagt E. Keller, der Norddeutsche Bund, Berlin, Guttentag 1870, S. 64, Anmerk., falsch in's Hochdeutsche übertragen: er sollte nicht Sauerland, sondern Süderland, im Gegensetze zu dem Münster'schen Nordlande, heissen: Becker, Beiträge zur Geschichte von Brilon (im Buchhandel bei M. Friedländer in Brilon erschienen) im Oster-Bericht des Gymnas. Petrinum zu Brilon 1869 sagt S. 20 Anmerk.: Sauerland ist eine verkürzte Form von Sugerland, Sugambrer- oder Sigambrerland und bezeichnet das Land, worin die alten Sigambrer wohnten. Die Bezeichnung Suerlandia kommt im 11. Jahrhundert vor. Vgl. Seibertz Urkunden III, Nr. 1063, Anm. Wir sollten das Suer nicht in Sauer übergehen lassen, sondern einfach auch im Hochdeutschen sagen: Suerland. — Welche Rolle die Bezeichnung der Himmelsgegenden bei den Oertlichkeitsnamen spielt, ergiebt sich auch aus dem Umstande, das die Normannen die Nordsee Vestersalt, die Ostsee Oestersalt nannten und die Dänen heute noch die Nordsee Westsee oder Westmeer nennen (Keller).

der dabei auch an die Sueben denkt, vergleichen muss, der nördliche Theil Nordland, Norrige, Dänisch Norge. So trennt Adam v. Bremen († c. 1070) auch die Gothen von den Nordmannen (IV, 23) und theilt die Gothen in West- und Ostgothen zwischen Sconen (damals dänisch) südwärts und Sueonen nordwärts. In Ostgothland, das jetzt Dalland heisst, lag Scaraborg. Dies alles sind Analogien zu dem Verhältniss auf dem Festland und zwar im Gebiet der Sachsen, welche nach der nordischen Mythenüberlieferung wiederum als Suormenn dem Stamme der Normen entgegengestellt werden, in welchen zwei Stämmen Odin die Gothen vorfand.

Im Sachsenland selbst haben wir nun später Westfalen, Engern und Ostfalen; es fehlen dazu noch die Nordfalen und Südfalen, um uns einmal dieses nachgebildeten Namens zu bedienen. Sind die Engern schon zu Zeiten des Tacitus in den Angrivarii vorhanden, so kann man die Südländer in den Sugambri finden. Dass die Namen Westfalen und Ostfalen nun appellativisch sind und erst im Lauf der Zeiten sich festgesetzt haben, ergiebt sich aus folgenden Stellen: Widukind R. G. Sax. I. c, 12, Pertz m. V, 425 werden die Ostfali Orientales genannt, Poeta Saxo ad ann. 772 sagt, Westfales vocitant in parte manentes Occidua — regionem solis ad ortum inhabitant Osterliudi, quos nomine quidam Ostvalos alio vocitant. Annal. Einh. ad a. 775 ist die Rede von den Ostfalais unter Hessi; Annal. Laur. von den Austreleudi unter Hassione (zu derselben Begebenheit: die Ostfalen stellen sich Karl dem Grossen zur Unterwerfung unter Anführung des Hessi); Reg. Chron. von den Orientales Saxones unter Hassino, Ann. Laur. an e. and. Stelle von d. Austrasii. Hierzu kommen dann auch noch die Nordleute, Ann. Laur. ad ann. 780: ites peragens partibus Albiae fluvii et in ipso itinere omnes Bardengauenses et multi de Nortleudis baptizati sunt in loco, qui dicitur Orhaim ultra Obacro fluvio. Diese Nordleute wohnten also an der Ocker und waren ebenfalls Sachsen. Die Ocker entspringt im Harz und fliesst über Braunschweig in die Aller.

Bei Tacitus in der Germania treten übrigens neben den Angrivariern noch keine nach Himmelsgegenden bezeichnete Stämme der Sachsen ein, selbst die Sugambern fehlen bei Tacitus' Aufzählung der germanischen Stämme, eben weil sie von Tiberius so massenweise über den Rhein verpflanzt worden waren und zu jener Zeit hier mit ihrem Sondernamen um so weniger auftreten konnten, als ihre Sitze nicht

mehr im Süden im Gegentatz zu verwandten Landschaften lagen. Tacitus nennt an rechtsrheinischen Stämmen im altsächsischen Gebiete nur Usiper, Tencterer, die nach seiner Ansicht aber damals ausgetilgten Bructerer, Chamaver, Angrivarier, Dulgubiner, Chasuarier, Friesen, Chauken, Cherusker, Foser, Chatten und Cimbern, also die einzelnen kleineren Stämme, die erst später zu grösseren Ganzen zusammenflossen. Dann folgen bei ihm von Cap. 38 an die Sueben. Dass die Namen aber wechselten, ergiebt sich eben daraus, dass weder die Bructerer noch auch die Marser, die er ebenfalls nicht nennt, für immer verschwunden waren. Kehren wir jetzt zu unsern Sugambern zurück, so ist im Allgemeinen der Weg dahin geebnet, dass es erlaubt ist, in den Sugambern Süderländer, Südheimer zu suchen im Gegensatz zu den Nordländern im Münsterlande. Da finden wir denn auch sofort an der Nordgrenze des Sugambernlandes, da wo die Liese in die Glenne mündet, eine Bauerschaft Suerlage, nach Essellen Gesch. der Sugambern S. 76 soviel als Süderlage. Dieses *Su** mit Ausstossung des d-th-Lauts fanden wir nun schon in dem schwedischen Suthiod angedeutet; es findet sich auch in andern dem Altsächsischen entsprossenen Mundarten noch heute, wie in Suffolk, Gegensatz von Nor-

---

* Zu dem *Su* finden sich in Kuhn's Zeitschrift f. vgl. Sprachforschung XX, 1. Heft, S. 34 f. in einer Abhandlung von Sophus Bugge schätzenswerthe Andeutungen. Su = gut steht dem dus (δύς) = tadelnd gegenüber, so wie im Altirischen su, so im Gegensatz zu du, do Zeuss Kelt. Gramm. 1. Ausg., 17, 832, 866 f; so in andern Sprachen: goth. svikns Stamm svikna = ἁγνός, altnord. sykn, griechisch = εὐαγής opp. δυσαγής, mit schwerer Schuld beladen, gottlos. Bugge hat nun die Ansicht, dass sudus latein. = serenus αἴθριος, εὔδιος heiter, aus su-diva-s hervorgegangen sei, und führt aus der Vedasprache sūnrta, sūnarī (altbaktrisch hu cf. huzvaresch) an. Wie wenn das su nun auf Sonne geht? Wo die Sonne hoch steht, woher der heitre Himmel kommt, das ist im Norden und in der gemässigten Zone der nördlichen Halbkugel der Süden, wie auch die alte deutsche Form Sund lautet. Also wo Sonne ist, da ist es heiter αἴθριος (ätherisch), Plat. Legg. XII, 96, E: ἔνγε χειμῶοι καὶ ἐν εὐδίαις. In dieser Stelle haben wir auch den Gegensatz von Winter und heiterer, d. h. Sonnenzeit; wie auch Sommer die Sonnenzeit ist. Hiervon leiten sich in Uebertragung die andern Bedeutungen ab, Pott. etym. Forschung, 2. Ausg. I, p. 747, nach Wilkins Sanscr. Gramm. p. 93, sanskr. sudiva = happy, daily, sudio = having a fine sky (epithet of a fine day); davon auch suavis süss, d. h. lieblich, angenehm, ἡδύς, suadeo u. Corssen, sanskr. çudh, çundh, purificare, lustrare; wo die Sonne am Himmel steht ist es heiter, rein von Wolken etc.

Der ältere Begriff Süd steckt nun meist in dem Su der Volksstammnamen Suormen, Suthiod in Suerlage, Suerland — noch nicht der abgeleitete angenehm, gut. Es mag hier anzudeuten erlaubt sein, dass er auch in dem Namen der Sueben, als Sudauer (vgl. den betreffenden Stamm der alten Preussen) enthalten ist, wovon weiter unten.

folk, Sussex Gegensatz von Wessex, im letztern Fall mit Assimilirung. Ein Beispiel für die Ausstossung des d in sud, süd findet sich auch auf niederhessischem Sprachgebiet, Landau Wüstungen 34, Süberg = Südberg; wozu vergleiche Zeitschrift für Hess. Geschichte, I, Falckenheimer: Ueber die ältesten Grenzen der Diöcesen Mainz und Paderborn, S. 152, ff., die Schreibungen Sutberg 1254, Suthberg 1258 neben Suberg in ders. Urk. Süberg, Süggeberg, Sauberg. Es wird auch die Möglichkeit offen bleiben, den Namen der uralten Stadt Soest Sosatium auf den Begriff Südsassen zurückzufüren; ausserdem wimmelt das bergige Land südwärts Soest von Ortsbezeichnungen mit dem Zusatz Süd, so liegt ein Sundhelle bei Gummersbach, ein anderes bei Altena, ein Sundewig in jener Gegend, ein Süggerath bei Geilenkirchen, Südhemmern (Sümmern) neben Hemmern, ferner 14 Orte mit dem Namen Sundern in Westfalen überhaupt, ein Sundern mitten im Sunderland oder Kölnischen Sauerland. Das eigentliche Süderland liegt nach Klöden Polit. Geogr. v. Europa, II, 1035 um die bergige Hochfläche, welche das steil eingeschnittene Thal der Lenne durchfurcht und das ganze obere Ruhr- und Diemel-Gebiet, worin in eigenthümlichem Namenanklang an den zweiten Theil des Namens Sugamber auch das Hommert-Gebirge zwischen Allendorf und Gravenstein liegt. Dabei ist das Süderland der südliche Theil der Grafschaft Mark, deren nördlicher Theil der Hellweg genannt wird, und welche also für das Süderland umfasst die Kreise Hagen, Altena, Iserlohn, Arnsberg, Meschede, Brilon, Olpe, Sieg und Wittgenstein. Im letzteren liegt ferner der Ort Gamborn mit entschiedenem Anklang an gambri in Sugambri, im Kreis Sieg, Postdistributionsort Stolzenbach, Gommersbach mit Mühle; während an der Südwestgrenze des Sugamberngebiets nach den Ubiern hin die alte Grafschaft Gimborn-Neustadt ebenfalls wieder an den Namen Gamborn im Wittgensteinschen erinnert. Ebenso liegt zwischen Eder und Diemel der Ort Hemmerveldun, vgl. noch Hammorbikie in Westfalen in der Nähe von Ennigerloh.

Entsprechende Ortsnamenbildungen finden sich dann wieder vor in dem Gebiete, in welchem die von Tiberius versetzten Sugambern angesiedelt wurden; so findet sich ein Ort Gommersbach bei Crefeld. ein Gameren, alt geschrieben Gamberen, Urkunde von 1031, M. Germ. 205, auch Gamberem bei Bommel zwischen Waal und Maas, Commern noch heute südwestlich Bonn bei Euskirchen; ein Hemmert

(Op- und Neer-) an der Waal zwischen Tiel und Bommel (als Hammaritda Ann. Laur. n. 106 zum 9. Jahrhundert, auch Hammerethe, Hamerthe und Hemerthe wie Hemmerde bei Unna S. v. Hamm alt Hamarithi Pertz (vita S. Liudgeri) II, 418. Was liegt da näher als an den Gegensatz des alten Hammerlandes Hammer marca Laur. sec 8, n. 1451; Hamarlant Pertz I, 435 (Prud. Trec. ann.) II, 139 (ann. Bertin.) III, 373 (Hlud. I. capit.) an die südlich wohnenden Hameri zu denken mit der Verdichtung des h zu g oder c, wie denn auch die Schreibung Sicambri vorliegt, und der wohllautlichen Einschiebung des b zwischen m und r, wozu die Analogie *ἀμβροτος ἀμβροσια*, der Name der in den Ammersee fliessenden Ammer, bekannt aus dem Namen des Oberammergaues, welche unterhalb des Sees *Amper* heisst; der Name Cimbri für Cimmerii wahrscheinlich von Kinnemer = Sumpfmeerbewohner = *Κιμμέριοι.** Die Emmer, welche bei Pyrmont vorbei in die Weser fliesst, wird alt Ambra, Gommern bei Magdeburg alt Gumbre, Emmerken bei Hildesheim alt Ambrichi, Emmerich alt Ambreki geschrieben. Finden wir nun die Lieblingsortsnamen der Sugambrer im linksrheinischen Colonielande wieder, so finden wir dasselbe in der Gegend im Osten, wohin ebenfalls eine sugambrische Cohorte verlegt ward, wir finden ein Gamern im Judenburger Kreise in Steiermark, und auf den Namen Chamerauer ist auch wahrscheinlich der Name des alten Stammes zurückzuführen, auf welchen Tacitus Germ. 2 zurückverweist, der Name der Gambrivii, welche schon Zeuss S. 83 für identisch mit den Sugambern hält, was aber nicht nothwendig ist, und Strabo VII *Γαμβριούνιοι* nennt, während eine Handschrift des Tacitus Gambruni aufweist. Es können diese Gambrivii in früherer Zeit zuerst entdeckte Bewohner von Gamberem an der Waal sein. Dass diese Namen sehr verschieden ausfielen, je nachdem sie ein Schriftsteller vorfand, ergiebt sich auch aus den verschiedenen Namensformen für die Chamaver: Chamavi Tacit. Ann. XIII, 55; Germ. 33, Amm. Marcell. XVII, 8, 9, tab. Peuting. Grego. Tur. II, 9; Chamâves Auson. Mosell. 434; *Καμανοί* Ptolem. *Χάμαβοι* Julian; Eunap. exc. legatt. ed. Bonn p. 42. Man vergleiche nur hierzu die mittelalterlichen Namensformen für unsere heutige Wetterau:

* Das Hollandsdeep hat ehemals das Wijve-Keen geheissen. Zum Kennemerland gehören Orte wie Alkmaar, Schermer, Wormer, Waterland, Beverwyk, Oterleek, Brug, Zaandam, Edam, alles Namen, die auf die Beschaffenheit des Landes deuten.

Pagus wetrabensis Urkde. v. 782, Wenck II, Urkundenb. 11; Wedrevi, im Schreiben des Papstes an St. Bonifacius; Wettereibe (häufigste Form) und Wedrebe zum Jahr 1057, Wagner, Wüstungen im Grossh. Hessen, Prov. Oberhessen, Nachträge S. 462, oder die verschiedenen Schreibungen von Suebi, Suevi bei Cäsar, Tacitus u. s. w. Σουήβοι Ptol., Strabo VII, p. 290, Dio Cass. LI, 22, Suaevi Pertz II, 13 (vit. St. Galli); Suabi P. I, 368 (Ruod. Fuld. ann.) Σουάβοι Procop., Suavi öfters bei Pertz, man vergleiche auch noch die Nordosquavi an der Bode (Pertz I, 330. ann. Mett.).*

Da wir nun für den Namem Sugambern auch verschiedene Formen haben, als Sugambri bei Cäsar de b. Gall., Σούγαμβροι Strabo VII, p. 291, 294, Sugambri Tacitus Ann. II, 26, IV, 47, XII, 39. Sicambri Martial. de spect. 3, 9; Flor. IV, 12; Suet. Aug. c. 21, Propert. IV, 6; Greg. Tur. II, 31; Sigambri Ovid. consol. ad Liv. 13, 311: Juvenal. 4, 147; Sygambri Hor. Od. IV, 2, 14. Claudian. IV. cons. Hon. 446; Syamber (!) Venant. Fortun. 6, 4, Σύγαμβροι mit Var. Σουγάμβροι Ptol., Dio Cass. LIV, 32; Συκάμβροι und Σούκαμβροι Appian., Sicambri = Franci Pertz. IX mehrmals, so wird es mit dem

---

* Zum Namen der Sueben, von Strabo (zw. 19 u. 24 p. Chr. schreibend) als das grösste im Hercynischen Walde wohnende Volk zwischen Elbe und Rhein und über die Elbe hinaus bis zum Ocean genannt (die Chatten aber ausdrücklich neben ihnen genannt), giebt Dilthey, das Gebiet des Grossherzogthums Hessen in den Zeiten der Völkerwanderung im Archiv für hess. Gesch. und Alterthumskunde VI, 1851, S. 187 eine Uebersicht der bis dahin versuchten Erklärungen: Schwaben von Schweifen; die Friedfertigen (Grimm); die Schläfrigen (Wackernagel); die Freien (wieder Grimm); von See, mare suevicum; Suiones, Suethiod Schweden, Schwyz. Schweiz, Tellsage (Duncker lässt die Sueben die Elbe hinaufziehen); Sueben = Sabiner (Müller) u. s. w. Dilthey selbst erinnert an die Orte Pfaffenschwabenheim, Suaboheim 776, Sauerschwabenheim, Schwabenrod, Schwabsburg u. s. w. Alle versuchten Erklärungen reichen nicht aus. Man wird aber auf die Analogie mit andern von allgemeinen Landschaftsnamen entstandenen Volksnamen zurückkommen müssen. Im Gegensatz zu Normen, Norwegen, Norrige lag dem germanischen Alterthum im hohen Norden das Südland, die Südau, Sundau, Sonnenau. Was darin wohnte, waren Suaben, Sueben, Suaven, je nach den verschiedenen Formen für Aue, die oben entwickelt sind für Wetterau wie für Suabia. Die Sueben beginnen im Norden mit dem Suethiod in Schweden, dessen heutiger Theil Südermannland genug besagt. Da es unstreitig Schwaben, Sueben sind, welche die deutsche Schweiz besetzt haben, so ergeben sich aus ihrem ursprünglichen Heranreichen bis an Norwegen hinlänglich die Bezüge zwischen Schweizern und Schweden auch u. A. in der Tellsage. Sind Sueben nach Spanien gezogen, warum sollten sie nicht auch aus Schweden nach der Schweiz gekommen sein. Sind doch auch die später weiter südlich wohnenden Normannen bis nach Süditalien gezogen und haben hier das Reich des Robert Guiscard gegründet!

Theil γαμβροι gambri, καμβροι und cambri nicht eben anders wie mit den verschiedenen Schreibungen des Namens Chamavi sein.

Im nördlichen Theil der Grafschaft Mark, welche ihren Namen trägt von dem bei Hamm und beim alten Dorfe Mark gelegenen Schlosse Mark, war offenbar die hervorragendste Landschaft die um Hamm, das Gebiet eben der Chamavi. Die ältere Form für Hamm findet sich dabei in dem Namen des Ortes Camen an der Sesike, für den auch vielleicht die Schreibung Gamen (curtis an der Lippe, vgl. Erhard regesta historiae Westfaliae, Münster 1847 n. 870 zum Jahr 1016) angenommen werden darf; denn die Sprachvergleichung weist für den appellativischen Begriff Dorf, Heim nach die Entwickelung: griech. κώμη,* littauisch (kaymen) kemas, gothisch haims, altnordisch heimr, angelsächsisch ham, wie es auch einfach im Oberdeutschen lautet, und im niedersächsischen Sprachgebiet. Die Hamm's sind sehr häufig vorhanden. Denken wir uns nun die Gamabrivi des Tacitus neben den Marsern in der untern Grafschaft Mark und Hamm, die sich dann bei der allgemeinen Weiterschiebung der östlichen Stämme nach Westen zu bis zum Orte Emmerich am Rhein** hinziehen, also in den Kreisen Hamm, Soest, Amt Hemer, Bochum, Dortmund, Lippstadt etc., so haben wir südwärts davon im Süderlande die Sudgamerer, Sugambrer oder Sügambrer, d. h. die Sudheimer, Sundheimer in ältester Namensform und ältester Bedeutung des Wortstammes cham. Ihr Stamm und Name breitet sich ebenso nach Südwesten aus bis zum Ubierlande, wie die der Gambrivi bis nach Emmerich. Hieraus erklärt sich auch, wie die Usipeter und Tencterer nach ihrer Zurückdrängung durch Cäsar im Gebiete der Sygambrer Wohnsitze fanden.

Wie nun hiernach der Name der Sugambrer auf einen Land-

---

* Fick, Wörterb. der indogerm. Sprache; Götting. 1868, S. 40, zu kâma von Sanskrit çam = ruhen. Es ist aber auch altpreussisch kaymen hierherzuziehen. Der Lappländer nennt seine Wohnung Gamen und das nordische heim-r findet sich wohl in dem norwegischen Ortsnamen Hammer, Fredericshammer wieder. Auch der Flecken Gemen, Kreis Tecklenburg-Lingen ist mit seinem Namen herbeizuziehen; wie der Namen Gamm in dem Vierlande bei Hamburg. Die Burg Hamburg wurde beim Dorfe Ham angelegt.

** Hamaland um Emmerich heisst auch Amorland. Dederich, die Feldzüge des Drusus und Tiberius in den nordwestlichen Germanien. Köln und Neuss, 1869, Schwan, S. 118: „Ueberdies gehörte das Gebiet von Emmerich als Untergau unter dem Namen Amabia zum Comitat von Hamaland" wozu der Verfasser dieses Werks verweist auf seine Geschichte der Römer, S. 193 f. und seine Abhandlung über den Gau der Attuarier.

schaftsnamen zurückgeht, so findet sich auch der Sitz der alten Chattuarii, Hattuarii, Attuarii und der Hozzoarii noch heute angedeutet durch eine Landschaft, welche jetzt noch die Hetter (von Spaen Jul. Bd. I, p. 152 u. 193) geheissen, im Mittelalter als pagus Hattera zwischen Emmerich und Rees erscheint und ostwärts weiter zu suchen ist in dem Hatteragau an der Ruhr, welcher dem Borocteragau gegenüber lag, Rettberg, Deutschl. Kirchengeschichte wie oben II, 379. Man vergleiche auch hierzu noch den Namen des Dorfes Brackwede-Brock im Kreise Bielefeld, welcher das t im Namen der Bructerer erklärt.

Ebenso erscheinen die Tubantes des Tacitus als Bewohner der heutigen Landschaft Twenthe, der Name der Bructerer, ursprünglich im Borocteragau um die uralte Landschaft Broich mit Schloss angesiedelt, repräsentirt durch die unzähligen Broich's, Broek's, Bruchs u. s. w., welche sich als simplicia wie als Composita, Grevenbroich, Imgenbroich u. s. w. bis nach Niederland und Belgien hinein finden.

Man findet auch zum Namen der Usipeter eine genügende Ortsnachweisung. Es liegt südlich von Arnhem der Ort Huyssen und im Kreis Rees der Ort Huisberden. Im letzteren Namen liegt das niederdeutsche Börde für fruchtbarer, tragbarer Strich Landes, wie wir die Namen der Soester, Warburger, Magdeburger Börde, verschiedener Börde's im Lüneburger Lande der Longobarden haben und in einzelnen Gegenden an der Weser (vgl. Wippermann Buckigau) denselben Namen verschiedentlich für kleinere Striche wiederholt finden. Es steckt darin das niederdeutsche bören, tragen, englisch to bear, lateinisch fero (tuli latum), ferre und das griechische *φέρειν*, wie unser neuhochdeutsches Bahre (das deutsche Wort Börde ohne d findet sich in der schwäbischen Baar bei Tutttlingen, Spaichingen u. s. w. sowohl wie in dem Barrois in Frankreich mit Bar le Duc, Bar sur Aube, Bar sur Seine etc.), Bürde, Gebären, Geburt u. s. w. Zu diesem Zusatz berden bleibt also in Huisberden der Vorsatz Huis als Glied des Namens Usipetes, worin der Zusatz petes auch wieder niederdeutsch zu erklären ist. Was wir hochdeutsch treten, betreten, nennet der Niedersachse petten; es ist das Griechische *πατεῖν* u. *βαίνειν* mit den nahestehenden Formen *βάδην* schrittweise, *βαδος*, *βάζω* und *βιβάζω*, vielleicht das lateinische petere, und findet sich weiter in den Völkernamen Atrebates, Caninefates, denn p erweicht sich in diesem Wortstamm auch zu b und f wie die Lautverschiebung *ποῦς ποδός*,

pes, Pfote, foot, Fuss mit dem mundartlichen Pote, Pfote, Patze darthut. Die Atrebates wohnten um das heutige Arras. Dazu das noch heute in Schweden gebräuchliche Wort pad für Land, Medelpad die Landschaft zwischen Angermannland und Helsingland, wozu das griechische *πέδον* Boden, Ort, *βάδος* Gang, *πάτος* = deutsch Pfad, *πατεῖν* ein Land bewohnen, das französische Patois, Bauernsprache und pas = Schritt, passer wandern, patte die Pfote, das englische path Pfad, to pad wandern, padder Strassenräuber zu Fuss; to pedle Hausirengehen u. s. w. Es führen sich diese Bedeutungen bis auf das Sanskrit zurück, wo pad gehen, pad und pâda der Fuss und pada Standort, Boden, Land bedeutet; wie ebenfalls im Zend pad und pâdha der Fuss, pâda das Land. Frage ist auch noch, ob das Sundevede (Sundewitt) nicht so seinen Namen erhalten.* Wir hätten in den Usipetes also Bewohner des Uselandes vor uns, wie eine Use auch bei Usingen im heutigen Nassauischen vorbeifliesst und in die Wetter in der heutigen Wetterau einmündet. Dort giebt es auch Orte wie Espe, Utphe u. s. w. und mit diesem früheren Sitze der Usipeter stimmt nicht nur ihre Angabe, dass sie von den Sueben aus ihren früheren Sitzen vertrieben worden seien zu Cäsar's Zeit, sondern auch die Ueberlieferung des Tacitus, Histor. IV, 37, dass sie im Aufstande des Bataver Civilis zusammen mit den Chatten und Mattiakern Mainz belagern, was auf ihr damals noch fortdauerndes Wohnen um Usingen mit Nothwendigkeit hinführt. Dass sie also fast gleichzeitig in so weit getrennten Gebieten wohnen, erklärt sich einfach daraus, dass die Sueben ursprünglich nicht alle Anwohner des Usethales in der Wetterau austrieben, sondern nur die mit der Herrschaft der Eroberer Unzufriedenen, und dass diese nach 3jährigem Umherziehen mit den Tencterern einen neuen Wohnsitz im Lande der Sugambern am Niederrhein erwarben, wohin sie dann ihren alten Namen trugen, wahrscheinlich auch der Yssel Ussala den Namen gegeben haben. Dass sie hier eine gute Gegend getroffen, bemerkt Dederich a. a. O. S. 134, wo er von den gesegneten Fluren um Rees, Grinthausen, Warbeye, Kellen, Huisberden, Wissel u. s. w., und ihrer sprich-

---

* Es wird festzustellen sein, ob nicht auch der Namen der Helvetii vom Niederrhein stammt; wie denn die Maas (Kampen, Gesch. d. Niederlande I., S. 4) in einem stundenbreiten Bette (Helium) dem Meere zufliesst und hier Helvoetsluis liegt. Die Helvetier waren ja ehedem Bewohner des ganzen Rheingebietes.

wörtlichen Fruchtbarkeit spricht. Dass es sich bei der Erwähnung der Usipher in dieser Gegend um die Bewohner einer ordentlichen Civitas handelt, beweist noch das von Th. Mommsen (Abhandl. der phil. hist. Klasse der k. Academie der Wissensch. zu Berlin, Jahrg. 62, S. 489) veröffentlichte Verzeichniss der römischen Provinzen aus dem Jahre 297 p. Chr., wo unter den nomina civitatum trans renum fluvium zuerst Usiphorum genannt wird, wie es dann bei Tacitus Hist. IV, 37 auch heisst nicht Usipetes sondern Usipii, woraus man sieht, dass Use der Hauptstamm des Wortes und der Zusatz petes oder ipii, iphi gleichgültiger ist.

Diese Auslassung über Usipetes und die Zurückführung auch ihres Namens auf einen Landschafts- oder Gemeindenamen mag uns nun noch auf zwei andere nach demselben Prinzip zu erklärende wichtige Namen führen, um durch die Analogie unsere Beweisführung möglichst zu kräftigen, auf die natürlichste Erklärung des Namens der Germanen und der Preussen.

Was den Namen Germanen betrifft, so hat noch einmal Schacht Dr. C. über Geschichte der deutschen Sprache von der ältesten Zeit bis zum Althochdeutschen (Herbstprogramm der Realschule I. O. zu Elberfeld 1868) die Ansichten über die Entstehung des Namens zusammengestellt als: Jak. Grimm's Ansicht kelt. gairm wyn = schreiender Krieger; Garman = Nachbar (Mahn, Ursprung der Bedeutung des Namens Germanen, Berlin 1864, ähnlich wie Leo, Waitz, Zeuss); Germani = leibliche Brüder, oder Wehrmänner, Spiessmänner. Alle diese Deutungen leiden an etwas Unvereinbarem. Das Schreien der Krieger passt nicht bloss auf die Germanen, auch die Gallier hatten dieselbe Gewohnheit des Schlachtenrufes; der Begriff Nachbar ist erst später entstanden durch das Nebeneinanderwohnen eines sesshaften ackerbautreibenden Volkes; die Erklärung leiblich, Bruder ist nur ein Wortspiel und von Ger, Speer, Spiess u. s. w. konnten die Mannen nicht wohl genannt werden, weil die alte goth. Form gaisa für Speer ist, und auch diese Bewaffnung nichts besonderes Germanisches war. Die erstgenannte Erklärung Grimm's aber hapert an der noch unvollkommenen Aufdeckung der keltischen Sprache.

Schacht hebt nun selbst schon hervor, dass die germanischen Stämme sich ursprünglich selbst nicht Germanen nannten, sondern jeder Stamm mit dem ihm eigenthümlichen Stammes-, meist von einer Oertlichkeit hergenommenen Namen. In den Augen der Römer, des

Jul. Cäsar waren die Usipeter und Tencterer ebenso gut Germanen wie die Sueben, aber jene nannten diese eben nur Sueben, auch traten die Sueben gleich feindlich gegen Römer wie gegen dte stammesverwandten Usipeter und Tencterer auf. Cäs. nennt De b. Gall. 2, 4 die Condruser, Eburonen, Caeroser und Paemaner Germanen, schätzt ihre Mannschaft auf 40000; schon Tacitus nennt ihre Namen nicht mehr und an ihrer Stelle die Tungern (Germ. 2, Hist. II, 28, IV, 16, 55, 66, 79, cf. Plin. IV, 17, XXI, 28, Sil. Ital. VII, 681, not. dign. occid. c. 38, Amm. Marcell. XV, 11. Tab. Peut. Advaca Tungrorum). Ebenso verschwinden die Cäs. d. b. G. 2. 4. 16. 29. 31; 5, 27. 38. 39. 56; 6, 2. 33 genannten Aduatuci, wie es scheint, unter dem Namen der Tungri, und doch erzählt auch von ihnen schon Cäsar, dass sie eigentlich von den Cimbern und Teutonen zur Bewachung hier zurückgelassenen Gepäckes aufgestellte Germanen gewesen. Alle diese einzelnen Stämme nahmen daher ihre Namen nicht nach der allgemeinen Herkunft von den Germanen, sondern nach der Ortschaft oder Landschaft, in welcher sie sassen, oder von dem Volke, welchem sie sich unterwarfen. Wenn Cäsar, wie oben schon erwähnt worden, über die Belgen erzählt bekam, dass es von den Germanen jenseits des Rheins herübergekommene Stämme seien, so erhielt er diese Kunde von den Galliern, nicht von den Belgen selbst, und auch ihre Namen, wie die der Atrebaten lassen sich aus niederdeutschen Wortstämmen erklären. Z. B. gehört der Name Bellovaci zu der Bildung waag, vagen, wie wir es in Norwegen, Hückeswagen im Bergischen, Ost- und Vestvaagen, Inselmann im Nord-Drontheimschen Gebirge, Honningvaagfjeld, Klöden, pol. Geogr. v. Europa, S. 779 u. 788, Nymvegen, Unter- und Ober-Schön-Mattenwaag im Odenwald an den von einander entlegensten Orten wieder finden. Wie schön von scheinen, so kommt das bello in Bellovaag — Bellovaci von sanskrit bhâla Glanz, griechisch *φαλός*, licht, hell, altnord. bâl, angels. bael, kirchenslav. bĕla weisses Kleid, bĕlŭ weiss; wovon bel beau französisch, jetzt die Gegend der Bellovaci Beauvais heisst. So ist es auch mit dem Namen der Veromandui, jetzt der Bewohner von Vermandois. Es liegt in Vermandois ein Vermand am Omigeon. Entweder ist dieser Name gebildet nach der Analogie des Namens Normandie, Normannenland, denn „man“ heisst im Zend „bleiben,“ griechisch *μένειν*, lateinisch manere, davon mansus das Bauerngut, davon auch noch der durch ganz Deutschland vorkommende Zusatz in Ortsnamen wie in Bodman am Bodensee, Mett-

mann * bei Elberfeld, Rodeman im Hessischen, Todemann bei Rinteln. So vermacht ein Aregoz Dronke trad. Fuld. S. 34 n. 12 Güter in Witmane (Lohngau); ibid. S. 66, Cap. 36, wird unter den Gütern des Klosters Fulda Rotenmannen aufgeführt (Pahmannun, Frienmannun? Westarmann, Leizmann, Förstemann II, 978). Auch mit mand kommt es vor, z. B. in Flamand, (Flamengrie, ein Ort in Belgien, östlich Valenciennes), also dass Vläminger, Flamland neben Flandern steht, ** wie denn sanskr. mandira Haus, mandurâ Stall, Hürde, griechisch *μανδρα* ebenfalls Stall, Hürde bezeichnet und im Waldeckischen, im alten Marserlande der Ort Mandern *** nahe der hessischen Grenze liegt, wo auch das Appellativum Wega für Waag vorkommt. Oder es führt sich der Name Vermand auf das holländische mond und mand für Mündung zurück, zu vergleichen Dendermonde, und wirklich liegt Vermand an der Mündung des Wassers in einen der vielen Seen, welche in der Landschaft vorhanden sind. So kommt für Dortmund die Schreibung Trothmanne vor.

Nehmen wir zu Germani, † das niemals Germa*nni* geschrieben

---

* Schwäbisch-Alemannisch, Kuhn's Zeitschrift XV, 257 aus der Zimmerschen Chronik: wie der hirt vilmals fürgeben hette, wellte er den bösten ochsen in seiner rindermänni daran zu bawstewr geben. Im Zend heisst maêthman Vereinigung; maêthana Wohnung.

** Vergl zu dem eingeschobenen d das niederl. Hendrik zu Heinrich.

*** Derselbe Ortsname kommt auch im Depart. Moselle zwischen Perl und Büdingen vor.

† Was z. B. auch ferner den Namen der Chauken betrifft, ein Volksstamm, der nach Tacit. Germ. sich über den ganzen Nordseestrand von den Friesen im Westen ab bis östlich im Bogen herum zu den Chatten erstreckte, so sind seine Wohnsitze zu Tacitus Zeit heute deshalb nicht leicht an Oertlichkeiten wieder zu erkennen, weil die Küste der Nordsee seit der Zeit durch grosse Sturmfluthen zerrissen, um den Zuydersee, den Dollart u. s. w. vermindert worden ist. Doch erinnert an den Namen z. B. im Osten des bezeichneten Gebiets, was über die Halligen im Amte Husum gesagt wird v. Klöden, a. a. O. S. 1050: die Halligen sind neuangedeichte Inseln, auf denen die Häuser auf erhöhten Warfen stehen; bei hohen Sturmfluthen geht das Wasser aber dennoch in die Häuser oder nimmt diese ganz fort. Hooge hat 100 Häuser, Langenes und Nordmarsch haben 90. — In Hooge haben wir das Appellativum zu dem Namen der Chauken wieder, wie sich denn im Holländischen der Name in der Form t'Hoek, Hoek, Liefkenshoek, Puttershoek an Oude-Maas wiederfindet. Man vergleiche hierzu nun die Heuberge im Eiderstädtischen, Gebäude, welche auf den Warfen oder Wurthen stehen, die doch wohl ihren Namen von Hochberge haben, wie denn der Name hoch in manchen Gegenden zu höe, hoe (Itzehöe) oder zu Huy bei Maestricht und der Huy bei Halberstadt oder Hoya eine Hochlandschaft verkürzt wird. Auf der andern Seite ist wieder das H zu K verdichtet, wie im Namen des Dorfes Koog in Nordholland bei Zaandam. So nennt man in den dänischen Marschen und Dünen erhöhte Watten, wenn

wird, noch die Namen Marcomani,Alemania (französ. Allemagne; davon allemand, der Deutsche, wie er hier dem Franzosen zunächst im Elsass u. s. w. sich darstellte, wie der Deutsche in Holland zunächst dem Engländer stand und daher den Namen the Dutch allein auch für die Engländer behalten hat, während für uns eigentliche Deutsche der gelehrte Name Germans aufgekommen ist), Cenomani in Maine mit dem Ort Le Mans, die französischen Landschaften Lomagne im Herzogthum Gascogne, eine weite Ebne, Limagne eine fruchtbare Ebne des Allierthales von Brioude bis Vichy, Pacmani verglichen mit den *Καρμάνιοι*, persisch, Strabo, Ptolem. 6, 8, 12, *Καρμανία* am indischen Meere, *οἱ Καρμανοί* Dion. P. 1083, *Καρμάνιος* Steph. Byz., als bes. Form *Καρμανίς* Dion. 606, die *Ἀρμένιοι* am Ararat, Herodot. I, 194, *Γερμάνιοι* Herod. I, 125, welche zu den Ackerpflügern unter den persischen Stämmen zählen, *Ἀθαμᾶνες* in *Ἀθαμανία* der Landschaft in Epirus, ein von den Lapithen vertriebener thessalischer Völkerstamm, der sich dann am Pindus niederliess (Strabo, Polybius), so haben wir eine ansehnliche Sammlung von Orts- und Volksnamen, in welchen der Zusatz mania wohl auf den Begriff Wohnstätte, Land u. s. w., zurückgefürt werden kann; es ist nun noch der Vorsatz ger zu erklären. Da haben wir denn zunächst das altpersische (Zend) gairi, Sanskrit giri (Dawalagiri

sie mit dem Festland noch zusammenhängen Vorland; wenn sie zur Insel geworden sind, Hallig; sichern sich Anwohner derselben gegen die Sturmfluthen durch ringsumlaufende Deiche, Koog. Hiermit vergleiche man nun die Beschreibung des Plinius von den Wohnsitzen der Chauken, ob sie nicht auf die Friesen passen. Dass der Name Koog noch allerlei lautlichen Veränderungen ausgesetzt gewesen, beweist der Name des Gudskougsees in Dänemark und des Ortes Blaeskoeg in Island. Are Frodi, 3, Geschichtsschreiber der deutsch. Vorzeit, Ad. v. Bremen, S. 222, Anmerk. 3. Was die oben angedeuteten Sturmfluthen betrifft, so wird z. B. allein für das Amt Tondern daran erinnert, dass vor dem Jahre 1240 der nordfriesische Inselcomplex sich 20 Meilen in der Länge und 12 Meilen in der Breite, von der Ostseite des Dreiinsellandes (Eiderstedt) bis zu dem untergegangenen Ameringer Barren ausdehnte. 1634, in der Nacht zum 12. October, verloren allein in dieser Sturmfluth 15000 Nordfriesen ihr Leben. Die Frage ist noch, ob nicht auch die Namen der Inseln Wangerooge, Spicker-Ooge, Rottumer-Oog, Schiermannik-Oog etc. hierher zu ziehen sind, als Reste des nun zu Inseln zerrissenen Chaukenlandes, das sich die ganze Küste der Nordsee entlang erstreckte. Hier ist noch anzuführen, was Van den Bergh (Verdeeling van Neederland in het Romeinsche tijdvak, S. 14, Bijdragen voor Vaderl. geschiedenis en oudheidkunde deel X, von dem alten Orte Hugmerchi sagt: „mark of district der Chauken die dus hier midden onder de Friezen enne Kolonie gesticht hedden." Man denke auch noch an den Strich Landes nördlich von der Mündung der alten und neuen Maas, genannt der Hoek von Holland. Ob auch der Name der Insel Kaagen bei Drontheim hierher zu ziehen ist?

Montblanc) für Berg; kirchenslavisch gora, littau. gira, gire für Wald, Forst; denselben Begriff in dem Namen der Berggruppe der Hercynia in dem niederdeutschen Haar in Harstrang, Rothaargebirge, so dass Hermania mit dem verdichteten Gaumenlaute G statt H Germania das Bergland wäre, aus welchem die Germani in immer neuen Stämmen hervorwanderten, um die besser bebauten Gefilde der Gallier und Römer zu besetzen. Zum Namen Germania passt der Begriff Hercynia Haardt- oder Harzgebirge, denn überall längs des Rheines stossen uns die Haardten auf; sowohl in der pfälzischen, linksrheinischen Haardt, wie in dem rechtsrheinischen Spesshardt, den Haardten im Schwarzwald, im Schwäbischen u. s. w. bis zum obengenannten Haarstrang und zum ostniederdeutschen Harz, nicht zu gedenken der unzähligen kleinen Berge und Wälder, welche mit diesen Namen im lieben Vaterlande bezeichnet sind. Man denke dabei auch an das mit dem modernen Namen „das Bergische" bezeichneten Bergland rechts des Rheins. Der Wortstamm kar, gar, ker, ger, gir u. s. w. ist offenbar eine Verschleifung von dem ursprünglichen skar, der den ursprünglichen Begriff des Empor- und Hervorspringenden in sich enthält. So heisst Sanskrit çri kochen, çirra flammend; Zend çkar springen, çkaira der Wälzeplatz der Pferde, griechisch *σκαίρω*, *σκιρτᾶν-εῖν* springen, hüpfen, gothisch skreitan; altnordisch skardh; althochdeutsch scera der Maulwurf (Mullaufwerfer); man vergleiche hierzu das griech. *σκόρδαξ* = *κόρδαξ*, das skandinavische skära für die hervorspringenden Klippen der norwegischen Küste, unsere Worte Scharte, Scheere; ferner das littauische szirdis für Herz, welches das ursprüngliche s noch bewahrt, wo es das Sanskrit bereits verloren hat, ssk. hrd, hardi Herz, lateinisch cord-is (cor), der Hüpfer im thierischen Körper. Hierzu gehören die Formen *καρδιά*, *κόρθυς*, Erhebung, Haufen, cornu latein.; haurn gothisch; Horn neuhochdeutsch; cervus der Hirsch, Gehörnte; äol. *κεραFος*; angelsäch. heorot; althochdeutsch hiruz; engl. hart, unser Hirzebock, Hirsch; Sanskr. çiras Herr, zend. çara, russisch Czar, griech. *καρ* Haupt, latein. cerus, Schöpfer, wovon creare, *καρανος*, *κοίρανοές*, *Κρεων*, altnordisch harri, herra, angelsächsisch herra, gothisch harja, althochdeutsch herro, unser Herr. Littauisch szeras, szerys Borste, griech. *καρ* Haar, latein. crinis, angels. althochd. hâr Haar, sanskr. kesara Haupthaar, Mähne, latein. caesaries das Lockenhaar, littau. kasa Flechte, kirchenslav. kosa Haar; sanskrit. khara eine Art Dorn, griech. wie oben *καρδια*

Erhebung, deutsch Haardt, abgekürzt in Haar, Rothaar-Gebirge, Haarstrang.

Die Entwickelungsreihen lassen sich noch weiter ausführen, so z. B. von ghars starren, rauh sein aus sanskrit harsh, davon unser „Gerste," latein. hordeum von horrere, starren; so heisst gharmen, germen auch der Schössling, Keim. — Doch wir kehren zu unserem Ger für gairi, Berg, zurück und erklären den Namen Germania als Bergland, in welchem die Hercynia liegt und die Germani als Berg-Hochländer wohnen. Die Hercynia hat natürlich ihren Namen ebenfalls von demselben Stamme wie die Menschenwohnstätte Germania, so heisst bei Erich. ann. Pertz. I, 192 die Hercynia, nämlich der Böhmerwald nahe dem Erzgebirge, ganz bezeichnend Hircanus saltus. wie hircus der Bock (Hirzebock) vom Springen den Namen hat, wie saltus, die Waldschlucht, ebenfalls von salire, springen, tanzen entwickelt ist. In transl. S. Dionys. Pertz. XIII, 352 heisst Hercynia Hircania u. s. w.

Hätten wir nun so den Gesammtnamen der Stämme, welche aus den rechtsrheinischen Berglandschaften heraus auf die gallischen und römischen Gebiete losbrachen, näher zu bestimmen gesucht und wieder gefunden, dass wir auf einen Namen gekommen sind, welcher der natürlichen Bodenbeschaffenheit entsprungen ist, so wollen wir nun das Exempel auch noch an dem Namen der Preussen zu machen versuchen.

Wo das Volk der Preussen zum ersten Male, so zu sagen, in die geschriebene Geschichte eintritt, wohnt es um die Mündung der Weichsel; der Erzbischof von Gnesen, Adalbert, wird hier von einer Schaar Preussen 997 erschlagen; in der 999 geschriebenen Vita S. Adalb. Canapar. Pertz VI, 593, 96. 97 wird das Volk genannt Pruzzi mit der Variante Prusi, das Land Pruzzia oder Pruzia. Als der deutsche Orden die Bekehrung der heidnischen Preussen unternimmt, beginnt er sie von Culm aus; in den in jener Zeit ergangenen päpstlichen Schreiben wird das Land einmal nach lateinischer Aussprache Epist. Honori III, Cod. dipl. Pruss. I, Ni. 1217, Prussia und 1218 epist. Honor. daselbst No. 2 das Volk in plattdeutscher Mundart Pruteni genannt; das Land aber hier wieder Prussia, wie auch in Urkunden von 1222, 1226, wo der Volksname plattdeutsch geschrieben ist. Das Land nun, das hier ins Auge gefasst ist, wird in der Abhandlung: Land und Leute von Preussen, v. F. W.

Schmidt Dr. phil. Zeitschrift für preuss. Gesch. u. Landeskunde, 1870, Januarheft S. 41, 42 in Betreff seiner Naturbeschaffenheit also geschildert: „Da die westpreussische Platte — auch im Ganzen genommen — die höchste Erhebung des Bodens auf dem Gebiete des norduralischen Höhenganges ist, so wird begreiflich, dass die beiden Strömungen, welche um den Besitz der Lüfte beständig im Kampfe liegen, hier vorzugsweise hart aneinander stossen. Westpreussen wird von Winden mehr als ein anderes Land gepeitscht. Zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit kann man in Westpreussen das Geräusch des Windes hören; und wie man von England sagen kann, dass „der Regen dort regnet jeglichen Tag," so kann man von Westpreussen mit Recht behaupten, dass „der Wind dort alle Tage pfeift" etc. Hr. Schmidt führt noch an, dass ein Reisender das Land Windpreussen genannt habe.

Betrachten wir nun zunächst eine Anzahl Ortsnamen, welche im Bereich des zuerst als solchen bekannt gewordenen preussischen Kulmer-Landes liegen und deren Namen auf den ursprünglichen Stamm im Namen Preussen sich zurückführen lässt: Gr. Brudzaw, Prussy oder Pruszy im Kreis Kulm, Brosowken bei Stuhm, südl. Marienburg, Prussy auch in den Kreisen Konitz und Pleschen; Pruski, Prust in Kr. Schwetz; Prust auch in den Kreisen Konitz und Greiffenberg; Praust an der Radaune, südl. Danzig; Prothanien (vgl. die Form Prutheni) in Kr. Mohrungen, Prüssau, Kr. Neustadt (Cassuben), Pritznau daselbst; Prusnalonka, Kr. Thorn; Prussewice, Kr. Schroda; Pruszinowa, Kr. Neidenburg; Briesen zwischen zwei Seen (Briesen- und Schlosssee) südl. Graudenz; Pruszczeck in Posen; Proszysk, Kr. Inowraclaw; Prusiec, Kr. Wongrowiec; Prusim, Kr. Birnbaum; Prittisch, Kr. Birnbaum; Prossen, Kr. Chodziesen; Preusshof, Kreis Osterode.

Die Namen aller der hier aufgezählten Orte scheinen auf einen gemeinsamen Wortstamm zurück zu gehen, der sich im Neuhochdeutschen in Brausen (vom Winde), Windsbraut; Briese (Schifferausdruck für Wind), Brust, das Luft holende und ausschnaubende Körperorgan, preisen = laut loben, prusten wiederfindet; aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen gehört hierher: prâdam, brâdem, brôdem Hauch, Brodem, angels. braedh Hauch, engl. breath; auch briezen = dem englischen to breeze wehen, to breath athmen; brisk englisch für frisch vom Winde, to brustle rauschen, knirschen. Im Französischen

entspricht bruir brausen, bruit das Geräusch (particip. bruissant). Im Lateinischen scheint der Wortstamm nur sehr vereinzelt aufzutreten, wohl führt sich darauf fretum, das Brausen, Wallen (Hitze) die gegen das Gestade antobende Fluth (eine Meerenge), der Stamm pret in dem Worte interpretari und vielleicht auch der Name procella Sturm, und Name der Bruttier des auf der schmalen Landzunge zwischen zwei Meeren wohnenden Volksstammes in Süditalien zurück, womit wir denn auch zu dem Namen der zu beiden Seiten des äusserst stürmischen Canals von La Manche liegenden Küsten Britannien und Bretagne,* kämen, wie denn das lateinische Bruttii griech. *Βρέττιοι*, wie ihr Land *Βρεττιά* lautet. Es wäre auch dieses Land wie eine Art Brauseland aufzufassen. Heisst doch auch Hibernia, Ierne, Ireland wahrscheinlich nach hiems, L'hiver (Winter-Regenzeit), imber, hibernia (Winterquartiere), nichts anderes als Regenland. Im Griechischen entsprächen dem angeführten Wortstamme die Worte *πρηστήρ* = heftiger Sturmwind, *πρίστις* der Sprüh- oder Wallfisch, *Πρῶσα* der Name eines Ortes mit warmen Quellen, *Πρωτεύς* der Meergott, *Πρωτίς* eine Plejade, *βρύσις* (*εως*) das Aufquellen, Hervorquellen (Suid., Eust. etc.)

Es muss erlaubt sein, auf gleiche Entstehung zu schliessen, wenn man die Namen für hochgelegene oder dem Meersturm ausgesetzte Orte an den entlegensten Enden ebenso wiederfindet, so im russischen Gouvernement Grodno am Muchanez, an dem auch der Ort Prushany liegt, in Litthauen die Festung Litthauisch Brest = Brzesc-Litowiky

---

*) Findet sich doch auch, wie für den Namen Prutheni die Schreibung Bruteni, so für *Βρεττ-* die Schreibung *Πρεττανικῆς*, Diodor. 5, 22 nach Timaeus; ebenso Strabo p. 114 *Πρεττανίκων*; Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde 1870, I, S. 94, sagt zu der Lesart *Πρεττανικαί* (*νῆσοι*) in der Anmerkung: Denn dies scheint die ältere den Griechen ehedem allein geläufige Form, die erst durch spätere Abschreiber aus dem Texte des Strabo, Diodor, Ptolemaeus u. A. verdrängt wurde. K. Müller G. M. I, CXXXV, 516, ff. vgl. wälsch ynys Prydein insula britannia Zeuss Gramm. S. 46, 793. Ein Zeugniss zu einer hier durchaus passenden Analogie, aber auf einem ganz unverfänglichen Gebiete, giebt der Name des Ortes Bretzenheim bei Mainz. Es heisst Scriba, Regesten der Urkunden des Grossh. Hessen, II. Abtheil., Rheinhessen S. 1, villa Prittonorum in einer Urkunde von 753; a. a. O. S. 9 Brittenheimer marca und Britcenheim neben einander in 767: weiter 770 Brizenheim; 772 wieder Brittenheim; 773 in monte Prittonorum neben vil. Brittanorum; 775 Brizzenheim; 777 in marca Brettonorum; 778 Brezzenheim; bei Eberh. Monach. Brisenheim; 779 Brezzenheim; 782 Brittenheim; 1056, 1073 Brizcenheim; 1140 Bricenheim; 1151 Brizzenheim; 1200 Britzenheim; 1290 Bretzenheim u. s. w. Diese Wandlung thut zur Genüge dar, dass es erlaubt ist, gemeinsame Wortstammentwickelung vorauszusetzen.

und der Hauptort in der Bretagne, der erste Kriegshafen Frankreichs Brest mit dem Fort Brethume.

Kommen wir hiermit nun auf weitere Wortanklänge im Preussenlande an der Weichselmündung. So haben wir nahe Elbing das frische Haff und die frische Nehrung, das aus dem Frietzener Forste kommende Gewässer Frisching; an der Spitze der Halbinsel, welche das frische Haff von dem Kurischen Haff scheidet, das Cap Brüster Ort. Da Ort nach der Analogie des Schuhmacher-Werkzeuges so viel als Spitze bedeutet, was also gleichbedeutend wäre mit Vorgebirge, Nase (Skudesnäs) und andern bildlichen Ausdrücken für Küstenvorsprünge, so wird der Ausdruck Brüster nicht unthunlich zurückzuführen sein auf den Wortstamm Brust (prusten) und der Name frisch in Frisching, Frisches Haff etc. auf das englische brisk, vom Winde = brausig, preussisch, d. h. ursprünglich windisch, stürmisch.

Dass Ortsbezeichnungen dieser Entstehung eine Menge vorhanden sind, braucht keines schwierigen Beweises. Um sofort an dem hier vorliegenden Namenanklang anzuknüpfen, wird jetzt im vormaligen Herzogthum Nassau, in der alten Grafschaft Katzenelnbogen, ein Hof Priesterbach aufgeführt, der sich zwischen den Jahren 1142 und 1197 im Besitze des nahe gelegenen Klosters Arnstein befand. Während sich in einer Lebensbeschreibung des Grafen v. Arnstein, der das Kloster gestiftet, Wenck, hess. Landesgesch. II., S. 112, Anm. aufgeführt findet: silva, quae Brustingesbach dicitur, steht dafür 1197 in einer Bestätigungsurkunde des Trier. Erzbischofes ipsam etiam villam Brustenbach, wozu Wenck bemerkt: der jetzige Hof Priesterbach oder Sprieferbach, von dem vorher nur der Wald angegeben wurde. In einer Urkunde von 1326, Wenck a. a. O. Urkunde S. 109 heisst der Hof dann Brustelspach. Wahrscheinlich ist doch hier aus einem Brausebach ein Priesterbach geworden. Ferner haben wir zwischen Eschwege und Treffurt an der Werra einen Ort Burschla, Borschel, zu welchem die alten Schreibungen Brustlohun aus dem 9. Jahrhundert und dem Jahre 874, und Bruslaha z. Jahre 1061 (vgl. Förstemann, altd. Ortsnamen, S. 309) vorhanden sind. Die Oertlichkeit befindet sich im Einklang mit dem Namen; es handelt sich um ein durch vorspringende Felsen (Heldrastein) eingeengtes Flussbett, in welchem das Wasser namentlich in alter Zeit bei noch viel grösserem Schwalle sich rauschend durchzwängte.

Der Wortstamm briez findet sich nun noch in zahlreichen Orts-

namen und Wassernamen in allen, entfernt voneinander liegenden Gegenden wieder. So folgt auf das Gebiet der alten Rauraker vom Bodensee bis Basel (Rohrschach bis Augusta Rauracorum = Augst bei Basel), der Bris- oder modern Breisgau mit dem Ort Alt- und Neu-Breisach. Erinnert schon der Name Rorach an das englische to roar, brüllen und das mecklenburger Platt rören für das Brüllen der Kinder (latein. rudere, davon auch wahrscheinlich der Name Rotten, Rhodanus, Rhone, rugire), wie denn das Land der Rauraker auch um den donnernden und brausenden Rheinfall bei Schaffhausen zu suchen ist, so wird auch der Name Brisach am besten zurückgeführt auf das Briezen, Brausen des Stromes. So fliesst ferner etwas weiter rheinabwärts im Elsass die Brausche, alt Brusca, in den Rhein; so entspringt ein im Mittelalter Briznach geschriebener Bach in Baden auf dem Berge Britzenberg; ein Brusch, alt Brisiche, liegt südwärts von Luxemburg bei Frisange und Nieder- und Ober-Brisich, zwischen Sinzig und Andernach am Rhein. Die Lautveränderung zwischen briezen, mittelhochdeutsch, und brausen, neuhochdeutsch, ist aber nicht grösser als zwischen diezen und tosen, Getöse (latein. dicere, sanskr. tus, tosati). Die Entstehung aber der mit bris etc. gebildeten Oertlichkeitsnamen findet ihre Analogie in den Brausebachs, Braubachs, Rauschenberg, Windeberg, Windeck, Bulderbach (zwischen Borcholt und Bevernngen, unser Polterbach), Billerbeck, Soresberg jetzt Soisberg, Sorge von Suracha (von surren für rauschen), Rohrbach (Rarbecke), Liederbach von hleodor = helltönend, Diezbach, Dissna, Deissebach, Kernbach und Kehrenbach vom Althochdeutsch. kerran, chërran rauschen, wie griechisch γῆρυς Stimme, Ruf, γάργαρ Lärm, sanskr. gar, jar rauschen, Pfieffe, alt. phiopfe, die Pfeiffende u. s. w.

Für das Windland Preussen, alt Pruzien, Pruthenien, kommt nun noch in Betracht, dass die Ortsnamen mit dem Wortstamm bris etc. sich vorzüglich entlang und auf der ganzen Höhenplatte finden, die sich von Litthauen über die ostpreussische Seenplatte, das westpreussische Oberland, die pommersche Seenplatte, die mecklenburgische Seenplatte bis in den holsteinischen Landrücken hineinzieht. Von Priessenau im Kr. Neustadt im Cassubenlande am Nordostende der pommerschen Seenplatte an citiren wir beispielsweise zwei Pritzigs im Kr. Rummelsburg, Pritten Kr. Dramburg, daselbst auch Pritzengut, Brüssow an einem See Kr. Prenzlau, Prützen Kr. Demmin, Brieseberg bei Königsberg in Neumark, Güter Briesz in Brüz und Neu-

Briez, Prützen, Breesen in Mecklenb.-Schwerin; Protzen Kr. Ruppin, Preseke auf Rügen zweimal, Prietzen Westhavelland, Kloster Preetz in Holstein an der Schwentine; 13 Briesen giebt es allein in unserm heutigen Königreich Preussen.

Damit erübrigt uns nun noch in das ostpreussische Gebiet einen Blick zu werfen. Von den hier heute noch genannten Landschaften, die im Mittelalter später als Theile des alten Prussiens auftreten, nennt Ptolemäus die Galinder und Südauer, wo also noch von keinem Preussen die Rede war. Damals herrschten von der Weichsel bis zu den Finnen hier die Gutten, wie Ptolemäus ebenfalls anmerkt, und vor ihm schon Plinius Guttones genannt hatte. Bei Tacitus, der zwischen beiden schreibt, wohnen die Aestier in dieser Richtung, und ist dieser Name — ich folge hier den Auseinandersetzungen von Dr. W. Pierson, Elektron oder über die Vorfahren, Verwandtschaft und den Namen der alten Preussen. Berlin 1869. W. Peiser — wieder zu finden in Osti Alfred des Grossen, den Eistir, Eistland der Snorre Edda nach Zeuss, S. 267; den Osterlings, wie die Engländer, nach Hartknoch Alt- und Neu-Preussen, 1864, S. 43, noch 1684 die Preussen nannten; ein Name, der dann mit Adam von Bremen, Pertz IX, 374 in der Form Aestland vornehmlich auf dem heutigen Esthland haften bleibt.

Aestier wäre hiernach ein allgemeiner, wiederum der Himmelsgegend entnommener Name für alle Volksstämme, welche von einer gewissen Grenze ab nach Osten zu wohnten, darunter begriffen sich dann wieder einzelne Stämme mit andern Namen, u. A. auch die Gothen, welche bekannter Weise zu Tacitus Zeit bis an die Weichsel reichen und ebenfalls von einer Anzahl Stimmen in's Preussenland gesetzt werden. So also, wie schon erwähnt, nicht bloss Plinius und Ptolemäus, sondern auch c. 1200 noch heisst es in Vincent. Kadlubkonis Chron. Polon ed. Przezd. dzieck. Cracov. 1862, p. 201, Gete dicuntur omnes Littuani, Pruteni et alie ibidem gentes.

Die Skandinavier des Mittelalters nannten das Festland östlich, von Polen, von der Mündung der Weichsel an Gotaland, cf. Fornmanna Sögnr XI, 414 en austr fra Polena es Reidhgothaland (festes Gothland im Gegensatz zu Ey-Gothland = Insel-Gothland). Die russische Literatur enthält folgende Citate: Igorlied c. 1150 ed. Hanka p. 20: Gotskyja krasnyja etc. = die schönen gothischen Mädchen am Ufer

des blauen Meeres.* Die Preussen selbst hatten bis in's 17. Jahrhundert für diejenigen ihrer Landsleute, die am kurischen Haff wohnten, wo das altpreusssische Volksthum sich noch erhalten hatte, so wie für die Litthauer das Wort Gudden, der Begriff ist aber, was man bei uns „altfränkisch" nennt, geworden, und hat eine geringschätzige Nebenbedeutung erhalten; zuletzt heissen den nordwestlichen Preussen alle südwestlichen, auch die Polen und Russen, Gudden. Sodann giebt es eine ganze Anzahl Ortsnamen, welche an den Namen der Gothen erinnern, wie Dorf Gutland im Danziger Werder, Gudendorf östlich von Elbing; Gudnik bei Liebstadt (wahrscheinlich ursprünglich Gudenwik), die Stadt Guttstadt, im Gründungsprivileg vom Jahre 1329 f. Cod. Diplom. Warmiens. ed. Wölke, Saage I, S. 37, Guthinstat genannt; bei Dusburch III, 353 Guthstat; die Dörfer Guttenfeld bei Melsack, Königsberg und Balga; Juditten bei Königsberg u. A. Noch zahlreicher sind solche Ortsnamen in Samogitien (Semb-Gothien?): Gudi, Gudiski, Gudajce u. A., Schafarik slav. Alterthümer, übers. v. Wuttke, Leipz. 1843, I. 456.

Und wie sahen diese offenbar ehemals gothischen Preussen aus? Darüber sagt Adam von Bremen in der Hamburg. Kirchengesch., Pertz IX, 374: „Es sind (die Preussen) blauäugige Menschen, mit rothem Gesicht, stark behaart. Hinter ihren unzugänglichen Sümpfen halten sie sich frei von fremdem Joche." Sie sahen also aus wie Germanen und sprachen endlich eine Sprache, deren Reste oft noch ursprünglichere Formen enthalten, als das verwandte Sanskrit, oder wenigstens oft einen dieser alten Sprachform nähern Stand aufweisen, als die germanischen Mundarten. Fremde Gelehrte (vgl. Dlugosz hist. Polon. I, 2, ad a. 997 l. c. p. 114, ff., Miecho Chron. Polon. ed. Cririus Cracow. 1521, II, 8) fanden an der preussischen Sprache eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Griechischen, und schon Ovid. Trist V, 151 spricht von Spuren des Griechischen bei den Geten. v. Bohlen behauptet, er sei im Stande, sich den littauischen Bauern mit Hülfe des Sanskrit verständlich zu machen, während Adalbert v. Gnesen sich als Slave aus Böhmen wohl den slavischen

* Boleslaus I. wird auf seiner Grabschrift Herrscher über Gothen genannt, weil er littauische und preussische Stämme besiegt hatte. Im Chron. Polon. ap. Stenzel Scriptor. rer. Siles. I, 11 werden die Pruteni Getae, S. 9 Getas i. e. Lithwanos genannt, und diese Chron. stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Liutizi an der Peene, aber nicht den Preussen verständlich zu machen vermochte. Vita Bruni. Pertz VI, 607. Ebenso stimmt die Glaubensform der Preussen und Geten.

Dies mag genügen, um uns anschaulich zu machen, wie dieselben Gegenden, welche zu einer Zeit die Preussen bewohnen, zu anderer die Gothen inne haben, d. h. wie die Wanderung der Hauptmasse der Gothen nach dem Süden, nach dem Don und Dnieper, die zurückgebliebene gothische Bevölkerung ihren Hauptnamen vergessen und einzelne Landschaftsnamen für einzelne Stämme in denselben aufkommen lässt, wie denn die im Lande Preussen von Neuem zu Macht und Bedeutung heranwachsende, ursprünglich gothische, aber jetzt auch in Sprache mehr mit der finnischen Urbevölkerung gemischte Bevölkerung Herr der andern Stämme wird und Herrschaft und Namen von Preussen, Westpreussen, von Danzigs Lande und dem frischen Haff aus auch über Galindier und Südauer, die schon Ptolemäus als einzelne Stämme nennt, und die andern Landschaften ausdehnen, wie denn das dänische Lagerbuch von 1231 Tiber. cens. Dan. apud Lanzebeck Scr. rer. Dan. VII, 543, sagt: Hec sant nomina terrarum Pruzie: Pomizania, Lanlenia, Ermelandia, Notangia, Barcia, Peragodia, Nadrauia, Galindo, Syllonis in Zudua, Littonia. Hec sunt terre ex una parte ejusdem: Zambia, Scalewo, Lammato, Curlandia, Semigallia. So weit scheint das Herrschergebiet der Preussenländer indess zur Zeit Adalberts v. Gnesen und selbst des Adam von Bremen († 1075) noch nicht gegangen zu sein, * denn der letztere nennt Sembi und Pruzzi als gleichbedeutend, z. B. Pertz IX, 374: Sembi vel Pruzzi homines humanissimi, qui obviam tendunt ad auxiliandum his, qui in mari periclitantur, vel qui a piratis infestantur, als wenn das Gebiet der Preussen nicht über Samland hinausgegangen wäre. So

* Je mehr nach Osten zu, desto mehr nehmen die Namen der Orte, welche den Wortstamm prus etc. in sich enthalten, littauische Form oder die Bildung von Colonienamen an: Preusswäldchen, Preuschhof Kr. Heiligenbeil, Preusslauken Kr. Wehlau: Pruschkehmen oder Pruskehmen (gleich Preussenheim auf Deutsch) Gr. u. Klein- im Kr. Insterburg; Pruschillen und Pruszisken Kr. Gumbinnen; Pristanien Kr. Angerburg; Prositt Fabr., Vorwerk Kr. Gerdauen; Prositten Kr. Rössel; Pressberg Kr. Goldap; Pruschinowen und Pruschinowen-Wolka Kr. Sensburg; am weitesten im Osten: 2 Dominien Preussen im Kr. Tilsit und Ragnit: Prusgirra (= Prussberg) Kr. Ragnit; Prusellen (= Neu-Preussen) Kr. Tilsit bei Pitupönen, Protniszken, Prussen-Martin u. Michel: Prussisken im Kr. Memel; — längs der polnischen Grenze Dominium Preussen Kr. Neidenburg; Prussowborrek Kr. Ortelsburg; Prostken Kr. Lyk u. s. w.

viel geht aber mit aller Sicherheit aus dieser und anderen Notizen hervor, dass, so gut wie die Preussen von Samland her Sembi genannt werden konnten, sie auch den Namen Pruzzi von einer vorzugsweise Pruzzia genannten Landschaft erhalten haben können; und dass Semgallen nicht zu aller Zeit preussisch gewesen, ergiebt sich wohl aus folgender Notiz Annal. Ryens., gegen Ende des 13 Jahrh. in Schleswig aufgezeichnet, Pertz M. G. XVI, 398: hujus Lothonoknuti regis Danorum anno 911—925 tempore quilibet tertius de servis et pluralibus exivit de regno et venientes totam Pruciam, Semigalliam et terram Carelorum (Karalien) subjugaverunt sibi et ibi remanent usque in praesentem diem. Im 9. und 10. Jahrhundert nämlich litten Dänemark und Norwegen an Uebervölkerung und innerer Zwietracht und entsandten so (man füge dieses Beispiel den oben S. 113 entwickelen hinzu) ihre Unzufriedenen oder Bedürftigen in die Fremde. Ja um das Jahr 1200 werden die Sembi nicht einmal Pruzzi genannt.* Saxo Grammaticus (c. 1200) schrieb Hist. Dan. ed. Paris 1314 Lib. X. fol. 98: Haquino Haraldi regis filius Sembos aggressus. Potiti Sembia Dani necatis maribus feminas sibi nubere coegerunt etc. Auch die Kuren oder Kurländer, welche 1231 als Theil Pruziens im deutschen Lagerbuch genannt werden, sind c. 870 noch keine Preussen. In Rimberts Lebensbeschreibung des Ansgarius, Pertz M. G. II, 714 heisst es: gens quaedam longe ab iis Sueonibus posita Chori (al. Cori Chor) Sueonum principatui olim subjecta fuerat, sed jam tum (anno 850) diu erat quod rebellando iis subjici dedignabatur. So sehen wir also um diese Zeit der Herrschaft der Suiones des Tacitus die Sueonier des Adam von Bremen in Schweden als Herrn des später preussischen Landes. Seeburg und selbst Welau, Apulia alt, scheinen damals noch in Kurland gelegen zu haben, wozu man übrigens die vielen Ortsnamen, welche den Theil kuren enthalten, vergleiche, wie: kurisches Haff, kurische Nehrung, Dörfer Kranzkuren, Neukuren, Grosskuren, Kleinkuren; auf der Nordküste Samlands der Fluss Corene jetzt Correinen im nordöstlichen Samland. Waren doch auch die Russen Skandinavier,** welche seit Mitte des 8. Jahrhunderts die Ostküsten des baltischen Meeres besiedelten und von denen ein Schwarm auch sich

---

* Adam von Bremen sagt Pertz IX, 373: in provinciam Semland, quam Pruzzi possident.

** Nach russischen Annalen ed. Schlözer III, 280, II, 193, ff.

auf der preussischen und kurischen Küste niederliess, Saxo Grammat. Pertz XVI, 398, woher ebenfalls der Name des Memelarmes Rus und der Name Rusna für das kurische Haff bei den Polen. Von dieser Anwohnerschaft am Rus haben denn auch wohl alle dahinter wohnenden Stämme den gemeinsamen Namen Russen bekommen, wie hinwiederum der Name sich auch in Norwegen als ursprünglicher Ausgangspunkt wiederfindet im Russee und der Name der Ruriks sich vielleicht zurückführen lässt auf Rik's, Reiks = reges des Stammes Russ.

Es ist ohne Zweifel mit den Pruzzi wie Pierson a. a. O. S. 84 sagt: „Seit den erwähnten Missionsversuchen stand der Name Pruzzen für die Bewohner des Landes, wo Adalbert und Brun umgekommen waren, in der römischen Kirche fest; andere Bezeichnungen mussten ihm daher weichen." So führt auch R. Boeckh in dem eben erschienenen Buche: Deutsche Volkszahl und Sprachgebiete in den europäischen Staaten, Berlin 1870, S. 58 aus, dass es nach Berghaus Statistik 1845, kein preussisches Volk gebe und wenn auch mit vollem Rechte den littauischen Einwohnern der betreffenden Landschaften der Name der Preussen beigelegt werde, da sie im Preussenlande und sogar buchstäblich „am Russ" wohnhaft, offenbar gleicher Nationalität wie der Stamm der Preussen angehören, man doch die richtige Bezeichnung Preussenländer,* wie man auch Kurländer, Lievländer, Esthländer richtig sage, einführen solle; wie es denn (S. 65) jetzt gleichgültig sei, ob die Bezeichnung Preusse nach der ältern Ansicht einen Russanwohner oder ob sie nach H. Berghaus Darlegung einen Waldmenschen bedeute.

In alter wie neuer Zeit dürfte der Name Preusse nichts anderes zu bedeuten haben, als die Bewohner einer bestimmten Landschaft, die ihr Gebiet über benachbarte, anders benannte Landschaften ausdehnten. Es waren in alter Zeit den Gothen entstammende Littauer (die Sprache der Altpreussen ist nach allen Zeugnissen eine Mundart der littauischen Sprache), also mit Slaven gemischte Germanen, welche jene Gegenden besiedelten wie heut zu Tage nach der blutigen Ausrottung der heidnischen Preussen mit Polen gemischte deutsche Bevölkerung, welche das Land von Neuem colonisirt hat.

---

* Nikol v. Zeroschin Scr. rer. Pruss. I, 303, ff. sagt auch Pruzinlant. Ausserdem findet sich der Name des Landes fast regelmässig neben dem Stammesnamen aufgeführt: Pruzzia, Pruzia, Prucia, Pruscie, Prutie u. s. w.

Alle Erklärungen des Namens Prussien von Po und Russ = am Russ wohnende, von prut Teich, Land der Teiche und Seen (man zählte 1684 nach Hartknoch, Alt- und Neu-Preuss., 2037 Seeen im alten Preussenland), von prustwa Sanskrit Regen, prush sprühen, vom altpreussischen pruta klug sein, also Pruteni die Klugen, Verständigen, kommen nicht auf gegen die Anheimelung einer Erklärung des Namens von einer Landschaft an stürmischer Meeresküste und auf der Höhe, welche daher den Namen Brauseland, Windpreussen bekommen.

Und so kommen wir denn zum Schluss auch für die Chatten.

7. Schluss.

Die Entstehung des Namens der Chatten und Hessen.

Recapituliren wir noch einmal die gesuchten Ergebnisse. Bis auf Jakob Grimm haben die Forscher auf diesem Gebiete nicht anders angenommen, als dass der Name Hessen, in älterer Form Hassen, auf den Namen der Chatti, die nach Tacitus Bericht ihren Mittelpunkt im heutigen Hauptland zu Niederhessen um Maden und Gudensberg hatten, zurückzuführen sei; wir sahen an der natürlichen Beschaffenheit der hier in Betracht kommenden Landschaft auch, dass sie alle zu einem Volksmittelpunkt nöthigen Eigenschaften ursprünglich in sich vereinigte; die dann an der Identität der Namen Chatten und Hessen zweifelnden Forscher fanden wir weiter aber zum Theil auf einer zu knechtischen Ausdeutung des von ihrem Meister J. Grimm, der selbst die Zweifel an jener Identität zurücknahm, entdeckten Lautverschiebungsgesetzes, zum Theil auf nicht genügend erforschter Thatsache fussen, auch der Mangelhaftigkeit der alten Orthographie nicht gehörig Rechnung tragen. Die Form Hassen ist nach Wiederentdeckung des alten Chattenmittelpunktes durch Winfried Bonifacius die vorwaltende, die Form Hessen die seltenere, umgekehrt wie Vilmar es behauptet.

Die Nothwendigkeit der Schreibung Hazzi für Hessen zur Herleitung des Namens aus Chatten lehnen wir ferner ab, weil die durch päpstliche Urkunden einmal beliebte lateinische Form mit dem doppelten s, also Hassi, Hessi etc. für die Urkundenschreiber maassgebend gewesen sein muss, wie denn auch der Name Nassau, dessen Etymologie die Schreibung mit zz eigentlich ganz nothwendig macht, erst

Ende des 13. Jahrhunderts einmal mit sz geschrieben auftritt, vorher aber wie der Name Hessen immer mit ss. Ausserdem findet sich von da an, wo in der Schreibung mit zz geübte deutsche Rechtschreiber deutsche Urkunden abfassen (vorher sind alle Urkunden lateinisch gefasst), die Form Heszen mit dem der Ableitung aus dem zz entsprechenden sz genug, wie mit diesem Zeitpunkt ebenso die deutsch geschriebene Form Nazzau vorkommt. Endlich tritt, was diesen Punkt betrifft, die Rechtschreibung der alten Urkundenschreiber namentlich in Eigennamen zu verwirrt auf, als dass wir auf die von Vilmar und Zeuss erhobenen Einwände uns zu weit einlassen dürften. Wurden doch selbst J. Grimm von neuesten, mehr in das Einzelne eingedrungenen Forschern auf unserem Gebiete abwehrende Bemerkungen entgegengestellt, wie z. B. in Lübke's Pädagog. Jahrbüchern, 1868. V. S. 421: „Es lässt sich nicht läugnen, dass Grimm zuweilen Laut und Buchstaben arg verwechselte und für eine der Hauptseiten der Lautlehre, die physiologisch-phonetische, ein sehr schwaches Auge hatte.“ Diese Bemerkung kommt bei dieser Untersuchung sehr in Betracht, mit wie verschiedenen Buchstaben sind noch jetzt die Namen nach den Mundarten verschiedener Landschaften zu schreiben! und wie verschieden hat sie gar das Alterthum geschrieben! So bemerkt denn auch bereits Wenck, Hess. Landesgesch. II. p. 670, Anmerk. a, sehr richtig: „Es ist bekannt, wie wenig sich die alten Geschichtschreiber sowohl als die Urkundensteller in die Rechtschreibung der Namen zu finden wussten, die sie bald nach der Aussprache des gemeinen Lebens auszudrücken, bald in mancherlei, ihrer Meinung nach lateinischen Formen einzuschmelzen suchten.“ Dabei wollen wir ein anderes Urtheil über J. Grimm, K. G. Andresen, J. Grimm's Orthographie, Göttingen, Diedrich. 1867, S. 8, wonach des Meisters Orthographie ein Muster von Schwankung und Inconsequenz genannt wird, als, nachdem Columbus das Ei aufgestutzt hat, wohlfeil zu geben zur Seite liegen lassen; aber hier noch sofort hervorheben, wer wohl, da der Name Preussen von demselben Schriftsteller einmal Prussi, das andermal Pruteni, dann von andern verschiedenen wieder Pruzzi, Prusi, Pruzi, Pruci, Prutzi, Pruszenses, Prutones, Prutenses, Prutheni, Prusci — nach 1250 deutsch Pruzen, Ende des 13. Jahrhunderts Preussen, 1339 Prussen, 1350 Pruzin, Ende des 14. Jahrhunderts Prusen und Prussen; 1410 Prüssen, 1413 Prusen — aber auch verschiedentlich mit dem B, Bruitii, Bruci, Bruteni, geschrieben wird, wer wohl, wenn ihm

zufällig nur die Form Bruci vorgelegen hätte, den Schluss hätte machen wollen, dass diese Bruci nicht die später Preuszen genannten sein könnten, wegen des Lautverschiebungsgesetzes!

Von der Orthographie der althochdeutschen Schriftsteller führen wir ausserdem noch an, dass Otfried selbst über die Unbiegsamkeit und Armuth seiner Sprache klagte und sie bäurisch nennt, wozu kommt, dass in der althochdeutschen Periode die Schreibungen auch schon schwanken: wie maht und mahd = Macht, got und cot für Gott — und wie sollte, wenn alle anderen Anzeichen für eine Herleitung sprechen, sie darum falsch sein, weil eine bäurische Mundart das aus dem Niederländischen hergekommene Wort bäurisch aussprach und nach der Aussprache mit einem Buchstaben schrieb, der nach dem Lautverschiebungsgesetz nicht passt?

Es bleibt wirklich in Betreff dieses Gesetzes für unsere Untersuchung auch nichts Anderes maassgebend, als was wir oben S. 120, in diesem Punkte festgestellt haben, dass nämlich jede Sprache in sich die Lautverschiebung durchmacht, dass die niederländische Mundart im Munde der Bergländer verhärtet, verkehrt wird und dann bei dem häufigen Heranwachsen der bergländischen Landschaften eines Volkes zur Herrschaft über das Niederland die Sprache des letzteren doch wieder mildernd für die schliesslich classische Form einer Sprache auf den bergischen Dialect wirkt. Für das Deutsche ist ja doch auch das Colonialdeutsch des meissnischen Landes Ausgangspunkt des Hochdeutschen, gemildert durch die spätere Einwirkung von Niederländern, geworden! Bringen wir nun zu den oben schon entwickelten Beispielen der Verhärtung des Gothischen im Althochdeutschen noch einige andere bei: wie Chorunka für Gerunge = Versuchung (und führe uns nicht in Versuchung), prine = bring, kanoss = Genoss, forkip = vergib, pifanken = befangen, kavihit = geheiligt, geweihet, Du pist für Du bist, kast für goth. gast. Umgekehrt wie wir hier die verhärtende Eigenheit des Hochländers wahrnehmen, finden wir nun wieder die Quetschung von Lauten, die der Niederländer wegen seines Sprechens mit geschlossenen Zähnen und Mundkiefern nicht quetscht, wie z. B. des t zu s, das der Bremer wie der Engländer, aber noch mehr als dieser fast nach Einer Weise wie th spricht. Daher Wasser für Water, dass für that, Nuss für nut u. s. w.; daher auch Pruzzi für niederländisch Pruteni, Chassen, Hassen für alt- und niederländisch Chatti.

Recapituliren wir nun weiter. Wir fanden die Chatten nicht als Sueben und betonten diesen Umstand, weil wir die alten Chatten als nicht von dem Süden her, sondern von den Cheruskern her eingewandert festhalten, als eine niedersächsische Colonie, welche die Flussthäler der Weser, Diemel mit Nebenbächen, Fulda, Eder hinaufging, nach der Analogie aller Wanderung ackerbautreibender Völker der bessern Ackerkrume nach, vom bequemen Niederland die Thäler der Berge hinauf. Endlich führten wir eine Anzahl Beispiele auf, wonach Namen von Volksstämmen am natürlichsten von den Landschaften hergeleitet werden, welche sie bewohnen. Damit wird für uns die Untersuchung über den Namen Chatti wesentlich erleichtert, wie wir nunmehr sehen wollen.

Dabei können wir noch vorausschicken, dass nach Schacht a. a. O. Programm der Realschule zu Elberfeld, 1868, und Andern auch der Name der Inder von Sindhia, India, was so viel als Flussland von Sindhu Fluss bedeutet, stammt, woraus denn wie aus Sindhu Sind Griechisch *Ἰνδος*, so persisch Hindus, griechisch *Ἰνδοι* unser Inder geworden ist. Es ist das im Grossen eine Entwickelung, wie der bei Tacitus vorkommende Name der Foser, Nachbarn der Cherusker, von dem Gewässer Fose oder Fuse stammt, an welchem dieser Stamm, zeitweilig den Chatten unterthan, cf. Tacit. Germ. 36, wohnte.

Bisher hat man nun für den Namen Chatten am meisten gegriffen nach der Etymologie vom Wortstamme cat oder kat. Bei Ersch und Huber, Realencyclopädie, findet sich zu Artikel Chatti die Hinweisung auf den Begriff Jäger und Häscher, welcher sowohl in dem Thiernamen niederdeutsch Katte hochdeutsch Katze und Kater, wie in dem französischen Ausdrucke Chasseur, dem englischen to catch, dem deutschen hetzen haschen stecke. Der Bewohner des Waldes sei vorzugsweise als Jäger bezeichnet worden. Wir zeigten in der ursprünglichen Einleitung, dass schon früher auf diese Ableitung zurückgegriffen ward, Marquard Freher macht sich darüber lustig; auch J. Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache erwägt sie, entscheidet sich aber zuletzt S. 577 für die Ableitung aus angelsächs. hät, englisch hat, altn. hattr, Hut, wovon der Beinamen des Odin hättr pileatus, der vielleicht zugleich den Stammheros der Chatten bezeichne. Ebenso entschied sich Zeuss, S. 96, und Förstemann, Altdeutsche Ortsnamen, S. 695.

Die zuletzt genannte Ableitung erscheint indessen unter allen Umständen künstlich und durch kein äusseres Moment gestützt; eher würde

man noch Vilmar's Meinung gelten lassen können, der für den Namen Hessen auf einen Mannsnamen Hesso, also auf einen patronymischen Namen zurückkommt, wie Welfen von Welf herstammt. Indessen diese Vermuthung bekämpfen wir schon deshalb, weil wir die Identität von Chatten und Hassen festhalten nach Tacitus Annal. I, 57; auch ist der Partei- und spätere Familiennamen Welfen nicht mit dem Namen eines Volksstammes in Parallele zu bringen. Die Fortsetzer von Grimm's Wörterbuch der deutschen Sprache haben ferner die Etymologie von Katze für Catte wieder in Betracht gezogen. V, S. 281: „Als niederländisch giebt Kil. hesse, catus, felis; vgl. kaschen, das im östlichen Thüringen noch herrscht, nachträglich bemerkt gleich haschen wie heuern = kauern u. a. Hätte denn wirklich der Volksnamen der Hessen (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 567 alt Chatti, Chattae) eine Beziehung zu dem Katzennamen? Der hessische Wappenlöwe wird noch im 16. Jahrhundert, freilich spottweise, Katze genannt (Zeitschrift des Vereins f. Hess. Geschichte. 4, 13 B. Waldis' Klagelied Herzogs Heinrichs von Braunschweig, herausgegeben von Mittler. Str. 17, 7). War er doch etwa ursprünglich eine Katze? Das Thier war ja der Frouwa heilig (II, 4 c. p. 287).“ Nach der Schreibung der Niederländer für hesse = Katze wäre hier auch die Lautverschiebung* kein Hinderniss, wie denn auch schwedisch Kiss für Kater und Kissa für Katze, isländisch Kisa und finnisch Kissa für Katze vorkommt.

Auch diese Ableitung hat indess nur Sinn, wenn man auf den gemeinschaftlichen Begriff des Wortstammes in Katze und Chatte zurückgeht, nämlich hetzen, jagen, haschen. Geht man einmal so weit, so ist kein Grund vorhanden, nicht noch einen Schritt weiter zu gehen. Die neuere vergleichende Sprachforschung muss dazu die Mittel bieten.

Auffallend ist allen Beobachtern ein besonderer Stamm von Bewohnern im Schwarzwalde, welcher die „Hotzen“ genannt wird. Er wohnt im Hauensteiner Grunde und wird auch mit dem Namen der Wäldler bezeichnet. So brachte die Badische Landeszeitung 1869 einen Artikel unter Waldshut und Salpetrer, worin gesagt ist: Die genann-

* Die neuesten Grammatiker scheinen überhaupt nicht allzu ängstlich in dieser Frage zu sein. So sagt ein Herr Casper Frisch (Die deutsche Rechtschreibung. K. J. Häfele. Leipzig, 1868) zu Hessen: „wo kaum lateinisch Chatti herzuziehen.“

ten Salpetrer „gehören zu denjenigen Bewohnern des Schwarzwaldes, welche als Wäldler oder Hotzen bekannt, den badischen Hauenstein, die gegen den Rhein abfallende Hochebene zwischen Wehra und Alb inne haben.“ Hier führte der Name Hotzen also auch auf den Begriff Wald, worauf indessen eine ganze indogermanische Wurzel- und Stammfamilie hinweist, durch deren Bedeutung eine ganze Menge an den entgegengesetzten Enden Europas auftretender fast gleichnamiger Ortsnamen allein eine hinreichende Erklärung finden kann.

Nehmen wir z. B. das neuestens durch einen Raubmordanfall bekannt gewordene Antogast im Renchthale bei Rippoldsau im Schwarzwald, Hohengöst auf den Vogesen, nördlich Wasselnheim, das Dorf Trebgast bei Culmbach, Radegast in Mecklenburg und die vielen anderen mit gast zusammengesetzten Ortsnamen auf slavischem Sprachgebiet, so haben wir für Gast die Bedeutung „Wald.“ Wie kommt das Slavische nach Baden? Es ist möglich, dass die Sueben, welche aus dem slavischen Nordosten Europas nach dem Südwesten kamen, auch diese slavische Bezeichnung mitbrachten; allein es kann doch auch ein gemeinschaftlicher Grundstamm vorhanden sein. Wir finden den Ausdruck Kate (Katte, davon Käthner, Köttner, Kötter für Häusler, d. h. den kleinen Bauer oder Tagelöhner in der Hütte neben dem Hofe, für den er arbeitet), Kathe, Kotte, Cotta italienisch, für die doch wahrscheinlich aus Holz aufgeführte Hütte des Hüttner, wie er auch genannt wird, weit verbreitet, im lateinischen Sprachgebiet in der Form casa, im oberdeutschen Sprachgebiet in der Form Haus. Wir finden den Ausdruck Kastanie *καστανα* für die Baumnuss, englisch chestnut. Im Sanskrit heisst khadira Akazie (Fick, Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache. Göttingen, 1868, S. 20), griechisch *κέδρος* die Ceder (heisst auch Wachholder), *κέδρωστις* Weinrebe. Wir sagen Kasten, Kiste ausschliesslich von einem hölzernen Behälter. Wir sagen Gaden, Kaden für einen Holzbau zum Wohnen. Wir sagen Ast oder bäuerisch Host von einem dem ursprünglichen Baumstamm entwachsenen Arm; der Lateiner sagte hasta vom Speer, der doch von einem Baumaste, Hoste (hastae de vitibus Thyrsusstäbe) gemacht war. So heisst auch sanskrit asta das Geschoss, gothisch gaisa der Speer, gazda der Stachel, kirchenslavisch goozdi der Haken (Fick a. a. O. S. 67), sanskrit kâshtha Holzstück; bei Hesychius *κάστο-ν* soviel als *ξύλον*. So heisst Gatt englisch die halbe Raa. Gatter, Gitter, gate das Thor, ursprünglich immer von Holz — all das dürfte wohl auf

den Begriff Baum und Holz zurückführen. Die Beispiele liessen sich noch sehr vermehren, aber schreiten wir vorerst zu der nach Sprachen geordneten Zusammenstellung der aus dem Wortstamm

kat, kas, kad (th)
cat, cas, cad (th),
chat, chas, chad (th)
gat, gas, gad (th) etc.

anscheinend herzuleitenden Wörter:

Sanskrit ist: kâshtha = Holzstück, casa der Holzheher.

Littauisch: szeksta -s = Baumstumpf.

Slavisch: gast = Wald.

Griechisch: *καστο-ν* nach Hesych = *ξύλον; καστος* ein Strauch; *καστανέα* die Kastanie, *γεῖσον* Vorsprung an einem Gebäude, Gesims etc., *καδος* Eimer, Gefäss, *κίστη* die Kiste, Kasten, *κίστις* das Kistchen, *κοτίνος* der Oelbaum, *κίς* der Holzwurm im Gegensatz zu *σης* der Wurm in der Wolle = Motte; *κίσσα* oder *κίττα* der Holzheher; *κισσός* oder *κίττος* der Epheu, *κάστωρ* der Biber (als Holzbaumfäller?), *ἰτέα* die Weide, *ἰτεών* Weidigt (cf. goth. witu Holz, latein. vitis das Rebholz).

Lateinisch: hasta ursprünglich die Holzstange (deutsch Ast, mundartlich Host) hastae de vitibus Thyrsusstäbe, hastile ein Schaft, Stütze beim Weinstock, hastula ein kleiner Zweig, hostus ein Maass des Baumöls, hostorium ein Streichholz, hedera Epheu, attagen das Haselhuhn, catena die Kette, ursprünglich Holzklammer, catinatio Klammer, Pflock, casa eine Holzhütte, Haus, Baracke, castrum, castellum Blockhaus, ursprünglich ein mit hölzernen Pallisaden umzäunter Platz, castrare Bäume beschneiden, schneuseln, castigare geiseln, mit Ruthen (Hölzer) hauen, catinum ein Napf, ursprünglich wohl aus Holz, wie auch unser Teller aus tîl (cf. unser Diele = flaches Holzstück), catulus eine Fessel, codex der Stamm eines Baumes von caudex der Block, woran die Sklaven geschmiedet waren; auch das Buch, weil die Alten auf hölzerne Tafeln schrieben, die mit Wachs überzogen waren, wie unser Buch von Buchenholztafeln (womit die Bücher früher meist eingebunden wurden?) Seneca brev. vit. 13 spricht von der provincia caudicalis dem Geschäft des Holzhackers bei den Komikern, caudiceus aus Holzstämmen gemacht, caudeus hölzern, costa die Rippe, Seitenwand. Man nehme hierzu cadere fallen vom Baum? und caedere holzhauen, fällen (silvas caedere).

Germanisch: Gothisch gaisa der Speer,* ursprünglich die hölzerne Stange; noch jetzt spielen unsere Bauernjungen mit der Geis = gerte, indem sie mit Ruthen nach einem Ziele hinwerfen (Geisspiel); die Wagendeichsel heisst mundartlich auch Wagengischel, wie die Langstange unter dem Wagen nach goth. vitu Holz, die Langwett (vgl. Weide = gemeines Holz). Goth. hethjon ist unser Gaden, Kammer, Holzgemach, althochdeutsch chazo Speicher, Scheune, kotawich das heilige Haus? Davon unser niederländisches Kotte,** Kathe = Hütte, Kothsasse, Kossate, Kötner, Käthner, Kötter, Kottmeier (J. Möser, Osnabr. Gesch. 6 = 8 oder 16 Kotten auf einem Erbe.), Hüttner, Häusner, Häusler. Vergleiche auch noch die Ortsnamen Berchthtoldsgaden, Menosgada etc.; die Erweichung in haithi Feld, Gebüsch, Gehölz; angelsächsisch hêse, hyse eine mit Gestrüpp, Buschwerk bewachsene Gegend, Fornhese ein Wald, umweit der Eem im Süden vom Zuidersee (mittellateinisch heisst das hêse, hesia, heisa, aisia, daher caesia silva bei Tacit. ann. I. 50, der Heserwald, S. W. von Coesfeld), Heissi a. d. Ruhr bei Essen. Unser Hasel, Haselstrauch, Haselhuhn etc. ist wohl ein Diminutiv zu einem ausgegangenen hase für Holz. Gizzen = Schösslinge abschneiden vgl. zu geis die Ruthe, zu Kasten (hölzernes Gefäss) Cassa, Casse und auch selbst Katze, Geldkatze (vgl. Lenneper Kreisblatt vom 6. Mai 1868 und Kladderatsch, Nr. 23 vom 17. Mai 1868), nach welchen Quellen in einer amtlichen Bekanntmachung die Schulgelder zur Communalkatze erhoben werden, eine alterthümliche aber durchaus berechtigte Wortform; man vergleiche noch weiter Gatter, Gitter, Kette, Kauz, Baumeule u. s. w. Woher das Keltische coti Wald, wie es Mone, Gallische Sprache, aufstellt, entstanden sein kann, ergibt sich vielleicht aus folgender Betrachtung. Die Holländer schreiben und sprechen statt holt (niederdeutsch) hout, als Turnhout, ten Hout, Oosterhout in Nord-Brabant, Ulvenhout südl. Breda u. s. w. u. s. w., und dieses hout mit einem stärker aspirirten h als chout (Gehölz, Holz) gesprochen, würde sofort jene Form coti nahe legen. So finden wir südwärts von Holland bei Compiegne die Silva Cotia, wie sie alt genannt wird, jetzt Forêt de Cuise. Gest. Franc., Cap. 51.

---

* *γαῖσος* ein Speer oder Spiess, den barbarische Völker als Kriegswaffe gebrauchten. Polyb. 6, 39, 3. 18, 1, 4. Diod. 13, 57. Ath. 6, p. 273. F. u. LXX. *Γαισάται* oder *Γαισάτοι* eine gallische Völkerschaft an der Rhone, welche im Kriege Söldnerdienste that, wahrscheinlich benannt nach jener Waffe. Polyb. 2, 22, 1.

** Mittelhochdeutsch kôte, in anderen Dialecten kâte, cot.

Lesart Coatia. Alf. Jacobi, Geographie de Fredegaire. Paris 1859. cf. Chronic. Moissiac. Pertz, M. G. I. p. 280. Cotia silva. So findet sich auch die Stadt Gouda im Niederlande. Wie leicht kann hier silva Cotia ein Pleonasmus sein, wie er sich auch wohl in den Namen Cottenforst, Cottenwald u. s. w. wiederfindet.

Wie sich durch Aneinanderschleifen der Laute koude für Wald entwickelt, ergibt der Name Abkoude, Ort bei Utrecht, ursprünglich Abekenwoude = Abicowalde.* Man kann hier fragen, was ist eigentlich Keltisch oder Gallisch?** dies aber in die Anmerkung verweisend, verfolgen wir unsere Sprachen.

Englisch heisst cadelamb das Hauslamm, cadeworm der Holzwurm, case das Gehäuse, Gestell, cade Fässchen, chassy der Rahmen, chat das Reis, Aestchen, Kätzchen am Baum, chest die Kiste, casement der hölzerne Fensterrahmen, cot, kat die Hütte, Kotte, Kathe, cote die Schafhürde, cottage, cotton die Baum-, Holz-Wolle, gatt die halbe Raa (stange), hedge die Hecke, house das freie Reparaturholz oder Brennholz aus den Waldungen des Grundherrn, kit der Milcheimer, Zuber u. s. w.

Französisch: chatrer Bäume beschneiden, chaussée wenn nicht vom Kalksteinbelag, ursprünglich wohl hölzerner Dammweg, Knüppelweg, chatron Koffer, ciseler schnitzen, cotterets die Hausgenossen, Hofhörigen, chat-huant (catus ululans) Baumeule, Kauz, welches letztere Wort im Französischen geradezu auf chat Katze zurückgeht, auf den Namen des Raubthiers, welches auf die Bäume geht, wie der Luchs,

* Wie mit hout für Holz, so gerade ist es überhaupt mit woud für Wald, wofür doch auch Holz gesetzt wird. Nicht seltner wie die hout's sind im Niederlande die woude's, engl. wood. Aber diese Form findet sich auch bereits im Cheruskerlande. Wippermann, Buckigau S. 29 führt eine Urkunde von 1151 an, wonach im Amt Wölpe (Wilippa) ein Grinder Wald liegt, ausserdem 1215, 1270, 1301 genannt in nemore dicto Grinder*wot*, 1399, in unsem gryndelwolt. Diese niedersächsische Form wot kann ebensogut in cot umgelautet sein, wie gater aus vastare, gare keltisch = Wahre (Dich), gaine aus vagina, guérite Wartethürmchen, gué vadum, Guillaume Wilhelm, garant = warant, gai wach, munter, Guernard Werner, Guido = Wido etc.

** Es ist überhaupt nothwendig, bei solchen Untersuchungen nicht mehr Unterschied zwischen Galliern, Galatern, Kelten einerseits und Germanen andrerseits zu machen, als durchaus begründet ist. Es ist auch ein Beweis dafür, dass die Germanen jenseit des Rheins, von den Römern aus gerechnet, ihren Namen dem Wohnplatze zu verdanken haben, dass Dio Cassius sie nicht anders als Kelten nennt, Kelten, welche in Germanien wohnten. Abgesehen davon, dass die Sprachvergleichung bereits festgestellt hat, dass die Kelten, von demselben Sprachstamm wie die Germanen nur zu einer früheren Zeit vom Ausgangspunkt sich ablösend, nach Europa ziehen, und

auch die Hirschkatze genannt, vom Baum herunter seine Beute anfällt.

Hiermit kommen wir auf die Wortentwickelungsreihe, welche uns zum Ziele führen soll. Gehen wir von dem Stamme k, c, ch, g — (Vokal) — t, th, d, s, z, tz aus für unser oberdeutsches Holz, niederdeutsch holt, holländisch hout, schwedisch hult oder wold, woud, wood, wot; vielleicht in der angeblich keltischen Form cot, goat entstanden dadurch, dass das niederländische hout oder wot im gälischen Munde zu cout, cot sich verdichtete, während es doch im Sanskrit schon erkennbar ist auch in anderer Consonantenentwickelung; so haben wir den Begriff

---

so eine im Munde der vorgefundenen Urbevölkerung mehr verstümmelte indogermanische Sprache entwickeln lassen, schildern auch alle alten Schriftsteller die Gallier und Germanen in ihrem Aeussern und Auftreten gleich. Nach Livius 38, 17 setzt Consul Gn. Manlius in Gallograecia (c. 189 ante Christ.) seinen Soldaten vor dem Kampfe mit den Galliern auseinander: Procera corpora, promissae et rutilatae comae, vasta scuta, praelongi gladii; ad hoc cantus ineuntium proelium et ululatus et tripodia etc. Jam usu hoc cognitum est, si primum impetum, quem fervido ingenio et caeca ira effundunt, sustinueris, fluunt sudore et lassitudine membra, labant arma; mollia corpora, molles ubi ira consedit, animos sol, pulvis, sitis, ut ferrum non admoveas, prosternunt. Livius 10, 28 heisst es von den Galliern um 295 a. Chr.: Gallorum quidem etiam corpora intolerantissima laboris atque aestus fluere; auch zu Hannibal's Zeit (212): maxime Gallos, si taedio laboris, longaeque viae (ut est mollis ad talia gens) dilaberentur aut subsisterent, cohibentem (Magonem). Ebenso sagt Caesar B. G, II, 30: nam plerumque hominibus Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra contemptui est. Es ist das so, als wenn man ebenfalls im Jul. Caes. B. G. I. 39 liest: .... ingenti magnitudine corporum Germanos, incredibili virtute atque exercitatione in armis esse praedicabant (mercatores), saepenumero sese cum his congressos ne vultum quidem atque aciem oculorum dicebant ferre potuisse oder in Tacitus Germ. 4: Unde habitus quoque corporum, quanquam in tanto hominum numero idem omnibus; truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora et tantum ad impetum valida; laboris atque operum non eadem patientia, minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inediam caelo solove assuerunt. — Diodorus Siculus 5, 28 unterscheidet gar nicht zwischen Galliern und Germanen; die letzteren nennt er auf der rechten Seite des Rheins wohnende Gallier, die er denn gleichfalls als mit sehr langen Leibern, weisser durchsichtiger Haut und goldgelben Haaren ausgestattet schildert. Natürlich wird man immer annehmen müssen, dass die länger in Europa eingewanderten Gallier schon durch den Ackerbau und Verkehr mit der Civilisation entnervter und auch mit anderen Nationen, z. B. Iberern, gemischt waren, als die Germanen sie erreichten. Wie denn auch J. Caesar 6, 24 von den um die Hercynia angesiedelten Tectosages sagt: Bei höchstem Lob der Gerechtigkeit und Kriegsruhm hätten die Gallier durch die Nähe römischer Provinzen, das Kennenlernen überseeischer Verhältnisse, die vieles zu Besitz und Gebrauch darbieten, allmälig sich gewöhnt, sich von den Germanen überwinden zu lassen, welche immer bei demselben Mangel, Dürftigkeit und Entbehrung beharren und derselben Lebensart und Körperpflege sich bedienten. Hält man nun die ursprüngliche Identität der Gallier und Germanen fest, so kommt man eher zu einem Ergebniss über die Namen der Stämme.

Holz (Begriff zugleich für das einzelne Stück Holz, wie für Gehölz, Wald, wie auch Loh latein. lucus Hain zugleich für Baumrinde und Gehölz gebraucht wird) in den beiden Reihen:

Holz am einzelnen Baum, holzen, fällen, lat. caedere. Davon z. B. Kate die Hütte = Holzhäuschen, casa, Kasten, Geis, Geisel, gothisch gaisa Speer, Host, hasta, Ast, Katze für Holzkasten und Baumblüthe u. s. w.

Holz für Gehölz, Wald, davon Wild, davon Wildenaere, mittelhochdeutsch der Jäger, und zwar der ordnungsmässige, nicht wie bei uns der Begriff jetzt ist, der Wilderer, also = der Hetzer, d. h. der im Walde nach Wild geht von Hatzen, hetzen,* franz. chasseur von chasser Wild treiben, wie noch jetzt im Niederländischen das Pferd, welches die Trekschuiten an dem Kanale zieht, der Jäger (Treiber) genannt wird. Die alte Jagd war Treibjagd.

So liegen die Namen und der Begriff Wäldler als Chatten (vgl. unseren Provinzialismus ergattern = erjagen), Hatzer, Katze nahe bei einander, wenn man den Grundbegriff Wald, Gehölz festhält, und waren die Chatten = Wäldler, wie noch jetzt die Hotzen im Hauensteiner Grund im Schwarzwald. So stellt denn auch Just. Möser, Osnabr. Geschichte. I. 126, schon die durchaus annehmbare Vermuthung auf: „Beiläufig bemerke ich hier, dass diese Volcae Tectosages (Caes. B. G. VI), welche in der Folge Hochländer oder Chatten genannt werden, blos nach griechischen Begriffen, welchen Cäsar hier folgt, aus Gallien geholt werden.“ Statt Hochländer, welcher Begriff eher auf den Namen Germanen passt, muss man nur sagen Wäldler. Was aus diesen Wäldern herauskam, waren den angrenzenden Bewohnern der Ebene oder Niederländern Chatten, Wäldler, und dieser Name, der im plattdeutsch redenden Niederlande mit t gesprochen wurde, wurde dann im das t quetschenden Walde selbst Hatzen oder Hassen

* Man vergleiche hierzu noch die Begriffsreihe mit to hunt (englisch) jagen. hound der Hund, canis, chien. Hinde, die Hirschin, die leicht davon jagt, gejagt wird, und petzen, beizen, die Falkenbeize, Falkenjagd; ausführlicher entwickelt in Kellner, Ortsnamen des Kreises Hanau. G. Prior, 1871, S. 27 f.

gesprochen; hat diese Quetschung doch auch selbst im Niederlande stattgefunden, wie in hissen holländisch für hetzen. Auf diese Weise erklärt sich am besten die Ueberlieferung des Dio Cassius, dass Drusus gleich hinter den Sugambern* die Chatten traf, dass sie sogar am Rheine angrenzten, dass Tacitus dann von ihnen sagt Germ. 30: Dass sie nördlich von den agri decumates und dem sie einschliessenden limes Romanus die Schluchten des Hercynischen Waldes bewohnten, bis da, wo dieser in die Ebene absetzt; alles, was den Wald bewohnte, waren diesen Darstellern Chatten. Sowie man aber in diesem Waldlande genauer bekannt wurde und einzelne besondere Landschaften und Stämme mit weiteren besonderen Namen benennen lernte,** schrumpfte der Begriff Chatte zusammen, wie denn auch Germanicus einen Mittelpunkt dieser Wäldler um Maden entdeckte, der hernach übrig geblieben ist als Chattien, Hassia, Hassen oder vielleicht richtiger geschrieben Heszen, d. h. Waldland, dessen Eckwinkel die Eider hinauf noch heisst Waldeck. Damit löst sich auch die Frage nach dem eigentlichen Stamme der Chatten. Es braucht im Laufe der Jahrhunderte gar nicht Ein Stamm gewesen zu sein, vielmehr spricht die heutige hessische Mundart dafür, dass wir es in Hessen, wie eben wohl schon im alten Chattien, mit einer ursprünglichen natürlichen Sprachgrenze wie Stammesgrenze zu thun haben, wo verschiedene Mundarten auf einander gestossen sind und sich in einander eingeschoben haben. Vom Norden her kamen cheruskische, angrivarische, amsivarische Einwanderer. Amsivarische sind durch ein bestimmtes Zeugniss nachgewiesen. Tacitus Ann. XIII, 55 f. erzählt zum Jahre 58 nach Christus: Die Ampsivarier kamen, von den Chaukern aus ihren Sitzen vertrieben, zu Dubius Avitus, dem von Paullinus eingesetzten Präfecten und baten um das Land, das eben von den Friesen zwangsweise hatte geräumt werden müssen und das, wie ihr Anführer Bojocalus sagte, einst von den Chamaven, dann von den Tubanten, endlich von den Usipetern besessen worden und jetzt herrenlos sei. Als dem Bojocalus dann das Land unter der Bedingung, die er stellte, abgeschlagen wurde und der römische Statthalter die benachbarten Stämme abhielt, mit den Waffen den Ansibariern zu helfen,

* Es ist oben zu 3. auseinandergesetzt, dass die natürliche Westgrenze der alten Chatten-Landschaft die östlichen Ausläufer des Sauerlandes (Sugambriae) waren und noch die der Hessen sind.

** So kannte Drusus und Germanicus die Mattiaker noch nicht, die Tacitus nennt.

zogen diese vereinsamt zurück zu den Usipetern und Tubanten und von diesen vertrieben zu den Chatten und zuletzt zu den Cheruskern, bis sie auf langem Irrzuge als Gastfreunde, Bettler und Feinde in ihrer waffenfähigen Mannschaft im fremden Lande niedergehauen, im unkriegerischen Alter aber als Beute vertheilt waren. Dies waren also Emsbewohner, welche wahrscheinlich ihre Namen auf ihrer Wanderung auch nach dem heutigen Nassau, dem alten Lande der Usipeter an der dort fliessenden Ems (mit Badeort Ems), von da in's Madener Land, wo auch eine Ems fliesst, getragen und bei Marburg im Namen des Ortes Anzenfahr, wie es in alten Urkunden heisst und in dessen Nähe auch ein Emsdorf liegt, eine Spur von sich hinterlassen haben; ich kann wenigstens für den Namen des Dorfes Anzenfahr keine vernünftigere Ableitung finden. So wie hier die Ansibarier, so kamen auch gewiss andere germanische Einwanderer vom Norden in die Wälder an Fulda, Eder, Schwalm und den Nebengewässern, in deren Thälern zahlreiche Orte liegen, die in ihren Namen an niederdeutsche Herkunft erinnern. Ebenso werden über die niedere Wasserscheide zwischen Wetterau auf der einen Seite und Lahn- und Schwalmgegend auf der andern Seite Einwanderungen in die letztere vom Süden her stattgefunden haben, nur ohne dass bei der in dieser Zeit noch sehr verwandten Mundart der verschiedenen germanischen Stämme in der Sprache grosse Verschiedenheiten vorgewaltet haben. Die heutige süddeutsche Volksmundart ist ja erst ein Gewächs späterer Zeit, ganz so wie auch der heutige hessische Dialect.

Von der in den Wäldern durch Einwanderung und natürliche Ursachen anwachsenden Bevölkerung war es nun selbstverständlich, dass sie bald wieder aus den Wäldern hinauswanderte in weitere urbar zu machende oder gemachte Gegenden und so finden wir denn vor Tacitus Zeit schon die Bewohner Chattiens theils hinausschwärmend nach der Wetterau bis in das Rheinthal, theils nach dem Osten in das Gebiet der Hermunduren hinüber, mit denen sie sich um Salzquellen streiten und dabei auch einmal unterliegen, viel früher schon nach der Batuva wandern, um hier unter einem neuen Landschaftsnamen der Batuver weiter zu blühen, und zu Tacitus Zeit selbst ihr Gebot auch über Cherusker und Foser, wahrscheinlich ihre Mutterstämme, bis zur Aller hin ausdehnen, so dass die Chauken im Osten im Bogen herum mit den Chatten grenzten.

Bei dem Eroberungszuge der Franken, zu deren Gesammtheit auch

die Landschaften gehören, in denen die Chatten wohnen, haben diese unzweifelhaft ein bedeutendes Contingent zu den in Gallien vordringenden Schaaren gegeben, wie ja 162 schon Chatten bis nach Gallien und Rhätien schwärmten, und einen andern grossen Theil scheinen im 6. Jahrhundert die Thüringen besiegenden Frankenkönige Chlotar und Siegbert in Thüringen angesiedelt zu haben, wo sie dem Hassegau den Namen gegeben, hier also schon das gequetschte t und das erweichte Ch in ihrem Namen aufweisend, welche Form sich in den Wäldern wahrscheinlich von dem cheruskisch mundartlichen „Chatten" aus sehr bald entwickelt hat.

Es sind auch wahrscheinlich Nachkommen der hessischen Ansiedler, die in den Ostfalen Karl dem Grossen unter Anführung des Hessi oder Hassio sich bald unterwerfend entgegentraten; haben doch gewiss die Cherusker ebenso gut Hessen als Rückwanderer unter sich aufnehmen müssen, als sie früher Auswanderer nach Hessen geschickt hatten und werden also auch die Ostsachsen hessische Niederlassungen unter sich gehabt haben!

Mit der Uebersiedlung von Hassen nach Thüringen und der Rückwirkung Thüringens auf den alten Hessen-Mittelpunkt hängt denn auch vorzüglich die heutige Beschaffenheit der hessischen Mundart zusammen,* es kommt aber noch hinzu, dass gerade da, wo das alte Marsenvolk im heutigen Waldeckischen und um Wolfhagen mit den Hessen zusammenstösst, in Fritzlar und Naumburg bis in die neueste Zeit Mainzer (süddeutsche) Herrschaft gewesen ist, so dass, wie sich regelmässig die Mundart des Volkes modulirt nach der Mundart der Herrschaft, namentlich in geistlichen Landesherrschaften, sich die Sprachgrenze zwischen Ungedanken und Mandern, zwischen Naumburg und Wolfhagen so scharf absondert. Weiter nach Osten zu, von Kassel ab, hat dann der Thüringische Dialect eingewirkt, wie denn mit 1130 auch das Landgericht Maden thüringisch wurde, mit der thüringischen Herrschaft Kassel aufkam, und die thüringische Herrschaft nach kurzer Unterbrechung mit dem Tode Heinrich's Raspe und dem Aussterben des Mannesstammes in Thüringen sich in den

* Die hessischen und thüringischen Redensarten entsprechen und decken sich geradezu bedeutend. So hört man bei den hessischen Bauern „etwas aus Hassart, aus Bosheit, Hassherz thun" ebenso wie in der Ruhla. cf. K. Regel, die Ruhl. Mundart. Weimar, 1868.

Nachkommen des weiblichen Stammes im Brabanter Hause selbständig in Kassel und Hessen von 1265 ab einrichtete.

Niederdeutsch ist im hessischen Dialect geblieben, nach Leineweberart zu reden, der Aufzug; die Erzählung durch das Praeteritum wie im Englischen ist niederdeutsch — der Oberdeutsche erzählt im sogenannten Perfectum: Da hab ich gedacht u. s. w. Der Hesse sagt, da dachte ich u. s. w. Der Hesse verschluckt nicht die Endsilben der Wörter wie der Schwabe, er sagt haben, wollen, nicht hab', wolle' u. s. w., und der Schwaben und Schwäbelnden Grenze beginnt erst an der Lahn und deren Zuflüssen, im oberen Thale der Fulda, Hersfeld aufwärts. Und hierher haben die Schwabeneinwanderung gebracht die vom Osten auf den zwischen Rhein und Donau liegenden römischen Grenzwall südlich von den Franken losdringenden Alemannen, die bei dem einstweiligen Vordringen jener Concurrenten nach dem mittleren und südlichen Gallien Raum erhielten, bis in alle nach dem Rheine zu mündenden Fluss- und Bachthäler: Main, Kinzig, Wetterau aufwärts bis in's alte Chattenland. Sie haben den Einschlag mit zur hessischen Mundart geliefert. Hier in der Wetterau, im Thal der Lahn, haben denn auch die besondern errichteten Gaugrafschaften Ober- und Nieder-Lahngau, wie im Thal der Fulda die priesterlichen Anlagen der Abteien Hersfeld und Fulda den Namen Chatten weiterhin auf lange Zeit beschränkt, wie die Thüringer von Osten her. Als Bonifacius vom Papst die erwähnte Vollmacht erhielt, das Christenthum in den betreffenden Gegenden zu lehren, waren schon die Nisteranwohner (Nistresi), Lahnbewohner (Lognai), Wetterauer (Wedravi), Grabfelder, Thüringer von den Hessen abgesondert. Sie haben eben Jahrhunderte lang eine untergeordnete Rolle gespielt, aber dann unter Philipp dem Grossmüthigen jedenfalls den Ruhm davon getragen, dass an ihren Namen vorzugsweise die Sicherstellung der Reformation sich anknüpft.

In der Mundart aber repräsentiren sie das eigentliche Mitteldeutsch, das mit der Reformation und Luther's Bibelübersetzung als classisch-deutsche Mundart die Herrschaft über die andern Mundarten davongetragen hat. In so fern schon im 6. Jahrhundert die Hassen durch ihre bis nach Merseburg, Sangerhausen, in's Mannsfeld'sche, wo Luther geboren ist,* reichende Ansiedelung in Thüringen, im Hasse-

* Vgl. Wenck, Hess. Landesgesch. II. Urkunde z. J. 979, worin die Ausdehnung des Hassegaues angegeben ist, S. 31.

gau mitgewirkt haben, die thüringische Mundart zu gestalten, haben die Thüringer hernach den Hessen gewissermaassen ihr eigenes Werk zurückgegeben, ohne indess den slavischen Singeton, der dem Thüringischen Volksdeutsch innewohnt.

Gehen wir nun für unseren Namen Chatten auf das Etymologische zurück, so haben wir bei der Voraussetzung, dass die hier angenommene Ableitung aus dem alten Wortstamm für den Begriff Holz und Wald richtig ist, 1) die alte niedersächsische Form Chatti = *Χάττοι*, 2) im Namen der Wäldler im Hauenstein im Schwarzwald die mittlere Form Hotzen mit der Quetschung des t zunächst in tz und 3) Hassi als neuere Form. Gerade so finden wir im Namen Preussen die alte Form Pruteni, Niederdeutsch; Prutzi vermittelnde Form mit der Quetschung des t, und die Form Prussi, Pruissen, Preussen als neuere. Eine Analogie hierzu finden wir noch in dem Namen der Grafschaft Katzenelnbogen, welcher, wie in der Einleitung auseinandergesetzt war, auch zur Herleitung von dem Namen Cattorum oder Catti Melibocus Veranlassung gegeben hat. Wenck in seiner Hessischen Landesgeschichte hat nun zwar mit Recht diese Ableitung ausführlich zurückgewiesen und die Herkunft des Grafen von Nieder-Katzenelnbogen an der Durst, an der das später erst gebaute so benamsete Schloss Katzenelnbogen in Nassau auf einem Hügel liegt, aus der Obergrafschaft Katzenelnbogen, das den Ausgangspunct für das heutige Hessen-Darmstadt geworden, zu beweisen gesucht, wonach denn der betreffende in Nieder-Katzenelnbogen sich anbauende Herr möglicher Weise seinen Namen von dem im Süden des Odenwaldes liegenden Berge Katzenbuckel, in dessen Nähe Erbach liegt und auch ein Ort Elnbogen vorkommt, haben kann.

Für uns kommen indess nur die verschiedenartigen, aber zu unserer Ansicht über die Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes auf den Namen Chatten höchst passenden Schreibungen des Namens in Betracht. Es finden sich bei Wenck (Hess. Landesgeschichte an verschiedenen Orten) geschrieben 1102 Kazenellebogen, 1144—47 Cacenelenboge, 1219 Katzinellinbogen, 1287 Catzenelenbogen, 1259 *Katen*elnbogen (niederdeutsch), 1260 *Caccen*ellenbogen, 1267 *Cha*tzenelnbogen (vgl. Chatti), 1299 Catzenel*bon*, 1301 Katzenelembogen, 1316 *Cha*tzenelnbogen, 1326 Catzenelen*p*ogen, 1329 Katzenelinbo*ch*in. Die häufigste Schreibung ist Cazzenelnbogen. Einmal aber schreibt ein Caesarius, ehemals Abt des Klosters Prüm und hernach Mönch im

Cölner Kloster Heisterbach 1222 (Hontheim, Hist. Trev. T. I, p. 690, 696 und 698 wiederholt comites de *Cassen*elbogen (et Hoynsten = Hohenstein). Wenck a. a. O. I. p. 257.

Wieder eine absonderliche Schreibung ist in der Urkunde von 1216 *Zazzen*elnbogen. Und endlich in zwei von einem englischen König ausgehenden Urkunden 1294 heisst es in der einen: datum apud turrim Londin (dem Londoner Tower) Kazin*lug*bogen — in beiden lässt nämlich König Eduard von England den Grafen von Katzenelnbogen den Vasalleneid schwören — in der andern datum apud Westminster Kazin*elug*bogen. Der Graf, der darauf antwortete, wie es scheint in einer eigenhändig geschriebenen Urkunde, schreibt seinen Namen selbst Kazinlenbogen.

Wir haben hier ganz deutlich vor uns: 1. die niederdeutsche Aussprache des Wortes in Katenelnbogen; 2. die mitteldeutsche gewöhnliche in Katzenelnbogen und 3. die fränkisch-deutsche oder romanisch gemodelte in Kassenelnbogen, ganz wie etwa Chatti, Hatzen, chasser. Eben der Abt Caesarius schrieb auch, wie er sprach, Casseneln-bogen mit ss, wo es doch hätte mit zz geschrieben werden müssen nach der strengen Anwendung des Lautverschiebungsgesetzes auf den Namen. Um so weniger darf auch die Schreibung Hassi oder Hessi die Ableitung aus Chatti beeinträchtigen.

Betrachten wir uns nun noch etwas genauer, auf welchem Sprachgebiet der alte Name Chatti entstanden ist, so finden wir einmal noch heut zu Tage von der Bevölkerung an der Weser von Hannoversch-Münden abwärts das K so sehr nach dem Ch hin sprechen, dass man immer heraushört chonnte für konnte, Chunst für Kunst, Chönig für König im Anlaut; ebenso das plattdeutsche t für s und z des Hochdeutschen, also Katte statt Katze (cf. Kattenbühel, Hügel oberhalb Münden) u. s. w. Dabei findet sich ein Zusammenfliessen auch wieder des G-Lautes mit dem Ch, dieses Ch statt K dann aber auch wieder im Niedersächsischen gestellt vor Consonanten, wo wir diese im Hochdeutschen allein sprechen: Chlodwig alt statt Ludwig, Chlotar statt Lothar, Luther; Hrutansten in einer Urkunde bei J. Möser, O. Gesch. II, p. 23, 16, 14* für Rotenstein. Im Sauerländischen, also im Sugambernlande ferner finden sich Verdichtungen

* In einer Urkunde Karl's des Grossen von 804 steht einfach Rutanstein! Vgl. S. 131 zu Meygerhoun.

der vocalischen Laute, wie Egger statt Eier, mägen statt mähen, Riege statt Reihe, holländisch reek, Höchte statt Höhe, lichen (Geld) statt leihen, wichen statt weihen u. s. w. Ein auch für die Etymologie im Allgemeinen sehr interessantes Beispiel ist das Vorkommen des Wortes Queke in Westfalen für Vieh, volksmässig Vich, oder Vaih, wie gothisch vaihu, lateinisch pecus u. s. w. (siehe Möser, Osnabr. Gesch. I. S. 72, Anmerk. e: „Und wanne die stervet, so gebet sie in Maternian's Ehre öre beste weisse Kleed und öre beste Hofet Q u e k e s."* wo nebenbei festzustellen ist, dass das Wort Vich = Lebendes, lebende Sache im Gegensatz zur todten Sache, also zusammenhängt mit dem Stamm queck, quick lebhaft, Leben von sich gebend, lebendig, vivo, vixi, vic-tum, vivere leben (Latein) und sich so mitten im Osnabrück'schen Lande eine sehr alte Form unserer indogermanischen Sprachfamilie findet. Man vergleiche nun hierzu, was sich in Liebenauer Urkunden (Zeitschr. f. hess. Geschichte und Landeskunde, Heft 1 u. 2, 1868, S. 33 ff.) geschrieben findet: Vigent = Feind (auch eine ganz richtige ältere Form des Wortes), unverhogen für unverhauen, verzigen = verziehen, geschicht = geschieht, und man sieht, wie dieselbe Mundart im plattdeutschen Sprachgebiet rings um Hessen entweder das ursprüngliche Katten zu Chatten erweichen oder das ‚H' (Hessen) zu Ch verdichten konnte. Von Personennamen vergleiche man in dieser Richtung noch Mechtild für Mathilde, Wittechind und Wittekind, Eginhard und Einhard, und von Volksnamen die Form Chunni statt Hunni bei Auson. Claud. Eutrop. 2, 330 und Chuni bei Sidon. Apoll. Gregor. Turon. und Fredegar.

Auf der nord-östlichen Seite der Hessen bei Göttingen findet man die Eigenheit der dortigen Bewohner, dass sie kein K, sondern für K regelmässig G sprechen, woraus sich ebenfalls eigenthümliche Consequenzen für die nicht zu strenge Anwendbarkeit des Lautverschiebungsgesetzes ergeben. Wie würden die Göttinger Chatten gesprochen haben? vielleicht Gadden. Wie geneigt man aber im Osnabrück'schen für Verdichtung des h war, geht aus einer Urkunde hervor, in der Möser, Osnabr. Gesch. § 3, das lateinische mihi michi geschrieben ist. Hier kann möglicher Weise auch, wie eine kleine Abhandlung: „Zur ältern Geschichte der Stadt Marburg." Cass. Feierstunden, Beibl. zur Hess. Volksz. 1870. Nr. 51 (sonst Vilmarisch für die Nichtidentität

* Vgl. Kryetende tiende (kreischender Zehnte [Vieh]). Kampen, Geschichte der Niederlande. I, 120.

von Chatten und Hessen) ganz vernünftig ausführt, der Name der Cherusker aus dem alten Namen des Dorfes Heerse bei Willibadessen, Altenheerse, entstanden sein, von wo aus sich dann das Gebiet der Cherusker bis zu den Bückebergen am rechten Ufer der Weser und bis zum Harze ausbreitete; man denke sich nur den alten Namen Cherusi geschrieben. Liegt doch auch Herssebrok, Hertzebroek, Kerssenbroich in der Nähe.

Hiermit schliessen wir diese Untersuchung, um nicht das Material sich in's Unendliche ausdehnen zu lassen. Nach allen Gründen wird gewiss die Erklärung des Namens Chatten und Hassen oder Hessen durch „Waldländer," Wäldler, „Hotzen" eine genügende für viele Erscheinungen, welche bisher nicht wohl eingereiht werden konnten, und ein Licht auf noch andere dunkle Partieen der Namenerklärung zu werfen geeignet sein.

Wir haben es also mit ursprünglich niedersächsischen Stammestheilen zu thun, die colonisirend in die Wälder vordrangen und hier wohl auch mit suevischen, vom Süden her kommenden Stämmen zusammenstiessen, die alle nach dem gemeinsamen Wohnen im Waldlande ihren gemeinsamen Namen hatten, bis sich der Wald vor genauerer Kunde in seine einzelnen Sonderbestandtheile auflöste und der Name Chatten (nach platter Mundart) in der modernen hochdeutschen Form Hessen (nach der Form hêse für Gebüsch, Gestrüpp, Caesia silva, Heissi a. Ruhr, Heserwald [es gibt ja auch einzelne hochdeutsche Inseln im Niederland, wie der fränkische Harz eine solche aufweist]) auf dem Mittelpunkte hängen blieb.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Die Sprache als Kunst von Gustav Gerber. Erster Band. Bromberg 1871, Mittler'sche Buchhandlung. H. Heyfelder.

Die Lehrbücher der Poetik leiden an verschiedenen Mängeln, welche nicht nur, wie wir glauben, von den meisten Lesern mehr oder weniger klar empfunden werden, sondern auch von der Kritik ausdrücklich als solche bezeichnet worden sind; ja, welche manche Verfasser selbst ziemlich naiv anerkennen, ohne doch den Versuch gemacht zu haben sie zu beseitigen. Wir heben hier zwei besonders hervor. Wenn es wahr ist, dass, wie Schiller sagt, „der Begriff der Poesie kein andrer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben," oder, wie H. Gerber sich ausdruckt (S. 53—54), „die Poesie die Kunst des Gedankens sei, so dass sie Gedanken darstelle im Gedanken als ihrem Material;" so erscheinen gewisse Dichtungsgattungen, als da sind: Epigramme, Räthsel, Parabeln, Gnomen, Volkslieder, nicht als ebenbürtige Erzeugnisse mit dem Epos und dem Drama. Sind doch strengere Theoretiker (Aristoteles, Lessing, Gervinus) selbst geneigt, die gesammte Lyrik bei Seite zu schieben! Wenn zweitens Vischer die Sprache mit Recht das „blosse Vehikel" der Poesie nennt, als für welche nur „die Phantasie" selbst das Material sei, so erscheint die Annahme einer besonderen poetischen Sprache, deren Gesetze die Poetiken in der Lehre von den Redefiguren zusammenfassen, ungerechtfertigt, wie denn auch in der That nicht allein jede effectvolle, feierliche, gehobene, scherzende Rede, sondern überhaupt jede menschliche Rede, selbst die nüchternste Prosa und die tägliche Unterhaltung sich dieser Figuren bedienen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat diese angedeuteten Mängel klar herausgestellt und gefunden, dass sowohl jene zweifelhaften Dichtungsarten als auch diese Redefiguren von der Poesie abzusondern und einer besonderen Kunst, der Sprachkunst, zuzuweisen seien. Die natürliche Frage, wie eine solche Kunst habe übersehen und erst von ihm entdeckt werden können, beantwortet H. Gerber in der Vorrede (S. IV.) dadurch, dass er auf die schwierige Abgränzung derselben und auf das weniger Auffallende ihrer Werke, die mehr der flüchtig vorüberrauschenden Rede, als der Literatur angehören, aufmerksam macht. (Siehe auch S. 43 und 44.) Er zeigt ferner (S. 79—97), dass frühere Forscher nicht allein das künstlerische Element in der Sprache geahnt und auch hervorgehoben haben, sondern sogar geradezu bis zu einer Anerkennung der Sprachkunst fortgeschritten sind. Hier sind besonders Aristoteles, Lessing, Herder, Hegel, Vischer, Solger, Thiersch, Thrandorff, Kahlert zu nennen. Keiner von diesen hat es aber zu einer vollständigen Klarheit und Sonderung gebracht, keiner

hat den letzten, entscheidenden Schritt gewagt. Diesen Schritt hat H. Gerber, nach unserer Ueberzeugung mit vollem Recht, gethan und seine schwierige Aufgabe mit grossem Scharfsinn und mit der Benutzung eines reichen Materials, welches ihm seine ausgedehnte Belesenheit an die Hand gab, glücklich gelöst.

Wir geben nach diesen einleitenden Bemerkungen eine gedrängte Uebersicht über den Inhalt des Buchs — freilich bloss Bruchstücke aus dem Ganzen, und hauptsächlich in der Absicht, dem Leser einen Vorgeschmack zu geben und, um in dem trivialen Bilde zu bleiben, seinen Appetit auf das Buch selbst zu reizen. Dasselbe beginnt mit einem allgemeinen Theile, der in zwei Unterabtheilungen „von dem System der Künste“ und „von der Sprachkunst im Besonderen“ zerfällt. Das Wesen der Kunst findet H. Gerber im Anschluss an Kant's Kritik der Urtheilskraft in einer Freude bringenden Thätigkeit, welche eben nur dies will: Freude bringen, weshalb die Kunst auch nicht mit Unrecht als ein Spiel bezeichnet worden ist. Unser Verlangen nach Freude beruht aber darauf, dass das Leben an sich selbst der Schmerz ist. In der Kunst lösen sich die Disharmonien der Erscheinungswelt; sie erfasst das Dasein als ein dem Menschen analoges. Freilich ist diese Freude nur die Freude an der Form, am Schein der Erscheinung (Schönheit); aber dieser Schein ist das einzige Licht, aus welchem uns die Wahrheit entgegenleuchtet ohne uns zu blenden. Hiermit sind die Gränzen der Kunst bezeichnet. Die Seele des Menschen kann nichts Höheres hervorbringen, als sich selbst; sie findet auch in der Erscheinungswelt nur das ihr Entsprechende und entnimmt aus derselben daher nur wieder sich selbst in Gestalt eines Materiellen. Dennoch ist sie kein leeres Gaukelspiel im Vergleich zu den anderen Ideen; denn auch die Wahrheit ist nur eine menschliche, und auch das Gute ist das Gute nur für uns. Wenn so die Kunst für Alle ist, wie das Gute und das Wahre, so sind auch Alle Künstler, freilich in verschiedenem Grade. Das Geniessen eines Kunstwerkes ist ebenso wenig ein rein passives Verhalten, wie das Schaffen ein rein aktives. Wenn aber Alle Künstler sind, so kann der Einzelne als solcher die Kunst nicht hervorbringen, sie besteht und gewinnt Form nur durch die Betheiligung Aller. So wenig aber das vollendetste Kunstwerk die Idee der Kunst vollständig enthält, so wenig ist der Eintritt in die Sphäre der Kunst da zu verkennen, wo von den höchsten oder reinen Kunstforderungen nicht die Rede sein kann. Was den Ursprung des Kunstwerkes näher angeht, so ist es, wie schon angedeutet, der von dem Thiere nicht gefühlte Schmerz über die Inkongruenz der Natur, welcher uns zur Darstellung einer kongruenten Natur treibt. Jener Schmerz und seine Befriedigung tritt aber erst ein, wenn das Individuum sein sinnliches Bestehn als solches der Aussenwelt gegenüber gesichert hat. Ebenso ist es mit den andren Bethätigungen der Freiheit des Menschen in Wissenschaft, Gesetz, Religion; sie entspringen aus der Entzweiung und treten erst später im Bewusstsein hervor. Damit die Seele sich ausspreche, bekleidet sie sich mit einem Leibe, einem Stoffe, und diesen entnimmt sie der Natur. Sie schafft sich eine vermenschlichte Welt, welche mit ihr sympathisirt. Hier übernimmt nun das Genie, der schaffende Künstler, die Interpretation. Man kann sich vorstellen, die Natur reize zur Nachahmung, und so entstehe die Kunst; man kann aber ebensowohl sagen, dass ein Kunsttrieb der Seele innewohne, welcher sie nöthige, zu schaffen. Eine Gliederung der Künste gewinnt der Verfasser durch gleichzeitige Berücksichtigung der Thätigkeit der Seele und des Materials. Da die Künste nur für die beiden Sinne des Auges und des Ohres vorhanden sind, so ergeben sich zwei Gruppen von Künsten. Die erste umfasst die Künste für das Auge, die Künste des Raumes, in denen die äussere Welt durch das Licht verinnerlicht wird. Es sind: 1) die Architektur, in der die Seele als zusammenfassende Einheit, die Natur als Vielheit der Massen sich kund giebt. 2) Die Skulptur, in

der die Seele als gliedernde Einheit, die Natur als organisirte Masse erscheint. 3) Die Malerei, in der die Seele als wesentliche Einheit, die Natur als Schein der Masse auftritt. Die zweite Gruppe enthält die den obengenannten parallelen drei Künste für das Ohr, in denen die innere Natur der Welt, wie des Menschen sich in der Zeit durch den Schall veräusserlicht. Es sind: 1) Die Tonkunst, deren Gestaltungen die Zahl beherrscht; 2) die Sprachkunst, in der durch das Wort eine Gliederung des Tonmaterials eintritt; 3) die Dichtkunst, in der die Sinnlichkeit, wie in der Malerei, nur noch Schein, das Wort nur noch Zeichen ist, welches bedeutet. Die Aehnlichkeit zwischen Baukunst und Tonkunst, zwischen Malerei und Dichtkunst ist auch sonst schon bemerkt worden; die Kunst des Bildhauers blieb aber ohne eine entsprechende Kunst. Diese Lücke ist jetzt ausgefüllt. Im Folgenden wird dann das Gebiet der Sprachkunst näher begränzt: 1) Durch Unterscheidung von der gewöhnlichen Rede der Bedürfnisse, so zu sagen, der Prosa der Sprachkunst, wie man in der Literatur die Prosa (in engerer Bedeutung: ungebundene Rede) in weiterer Bedeutung als Gegensatz zur Kunst der Poesie gegenüberstellt. 2) Durch Unterscheidung von der Poesie. „Es fällt bei der Dichtkunst das ganze Gewicht auf die Dichtung, Erdichtung, Verwandlung, Umschaffung der Erscheinungswelt, die Gedankenverschlingung, den Gedankenkampf; bei der Sprachkunst auf die Vollkommenheit der Darstellung eines Seelenmoments durch die Sprache; der Dichter erfindet Verwicklungen, Lösungen, Umstände, Lagen, giebt eine Weltanschauung; der Sprachkünstler erfindet Wörter, Satzformationen, Figurationen, Sprüche, giebt das Abbild eines Lebensmoments der Seele.“ „Bei der Poesie ist die Sprache nur die zweite nach Aussen gekehrte Hälfte des Materials, der Stoff, in welchen sich das bestimmte Denken nothwendig kleidet, um vollständig zu sein und zu erscheinen — bei der Sprachkunst dagegen ist die Sprache das ganze Material.“ „Was bisher zur Lyrik gerechnet wurde ohne doch mehr zu geben, als Abbildung eines einzelnen Lebensmomentes der Seele, ziehen wir zur Sprachkunst. Diejenige Lyrik hingegen, welche eine Vielheit von Empfindungen und Gedanken behandelt und diese Mannichfaltigkeit zur Einheit eines Gedankens oder einer Empfindung abschliesst, halten wir für eine der Epik und Dramatik gleichberechtigte Dichtungsgattung.“ Aus der didaktischen Poesie, welche der Verfasser, wie man schon aus einem der früheren Sätze schliessen kann, in Schutz nimmt, ist Spruch, Epigramm, Gnome, Sprüchwort und Aehnliches zur Sprachkunst zu ziehen. 3) Durch Unterscheidung von der Redekunst, die der Verfasser aus der Reihe der schönen Künste ausschliesst. Die Beredsamkeit ist ein Geschäft, welches, wie jedes andre, mit mehr oder weniger Strenge und Gewissenhaftigkeit getrieben wird. Die Werke der Sprachkunst (die Redefiguren) werden von ihr in ähnlicher Weise verwandt und benutzt, wie bei der Darstellung von Werken der Dichtkunst geschieht. Nachdem der Verfasser noch über die Anerkennung der Sprachkunst bei früheren Forschern gesprochen (siehe oben), sondert er die Sprachkunst in drei Gruppen, welche den drei Gattungen der verwandten Kunst, der Plastik, entsprechen: Die Werke, welche innerhalb der Sprache selbst zu erkennen sind, obwohl sie als Werke der Kunst dort nicht mehr hervortreten (die Sprache als Kunst); die selbstständigen Werke der Sprachkunst (Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit); die Werke der Sprachkunst, welche der Künstler mit grösserer oder geringerer Absichtlichkeit und Reflexion als Schmuck verwendet (die Werke der Sprachkunst im Dienste der Sprache). Die Unselbstständigkeit ist der ersten und dritten Abtheilung gemeinsam; doch ist dort die Vereinigung von Sprachkunst und Sprache eine unmittelbare, naive, hier eine vermittelte, reflektirte; dort ist die Kunst aus einer bisherigen Verkennung hervorzuziehen, hier haben wir es mit einem bewussten Schaffen zu thun, welches deshalb auch schon immer als ein künstlerisches bemerkt worden ist. Diesen allgemeinen Theil schliessen einige

Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst. Die Sprache als Kunst gehört der vorhistorischen Zeit an; die Stätte der selbstständigen Werke der Sprachkunst ist besonders der Orient. Erst eine reifere Weltanschauung führt zur Poesie. Nach den sogenannten klassischen Perioden der Literatur tritt eine Erschlaffung ein, in der die Sprachkünstler die Gedankeneroberungen der Dichter als Sprachstücke in den allgemeinen Sprachschatz hineintragen. Sprachkunst endet so, wie sie begann, als Indifferenz zwischen Prosa und Poesie.

Von dem besonderen Theil enthält der vorliegende erste Band den ersten Abschnitt: Die Sprache als Kunst. Zunächst wird von dem Ursprung und Wesen der Sprache gehandelt. Die neuere Sprachforschung (W. v. Humbold, Heyse, Lazarus, Steinthal, Max Müller), von der Ansicht ausgehend, dass der Ursprung der bestimmten, zeitlich gegebenen Sprache ebenso unbegreiflich sei, wie der des bestimmten Menschen, sucht die Sprache aus denjenigen Bedingungen und im Einklange mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind, zu begreifen, während die ältere Forschung (Plato, Cicero, Rousseau, Süssmilch, Herder, Lessing, Fichte) von der Ansicht ausging, dass ein bestimmter zeitlicher Anfang einer als fertig zu denkenden Sprache anzunehmen sei. Die Frage wurde so eine Frage nach dem übernatürlichen (Offenbarung Gottes) oder natürlichen (Erfindung des Menschen) Ursprunge der Sprache. Wurde der letztere angenommen, so entstand wieder die Frage, ob sie eine nothwendige Entwicklung der Menschennatur (φύσει) oder ein Product der menschlichen Freiheit (θέσει) sei. Diese letztere Frage ist nach dem Verfasser dahin zu beantworten, dass sie durch die Wechselwirkung beider entstanden ist, und dass deshalb auch nichts hindert, sie als göttliches Geschenk zu fassen. Wie durch den Process der Wechselwirkung die Entwicklung des Menschen überhaupt zur Reife gebracht wird, so vollzieht sich durch eben diesen Process auch die Entwicklung des Menschen von der Natursprache, in welcher ein Minimum des Ich sich betheiligt, bis zur Sprache als Kunst, welche den Menschen wesentlich ausspricht. Denn alles, was vom ganzen Menschen ohne Nöthigung von aussen her geschaffen wird, ist Kunst; daher entspringt also die Sprache dem Kunsttriebe des Menschen; dadurch, dass unser Geist sich erschafft in der Sprache, wird er selbst erst in Wirklichkeit. Da alle Thätigkeit des Geistes durch das Medium der Sinnlichkeit hindurchgeht, so bedarf es der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern. Als natürliche Vorstufen der Sprache erscheinen Gesten und unartikulirte Töne. Der Ton ist aber nur im Stande, den Seelenakt in allgemeiner Weise und in einem andren Material wiederzugeben; er ist nur ein Bild. Wir fassen also nicht Dinge auf oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen. Wir kommen durch die Wechselwirkung unsres Geistes mit unsren Lautäusserungen zu einer Entwicklung, die uns von dem Naturleben entfernt und in eine künstliche Welt versetzt, welche Wahrheit und Gültigkeit nur für uns beanspruchen kann. So entwickelt die Sprache den Menschen nicht nur, sondern sie begränzt ihn auch. Bei den Empfindungslauten, welche Gehörswahrnehmungen betreffen, kann von einer Schallnachahmung (Onomatopoeie) die Rede sein, bei denen, welche Eindrücke der übrigen Sinne wiedergeben, nicht, — hier wird nur ein Analogon des Natürlichen (nach Humboldt ein Symbol) geschaffen. Weil die wahre Natur des Wortes als eines Kunstwerkes (dies erst im Symbol) nicht erkannt wurde, liess man häufig die artikulirte Sprache unmittelbar aus diesen Lauten hervorgehn; man liess die Freiheit, die bei der Bildung des Wortes thätig ist, ausser Acht, eine Freiheit, die den Naturlauten abgesprochen werden muss. Während die Seele bei der Hervorbringung derselben an das einzelne Objekt gebunden war, welches sie wahrnahm und von dem sie ein Merkmal auffasste (Wahrnehmung), empfängt sie an dem hervorgebrachten Laute eine

neue Wahrnehmung, welche allgemeiner ist. Sie stellt das Object sich auf ihre Weise hin und lernt es in dieser Form kennen (Vorstellung), wodurch für das Bewusstsein der Gegensatz des Subjects zu der objectiven Welt sich herausbildet. Wenn so der Mensch die Individuen in Genera verwandelt, so muss er seine Unfähigkeit zugestehn, das Individuum, d. h. die Wirklichkeit zu erkennen. Das Vorstellungsbild ist verschieden von dem Lautbilde des Empfindungslautes, es ist eine Ausführung, an welcher sich die Seele mit eigener Kraft betheiligt, das Material des Empfindungslautes wird geformt, artikulirt, es ist ein Bild, wie die Seele sich es eingebildet hat. Es wird ein Innenbild dargestellt durch ein Aussenbild, d. h. ein an sich Allgemeines, welches doch als besonderes gemeint wurde, wird dargestellt durch ein anderes besondere, welches doch an sich ein Allgemeines bezeichnet. Der so gebildete Laut ist demnach Symbol, und der Mensch betritt, indem er ihn hervorbringt, das Gebiet der Kunst auf der Stufe der unbewussten Symbolik. Die Sprachwissenschaft nennt diese Laute Wurzeln.

Wir haben bis hierher, bis zum Nachweis des Kunstcharakters der Sprache, die Gedankenentwicklung selbst anzudeuten versucht und beschränken uns von nun an auf die Angabe der Kapitelüberschriften, der Themata der Entwicklung. Es folgen zunächst Untersuchungen über Gestalt, Lautmaterial der Wurzeln, über ihre Fähigkeit der Mittheilung zu dienen (Pronominalwurzeln); über die Symbolik der Laute mit Berücksichtigung und Kritik der Ansichten von Curtius, M. Müller, Renan, Pott, Steinthal, Schleicher, Bopp, Humboldt, Grimm, Heyse, Vernaleken, Bernhardi, Götzinger und Andren. Es wird sodann die Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild entwickelt, die Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke und die wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius, der Fortschritt in der Entwicklung der Seelenthätigkeit zum Urtheilen und zur Begriffsbildung durch die Formirung des Satzes, ferner die Bezeichnung des Unsinnlichen besprochen und nachgewiesen, dass die Bedeutung der Worte weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich ist. Im sechsten Kapitel wird unter Andrem von der Sprache als Mittel, von der sogenannten inneren Sprachform, von der Sprache des Bedürfnisses, der Mittheilung, der Prosa, der Poesie gehandelt. Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar und hat hieran ihre Gränze; sie bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. Der Kunstcharakter der Sprache bedingt die gesammte Entwicklung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft. Im siebenten Kapitel wird erörtert, wiefern Lexikon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprache zu betrachten sind, und inwiefern die Verwirklichung der Sprachkunst durch die Natur (Verschiedenheit der Sprachen), ihre Entwicklung durch die Geschichte der Sprachen und ihre Entfaltung durch den usus bedingt ist. Im achten und letzten Kapitel folgt die Betrachtung des Wortes: A. Nach seiner Bedeutung und deren Wandel, d. h. von den Tropen. Möglichkeit einer Bedeutungslehre, der Wandel der Bedeutung; alle Wörter sind von Anfang an Tropen; die Tropen als ästhetische Figuren; die sogenannte eigentliche Bedeutung der Wörter; die Synekdoche in der Sprache; die Metapher bei dem Nomen, in der Bezeichnung des Geschlechts, bei den Formwörtern; die Metonymie im Gebiete des Unsinnlichen, die Katachrese. — Wir bemerken, dass der Verfasser diese Ausdrücke hier natürlich nicht in dem gewöhnlichen Sinne gebraucht, wonach sie zu den absichtlichen Kunstschöpfungen gehören (von diesen wird im dritten Abschnitt, die Sprachkunst im Dienst der Sprache, die Rede sein), sondern in einem erweiterten. Denn nach seiner Theorie sind alle Wörter Tropen, entweder Synekdochen oder Metaphern oder Metonymieen. So nennen wir z. B. den Ausdruck „Haar der Bäume“ bei

Schubert einen bildlichen für den eigentlichen: „Laub der Bäume," obwohl Laub von linban, tegere nicht weniger bildlich ist. — B. Nach seinem Lautkörper, von den grammatischen Figuren phonetischer Art. Die Kunsttechnik der Sprache vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft, der historischen Grammatik, eines als feststehend angenommenen usus aus. Die grammatischen Figuren; vitium et virtus orationis, Euphonie und Kakophonie, Hiatus, Gleichklänge, Mundarten, Idiotismus, Fremdwörter, Lehnwörter, Archaismen und Neologismen; Terminologie und Betrachtung der etymologisch-grammatischen Figuren. — C. Nach seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren. Analogie der Sprachformationen in der Etymologie und Syntax. Begriff und Terminologie der syntaktischen Figuren, Pleonasmus, Ellipse, Enallage mit ihren Unterarten.

So weit der Inhalt des Buches. Wir erachten es als ein nicht unbedeutendes Verdienst desselben, dass es in einen bestrittenen und unklaren Punkt der Aesthetik Klarheit gebracht hat. Die Untersuchung über die Anfänge der Sprache gehört gewiss zu den schwierigsten wissenschaftlichen Problemen, und es hat uns hier die Methode des Verfassers besonders angesprochen, welche, weit entfernt einen falschen Schein der Originalität zu erregen, sich im Gegentheil mit Interesse, man möchte sagen, mit Liebe in die Ansichten der früheren Forscher von den Griechen an bis in die neueste Zeit vertieft und überall das Körnchen Wahrheit, welches sie nach der Ansicht des Verfassers beigetragen haben, hervorsucht. Dabei weiss Hr. Gerber mit grosser Schärfe überall den schwachen Punkt herauszufinden, um zuletzt seine eigene Ansicht zu begründen, welche nach des Referenten Meinung als eine für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft gewissermassen abschliessende und definitive betrachtet werden kann. Die neuere Philosophie ist, nachdem sie eine Weile sich in dem von Hegel gegebenen Abschlusse befriedigt und an dem Ausbau seines Systems gearbeitet hatte, zu Kant's Ausgangspunkte zurückgekehrt und hat die Subjectivität alles menschlichen Denkens wieder stark betont (vergleiche Lange's Geschichte des Materialismus). Der Verfasser hat sich dieser Entwicklung, an welcher die Fortschritte in den Naturwissenschaften den gewichtigsten Antheil haben, angeschlossen, und er bezeichnet nach unserem Gefühle mit vollem Recht den Prachtbau der Hegel'schen Logik als ein Werk der Poesie. Nachdem die Sprachwissenschaft aus einer bloss den usus fixirenden zu einer vergleichenden und historischen sich emporgeschwungen hat, ist heut statt einer Kritik der reinen Vernunft eine Kritik der Sprache zu schreiben, und das vorliegende Werk ist ein werthvoller Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe. Ein andres Verdienst des Buches ist sodann, dass es (der zweite Theil soll einen Index enthalten) ein bequemes Nachschlagebuch für die Redefiguren zu werden verspricht, ein Buch, in welchem dieselben mit einer unsres Wissens nach noch nicht vorhandenen Vollständigkeit behandelt werden, wobei ausser dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, auch namentlich das Französische und Englische — aber auch Sanskrit, Hebräisch, Spanisch, Italienisch und noch andre Sprachen Berücksichtigung gefunden haben. „Man wird sich vielleicht wundern," sagt H. Gerber in der Vorrede S. V, „dass wir auch bei vielleicht schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammlern, Rhetoren u. s. w. uns aufhalten. Zunächst ist darüber zu bemerken, dass im Ganzen doch viel mehr Genauigkeit, Scharfsinn, Liebe in der Betrachtung der Sprache von jenen Alten bewiesen wird, als man nach den geringschätzigen Reden mancher Neuerer erwarten sollte. Ferner ist zu bedenken, dass nur ein möglichst genauer Anschluss an die alte Ueberlieferung uns vor völliger Verwirrung in diesen Dingen bewahren kann. — Dass eine Menge des Ueberlieferten in Wegfall kommen kann, dass Andres genauer zu bestimmen ist, versteht sich von selbst — aber auch das wird erwünscht sein, dass sich in genügender Vollständigkeit bei einander findet, was festzuhalten und was aufzugeben räthlich scheint."

Sollen wir nun von Desideraten sprechen, so hat es uns der Verfasser allerdings nicht gerade leicht gemacht, indem er, wie er selbst erklärt, frei von dem Aberglauben an die Kraft von Titeln, Rubriken und wissenschaftlichen Kunstausdrücken und allen absoluten Abmachungen und logisch zugespitzten Definitionen abhold ist. Dieselben sind allerdings nur in der Mathematik an ihrer Stelle und haben zwar auch in der Wissenschaft des freien Geistes für den sondernden Verstand ihren Werth, können aber nie erschöpfend sein, da, wo es sich um organische Gebilde und um Kunstschöpfungen handelt. Der Verfasser verzichtet daher auf die Abrundung des Systems, wo er den Dingen Gewalt anthun müsste. Es scheint uns, als habe er sich die vorsichtige, zarte Weise Wilhelm von Humboldt's zum Muster genommen, der nie mehr sagt, als er verantworten kann, und sich so in seinen Behauptungen verclausulirt, dass er das, was ihm, wie er vermuthet, entgegnet werden könnte, irgendwie auch schon in den Kreis der Betrachtung gezogen hat. So könnten wir, z. B. bei dem Vergleich der Stellen, wo die Sprachkunst von der Poesie so unterschieden wird, dass die erstere nur einen Seelenmoment darstellt, und wo die Sprachkunst der Plastik, die Malerei der Poesie als analog bezeichnet werden, das Bedenken erheben, dass sowohl die Plastik als die Malerei nur einen Moment darzustellen scheinen: wir müssen aber, wenn einmal parallelisirt werden soll, die gegebene Parallele in der That als die beste anerkennen. So lässt sich ferner die Grenze zwischen der Sprache als Kunst und der Kunst der Sprache in dem Abschnitt über die Figuren und Tropen oft sehr schwer ziehn, da sich beide Gebiete nicht nur berühren, sondern das eine so zu sagen über das andre hinübergreift — der Verfasser weiss das natürlich am Allerbesten, — und man könnte in manchen Punkten andrer Meinung sein, wird aber anerkennen müssen, dass der Verfasser in jedem einzelnen Falle für seine Annahme triftige Gründe gehabt hat. Dass die Darstellung eine gewisse Breite hat, fühlt der Verfasser selbst, und er erklärt dieselbe daraus, dass seine amtliche Thätigkeit ein stetiges Arbeiten nicht erlaubte, so dass Spuren des öfteren Wiederanfangens und Sich-Hineinlebens entstehen mussten.

Wir scheiden von dem Verfasser mit dem Gefühl des Dankes, welchen wir ihm für die anregende Lectüre seines Buchs schulden, und mit dem Wunsche, dass es ihm, wie er versprochen, vergönnt sein möge, in Jahresfrist den zweiten Band zu liefern, welcher die selbstständigen Werke der Sprachkunst und die rhetorischen Figuren behandeln soll, und wollen zum Schluss nur noch ein paar flüchtige Bemerkungen über Einzelnheiten hinzufügen, welche dem Verfasser als Beweis dienen mögen, mit welcher Theilnahme wir seine Erörterungen verfolgt haben.

Auf S. 95 ist uns die Frage „Wer ist der Es?" nach der Anführung der Worte von Thiersch: „Es hat sich in den Worten gleichsam ein Vorrath von Formen und in der Rede ein Instrument gebildet, dessen Tasten der Geist berührt, und auf dem er die Melodien seiner Gedanken spielt," nicht recht verständlich. „Es" ist grammatisches Subject, also hier „ein Vorrath von Formen, ein Instrument." Oder steht bei Thiersch: „einen Vorrath," so dass „sich" Dativ wäre? — S. 405 steht zum Belege, dass Griechen und Römer nicht gern dieselben Consonanten in zwei aufeinander folgenden Silben lassen: „Im Lateinischen heisst es so plura*l*is (obwohl singula*r*is)." Wir würden die beiden Worte ihre Stelle vertauschen lassen, da wir wegen dualis die Endung lis für die gesetzmassige halten. — Auf S. 43 führt H. Gerber als Neologismus das Wort „wohlig" aus Göthe's Fischer an. „Ach wüsstest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund." Wir bemerken beiläufig, dass Schäfer (Göthe's ausgewählte Gedichte) Fischlein als Nominativ erklärt. Die Analogie von „wohl" scheint uns für den Dativ zu sprechen. — S. 452 lesen wir, dass guère bei Dichtern für guères stehe. Es verhält sich damit umgekehrt. Guères ist die alte, von Dichtern noch gebrauchte, Form, und das Wort musste zu avecques gestellt werden. —

S. 471 werden niveus videri (Hor. od. IV, 2) und *λευκὸς ἰδεῖν* (Plat. Phaedr. p. 253) mit „il fait beau voir es ist schön anzusehn“ zusammengestellt als pleonastische Ausdrücke. Da die weisse Farbe mit den Augen wahrgenommen wird, so ist keine Frage, dass videri und *ἰδεῖν* Pleonasmen sind. Anders aber scheint es sich mit dem französischen Ausdruck zu verhalten, da beau ein allgemeines Urtheil ist, welches auch auf andere Eindrücke, z. B. des Ohres bezogen werden kann. Schlagen wir das Lexikon der Akademie nach, so steht unter „beau“ il fait beau voir erklärt durch: il est agréable de voir. In den angeführten Beispielen: il fait beau voir deux armées se disposer au combat; il vous fait beau voir = vous avez bien mauvaise grâce à; il ferait beau voir (= il serait bien étrange, bien extraordinaire de voir) cet homme, réputé si sage, se livrer à une pareille folie, ist das voir nicht pleonastisch; auch nicht, wie uns bedünkt, in dem Beispiele des Verfassers: il me fait beau voir aller à la fontaine des fées, was doch nur heissen kann: il serait étrange de me voir aller à la fontaine des fées. — S. 473 ist aus Mätzner's Grammatik s'y prendre d'avance angeführt, um ein pleonastisches y zu belegen. Wir vermuthen einen Druckfehler bei Mätzner, da es uns nicht möglich gewesen ist, diese Redensart aufzufinden, und auch deren Bedeutung unklar ist. Bei s'y prendre bien, s'y prendre mal lässt sich von einem Pleonasmus des y reden. Mit avance verbindet sich prendre in der Redensart: prendre l'avance. — S. 474 wird aus Lamartine das „zum usus gewordene:“ Ministre d'une monarchie en retraite, *sa* retraite *à lui* avait été une déroute als Beispiel des dat. eth. aufgeführt. Zum usus ist diese Redeweise allerdings geworden; sie dient aber einem andren Zwecke als der dat. eth. Im Französischen sind die pronoms personnels conjoints und die adjectifs possessifs wesentlich atona, und der Franzose kann nicht, wie der Deutsche, mein Vater und mein Vater durch den Ton unterscheiden. Der letzten Ausdrucksweise dient die Wiederholung des entsprechenden pronom personnel absolu im Dativ, so dass mein Vater durch mon père und mein Vater durch mon père à moi zu übersetzen ist. Will man den zweiten Ausdruck pleonastisch nennen, so ist nichts dagegen zu erinnern, einen ethischen Dativ vermögen wir aber hier nicht zu erkennen. — Auf derselben und auf der folgenden Seite wird von dem Pleonasmus gehandelt, welcher sich zeigt, wenn Substantiva durch ein folgendes Pronomen wieder aufgenommen und von Neuem bezeichnet werden. Hier werden als Beleg die Verse Voltaire's angeführt:

Louis, en ce moment prenant son diadème,
Sur le front du vainqueur il le posa lui-même.

Es liegt hier nahe, neben dieser Wiederholung des Subjects, welche die Grammatiker als einen Fehler ansehn, an den usus zu erinnern, welcher den hervorzuhebenden Accusativ des Substantivs, der in dem neueren Französisch nicht ohne Weiteres dem Verb vorangehen darf, wie im Deutschen und Englischen, zwar voransetzen kann, ihn aber durch das entsprechende pron. conj. nochmals andeuten muss, z. B. ta lettre, je l'ai reçue. — Auf S. 482 ist Einiges von dem epitheton ornans erwähnt, welches mehr der Kunst der Sprache, als der Sprache als Kunst angehört. Das Französische bietet hier, wie wir beiläufig bemerken, die interessante Erscheinung, dass das ep. ornans von den andern durch die Stellung unterschieden wird. Dasselbe steht nämlich vor dem Substantiv. Dies ist nach unsrem Dafürhalten der richtige Schlüssel zu der schwierigen Lehre von der Stellung des Adjectif. — S. 522 ist als Beispiel von concreten Verben, welche zu abstracten wurden, lat. stare, fr. être erwähnt. Da so das Missverständniss entstehen kann, als ob die Form être (essere) selbst von stare abzuleiten sei, so hätten wir lieber étais, étant, été angeführt gesehn. — S. 553 wird aus Le Sage als Beleg für den Gebrauch des Futurums statt des Präsens angeführt: Vous saurez que je suis fils unique d'un riche bourgeois. Wir möchten das saurez lieber durch: „il faut que vous sachiez“ erklären. —

S. 568 wird für das *σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον* aus Chamfort angeführt: on a répété que, si Molière donnait ses ouvrages de nos jours, la plupart ne réussiraient pas. Der Plural des Verb nach plupart, allein oder von einem gén. du pluriel begleitet, ist unverbrüchliche Regel im Französischen, und wir würden in solchen Fällen, um sie von den selteneren und mehr ausnahmsweisen zu unterscheiden, wenn eine Autorstelle angeführt wird, eine Andeutung darüber oder nur ein kurzes Beispiel ohne Citat zu geben empfehlen. Dieselbe Bemerkung gilt z. B. auch für S. 536, wo Racine citirt wird, um ein Beispiel von der Verbindung eines pluralis majestatis (vous) mit dem Singular des Adjectiv (élevée) zu geben. Diese Verbindung, welche eine nothwendige ist, erscheint durch das Citat als auf gleicher Stufe stehend mit dem von dem Verfasser selbst als unsinnig bezeichneten: „der Herr Geheimerath sind nicht zu sprechen“ und dem der Umgangssprache angehörigen nachlässigen you was statt you were. Für den mit der betreffenden Sprache nicht genau Bekannten können so leicht schiefe Vorstellungen entstehn.

Die typographische Ausstattung des Buches ist schön und der Druck correct. Von sinnentstellenden Druckfehlern ist uns nur S. IV „Kind“ statt „Kunst“ begegnet. In den griechischen Citaten stehen einige ` statt ´ in der Mitte der Wörter, so S. 79 *μὲτροις, λὲξις, λὲγω*. Wir bemerken ausserdem: S. 44 küntlerischen; S. 49 Phercydes; S. 54 *μὺθος*; S. 76 zugeschiebenen; S. 82 *οἶον*; S. 86 sont statt son; te statt the; S. 106 Totalität; S. 113 Elemnet; S. 119 personel; S. 120 leur 'qualités; S. 121 language statt langage; S. 186 impositions statt imposition; S. 196 *Οἰδιπον*; S. 198 addoucissent; S. 262 steht in einem Citat aus Leibnitz: quoique je crois; S. 317 milles formes; S. 469 chargés des mots inutiles statt chargés de mots inutiles; S. 570 Narm statt Harm.

G. Weigand.

Schwab und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. 4. Aufl. Leipzig, 1870.

Ein sehr brauchbares Buch, das die deutsche Prosaliteratur und die eingebürgerten Uebersetzungen prosaischer Schriften fremder Völker nicht nur dem Titel und dem Preise nach einzeln aufführt, sondern zugleich durch eine kurze Kritik jedes Buches dem Leser einen allgemeinen Fingerzeig über Inhalt, Form und Werth giebt. Bei Werken, die den Verfassern nur als empfehlenswerth, aber nicht aus eigener Lectüre bekannt waren, ist die orientirende Bemerkung weggelassen. Aufgenommen sind Werke über Philosophie, Theologie, Staatswissenschaften, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Literaturgeschichte, Kunst, ferner Biographien, Romane, Zeitschriften, Atlanten u. s. w. Alle rein wissenschaftlichen Bücher, die Fachkenntnisse voraussetzen, sind übergangen, da die Verfasser nur dem gebildeten Laien, Beamten, Lehrer, Arzte etc. einen Wegweiser bieten wollten. Ein solches Werk konnte nur von einem Bibliothekar verfasst werden, dem fast jede Erscheinung durch die Hände geht. Jeder Gebildete, namentlich in kleineren Städten und auf dem Lande, wird wohl thun, sich diesen Rathgeber anzuschaffen.

Hermann Oesterley, Die Dichtkunst und ihre Gattungen. Mit einem Vorworte von Karl Goedeke. Breslau, 1870. 1 Thlr.

Das Buch zeichnet sich vor anderen Schriften über Poetik durch die feinsinnige, selbständig durchdachte Einleitung über das Wesen der Poesie und durch die reiche Sammlung von Beispielen aus, die in bequemer Weise gleich hinter jede einleitende Bemerkung über die einzelne Gattung gesetzt sind. In der vorzüglichen Poetik von Kleinpaul sind die Beispiele zu dem ersten Theile über die Dichtungsformen am Ende zusammengestellt; der zweite Theil über die Dichtungsarten entbehrt der Beispiele ganz. Für den Lehrer ist es oft unbequem, sich die Proben aus vielen Büchern zusammen zu suchen. Diesem Mangel hilft Oesterley vollständig ab, da er nicht nur weniger bekannte Gedichte, sondern auch die gewöhnlichsten Volkslieder aufführt. Indessen steht das Buch dem von Kleinpaul entschieden in der Behandlung des Metrums, der Versarten und des Reimes nach, die mit wenigen Bemerkungen abgefertigt werden.

Cottbus. Dr. Rothenbücher.

Deutsche Gedichte zur deutschen Sage und Geschichte. Von H. A. Niemeyer. 2. verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1871. 8.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1844 und enthielt auf 250 Seiten 182 Gedichte, die vorliegende dagegen 286 Gedichte auf 452 Seiten; die Vermehrung ist also eine höchst bedeutende. Aber das Buch ist nicht bloss bedeutend vermehrt, sondern auch vielfach verbessert und verdient vollkommen die Empfehlung, die ihm im Vorwort Professor Jünst zu Theil werden lässt.

Die Wichtigkeit historischer Dichtungen liegt auf der Hand. Die meisten Menschen lernen von dem betreffenden Theile der englischen Geschichte mehr aus Shakespeare's Dramen als aus Geschichtsbüchern; wenn von Don Carlos, Jeanne d'Arc, der Königin Maria Stuart die Rede ist, so steht bei weitem mehr Menschen die Person vor Augen, wie sie Schiller vorführt, als wie sie in der Geschichte aufgetreten ist; wie viele giebt es, die bis an ihren Tod für Don Carlos schwärmen werden. Wollte aber da der Rigorist einwerfen, da sieht man ja gerade die Verkehrtheit, möchten nur nicht die Dichter historische Stoffe sich wählen, damit sie nicht falsche Bilder erzeugen, so darf man darauf antworten, dass, wenn sie es nicht thäten, Unzählige mit der Geschichte ganz unbekannt blieben und dass sie das unbestrittene Verdienst haben, nicht bloss die Leser und Hörer überhaupt zu erwärmen und zu erheben, sondern auch wieder in sehr, sehr vielen Menschen erst den Sinn für Geschichte, für grosse Personen und Begebenheiten der Vergangenheit zu erwecken. Die historischen Dramen stehen da oben an; aber die Ballade ist auch von ganz besonderer Wichtigkeit. Eine Dichtung, wie Schiller's Graf von Habsburg, prägt, sagt mit Recht das Vorwort, dem jungen Gemüth eine unvergängliche Theilnahme für den Kaiser Rudolf ein, und das ist gewiss zu schätzen, selbst wenn der geschichtliche Rudolf auch kein solcher Verehrer der Sänger gewesen sein sollte, wie es der Rudolf des Dichters ist. Gewiss, kleine Abweichungen von der wirklichen Geschichte nimmt man gern von dem Dichter an, die Erkenntniss solcher Irrthümer wird ja gerade der Jugend unserer höheren Schule leicht; nur muss nicht geradezu in den wichtigsten Punkten die geschichtliche Wahrheit umgestossen werden, da wird die oppositionelle Kritik bei ihr zu laut und stört

allen poetischen Genuss. Sonst aber, wie lebensvoll tritt uns die geschichtliche Person in der Ballade entgegen, um wieviel anschaulicher als sie der geschichtliche Unterricht der Jugend darstellen kann. Dann ist auch das geschichtliche Lied von grosser Wichtigkeit. Von der mächtigen Empfindung, welche eine grosse That oder Zeit in dem empfänglichen Gemüth des Dichters erregte, geht ein guter Theil in das Gemüth des Lesers über; dies historische oder, wenn man will, politische Lied weckt nicht bloss den vaterländischen Sinn, sondern fördert überhaupt die ideale Richtung.

Die Zusammenstellung von Balladen also und verwandten Dichtungen, welche Bezug auf die deutsche Geschichte haben, ist ein verdienstliches, nützliches Werk und hat für die Schule den besonderen Werth, dass der Unterricht in der deutschen Geschichte durch die Benutzung desselben belebter wird und es einen reichen Stoff für die Recitation im Wechsel mit nichtgeschichtlichen Poesien bietet. In diesem Sinne ist auch diese Sammlung ein Schulbuch zu nennen und bei dem Fleisse des Herausgebers in der Herbeischaffung des Materials, der Richtigkeit des Urtheils in der Sichtung und Zweckmässigkeit der Anordnung den Schulen zu empfehlen. Gerade jetzt aber wird diese Sammlung geschichtlicher Gedichte auf Anerkennung rechnen dürfen, wo durch den mächtigen nationalen Aufschwung, die staunenerregenden Errungenschaften auf dem politischen Gebiete der Mehrheit die historische Welt anschaulicher und theurer geworden ist, wo in dem deutschen Reiche dem deutschen Volke das historische Leben in dem Reichthum seiner Blüte verkörpert entgegentritt.

Die Vorzüge des Buches im Allgemeinen sind schon vom Ref. angegeben; auf die besonderen Vorzüge der zweiten vor der ersten Auflage wird weiterhin einige Male hingewiesen werden. Da nicht zu bezweifeln ist, dass eine dritte Ausgabe nicht lange wird auf sich warten lassen, so erlaubt sich Ref. dem Herausgeber seine Ansicht über einige Punkte vorzulegen; der Herausgeber wird daraus das Interesse, welches Ref. für seine Arbeit hat, erkennen. Das ganze Material ist nach vier Eingangsliedern, die das deutsche Volk und die deutsche Sprache feiern, in vier Abschnitte getheilt, ältere Zeit, Mittelalter, neuere und neueste Zeit; die neueste beginnt mit dem Juli 1870; aber warum beginnt das Mittelalter mit Karl dem Grossen? Unter der deutschen Geschichte begreift der Verf. nur die politische Geschichte. Mancher Leser hätte es vielleicht gern gesehen, wenn der Begriff weiter gefasst, auch ein Stück Culturgeschichte hereingezogen wäre. Das richtige Maass zu treffen, ist freilich schwierig, alle die deutschen Helden auf dem geistigen Gebiete lassen sich nicht vorführen; aber die Dichterheroen, die eigentlichen Repräsentanten des innern Volkslebens, vermisst vielleicht Mancher. Nicht störend würde z. B. in der Sammlung Geibel's schönes Gedicht Sanssouci sein. Und ganz consequent ist sich der Herausgeber auch nicht geblieben. Gedichte auf Berthold Schwarz und Gutenberg sind aufgenommen. Allerdings lässt sich dafür sagen, dass ihre Erfindungen auf die politische Geschichte den sichtbarsten Einfluss haben. Aber Nr. 104 führt uns auch Heinrich Frauenlob vor. — Die erste Ausgabe hatte nur den Titel: Dichtungen zur deutschen Geschichte; der Begriff der deutschen Sage, welches Wort die zweite Ausgabe in den Titel aufgenommen hat, ist hier nicht in dem gewöhnlichen Sinne genommen; das, was wir meist unter deutscher Sage verstehen, ist nicht berührt; von Sigfrid, dem Burgunden, dem deutschen Etzel, dem sagenhaften Theodrich, ist keine Rede. Dagegen sind bei Karl dem Grossen Uhland's beide Rolandslieder aufgenommen; Ref. hätte gern gesehen, wenn Karl's Meerfahrt von Uhland, welches die erste Ausgabe enthält, nicht ausgelassen wäre: es gibt ein so schönes Bild von der majestätischen Grösse des Kaisers. Was gar keine Beziehung auf Deutschland hat, ist ausgeschlossen; demnach würde Ref. rathen, in der neuen Ausgabe Nr. 11, eine Legende von St. Alban, zu übergehen.

Das Arndt'sche Vaterlandslied (1. Ausg. Nr. 2) und Schenkendorf's Muttersprache (Nr. 5) fehlen in der neuen Auflage; Ref. vermisst sie ungern, weniger das Fischer'sche Lied „Die alten Deutschen" (Nr. 6). Das Klopstock'sche Bardiet „Siegesgesang nach der Hermannsschlacht" bringen beide Ausgaben; es würde schwerlich von Jemandem vermisst werden. Das Gedicht Nr. 15 1. a. „Schlacht bei Zülpich" von Schier, hat viele ästhetische Mängel, die Vertauschung mit dem Simrock'schen Gedichte (2. Asg. Nr. 19) ist nur zu billigen; weshalb dagegen statt des Streckfuss'schen Gedichtes (Nr. 19) „Pipin der Kurze," welches volksthümlich geworden ist, das von Baur (Nr. 25) aufgenommen, sieht Ref. nicht ein, höheren dichterischen Werth kann er ihm nicht beilegen. Statt des Gedichtes von F. Schlegel „Karl der Grosse" (Nr. 20) finden wir jetzt ein Gedicht von Ortlepp (Nr. 25), dessen fortlaufende Anaphora nicht gefällig klingt. Der Auslassung des Fouqué'schen Aufrufes der Sachsen (Nr. 21) wird jeder Leser seine Zustimmung geben. „Der Stab des heiligen Bonifacius" findet sich in beiden Ausgaben; dies Ferrand'sche Gedicht ist eine reine Legende, und da diese dem Zwecke des Buches fern liegt, würde Ref. zur Streichung rathen. — In die zweite Ausg. ist aus der ersten Nr. 26 „Karl's Krönung" von Oebeke mit Recht nicht übergegangen, ebenso Nr. 28: „Heinrich der Vogler" von Conz, für dies ist das Gedicht von Vogl Nr. 43 aufgenommen. Diese reine Fabel von Heinrich's Vogelfang kann doch für die Jugend keinen poetischen Werth haben, und da Vogl noch dazu Heinrich von den fränkischen Gesandten als Kaiser proclamiren lässt, ist es gerathen, auch dies Gedicht auszulassen; die Aufnahme des folgenden Gedichts Nr. 44 genügt. Die erste Ausgabe enthielt die Gedichte „Kaiser Otto I. in Italien" von Kuhn (Nr. 30) und „Markgraf Leopold der Erlauchte" von Pichler; beide fehlen jetzt, das letzte wohl, weil es einen zu speziellen Gegenstand behandelt, das erstere, weil es wenig poetischen Gehalt, aber viel Schwulst enthält; dagegen konnte Nr. 32 „Willegis" von Kopisch erhalten bleiben. Ist das Gedicht von Schirmer Nr. 33: „Der Zweikampf Heinrich's III." aus historischen Bedenken ausgelassen? Die Uebergehung des Gedichtes von Milo Nr. 38: „Heinrich IV. und Friedrich von Hohenstaufen," von geringem poetischen Werth, ist zu billigen, ebenso des nichtssagenden Gedichtes von Seidel: „Gebet der Wenden" (Nr. 42), ferner eine Scene aus Grabbe's Kaiser Heinrich VI.: „Barbarossa's Tod (Nr. 51); mit demselben Rechte konnte aber auch Nr. 49 aus Grabbe's Barbarossa: „Des Löwen Abfall" gestrichen werden, die Sprache ist doch stellenweise sehr bombastisch und dem Charakter der Personen, wie sie uns sonst bekannt sind (nicht, wie dieselben die excentrische Phantasie Grabbe's sich ausmalt), nicht entsprechend; von der geschichtlichen Wahrheit der Thatsache will Ref. ganz schweigen. Rückert's alten Barbarossa, den die erste Ausgabe enthält, vermisst ungern Ref. in der zweiten, das dafür gebrachte Geibel'sche Gedicht ist allerdings auch schön; der Kyffhäuser ist aber so populär, dass er immerhin in zwei schönen Gedichten gefeiert werden konnte, ja Ref. hätte auch gegen ein drittes, das Heine'sche, das auch nicht gering zu schätzen ist, nichts einzuwenden. Mit vollem Rechte hat jetzt der Herausgeber ausgeschlossen das Gedicht von M. Carrière: „Richard Löwenherz gefangen;" es geht Deutschland wenig an und fasst den schlimmen König gar zu sentimental auf. Das Gedicht Nr. 59: „Enzio's Lied im Gefängniss" ist mit dem bessern von Zimmermann: „Enzio's Tod" vertauscht. Auch dass Nr. 73 „Die Sühne" von Schön nicht in die 2. Ausg. aufgenommen ist, wird Beifall finden. Ref. würde auch das folgende Nr. 74: „Heinrich's VII. Tod" von Assing streichen, weil der Inhalt unwahr, eine Verleumdung ist. Das Volkslied: „Huss in Kostnitz" Nr. 84 vermisst wohl Niemand in der 2. Auflage, noch weniger Nr. 86: „Huss" von Conz, schon wegen der metrischen Mängel; von diesem Verdammungsurtheil mag Ref. auch Nr. 87 „Ziska" von Frankl nicht ausnehmen, diese hussitische Geschichte liegt uns etwas

fern. Das Collin'sche Gedicht „Kaiser Max auf der Martinswand“ ist so populär geworden, dass es auch wohl noch neben dem von A. Grün (2 Afl.) eine Aufnahme verdiente. Der Grund, weshalb Nr. 101: „Hutten's Wort,“ von Herwegh, und 104: „Luther's Bibel“ von Hagenbach, ausgelassen sind, ist dem Ref. nicht klar. Dagegen findet er an dem in beiden Ausgaben stehenden Gedichte von Axt: „Der Zweikampf in Worms“ (Luther) keinen Gefallen, die ganze Auffassung soll pikant sein, ist aber gesucht. Platen's „Pilgrim von St. Just“ Nr. 117 hat einem Gedichte von Bürde „Karl der Fünfte im Kloster“ weichen müssen; warum? gegen die historische Wahrheit verstösst das eine wie das andere. Ein Gedicht von Kopisch aber „In Ketten aufhängen“ Nr. 115 fehlt, als zu weit von der Heerstrasse abführend, mit Recht jetzt. Dem in beide Ausgaben aufgenommenen Gedichte von Dieter: „Die Pforzheimer“ ist Ref. geneigt das denselben Stoff behandelnde Gedicht von Bube vorzuziehen. Gut ist die Vertauschung von Nr. 124 „Wallenstein vor Stralsund“ mit dem Liede von Günther (Nr. 170. 2. Afl.), obschon die Worte: „Doch mit des Schicksals Mächten führt Friedland nimmer Krieg“ eine störende Reminiscenz wecken. Statt des Gedichtes von Weber (Nr. 126): „Magdeburgs Zerstörung finden wir jetzt ein Gedicht (Nr. 172) von Prabenker, dem Ref. keinen höheren Schwung beizulegen vermag. Sehr zu loben ist die Aufnahme des Gedichts von Hesekiel (Nr. 189) auf die Krönung Friedrich's I. statt des Gedichtes von Neukirch (Nr. 134); das Gedicht von Gleim (Nr. 139): „Bei Eröffnung des Feldzugs 1756“ hätte Ref. beibehalten, auch Klopstock's „Wir und Sie“ (Nr. 146), während er der Auslassung des Gedichtes von Victor Strauss (Nr. 179), welches doch dem Helden unwahre Empfindungen beilegt, aus voller Seele zustimmt.

Der Reichthum des Neuen ist ausserordentlich gross und wer, wie Ref., beide Ausgaben genau verglichen hat, muss den Fleiss des Herausgebers loben. Bei weitem das Meiste darf auf allgemeinen Anklang rechnen; nur über das eine und andere wird man anderer Meinung sein dürfen. Ref. freut sich über die Aufnahme des schönen Liedes von Gerok (S. 3), des Preisliedes (Nr. 4, S. 8), des Elsässers Stöber, der Gedichte von Schlönbach (Nr. 9) und von Kopisch (Nr. 10), von Lingg (Nr. 27), Kopisch (Nr. 21, 22), Tschabuschnig (Nr. 26); die beiden Gedichte auf Attila (Nr. 14 von Stieglitz und Nr. 16 von Kopisch) aber behandeln einen der deutschen Geschichte etwas fern liegenden Stoff. Gegen Nr. 28: „Der eiserne Karl“ von Simrock, Nr. 29 „Bullerborn“ von Brass, Nr. 32 „Das weisse Sachsenross“ von M. von Oer, Nr. 34: „Der Sachsen Untergang“ von Lindner wird wohl kein Leser Einwendungen erheben, das letzte Gedicht muss vor Nr. 33 stehen. Zu loben ist auch die Aufnahme der Gedichte von Vincke und Gerok, Nr. 35 und 36; gegen Nr. 42: „Ludwig des Frommen Tod“ wendet Ref. nur ein, dass es eine Stimmung hervorruft, die der strenge Historiker verwerfen muss. Zu Nr. 46 konnte der Namen des bekannten Verfassers vollständig ausgeschrieben werden; übrigens fiel die Begebenheit in Frankfurt vor. Neu sind ferner aufgenommen: Nr. 47, 48, 49 (schön für unsere Zeit), 50, 54, 57, alles erfreulich, es muss nur Nr. 51 vor 50 stehen. Neu ist auch Nr. 59 „Gregor VII.“ von Zeune, das Gedicht hat aber einige ästhetische Mängel, der Schluss ist trivial. Beistimmen wird Jeder der Aufnahme von Nr. 68 von Strachwitz, Nr. 69 von Döring, Nr. 71 von Rob. John; neu ist auch Nr. 72 von Raupach, Nr. 74 (mit einigen Härten) von Conz, Nr. 79 von Parncker; schön Nr. 80 von Gerok, Nr. 82 von Lingg, Nr. 83 von Bechstein: Bedenken erregt Nr. 86 von K. Hahn wegen mancher poetischen Schwächen; Nr. 88 muss sich an Nr. 85 schliessen. Neu sind ferner Nr. 89 von G. Schwab, Nr. 100, 101 von Platen, 102 von Wolfgang Müller, 106 von Oelkers (Nr. 107 besingt Berthold Schwarz), 108 von Haltaus, 109 von Geibel, (Nr. 116 ist aus der ersten Ausgabe herübergenommen; weshalb in beiden die Schreibart Rhense?), 117 von Geibel, alle zu billigen; Nr. 125 konnte fehlen, es behandelt eine etwas entlegene

Thatsache. Neu und zu billigen sind ferner Nr. 130 von Vogl, Nr. 140 u. 141 von Hagenbach, 144 von Gerok, 145 von Böttger, 146 von Hagenbach, 147, 148 von Hoffmann, 152 von Haug, 153 von Vincke, 176 von Fontane, 178 von P. Gerhardt. Der grosse Kurfürst nimmt darauf mit Recht nicht zu wenig Raum ein; hier tritt die Vermehrung bedeutend hervor, die Auswahl ist lobenswerth. Gegen die Aufnahme des bekannten Gedichts von Schmidt von Lübeck: Paul Gerhardt (Nr. 184) legt Ref. Protest ein; der Inhalt widerstreitet durch und durch der geschichtlichen Wahrheit, schon das über die Entstehung des Liedes: „Befiehl Du Deine Wege" Erzählte ist falsch; nach dem Zeugniss der Geschichte benahm sich der Kurfürst in der Angelegenheit mit Gerhardt nicht blos höchst verständig, sondern auch sehr milde und nachgiebig, P. Gerhardt aber verharrte so taub gegen jeden ruhigen Vorschlag bei seiner vorgefassten Meinung und Absicht, dass man sich bedenken muss, hier von Gewissenhaftigkeit zu reden; das Schmidt'sche Gedicht ist eine totale Verkennung des Kurfürsten; würde heutiges Tages ein Dichter die Thatsache ebenso darstellen, so würde man das Verleumdung nennen. — Neu aufgenommen ist Nr. 190 von Meinhold (ein komischer Druckfehler Z. 2), auch Nr. 197 von Sternberg, welches Gedicht aber mehrere metrische Härten hat, 210 von Geibel, 213 von Rückert; nur Nr. 214: „Josephine" von Gaudy scheint dem Ref. nicht in die Sammlung zu passen.

Was nun über die vierziger Jahre hinausliegt, das ist alles natürlich neu und der Herausg. hat in Bezug auf die neueste Zeit eine sehr gute Auswahl getroffen. Vielleicht liesse sich, freilich muss jedes Buch sein Ende finden, aus den Liedern zu Schutz und Trutz noch Einiges zusetzen; z. B. scheinen dem Ref. Wolfg. Müller's: „Zum heiligen Krieg," und Edm. Höfer's „Marschlied" beachtenswerth, wie nicht minder die „Vaterlandslieder eines Elsässers" von W. Hackenschmidt. Für die ältere Zeit aber ist für eine neue und vermehrte Ausgabe auf die Historischen Volkslieder von Liliencron aufmerksam zu machen. Von lyrischen Gedichten wünschte Ref. das schöne Lied von F. Schlegel: „Es sei mein Herz und Blut geweiht" aufgenommen zu sehen. Empfehlenswerth sind ferner noch: von Walther von der Vogelweide „Deutscher Brauch," von Hans Sachs „Die Wittenberger Nachtigal," Fischart's „Ermahnung an die lieben Deutschen," für die Geschichte Friedrich's des Grossen: „Der Preusse in Lissabon," für unser Jahrhundert: „Germania an ihre Kinder" von H. v. Kleist, „Die drei Gesellen" von Rückert, Schenkendorf's „Lied vom Rhein," dies und das von Rückert's geharnischten Sonetten, „Deutschlands Heldentod (passend gegen die Epigonen des Particularismus), das Lied von Bercht „Drei Heldennamen," Einzelnes aus Geibel's Juniusliedern.

Doch es sei hiermit genug mit den Wünschen! Der Herausgeber wird aus dem Referat das Interesse erkennen, mit dem Ref. seine schöne Sammlung durchgelesen hat, die Leser des Archivs, wie werthvoll dieselbe ist und besonders in die Hände der Jugend unserer höheren Lehranstalten zu kommen verdient.

Herford. Hölscher.

F. W. Culemann, Schlüssel zum Studium des Deutschen. Leipzig bei F. Fleischer. 1868.

Der glückliche Erfinder dieses Buches hat, wie er in der Einleitung sagt, „seit Ostern vorigen Jahres (1867) einer lieben Pflegetochter nebst

mehreren ihrer Freundinnen auf ihre Bitte einige Stunden Unterricht im Deutschen gegeben. Allein indem er, dieser Bitte entsprechend, anfing etwas zu lehren, was er glaubte hinlänglich von seiner Mutter, schon vor mehr als 70 Jahren, erlernt zu haben, siehe, da begann doch für ihn selbst erst die Zeit des rechten Lernens auf diesem Gebiete."

Von vorn herein muss es Bedenken erregen, wenn ein Mann von 70 Jahren, der nach eigenem Geständniss sich früher um Sprachforschung nicht gekümmert hat, sich als Entdecker auf dieses Gebiet wagen will; mehr aber noch, wenn er in seinem anerkennenswerthem Fleisse nach Verlauf eines einzigen Jahres aus der deutschen Sprache selbst heraus ein vollständig neues System ihrer Organisation construirt und dasselbe, bis in die letzten Elemente zergliedert, fertig hingestellt.

Einige Grundsätze des Verfassers mögen seinen — wenigstens für unsere Zeit — originellen Standpunkt zeigen:

„Alle Wurzeln deutscher Wörter tragen das Gepräge unerborgter, naturwüchsiger Gebilde und bestehen in ihrer Urform aus zwei Elementen, einem seelischen und einem leiblichen, d. h. aus einem anlautenden Vocal und einem auslautenden Consonanten." Nach diesem Grundsatze, der sich natürlich historisch nicht erweisen lässt, der aber trotzdem im Bewusstsein des Verfassers mit unantastbarer Gewissheit feststeht, werden nun von ihm selbst die Wurzeln deutscher Wörter gebildet.

„Jeder einzelne Laut, sowohl in der Classe der consonalen als in der der vocalischen Wortelemente, hat seine besondere, eigenthümlich seelische Bedeutung; auch ist daher die ursprüngliche und wesentliche Bedeutung eines Wortes nichts anderes, als die Gesammtbedeutung der verschiedenen Laute, welche ursprünglich bei der Bildung desselben thätig gewesen." Von den Wurzeln werden neue Wurzeln 2., 3. u. s. w. Instanz gebildet; jede Instanz umfasst Ableitungen 1., 2. u. s. w. Potenz. Alle Ableitungsmittel sind aus der specifisch germanischen Anlage zur Sprachbildung mit einer ihrer Natur entsprechenden seelischen Bedeutung ursprünglich geschaffen. Das erste Beispiel des Verfassers wird uns ihn verstehen lehren, seine Ableitungen aus der Wurzel â, „dem einfachen Lebenslaute â, d. h. ah, welcher die vom frischen a beseelte und vom zarten h beleibte Urwurzel des Wortes bâren bildet." Von diesem ah, Inf. ahen abgeleitet:

I. Instanz.

1. Potenz: ahen, ajen, agen, aken, angen, anken, acken, achen, aschen;

2. Potenz: mit dem begehrlichen h, hahen; hierzu hajen, hagen, haken, hangen, hanken, hacken, hachen, haschen;

3. Potenz: Ableitungen aus den Bildungen 2. Potenz vermittelst des „die Handlung auf ein Object überleitenden b: bhahen = phahen oder fahen, fajen, fagen, faken, fangen, fanken, facken, fachen, faschen.

II. Instanz.

1. Potenz: Ableitungen mit dem impulsiven jen: hahjen = hâjen, hâgen u. s. w.

2. Potenz: Bildungen mit dem imitativen oder formbildlichen oder instrumentalen len: hâhlen = hâlen u. s. w.

Darauf Formen mit den appropriativen men, mit den intensiven nen, mit dem iterativen ren u. s. w.

In den Ableitungen III. Instanz treten diese ableitenden Silben jen, len, men etc. wieder an Wurzelverben II. Instanz heran, z. B. aus hâjen das propulsive hâjnen.

Natürlich hat der Verfasser nicht Belege für alle diese imaginären Wurzelformen. Aber nichts ist leichter, als nach seiner Methode diese

nachzuweisen: hâren mit dem verstärkten oder convergirenden Anlaut g gab ghâren = kâren, dieses aspirirt: skâren = schâren. Wer möchte zweifeln?

Verbalformen.

„Die Hauptformen, in welchen das deutsche Verbum seine Kraft zu sprossen, Stämme zu bilden und neue Wörter abzusetzen, offenbart, sind folgende, 5 an der Zahl:

1) Die dritte Person des Präsens im Indicativ, anlautend in t. Es ist dies die erste und einfachste Sprossform, so erst und einfach, dass schon jedes Kind, ohne etwas von faktitiven Verben zu wissen, bloss dem organischen Winke jenes t folgend, ganz instinktmässig sein Wortmachen damit beginnt."

Eine unglaubliche Naivetät, mit welcher der Verfasser die Resultate der historischen Sprachforschung zu ignoriren geruht.

Cap. II.

Bedeutung der einfachen Consonanten.

(Pag. 57, Abschnitt 2): „So gestaltet sich z. B. aus der einfachen Wurzel ah, durch successiven Vorschlag und Anschluss neuer Laute, zuletzt der sechslautige Name von jenem zarten Schmelze der Blumen, der nicht selten an einem sonnigen Frühlingsmorgen unserer Bewunderung ein eben so zartes ah! entlockt. Jenes ah, durch Anschluss von en zum Verbum erhoben, bildet nämlich zunächst ahen, soviel als frisch und lebenskräftig sich regen, und mit Vorschlag des appropriativen m, mahen, soviel als Lebenselemente sich aneignen und in dem Munde klein machen, sodann durch Anschluss des instrumentalen Hülfsverbums len, mahlen, soviel als, dieses Kleinmachen durch Instrumente, wie Steine oder Mühlen und dergleichen, betreiben; durch Anschluss des faktitiven ten, mâlten = mâlzen = mehlig machen, hiervon smâlten, ablautend schmelzen, nicht nur flüssig, weich und zart, sondern auch glatt und glänzend machen, was denn zuletzt jenen Schmelz oder Glanz absetzt, mit dem die Natur wie die Kunst gewohnt ist, ihre Gebilde auszustatten."

„„Das Gefühl der Unsicherheit der Etymologie, das gerade ihren grössten Kennern am Lebhaftesten zu werden pflegt (während Dilettanten allerdings zuweilen mit beneidenswerther Sicherheit merkwürdige Dinge behaupten), hat seine Ursache nicht in mangelhafter Forschung."" (L. Geiger, Ursprung der Sprache, pag. XIII f.)

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

Baensch's Pocket Miscellany. 25 Volumes. Leipzig, W. Baensch.

Die vorliegende Sammlung, von welcher seit der kurzen Zeit ihrer Begründung in ziemlich schneller Folge bereits 25 Bände erschienen sind, hat sich, wie wir nach den wiederholten Auflagen schliessen dürfen, bereits eine grosse Zahl von Freunden erworben, und nach genauer Durchsicht der verschiedenen Hefte kann auch Ref. dem weiteren Fortgange dieses Unternehmens den besten Erfolg wünschen. Jedes Bändchen enthält eine ansehnliche Reihe höchst interessanter Aufsätze, welche vermöge ihrer Rein-

heit und Schönheit den besten Erscheinungen der englischen Literatur beigezählt zu werden verdienen; in äusserst anschaulichen, mannichfaltigen Bildern wird uns das Leben in England und Amerika geschildert, und obwohl die verschiedenen Abschnitte nicht von ganz gleichem Werthe sind, so findet sich doch eigentlich nicht ein einziger in der ganzen Sammlung, welchen der Leser entbehren möchte. Die Ausstattung ist ebenso schön als die Auswahl, und wenn die Herausgeber und die Verlagshandlung in gleicher Weise das Unternehmen fortsetzen, so wird es sich neben den Tauchnitz'schen Ausgaben mit Ruhm behaupten können, und zwar um so leichter, da es durch Mannichfaltigkeit des Inhalts, Vorzüglichkeit von Druck und Papier, sowie durch Billigkeit des Preises die Tauchnitz'schen Bändchen (jedes Heft einzeln zu 10 Sgr.) bei weitem übertrifft.

Allen Freunden der englischen Literatur sei Baensch's Pocket Miscellany, das sich auch beim Unterrichte sehr gut benutzen lässt, bestens empfohlen.

Programmenschau.

Grundsätze zur regelung unserer deutschen orthographie. Von Dr. Paul Wessel. Programm des Gymnasiums zu Merseburg. 1870.

Der Verf. verlangt entschieden eine Vereinfachung unserer Schrift, und zwar vom phonetischen Princip aus, schon um in der Schule mehr Zeit für bessere Zwecke zu gewinnen. Die Sätze, welche er aber aufstellt, machen gegen den bisherigen Gebrauch so entschieden Front, dass er schwerlich leichter als die entschiedensten Verfechter der Etymologie durchdringen wird. Nur da schreibt er dem etymologischen Princip Berechtigung zu, wo Aussprache und Schreibung schwanken. Für den Doppelconsonanten, der nicht auszusprechen ist und bisher zur Bezeichnung des vorausgehenden kurzen Vocals gebraucht wurde, soll der einfache Consonant gesetzt werden; „sol die quantität ausgedrükt werden, so kan dis vernünftiger weise nur am vocal selbst geschehen.“ Die üblichen Bezeichnungen des langen Vocals durch h, durch das e beim i, durch Verdoppelung bei a, e, o werden alle verworfen. Ferner jedes h nach t, das „wol von nimand mer verteidigt wird und gegen das ein allmälicher vertilgungskrig bereits begonnen hat,“ muss fortfallen. Es gilt zur Bezeichnung der Quantität die Regel: a. der Vocal, dem zwei oder mehr Consonanten folgen, ist kurz: hart, werk (die wenigen Ausnahmen: Mond, Sprache, Buch u. a. kommen nicht in Betracht), b. in mehrsilbigen Wörtern ist der Vocal der Stammsilbe lang, wenn auf denselben einfache Consonanz folgt (vgl. guter und Mutter, inen und innen), c. beim Verbum erkennt man die Quantität des Vocals, dem zwei ungleiche Consonanten folgen, aus der Infinitivform (vgl. wonte, holt, gewolt), d. in einsilbigen Wörtern, in denen nach dem Stammvocal nur ein Consonant steht, zeigt sich die Quantität an einer verlängerten Form, besonders am Casus obliquus (gut an guter, schut an schuttes u. a.); ausserdem steht vor gewissen Consonanten bestimmte Quantität; aa. vor jeder Media und vor s steht ein langer Vocal z. B. gab, krig, rad, las; bb. vor den Tenues p und k und vor z steht ein kurzer Vocal (vgl. knap, schrek, bliz), e. im Compositum wird die Quantität nach dem Simplex bestimmt. Die weichen und die harten s-Laute will der Verf. durch besondere Zeichen unterschieden wissen, wenn das aber nicht geht, will er das harte s nach kurzem Vocal in der Mitte eines Wortes mit ss und nach langem Vocal mit fs schreiben. Mit der Reform der Orthographie soll die Schule und zwar die Secunda, in der die Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen zur Erkenntniss der

Unwissenschaftlichkeit der jetzigen Orthographie führt, beginnen. Die Abhandlung ist selbst schon in der gewünschten Orthographie geschrieben.

Das Sprachbewusstsein unserer Tage. Von Dr. Kohl. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg. 1869.

Der Zweck der Abhandlung ist, nicht den Organismus der Sprache selbst, nicht die einzelnen Gebilde der Sprache in ihrer Entstehung und Besonderheit, sondern die Schicksale, die sie erfahren, und vor allem ihre gegenwärtige Lebenskraft zu betrachten. Das Sprachbewusstsein, sagt der Verf., zeigt sich historisch als ein Gefühl für Zusammengehörigkeit und Werth der sprachlichen Formen. Die älteste Periode, die Zeit der Wurzelschöpfung, zeichnet sich vor allen durch Lebendigkeit des Sprachbewusstseins aus. Die Reihenfolge der sprachschöpferischen Stufen von: Wurzelbildung, Wurzelableitung, Flexion, Ableitung im engeren Sinne, Zusammensetzung. Mit jeder Stufe verliert sich die instinktive Herrschaft über den Sprachschatz. Die Kraft zu neuen Bildungen besitzen wir nur noch in geringem Grade, weshalb man füglich nicht sagen kann, dass wir noch in einer der schöpferischen Perioden stehen. Die Umgestaltung auf dem Gebiete der Flexion machte sich früh geltend, sie noch umfassender zu machen, kommt dazu das Streben nach Abschleifung der Endungen. Dazu gesellt sich das allgemeine Streben nach Kürzen, wie auch die Bequemlichkeit störend in das Leben der Sprache eingreift. Das Sprachbewusstsein in der historischen Zeit ist so viel schwächer geworden. Verdunkelt ist es auch durch die künstliche Einführung einer künstlichen Orthographie, die sich vom mittelhochdeutschen Gebrauch losriss. Dazu kommt, dass unsere neuhochdeutsche Sprache nie Volkssprache gewesen ist. Von den Wurzeln weiss das heutige Sprachbewusstsein nichts mehr. Gegen diese Abschwächung reagirt wohlthätig die neuere deutsche Sprachwissenschaft, und diese wird immer mehr Boden gewinnen. Besonders hat sie schon durch ihre orthographischen Bestrebungen zur Hebung des Sprachbewusstseins gewirkt. Das noch fortlebende Sprachbewusstsein zeigt sich in etymologischen Beschäftigungen, das Streben nach Etymologie kommt nirgends stärker zum Ausdruck als in der sog. Volksetymologie. Auch Fremdwörter erleiden eine gewaltsame Umbildung, das Volk ändert das fremde Wort in ein bekannt klingendes um, man denke an die Bergamottknöpfe, an die Magenmarseille, Armbrust, Eichhorn, an die Städtebenennungen Mainz, Mailand. Auch deutsche Benennungen sind entstellt: Sündflut, Sauerland; zu den orthographischen Volksetymologien gehört die Schreibart Satyre (aber wenn hier der Verf. eifert gegen die Schreibung Landsknecht, und Lanzknecht nach der Art der Bewaffnung schreiben will [übrigens wäre das eine abscheuliche Zusammensetzung], so irrt er sehr, denn die deutschen Landsknechte haben bekanntlich ihren Namen von dem Gegensatze gegen die schweizerischen Alpensöhne). Die alten und neueren Sprachen haben ebenso ihre Volksetymologien gehabt.

Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. Von Dir. Dr. Ed. Cauer. Programm des Gymnasiums zu Hamm. 1870. 25 S. 4.

Der Verf. bezeichnet seine Arbeit als Beitrag zur Praxis des deutschen Unterrichts, aus der sie auch hervorgegangen sei. Bei der Vergleichung

der älteren mit der neuhochdeutschen Sprache liege für die Schüler eine besonders anregende Kraft in der Verfolgung der Umwandlungen, welche die Bedeutungen der Wörter seit dem 13. Jahrh. erfahren. Hier brauche man nicht, wie bei der Vergleichung der grammatischen Seite, nur von Schmerz über Verluste erfüllt zu sein, hier werde das Vermögen des Urtheilens, Unterscheidens, Combinirens, überhaupt des Denkens besonders geübt. Einen Ersatz für solche Uebungen biete weder die lateinische noch die griechische Sprache. Das Material hat der Verf. grösstentheils dem Mittelhochdeutschen und dem Grimm'schen Wörterbuche entlehnt. Es vertheilt seinen Stoff unter 4 Rubriken. I. Die Bedeutung der Wörter wird gesteigert, vergeistigt, vertieft: „Tugend, tugendhaft." Die moralische Bedeutung ist schon dem 12. Jahrh. nicht fremd, aber viel öfterer findet es sich im Sinne von Tauglichkeit, Kraft, Macht; diese Bedeutung findet sich noch bei Burker's Waldis und im Reineke Vos. „Laster," früher Gegensatz zu Ehre, Schimpf, Kränkung, so noch im 15. Jahrh. (zu vergl. über die Ableitung Leo Meyer, Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung 8, 251 ff.) „Klug," „Weisheit" in alter Zeit mehr = peritia, doch auch schon in der Bedeutung von sapientia (man denke hier auch an Guiscart). „Dumm," früher, unerfahren, ungelahrt (man denke an den jungen Parzival; über das Wort auch zu vgl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, S. 336). II. Die Bedeutung der Wörter wird abgeschwächt oder verflacht. Fast alle Ausdrücke, die einen Stand, eine Würde bezeichnen, verlieren mit der Zeit an Inhalt und Gewicht. So „Herr und Frau," Frau früher nur in stolzer Bedeutung: Herrin, jetzt ganz abgeschwächt, auch „Herr" sehr geschwächt. „Reich" eig. vornehm, herrschend, mächtig, welche stärkere Bedeutung auch, obschon früh die jetzige sich geltend macht, noch länger fortlebt, so im Nibelungenliede, Freidank 108, 7. — Von den zur Steigerung dienenden Wörtern wird „viel" fast gar nicht mehr in der alten Weise gebraucht, „recht" allerdings noch, aber es kommt darauf an, ob das Adverb oder das Adjectiv betont wird, „wunder" kommt in Zusammensetzungen nicht mehr so oft vor, „hart" ist seit Jahrhunderten nicht mehr im Gebrauch; „gar" eig. vollkommen, ganz, ist in seiner Geltung sehr beeinträchtigt; „sehr" eig. = schmerzlich und sonst nur in Verbindung mit Verben, die einen schmerzlichen Zustand ausdrücken, ist jetzt farblos geworden; „fast" vergl. Grimm's Wörterbuch. — Unsere neueren Steigerungswörter: höchst, ungemein, äusserst, unendlich u. a. stehen weit hinter der sinnlichen Lebendigkeit und Kraft der alten zurück. III. Die Bedeutung der Wörter verengt sich, spitzt sich nach irgend einer Seite zu, so dass der heutige Gebrauch wie ein Bruchstück des alten erscheint. „Muth, Gemüth" die alte Bedeutung: das Innere des Menschen, Gesinnung, Sinn, Seele (auch synonym mit Freude, s. Zarncke zum Narrenschiff S. 305) hat sich, jetzt ganz verloren, bis in's 17. Jahrh. erhalten, aber Reminiscenzen finden sich in den zahlreichen Zusammensetzungen mit Muth. „Witz" eig. Verstand und Einsicht im Allgemeinen, es finden sich noch im 18. Jahrhundert Spuren dieses umfassenden Sinnes. „Neid," eig. Eifer, dann Feindschaft im Allgemeinen, doch kommt unsere Bedeutung schon bei Walther und Freidank vor, bei Luther ist sie durchgedrungen. „Reue" hat im Mhd. nur die allgemeine Bedeutung des Seelenschmerzes, die jetzige entwickelte sich erst in der geistlichen Literatur. „Busse," die ältere allgemeine Bedeutung von Besserung, hat sich nur in Ableitungen (Zubusse, Lückenbüsser u. a.) erhalten. „Keusch," sonst allgemein besonnen, „Kosen" eig. sprechen. „Ehe," „Hochzeit" vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Spr., S. 71. — IV. Die Bedeutung der Wörter erweitert, verallgemeinert sich. „Elend," „Milde," „Ergetzen" als: vergessen machen im 13. Jahrhundert vorherrschend.

Die neuhochdeutsche Substantiv-Declination. Dritter Abschnitt. Vom Oberlehrer W. O. Gortzitza. Programm des Gymnasiums zu Lyck.

Im Programme des Jahres 1843 veröffentlichte der Verf. den 1. Theil der Abhandlung über die neuhochdeutsche Substantiv-Declination, über die starke Declination handelnd. Der 2. Theil, über die schwache, erschien im Archiv XVI, 408—431. Diejenigen Forscher, welchen der 1. Theil nicht zu Gesicht gekommen ist, kennen aus dem letzteren Aufsatz die Behandlungsweise des Verf. Sind nun schon in den älteren Dialekten einzelne Wörter, die zwischen starker und schwacher Declination schwanken, so kommen im Nhd. viele vor, die zum Theil starke, zum Theil schwache Declination nothwendig verlangen; diese besonderen Declinationen nennt der Verf. gemischte. Und sie behandelt er in diesem Programme und schliesst daran die unregelmässige und die Declination der Eigennamen, womit die ganze Darstellung der nhd. Substantiv-Declination ihren Abschluss findet. Es ist nicht möglich, aus dieser Uebersicht einen Auszug zu geben. Die Scheidung der verschiedenen Formen der gemischten Declination ist eine sehr sorgfaltige. Auch dieser dritte Theil hat dieselben Vorzüge, wie die beiden ersten; zu jenem nämlich eine ungewöhnliche Fülle von Beweisstoff, die von einer ausserordentlichen Belesenheit zeugt. Man könnte den Einwurf machen, es sei ein grosser Theil des Materials Schriftstellern des zweiten und dritten Ranges, Tagesschriftstellern entlehnt; indess machen diese nicht die Mehrzahl aus und stellen ja selbst auch den Volksgebrauch dar. Auch aus dieser Abhandlung wird Mancher die Lehre entnehmen können, dass es voreilig ist, von vornherein über das Gesetz von Formen ein Urtheil fällen zu wollen, dass man in allen Dingen sich bescheiden, dem Gebrauche nachgehen, seine Geschichte verfolgen und über seine Berechtigung nachdenken muss. Möge keiner unserer Grammatiker die fleissige Abhandlung übersehen!

Darstellung der Form und des Gebrauchs der appellativen Deminutiva in der neuhochdeutschen Sprache mit Berücksichtigung des Mittel- und Althochdeutschen. Von Dr. Gustav Müller. Programm des Gymnasiums zu Lissa. 1870.

Der Hauptzweck und das Hauptergebniss der vorliegenden Abhandlung ist der Beweis, dass die Bezeichnung der Deminutiva für die betr. deutschen Wörter schlecht gewählt, dass der griechische Name dem lateinischen vorzuziehen sei. Aber nicht darauf beschränkt sich die Arbeit, sie untersucht die Deminutiva nach Form und Gehalt nach allen Beziehungen und giebt wichtige Verbesserungen zu den bedeutendsten grammatischen Werken, selbst Grimm werden manche Irrthümer nachgewiesen. Von dem ungemein reichhaltigen Inhalt muss sich Ref. begnügen eine Uebersicht zu geben.

Die zwei Abschnitte der Arbeit handeln von der Form und dem Gebrauch der Deminutiva. Die Endungen der nhd. Deminutiva sind lein, el, chen, elchen. — lein aus mhd. elîn hat den gewöhnlichen Vocalwechsel erfahren, im 17. Jahrhundert steht er fest, ferner die Synkope des Vocals vor l (Wörtlein = Wörtelîn), stösst bei Wörtern auf e selbst dies e aus (Häslein), namentlich bei den auf Liquiden endigenden Wörtern zeigt sich der Unterschied gegen die alten Formen. — el ist im Nhd. in der Schriftsprache fast ganz verschwunden, zeigt sich aber noch in oberdeutschen Dialekten, dafür auch —l, —li, —le. —chen; der Gebrauch des k ist im Ahd. und Mhd. seltener, aber häufig in niederdeutschen Mundarten; im Nhd. kommt

es in der Umgangssprache schon bei Luther, in der Schriftsprache nicht vor dem 17. Jahrh. vor; e am Schluss der einfachen Wörter fällt auch hier fort, wie auch en (Täubchen, Gärtchen). — elchen kommt im Nhd. nur als Aushilfe vor, wo die einfache Deminutio schwierig war, nach g und ch (Jüngelchen, Sächelchen), oder in launiger Weise (Mädelchen), besonders bei Eigennamen (Gustelchen). — Der Umlaut findet im Mhd. fast überall statt, im Nhd. eigentlich durchgängig, aber die Vernachlässigung nimmt zu, nicht bei denen auf —lein, aber bei —chen (Mannchen), besonders in der kosenden Umgangssprache (Frauchen, Trudchen, Uhrchen), auch fremde Wörter (Onkelchen, Mamachen). Die Deminutiva auf —lein und —chen haben die Declination der starken Neutra, das —e der Flexion fällt fort, wie die Dativendung —en im Plural; die auf —el hängen im Dativ Pl. ein s an. Der primitive Theil der Deminutivform hat im Pl. die Gestalt des Sing., nur wenn das Stammwort des Deminutivs den Plur. auf —er bildet, kann die Epenthesis des —er stattfinden und unterbleiben (die Lämmchen und Lämmerchen), der Gebrauch ist verbreiteter als Grimm annimmt, bei der Endung —chen wenigstens (die Kinderchen, nicht Kindchen, Dächerchen; Mäderchen aber schlecht gebildet). Ein Deminutiv an ein Substantiv anzuhängen, ist unbedenklich (Gartenhäuschen, Waldvögelein), ihm vorzusetzen (Gärtchenhaus) ungebräuchlich, ausser wenn das Dem. verhärtet ist (Fräuleinstift), von so zusammengesetzten Adjectiven kommt nur mäuschenstill vor. Das Geschlecht der Deminutiva ist wie im Griechischen ausschliesslich neutral. Synesis im Genus ist nach Demin. weiblicher Personen häufig (das Fräulein, die), männlicher (das Knäbchen) selten. Bei üblicheren Fremdwörtern ist die Deminution gestattet (Traktätchen); von deutschen Wörtern sträuben sich manche dagegen (nicht z. B. Häuptchen), besonders die Abstracta (wohl: sein Müthchen kühlen, Gedänkchen bei Rückert, im Mhd. geschmäcklin, sinnelin u. a.) Die Subst. auf —ling, den Demin. verwandt, sind alle männlich und bezeichnen ursprünglich eine Person; sie sind fehlerhaft aus —ing entstanden. Die von Verben abgeleiteten haben passiven (die auf —er activen) Sinn (Lehrling), nur die von intransitiven aktiven (Flüchtling); auch viele von Subst. und Adj. drücken das Unthätige aus (Liebling, Höfling), auch das Verächtliche; —ling hängt sich besonders gern an Worte geringschätziger Bedeutung (Weichling, Feigling, Wüstling, Römling), um die Unselbständigkeit zu bezeichnen; in einigen dient es nur dazu, das Adj. zum Subst. zu machen (Jüngling, Fremdling), in anderen bestimmt es das Kleine (Zwilling, Nestling); die mecklenburg. Demin. auf —ing sind Neutra. Adjectiva von demin. Form sind dem Deutschen fremd: die wenigen verkleinerten Adj. werden Subst. (Liebchen, Trautchen). Die Adj. auf —lich drücken in den Gestalt, Farbe, Geschmäck anzeigenden Adj. den Begriff der Annäherung aus (länglich, grünlich, süsslich), was in der alten Sprache nicht der Fall ist. Noch weniger als Adj. werden Pronomina oder Adverbia deminuirt (stillchen), die ostpreussische Umgangssprache ist jedoch in dieser Deminution masslos (hierchen u. a.). Die Verba auf —eln drücken etwas mit der Deminution der Subst. Verwandtes aus (tändeln, lächeln), genauer einzelne, den Grundbegriff nur annähernd erreichende Phasen oder Momente desselben (lächeln, frömmeln, liebeln), auch das Verächtliche (witzeln, künsteln), die Hinneigung (näseln, jüdeln), das Affectirte (deutschthümeln, empfindeln), das Faktitive (hänseln, verzärteln). — Was nun 2) den Gebrauch der Deminutiva betrifft, so kommt man, da sie nicht einer ausgestorbenen Bildung angehören, sondern man noch fortwährend bei ihnen selbstschöpferisch ist, dadurch auf ihren eigenen Sinn, wenn man nicht, wie geschehen ist, unwesentliche Merkmale als Hauptmerkmale ansieht, sondern ihrer eigentlichen Heimath nachgeht. Und diese finden wir in dem Verkehr mit Kindern. Den Kindern gegenüber gebraucht, sollen sie das liebevolle Gemüth ausdrücken. Sie sollen also, und deshalb würden sie besser Koseformen heissen, nicht einen Begriffsunterschied, sondern eine Gemüthsstim-

mung angeben. Der Reichthum an Deminutivbildungen, bei Deutschen, Italienern, Polen, lässt auf einen gewissen Sinn für zutrauliches Wesen schliessen. Der Gebrauch muss demnach auch seine Schranken haben, es muss einerseits der Redende zum Tändeln aufgelegt, andererseits der Gegenstand dazu geeignet sein. Das Deminutiv gedeiht am besten in der frischen Naturluft des Naiven und Volksthümlichen, die Kultur ist ihm abhold, es kommt im Gespräch mehr vor als in der Schrift, die strengwissenschaftliche und die kalt amtliche Sprache entbehrt der Deminutiva; der ideale Schiller gebraucht sie weit seltener als Göthe. Das Gefühl also erfand die Deminutiva, der Verstand benutzte sie dann, um die Beschaffenheit des Gegenstandes auszudrücken; er machte den ursprünglichen Zweck zum Mittel die Kleinheit zu bezeichnen. Aber der eigentliche Zweck war die Wirkung wiederzugeben, das geht daraus hervor, dass die Deminutiva oft dieselbe Wirkung bei ganz anderer Ursache abspiegeln, ein Väterchen ist doch nicht ein kleiner Vater. Der Begriff der Kleinheit kommt theils durch das Deminutiv erst hinein (Kästchen opp. grosser Kasten), theils wird er dadurch blos veranschaulicht (Mäuschen opp. grosse Thiere). Die stimmungslosen Demin. sind theils todter theils lebendiger Bildung; jener Art sind Fräulein, Mädchen, Fähnlein, Märchen, Grübchen, Kaninchen, Eichhörnchen, Küchlein, Quentchen u. a.; bei diesen unterscheiden wir alltägliche (Brüderchen, Blümlein, Röslein) von solchen, für die der Einzelne einen besonderen Drang hat (Vetterchen, Gräslein. Tülpchen). In den Begriffen liegt etwas, was sie unbedingt oder gar nicht zur Deminution eignet, es heisst nur Heimchen, Küchlein, aber nicht Tigerchen, Wänzchen. Das Erhabene, Gefährliche, Hässliche ist zur Deminution nicht geeignet, wohl das Grosse, wenn es sonst zärtlich stimmen kann. Wir sagen: Mäuschen, nicht Krötchen, Täubchen, nicht Gänschen, der kluge Fuchs heimelt uns an, wir sagen: Füchslein, „Männchen“ lässt sich der Mann von seiner Frau gefallen, sonst bezeichnet das Mitleid damit die Gebrechlichkeit des Alters (anders der Gebrauch von Männchen und Weibchen als mas und femina animalium), „Kindlein“ die Betheiligung des Gemüths, ebenso „Mütterchen“ im Verkehr mit Kindern. Wenn die im Deminutiv ausgeprägte Stimmung verschieden gefärbt sein kann, so kann es auch dazu dienen, Spott und Verachtung auszudrücken (Dichterlein, Schulmeisterlein, Pfäfflein, Herrchen), wie es umgekehrt auch mildern kann (Närrchen, Aeffchen). Die Kosebedeutung zeigt sich besonders in Eigennamen, weibliche Namen werden arglos deminuirt, männliche seltener (Hannchen, Dorchen), in den durch Verkürzungen entstandenen Kosenamen (Fritz) fühlt man noch das Hypokoristische heraus, man sagt: der alte Fritz, aber nicht Fritz der Grosse. Bei den Dingen der unbelebten Welt tritt die Bezeichnung einer Gemüthsstimmung zurück, die verkleinernde Bedeutung hervor; doch wird auch hier die Bedeutung des Wohlgefallens an der mit der Kleinheit verbundenen Zierlichkeit oder der Geringschätzung nicht zu verkennen sein (Tischchen und kleiner Tisch). Körpertheile werden meist in schmeichelnder Absicht mit dem Tändelworte bezeichnet (Händchen, Aeuglein, Bäuchlein, Beinchen). Wohnungen als Deminutiva bezeichnen das Nette, aber bescheidene (Städtchen, Häuschen, Stübchen, aber nicht Aeckerchen, Kellerchen). Wohlbehagen drücken aus: Pfeifchen, Lämpchen, Tässchen, Räuschlein, Geschäftchen, Stimmchen, Liedchen, Spielchen, Lüftchen, Stündchen. Der Begriff der Kleinheit wird veranschaulicht in den Demin. Bischen, Restchen, Tröpfchen, Körnchen, Härchen; besonders kommen sie mit der Negation vor. Andere haben ironische Bedeutung. Oefters lautet das Primitivum grob, das Deminutiv fein (Pfötchen geben, in's Fäustchen lachen); Bezeichnungen für kindliche Spiele (Kämmerchen vermiethen) lieben die deminutive Gestalt der Wörter.

Geschichte und Bedeutung des reimlosen fünffüssigen jambischen Verses in der deutschen Dichtung. Von Dr. Dannehl. Programm des Gymnasiums zu Rudolstadt. 1870.

Der Verf. giebt hier nur den ersten Theil einer ausführlicheren Abhandlung, deren zweiter und dritter bald nachfolgen sollen; schon dieser erste Theil, welcher sich an Zarncke's bekannte Abhandlung anschliesst, ist anziehend genug, um den Leser mit Spannung das Ganze erwarten zu lassen.

Der Fünffüssler ist eine Erfindung der neueren Zeit, er ist der Vers des volksthümlichen altromanischen Heldengesanges, er hat hier bald 10, bald mit weiblichem Ausgange 11 Silben; beide Versarten haben die Cäsur nach der zweiten Hebung, so dass der Vers in zwei Hemistichien zerfällt, von denen das erste männlich oder weiblich schliessen, das zweite mit oder ohne Anakruse beginnen kann. Seit dem 12. Jahrh. durch den Alexandriner immer mehr verdrängt, erhielt er sich nur in der Lyrik in etwas modificirter Form, indem die Cäsur nach der 4. Silbe eintrat, aber den Vers nicht mehr in zwei Hemistiche theilte. Wieder modificirt verbreitete er sich noch einmal im 16. Jahrhundert als vers commun, wurde aber dann ganz durch den Alexandriner beseitigt. In Deutschland kommt der Fünffüssler schon im Anfang des 13. Jahrh., wenn auch nur als Schlussvers der Strophe vor, hier unabhängig vom französischen Einfluss. Dieser Einfluss zeigt sich aber im 16. und 17. Jahrh., die Verse sind da sämmtlich gereimt und überwiegend in Gedichten strophischen Baues. Opitz setzte die Cäsur auf die 4. Silbe. Dies Gesetz halten Paul Flemming, Andreas Gryph, Hoffmanns-Waldau, Lohenstein, Haller, Hagedorn fest. Reimlos wandten Pyra, Lange, Bodmer den Vers an. — Noch früher als in Deutschland fand der altfranzösische Vers in Italien Aufnahme und zwar für fast alle grösseren Dichtungen; hier haben aber die Versauszüge fast durchgängig die weibliche Form, ferner wurde die Cäsur nicht mehr an einen bestimmten Fuss gebunden, endlich die Erhöhung einer Senkung in allen Füssen, namentlich in der siebenten Silbe zugelassen. Diese Freiheiten benutzte auch die englische Literatur, die den Vers zuerst reimlos gebrauchte, die vorherrschend männlichen Ausgänge haben ihren Grund im Wesen der englischen Sprache. Den Vers hat Chaucer eingeführt, der seine Stoffe auch aus der französischen und italienischen Literatur entnahm. Seitdem war der jambische Fünffüssler der heroische Vers der Engländer und wurde auch bald für's Drama üblich, so bestimmt 1562; doch besteht schon der Ralph Royster Doyster des Nicolaus Udall 1552 zum grössten Theile aus diesen Versen. Das Versmaass erhielt später auch den Namen des Miltonischen und wanderte nun in die deutsche Poesie über. Hier besonders in der Epopöe bei Bodmer, Ewald von Kleist, Zacharias, Haller, Giseke; hauptsächlich ist Zacharias zu nennen in dem „Cortes“ und in den „Unterhaltungen mit seiner Seele,“ der das Enjambement mit grosser Eleganz behandelt und durch die kühne Brechung des Rhythmus, indem grössere Interpunctionen in der Mitte des Verses stattfinden, einen lebendigen Antagonismus zwischen Sinn und Rhythmus erzeugt, durch den das Versmaass für das Drama sehr geeignet wird. Indess war Klopstock's Messias Ursache, dass für das Epos der Hexameter lange den Vorzug erhielt, Andere behielten noch den Alexandriner bei; Wieland gebrauchte die unregelmässige Stanze. Klopstock sprach sich deshalb gegen den Fünffüssler aus, weil er ihm in Bezug auf die Messung der Silben zu strenge Gesetze aufdrängen wollte; er übersah, dass das Gefühl für Quantität in unserer Sprache bedeutend abgenommen hat, dass in derselben der Accent maassgebend geworden ist. — Die ältesten deutschen Dramen sind in dem Verse von 4 Hebungen geschrieben; doch laufen in den sog. Reihen Fünffüssler mit unter, so bei Paul Rebhuhn; das älteste in Fünffüsslern verfasste deutsche Drama ist Tirolff's Uebersetzung des Pammachius von Thomas Naognory 1540. Doch blieb der vierfüssige Jambus bis auf Jacob

Ayrer im Gebrauch; dann kam die Prosaform, dann die Alexandriner; stellenweise kommen neben diesem Fünffüssler vor bei Andreas Gryph und Lohenstein. Daneben wechseln in den Dramen des 17. und 18. Jahrhunderts jambische Verse von zwei bis sechs und mehr Hebungen; viele Fünffüssler finden sich in J. N. König's getreuer Alceste 1719 und Fredegunde 1720, in Bressand's Plejades und Hercules 1693, im Beständigen Orpheus 1684 u. a. Joh. Elias Schlegel, dessen eigene Stücke meist in gereimten Alexandrinern abgefasst sind, übertrug zuerst ein englisches Stück, Congreve's Braut in Trauer, im Versmaass des Originals; er hinterliess es bei seinem Tode 1749 unvollendet. Sein Bruder aber Joh. Heinr. Schlegel verpflanzte das englische Versmaass mit allen Freiheiten in der Uebersetzung von Thomson's Sophonisbe 1758 auf deutschen Boden und übte dadurch den grössten Einfluss, denn die frühern Versuche Kronegks in seinem Lustspiel „Der ehrliche Mann, der sich schämt es zu sein" (1756) und J. W. von Brawe's in dem Trauerspiel „Brutus" (1758) wurden bei dem frühen Tode beider Dichter erst später bekannt. J. H. Schlegel stellte zuerst den Satz auf, dass auch ein Vers ohne Cäsur zulässig sei. 1764 vollendete er die Uebersetzung der Trauerspiele Thomson's und der „Brüder" Young's. Das erste Originalstück in Fünffüsslern, welches auf die Bühne kam, ist Wieland's Jugenddichtung Johanna Gray, die vor 1751 in Zürich aufgeführt wurde und nach dem Verf. mit Unrecht von Zarncke als Nachbildung des gleichnamigen Stückes von Nic. Rowe bezeichnet wird. Genauere Prüfung fanden die Gesetze des Fünffüsslers durch Meinhard's (1763) Bearbeitung der geistvollen Aesthetik Home's (elements of criticism). 1759 dichtete Gleim Lessing's Philotas und 1766 Klopstock's Tod Adam's in stumpfe fünffüssige Jamben um. Noch in Leipzig dichtete Göthe ein Trauerspiel Belsazar in demselben Versmaasse, welches er vor seinem Abgange nach Strassburg vernichtete. Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur 1768 empfahl auf's wärmste das Miltonische Versmaass und verwarf den Alexandriner. Am einflussreichsten aber wurde Lessing durch den Nathan; seitdem ist der jambische Fünffüssler in seiner reimlosen Gestalt der herrschende Vers im deutschen Drama. Das Lustspiel blieb dagegen mehr bei der Prosa. Mit Recht beklagt es schliesslich der Vf., dass Platen's grossartiges Bestreben, die Aristophanische Komödie mit dem Zauber ihrer Rhythmen einzuführen, keine Nachahmer gefunden hat.

Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs und anderer gleichzeitiger Dramatiker. Vom Oberlehrer Dr. Rachel. Programm des Gymnasiums zu Freiberg. 1870. 30 S. 4.

Göthe hat das Verdienst, Hans Sachs wieder aus dem Dunkel hervorgezogen zu haben, Gervinus, von seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit ein treffendes Bild zu geben. Noch aber bleibt vieles zu seiner genaueren Erkenntniss übrig. Vorliegende Abhandlung ist dazu ein werthvoller Beitrag.

Mehr als alle seine Vorgänger, auch als seine Nachfolger, leistete Hans Sachs im Fastnachtsspiel. Er ging aber weiter und benutzte alle die Stoffe, die bisher nur für die Erzählung verwerthet waren, auch für das Drama. Aber auch in Bezug auf die Form, auf Sprache und Vers zeigt er sich als einen denkenden Kopf. Die Versart seiner Dramen sind die viermal gehobenen Reimpaare, bei denen die stumpf gebundenen acht, die klingenden neun Silben zählen, wie bei den Meistersängern; bei gleitenden Reimen zählt der Vers zehn Silben. Andere Dichter jener Zeit, z. B. Paul

Rebhuhn, meinen, der dramatische Vers müsse immer stumpf auslaufen und erlauben sich daher ungebührliche Zusammenziehungen am Schluss, andere zählen auch bei klingenden Versen nur acht Silben. Die Reimkunst jener Zeit war nicht scrupulös, um Reimwörter zu gewinnen, verändert auch Hans Sachs den Vocal durch provinzielle Formen, er reimt darvon und Ehmonn (Ehemann), Rom und Nom (Name), dran und darvan (davon), Sön und kön (kühn). P. Rebhuhn ist noch freier und bedient sich der Assonanz statt des Reims, z. B. klagen und haben, leben und pflegen, boden und oben, trage und aufgelade. Den Zwang des Reimpaares zu vermeiden, schaltete Hans Sachs öfters kurze Ausrufungen ein, ohne sie metrisch mit den übrigen Reden zu verbinden, so namentlich in der Komödie Henno. An anderen Stellen lässt er diese Einschaltungen selbst sich auf einander reimen; ja das natürliche Gefühl für den Reim zwingt ihn dazu, paarweise auftretende untergeordnete Figuren, im Stück oft gar nicht genannt, im Personenverzeichniss am Ende mit gereimten Namen aufzuführen. Wo aber jede Person ihr Reimpaar spricht, entsteht oft eine tödtliche Einförmigkeit; das ist der Fall in des Dichters erstem Stück, dem Hoffgesindt Veneris 1517; ein Fortschritt zeigt sich schon im nächsten Drama „von der Eygenschafft der Lieb," wo das letzte Reimpaar zwischen zwei der Redenden getheilt ist. Dies sog. Reimbrechen, wodurch erst der vorangehende Gedanke auch formell mit dem nachfolgenden verbunden wird, findet sich schon bei Wolfram von Eschenbach, am genauesten aber bei Konrad von Würzburg. Auch das Drama konnte diesen Gebrauch nicht verschmähen, der lebendiger entwickelte Dialog führte darauf. So findet er sich zahlreich in Keller's Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts, die aber nicht alle von Hans Folz sind, bezüglich dessen die aufgestellte Behauptung, dass er sich durchgehends dieses Kunstmittels bedient habe, irrig ist. Hat er sie angewandt, so bemerkt er es ausdrücklich. In einem niederdeutschen Stücke N. 113, das vielleicht in's 16. Jahrhundert gehört, ist die Bindung vollständig durchgeführt, es ist ein Reimpaar getheilt oder es finden sich an der Bindungsstelle drei gleiche Reime zusammen. Sonst aber kommt fast bei keinem der Dramatiker vor Hans Sachs dies Bindungsgesetz vor, nicht bei Pamphilus Gengenbach, noch bei Nicolaus Manuel; sein Vorgänger war sein Landsmann Hans Folz; aber was dieser planlos und unregelmässig angewandt, hat Hans Sachs mit Bewusstsein durchgeführt. Die Bindung durch Reimtheilung wird nur unterbrochen beim Auftreten und Abgehen der handelnden Personen. Nicht angewendet ist sie z. B. in der Comödie, dass Christus der wahre Messias sei 1530, weil dies eigentlich kein dramatischer Dialog, sondern ein auf unnatürliche Weise dramatisirter lehrhafter Stoff, gleichsam ein Zeugenverhör ist. Aehnlich in der Tragödie: Der Caron mit den abgeschiedenen Geistern, nach Lucian bearbeitet, in allen Uebertragungen, den Eunuchus ausgenommen, in denen er sich nicht frei bewegt, wie im Henno, Pluto, Menaechmi. Am regelmässigsten ist die Bindung in den Fastnachtsspielen, worin es ihm kein Andrer gleich thut, ganz ähnlich nur das niederdeutsche Stück Nr. 114 in der Kellerschen Sammlung. Wie nun der Bindung durch den Reim gegenüber ein volles Reimpaar auffällig Auftreten oder Abgehen einer Person, eine Pause bezeichnete, so musste der grössere Abschnitt, der Aktschluss, noch schärfer markirt werden. Das that Hans Sachs zuerst durch den Dreireim. So schliesst jeder Akt, auch der Prolog. In den einaktigen Stücken, also besonders in den Fastnachtsspielen, fehlt dagegen der Dreireim fast gänzlich, auch am Schluss, den in der Regel Hans Sachs mit seinem Namen zeichnet, da man das Reimwort der letzten Zeile gibt. Von den Dramatikern dieser Zeit kennen nur zwei den Dreireim als Abschluss des Aktes, der Augsburger Meistersinger Sebastian Wild und Jacob Ayrer, beide von jenem abhängig. Der letztere hat das Bindungsgesetz noch regelmässiger als Hans Sachs durchgeführt, weil er alle seine Stücke für die Aufführung schrieb, auch hat er durchaus den Dreireim

beim Aktschluss verwendet, doch nicht regelmässig im Prolog und Beschluss. Der Dreireim zur Hervorhebung grösserer Abschnitte findet sich schon im 13. Jahrh. mehrfach in Gedichten, z. B. in Wiret von Gravenberg's Wigalois, auch schon früher im Drama, mitten im Text ohne Zweck, wo er aber nur als Verirrung anzusehen ist, z. B. auch in Hans Sachs' Fastnachtsspiel „Der farendt Schüler im Paradeiss," in Petrus Meckel's schön Gesprech, darin der Sathan u. s. w.," vielfach bei Pamphilus Genzenbach im „Nollhard" und in der Gouchmat. — Fanden wir nun die Reimbrechung, so wie den Dreireim in älterer Poesie schon vor, so ist wohl anzunehmen, dass sie durch den Meistergesang, der ja die alten Traditionen pflegte, fortgepflanzt waren, die Dramatiker, welche beide Gesetze beobachten, sind aus den Meistersingern hervorgegangen. In neuerer Zeit hat Schiller den Reim in Wallenstein's Lager mit Glück verwendet. Schon das Metrum, das viermal gehobene Reimpaar, erinnert trotz einzelner Abweichungen an das alte Drama. Ganz ähnlich wie bei Hans Sachs dient die Benutzung des Reims zur Verknüpfung der Reden, so die einfache Theilung des Reimpaares in Sc. 1, die Anknüpfung an das schliessende Reimpaar der voraufgehenden Rede durch einen dritten Reim in Sc. 11 (Wachtmeister und Dragoner), Anschluss eines vollen Reimpaares an eine einzelne Reimzeile der folgenden Rede Sc. 11 (1. Arkebusier und 1. Kürassier) oder Verschlingung der Reime Sc. 6 (Wachtmeister und 1. Jäger). Eben in dieser Verknüpfung beruht die Lebendigkeit und Einheit.

Der deutsche Michel. Vom Oberl. Dr. Al. Muncke. Programm des Gymnasiums zu Gütersloh. 1870.

Der deutsche Michel spielt nicht blos in unserer Culturgeschichte, sondern auch in unserer Literatur, wir brauchen nur an Göthe's Musen und Grazien in der Mark zu denken, eine Rolle, so dass es passend erscheint, auch im Archiv auf die eingehende Behandlung des Gegenstandes aufmerksam zu machen. In der Göthe'schen Zeit lächelte man über den unpolitischen Michel, das Abbild des eigenen Volkes, aber später, als der Nationalgeist erwacht war, ärgerte man sich über sich selbst und ging mit Spott und Bitterkeit dem Michel zu Leibe. Im 17. Jahrhundert heisst der tapfere, kühne Reiteranführer im 30jährigen Kriege Hans Michel Elias von Obentraut der deutsche Michel, da war also der Name ein Ehrenname, gleichzeitig aber und noch früher bezeichnet dasselbs Wort einen biedern, aber unbeholfenen und beschränkten Menschen. Unser Michel aber stammt von dem alten Schutzpatron Deutschlands, dem Erzengel Michael. Der Michael der Bibel ist Hüter und Vorkämpfer des Volkes und der Sache Gottes gegenüber den infernalischen Mächten. Im 5. Jahrhundert wird zuerst die Verehrung des Erzengels in der abendländischen Kirche erwähnt. Seit derselbe in Rom am Mausoleum Hadrians am 29. Sept. zur Abwehr der Pest erschienen war, heisst jenes Denkmal die Engelsburg und wurde von da an am 29. Sept. ein Michaelisfest gefeiert, welches sich zu einem Engelfest verallgemeinerte. Aus Carls d. Gr. Zeit haben wir lat. Hymnen auf Michael. Wallfahrten, namentlich aus Deutschland, wurden zu fernen Stätten des Michaelcults, nach Italien und Frankreich, gemacht. Der Michael des Mittelalters ist schon ein ganz anderer als der biblische. Das kam daher, weil auf ihn viele charakteristische Züge des höchsten heidnischen Gottes, des Wuotan, übertragen sind. Wuotan ist der Schlachten- und Siegesgott, so berührt er sich mit dem streitbaren Erzengel, der nun als Kriegsengel erscheint, reitend, mit geschwungenem Schwert; so ist sein Bild auf des Reiches Sturmfahne. Wie Wuotan, ist auch Michael Führer der Seelen der Abgeschiedenen. Der Michaelistag, der 29. Sept., war die Zeit des altger-

manischen Neujahrs, um welche Zeit Wuotan als Schutzgott des neuen Jahres seinen Einzug in's Land hielt. Opferfeste wurden dann gefeiert, und diese haben sich noch hier und da als Volksfeste erhalten.

Bemerkungen zu Shakespeare's Julius Caesar. Vom Oberl. Dr. Wiarda. Programm des Gymnasiums zu Emden. 1870. 25 S. 4.

Der Vf. neigt sich in seiner Betrachtung der Shakespeare'schen Dramen dem Standpunkte Rümelin's zu. Er hat auch, ohne die wunderbare Schönheit des Gedichtes zu verkennen, für den Julius Caesar hervorzuheben, dass manches sich nur als schwach motiviert herausstelle und dass der Dichter bei seinem Schaffen vor Allem auf die scenische Darstellung sein Augenmerk gerichtet habe, dass die Geschöpfe seines Genies zum echten wahren Leben erst auf der Bühne und im Spiele eines grossen Künstlers erwachen. Indessen lassen sich gegen manche Einwürfe, die in Bezug auf Motivirung und selbst Charakteristik erhoben worden, Einwendungen machen. Der Vf. sieht öfters da eine Flüchtigkeit, wo der Dichter nicht vollständig seine Quellen abschreibt und die Motivirung, welche jene bieten, nicht angibt. Es ist ihm auffallend, dass von den Republikanern so wenig Anstalten getroffen sind gegen einen Widerstand der imperialistischen Partei oder gegen einen Auflauf der vielen Veteranen, die sich in Rom befanden. Dieser Mangel liegt aber doch wohl in dem idealistischen Charakter derselben, die ja überhaupt die vielen Verhältnisse zu wenig erwägen, nur ihrer Idee nachgehen, und zwar nicht blos Brutus, sondern auch Cassius. Der Vf. bewundert mit Jedermann die Windungen, durch welche Antonius sich durch das Labyrinth der Situation hindurchwindet, er findet es aber auffallend, dass dem Brutus in seiner Unterredung mit Antonius gar kein Zweifel kommt, ob dessen schönen Worten die wirkliche herzliche Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der That zu Grunde liege, ehe dafür die Gründe entwickelt sind. Aber eben darum kommt dem Brutus kein Zweifel, weil ihm selbst diese Gerechtigkeit so unzweifelhaft ist, er auch bei anderen ehrlichen Leuten, und dazu gehört ihm doch Antonius, dieselbe Ansicht als eine sich leicht ergebende voraussetzen muss. Dass nachher der Streit in Sardes zwischen Brutus und Cassius so rasch endet, dazu müssen wir wohl den Grund in Brutus weichem Gemüth suchen. Der Vf. hätte das Drama lieber „Caesars Tod" betitelt; da erschien der Dictator doch zu passiv; seine historische Grösse war nicht zu begründen, die Begründung liegt vor dem Drama; im Drama wirkt er doch, so wenig er sich auch bewegt, nach allen Seiten auf alle Gemüther, und sein Geist d. h. seine Gedanken sind fortdauernd mächtig auch im zweiten Theile. Das aber ist richtig, dass die Hauptperson des Gedichtes Antonius ist. Brutus ist trotz des Lobes, welches ihm aus feindlichem Munde zu Theil wird, nicht der echte Römer. Trotz einzelner Ausstellungen kann aber der Vf. nicht genug die Fülle der Schönheiten unseres Gedichtes loben; die Begeisterung, mit der er darüber spricht, widerlegt genug die Meinung, wir hätten es hier nur mit einem kalten Kritiker zu thun; die Vereinigung des poetischen Gefühls und besonnener Prüfung macht die Arbeit zu einem würdigen Gegenstande genauerer Beschäftigung.

Bild und Gleichniss in ihrer Bedeutung für Lessing's Stil. Von Dr. Cosack. Programm der Realschule I. O. zu Danzig. 1869. 16 S. 4.

Das Treffende der Schreibweise Lessing's, sagt mit Recht der Vf., ist auf den lautern Quell des Ganz-Verstehens und Ganz-Wissens zurückzuführen; daraus schöpfte er das jedesmal dem Begriffe ganz entsprechende Wort. Daher seine Kraftausdrücke und der vielfache Gebrauch der Sprichwörter. Aber Bild und Gleichniss ziehen sich dergestalt durch Lessing's Prosa hin, dass sie nicht etwa einen möglicher Weise auch überflüssigen Zierrath bilden, sondern dass sie derselben ihr eigentliches Gepräge zu geben bestimmt sind. Diese Bilder und Gleichnisse hat der Vf. nun sämmtlich aufgesucht und ein Inhaltsverzeichniss nach den Bänden gegeben. Am liebsten und häufigsten gebraucht Lessing das Bild in seinen polemischen Schriften, und es entspricht immer dem Charakter der Schrift, immer gibt es die Quintessenz seiner Gedanken mit überraschender Aehnlichkeit. Als er sich einmal dem Pastor Göze zu Gefallen auf einem Bogen aller Bilder sorgfältig enthalten hatte, sah er es selbst für eine aussergewöhnliche Leistung an, so wenig ist ihm das Gleichniss etwas Nebensächliches. Nicht der Zufall, nicht ein glückliches Talent bietet ihm diesen Bilderreichthum, er ist die Frucht ernster Arbeit, seine Prosa hat ihn von jeher mehr Zeit gekostet als seine Poesie. Sie bilden theils den Gipfel, auf den er lossteuert, theils den Ausgangspunkt, bei dem er dann nachher die Beziehungen hervorhebt. Er schafft nicht blos eigene Bilder, er entnimmt Zweckentsprechendes auch aus fremden Quellen, aber gestaltet es zu seinem eigenen Besitz um.

Lessing's Verhältniss zu Shakspeare. Von Dr. L. Rovenhagen. Programm der Realschule I. O. zu Aachen. 1870. 28 S. 4.

In Lessing's Sarah Sampson haben, wenn auch beschränkt, die Freiheiten der englischen Bühne zuerst Eingang gefunden, ist die enge Begrenzung der drei Einheiten aufgegeben. In der Vorrede zu Thomson's Trauerspielen stellt er die Kunst des Dichtens, die Leidenschaften vor unseren Augen sich entwickeln zu lassen, der starren äusseren Schönheit voran. Er fing an, sich mit Shakespeare eingehend zu beschäftigen (vgl. Brief vom 28. Juli 1756). In Folge davon machte er sich an einen nationalen Stoff, den Doctor Faust. In dem 17. Literaturbriefe (1759) verwirft er entschieden die geistlose Nachahmung der Franzosen und erkennt Shakespeare und die Nothwendigkeit des Natürlichen im Drama an. Die concise klare Prosa in Philotas ist Folge der Einwirkung des englischen Dramas. Vielfache Einwirkungen Shakespeare's zeigen sich auch in Minna von Barnhelm. In der Dramaturgie zieht L. Sh. immer nur zum Vergleich heran, aber gebraucht ihn als Maassstab, woran die anderen Dichter gemessen werden. In der Naturwahrheit, in der Kunst der Charakterzeichnung, in der Sprache, in der Bühnenkenntniss zeigt L. in seinen eigenen Dramen den Einfluss Shakespeare's. Die Gegensätze des Tragischen und Komischen in demselben Drama vereinigt treffen wir bei L. nicht an, wie bei Sh., aber die Einwürfe, die man gegen diese Weise Shakespeare's gemacht, hat er gut widerlegt. Er beweist, dass Sh., wenn auch unbekannt mit Aristoteles, doch mit ihm mehr übereinstimme als die Franzosen, welche sich immer auf ihn beriefen. In Emilia Galotti zeigt sich in der Anlage und in den Charakteren, auch darin, dass das Gedicht in die Reihe der grossen Staatsactionen eintritt, der Einfluss Shakespeare's, während er zugleich an den Regeln der Alten festhält und die Einheit der Zeit nicht aufgibt.

Lessing als Lustspieldichter. Von Franz Graul. Programm des Gymnasiums zu Soest. 1869. 31 S. 4.

Der Vf. bespricht sämmtliche Lustspiele des Dichters, über einige der Jugendgedichte mit den Ansichten, die vor langen Jahren Ref. ausgesprochen hat, übereinstimmend, bezüglich anderer abweichend. Seit Ref. sich über Lessing hat vernehmen lassen, sind die bedeutenden Arbeiten von Danzel, Guhrauer, Stahr, Koberstein, Hettner erschienen, so dass alles wiederum zu besprechen zu viel Raum beanspruchen würde. Zu seiner mit Liebe zu Lessing geschriebenen Arbeit will Ref. dem Verf. nur einige kleine Beiträge geben, die vielleicht interessant für ihn sind. Lessing's Juden hatten 1781 die Ehre, von Ebert übersetzt zu werden: Les Juifs, comédie en un acte par Lessing, traduite de l'allemand par J. H. E., nach der Allg. deutschen Bibl. Anhang zum 37—52. Bd. S. 368 etc. ist die Uebersetzung schlecht. Lessing's Freigeist wurde noch 1766 in Berlin mit vielem Beifall aufgeführt, vgl. Mendelsohn an Abbt in Abbt's freundschaftlicher Correspondenz 1771, S. 396, und eine neue Bearbeitung des Gedichts besitzen wir von F. W. Gubitz, 1865. Ueber den Schatz handelt ein besonderes Programm von Theodor Lazar: Der Trinummus des Plautus und seine Nachbildung durch Lessing. Znaim 1865; ferner: Eug. Sierki: Lessing als angehender Dramatiker, geschildert nach einer Vergleichung seines Schatzes mit dem Trinummus des Plautus, eine ästhetisch-literarhistorische Abhandlung. Königsberg 1869. In's Französische übersetzt erschien der Schatz mit Sarah Sampson, dem Freigeist, dem Juden im Théâtre allemand par Junker et Liebault. T. I. II. Paris 1772. Zu vergleichen ist auch, was Vollbehr de Trinummo fabula Plautina. Programm. Rendsburg 1861, p. 16. über Vorzüge und Schwächen des Schatzes urtheilt, und nicht uninteressant die Notiz, dass in Königsberg der Schatz zuerst 1755 auf dem Ackermann'schen Theater aufgeführt wurde und deshalb Novbr. 1855 noch eine Wiederholung dort stattfand, vgl. Nationalzeitung 9. Decbr. 1855 Nr. 576. — Schliesslich spricht der Verf. noch kurz von Minna von Barnhelm. Da er einmal Göthe's Urtheile erwähnt, hätte er namentlich die ältesten Urtheile nicht übergehen sollen, s. den Brief von 1768 in Göthe's Briefen an Leipziger Freunde, S. 74, 75, 152; anziehend ist auch aus 1770 Herder's Panegyricus in den Briefen an seine Braut, s. Herder's Lebensbild III, I, 135 bis 137; aus 1771 ist auch auf Ramler's wackeres Wort zu verweisen, in dem Briefe an Knebel (s. Knebel's Nachlass II, 33). Von den Uebersetzungen der Minna erwähnt der Vf. S. 28 mehrere; die italienische wurde nicht zuerst 1791 in Neapel aufgeführt, sondern 1790 sah sie dort F. L. W. Meyer, vgl. Zur Erinnerung an Meyer I, 295. Eine französische erschien zu Berlin 1772, vgl. Allg. deutsche Bibl. 23, 249. Irrthümlich sind die Angaben S. 27. Vollendet ist die Minna erst 1765. Die erste Aufführung war in Hamburg 28. Sept. 1767 (nicht 68), vgl. den interessanten Bericht in Schütz, Hamburger Theatergesch. S. 372, 344, 347. Die erste Aufführung in Berlin war 1768 und zwar 21. März, die Jubelaufführung 21. März 1868, bis dahin in Berlin 168 mal aufgeführt, vgl. die Beschreibung in der Beilage des Preuss. Staatsanzeigers 1868. Nr. 76. Die neueren Schriften über Minna sind allgemein bekannt.

Göthe's Stellung zu den Naturwissenschaften. I. Theil. Von Dr. Eduard Krüger. Programm des Gymnasiums zu Marienwerder. 1869.

Dasselbe Thema behandelte ausser Virchow's bekannter Schrift der allerdings sehr unvollständige Aufsatz von A. Clemens im Morgenblatt 1847,

Nr. 34. 35, Oscar Schmidt, Göthe's Verhältniss zu den organischen Naturwissenschaften. Berlin, 1853, Helmholtz in der Allgem. Monatsschr. f. Wissenschaft und Literatur. Mai 1853, O. Schade in der Vorrede zu den Briefen des Grossh. Carl August's und Göthe's an Döbereiner; — aber mit allen genannten Aufsätzen kann an Gründlichkeit die vorliegende sich in einen Rangstreit dreist einlassen; auf alle Momente eingehend, zeigt sie genau, was auf Göthe's Stellung zu den Naturwissenschaften einwirkte und wie diese sich in den besonderen Lebensverhältnissen gestalteten. In dem ersten, allgemeinen Theile bespricht der Verf. Göthe's Vorbereitung für die Naturforschung. Seine Naturanlage eignete Göthe vorzüglich zur Naturforschung: seine scharfen Sinne, seine Körperkraft, Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, Neigung die verschiedensten Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen, seine Phantasie und Combinationsgabe. Dazu kam die bewegte Umgebung, der vielseitige Unterricht, die frühen Zeichenübungen, Verkehr mit Handwerkern, häufiger Aufenthalt in freier Natur, Excursionen und Reisen. Auf der Reise nach Leipzig sieht er ein eigenthümliches Naturphänomen, dessen genauere Betrachtung den denkenden Naturforscher verräth. In Leipzig wird er durch Hofrath Ludwig zuerst in die schulgerechte Naturbetrachtung hineingeführt. Auf seinen Streifereien wird er auf das Kleinleben der Natur aufmerksam, der Besuch der Dresdener Bildergallerie war von Einfluss auf sein künstlerisches Anschauen, nicht die Antiken reizten ihn, sondern die Landschaftsgemälde; er wollte immer unmittelbar an der Natur arbeiten. Zurückgekehrt wird er von der einseitigen Betrachtung der Gestalt durch Fräulein von Klettenberg einigermaasssen abgezogen; er macht chemische Versuche, aber ohne Methode. Bald wurde die Gestalt wieder immer wichtiger für ihn. Strassburg regte seinen Künstlersinn von neuem an; an dem Münster begann er die Gestalt in ihren Einzelheiten zu begreifen, auf seinen Excursionen achtet er auf die Bodenverhältnisse und den Lauf der Wasser; sein Umgang führte ihn zu medicinischen Beschäftigungen; aber er benutzte sie mehr dazu, um sich selbst von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Seine naturhistorischen Studien waren lückenhaft, aber sie dienten doch dazu, seinen auf lebendiges Wissen und Erfahren gerichteten Sinn zu stärken. Nach Frankfurt zurückgekehrt, wird er durch seine Stimmung und seinen Umgang zu einer krankhaft sentimentalen Naturanschauung geführt (vgl. das Gedicht: Der Wanderer), diese Richtung erhält reiche Nahrung durch das bewegte Gefühlsleben in Wetzlar; aber eben durch den Werther macht er sich davon los. Heitere Naturbilder machen wieder sein grösstes Glück aus; die Rheinreise mit Merck führt seinen Blick wieder auf die Kunstbeschauung. Er studiert die Werke der Niederländer, wendet sich zur Oelmalerei; durch Lavater erhält die Betrachtung der Gestalten neue Bedeutsamkeit. Der Umgang mit Fritz Jacobi und das Studium Spinoza's zog ihn zu philosophischer Betrachtung der Natur, aber die Liebe zu Lili rasch wieder zu halb lebenslustigem halb künstlerischem Naturgenuss. Der lyrischen Stimmung wirkte heilsam die Schweizer Reise entgegen und der Verkehr mit Lavater; aber dass der Naturerkenntniss erst Naturkenntniss vorausgehen müsse, kam Göthe noch nicht zur vollen Klarheit. Er suchte überall nach einem Leitfaden. Wo er das Ganze aus der genauesten Erkenntniss des Einzelnen zu begreifen suchte, seine Methode die genetische war, ist er auch als Naturforscher bedeutend; wo aber diese Methode sich seinem Schauen nicht selbst darbot, wie bei der Behandlung physikalischer Fragen, irrt er.

So wendet sich der Verf. nun im 2. Abschnitt zu Göthe's Forschungen in der organischen Natur. In Weimar nahm er seine naturhistorischen Studien wieder auf, die osteologischen und zoologischen Sammlungen interessiren ihn, unter Loder beschäftigt er sich wieder viel mit Anatomie. Die naturhistorischen Schriften Göthe's, soweit sie die organische Natur behandeln, theilt der Verf. in drei Classen: 1) solche, in denen G. die Resultate

seiner Forschungen niedergelegt hat, besonders seine Metamorphose der Pflanzen, 2) in denen G. die Geschichte seiner Studien erzählt; 3) solche, meist aphoristisch, die theils die Aufnahme und weitere Entwicklung von Göthe's Ideen bei seinen Zeitgenossen, theils die fernere Ausführung seiner angebahnten Untersuchungen von seiner Seite betreffen. Dass G. mit Unrecht ein eifriger Parteigänger Darwin'scher Theorien genannt sei, weist der Verf. nach; nur eine gewisse Verwandtschaft sei unverkennbar. Die weitere Untersuchung der in den naturhistorischen Schriften niedergelegten Sätze liegt den Zwecken dieses Archivs ferner.

Zu Göthe's Iphigenie. Vom Oberl. Dr. Köpke. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg. 1870.

Der Vf. behandelt die Frage, welche besonders O. Jahn in seiner bekannten anziehenden Schrift berührt hat, nämlich wo und aus welchen Gründen Göthe den dem Schauspiele zu Grunde liegenden Mythus geändert hat. Auch er kommt in der eingehenden Untersuchung zu dem Ergebniss, dass in dem, was nebensächlich war, Göthe die Griechen nachgeahmt hat, im Wesentlichen, Charakteristischen nicht, dass das innere Seelenleben seiner Personen modern ist. Wie die Anlage des Dramas christlich gedacht, die Handlung von christlichen Elementen ganz und gar durchzogen ist, so sind auch die Charaktere modern, vor Allem Iphigenie, was sich bei ihr nicht erst bei der Katastrophe zeigt, sondern schon von Anfrug an; keine Gestalt der Sage ist aber unter Göthe's Hand so verändert wie der König. Und auch alle anderen Verhältnisse im Drama, auch die Motive der Thaten in der Vorfabel sind veredelt durch die reine menschliche oder besser christliche Liebe, das wilde Tantalidengeschlecht trägt nicht mehr das Kainszeichen liebloser Selbstsucht und roher Rachgier, ihre schwersten Thaten erfüllen uns nicht sowohl mit Entsetzen als vielmehr mit innigem Mitleid für die Unglücklichen, welche die verletzte Liebe zu ihrem Thun treibt. Alle diese Punkte hat der Verf. in feiner Weise in warmer Darstellung besprochen, die Abhandlung ist als ein werthvoller Beitrag zur Götheliteratur zu bezeichnen. Dieselben Fragen, die hier behandelt sind, hat aber nicht bloss Jahn berührt; abgesehen von der Schrift Rinne's: Göthe's Iphigenie und das griechische Alterthum (1849), die allerdings auffallende Sätze aufstellt, sind dem Ref. noch bekannt das Lingener Programm von Reibstein, zwei Offenburger Programme von Trunk (1864 und 1868), zwei Geraer von Meyer (1850 und 1852), die Schrift von Schwarz: Die Iphigeniensage und ihre dramatischen Bearbeitungen (1869), wozu auch noch Zelter's Bemerkungen über den antiken Charakter des Gedichts (Briefwechsel mit Göthe IV, 141) verglichen werden können; über die eigenthümliche Darstellung der Furien, die trotz ihrer Verinnerlichung auch bei G. noch ihren objektiven Charakter behalten, ist der ausführliche Aufsatz von Sievers im Archiv sehr lesenswerth.

Ueber Göthe's Elpenor und Achilleus. Vom Dir. Dr. Fr. Strehlke. Programm des Gymn. zu Marienburg. 1870. 16 S. 4.

Die noch immer ziemlich verbreitete Meinung, als ob Göthe vor seiner italienischen Reise dem classischen Alterthum fern gestanden habe, widerlegt der Verf. auf's bündigste mit brieflichen Aeusserungen Göthe's und vielfachen Arbeiten, die eine sehr genaue und fortdauernde Beschäftigung

mit dem Alterthum lange vor der Versificirung der Iphigenie beweisen. Indem er sich dann zu dem Elpenor wendet, in dem der Dichter einen Stoff im Sinne des Alterthums zu behandeln unternahm, theilt er zunächst sämmtliche Stellen aus den Briefwechseln und aus Riemer's Mittheilungen mit, welche über das Entstehen des Gedichts handeln. Er gibt nun den Inhalt des Fragments an, und bespricht die Versuche der Ausführung des Plans. Am bekanntesten ist der von Viehoff im Archiv 1844, 121—126 aufgestellte, gegen den aber von anderen Seiten Einwendungen gemacht sind. Gegen die von Biedermann allerdings mit vielen Gründen behauptete Ansicht, als ob Göthe einer chinesischen Quelle gefolgt sei, hat er das gerechte Bedenken, es müsste irgendwo eine solche Quelle von dem Dichter selbst angedeutet sein. Alle jene Fortsetzungen schienen ihm aber mit Recht grossen Schwierigkeiten zu unterliegen; keinen Plan, meint er, habe Göthe befolgen können, und was er auch ursprünglich im Sinne gehabt, es habe ihm nachher fehlerhaft geschienen und deshalb sei der Elpenor als Torso hinterlassen. Die alte Vorliebe, was dem Verf. unbekannt geblieben zu sein scheint, scheint Viehoff für das Fragment bewahrt zu haben, indem er in seiner Verskunst einen Abschnitt daraus zu metrischen Uebungen benutzt. Unter ganz anderen Bedingungen nahm 16 Jahre später Göthe die Achilleis vor, zu der ihn die fortgesetzte Beschäftigung mit Homer führte; die Geschichte des Gedichts erläutert er wiederum auf das sorgfältigste. Er kommt dann zu dem Resultat, dass in der Achilleis nicht ein verfehlter Versuch vorliege, sondern vielmehr ein solcher, zu dessen weiterer Durchführung er nicht die Kraft in sich gefühlt, dass Göthe bald zu der Ueberzeugung gekommen sei, auch das höchste Ziel, welches er auf dem eingeschlagenen Wege erreichen könnte, stehe weit hinter den anderen zurück, welche die moderne Dichtung zu erstreben habe. Zum Dank für die anziehende Abhandlung erlaubt sich Ref. den Verf. auf eine, wie es scheint, ihm unbekannt gebliebene treffliche Schrift aufmerksam zu machen, des Dr. Klein Abhandlung über die Achilleis im Programm des Gymnasiums zu Emmerich, 1850. 19 S. 4.

Schiller und die praktischen Ideen. Vom Conrector Dr. Tepe. Programm des Gymnasiums zu Aurich. 1870. 24 S. 4.

Es sind die praktischen Ideen der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit, wie voll warmer Begeisterung für den edlen Dichter der Verf. sagt, in Schiller von früh an in seinem Leben, in seinem Empfinden, in seinem Dichten zur Offenbarung gekommen. Eben deshalb ist Schiller der Lieblingsdichter seines Volkes geworden; es liebt seine Werke wegen ihres Gehaltes, den es auch in seinem Innern entdeckt, wegen ihrer seiner verständigen und schwungvollen Natur zusagenden Form; je mehr sie in ihm in Fleisch und Blut übergehen, scheiden sie alles Ungesunde und Fremde aus seinem eigenen Wesen aus. Es liebt aber noch mehr den Menschen, es bewundert den Adel seiner Seele; der Grund dieser allgemeinen Verehrung ist Schiller's sittliche Vollendung, die grossartige Ausprägung aller sittlichen Ideen und ihre harmonische Vereinigung in seiner Person. Ueberall tritt uns seine Grösse entgegen. In ihr richtet uns zunächst die Idee der Vollkommenheit auf. Sie hat ihn erhoben, immer auf ein höheres Ziel hingewiesen, sein Ernst, sein Muth, seine Ausdauer feuern auch uns an und verbannen allen Leichtsinn und allen Kleinmuth. Er liebte die Arbeit, aber nur die, bei der sich sein Gemüth betheiligen konnte; daher waren der Mensch, des Menschen Loos, sein Empfinden, Denken und Wollen die Hauptgegenstände seines Nachdenkens. Er drang vor bis an's Allerheiligste; aber die innere Stimme hielt ihn davon ab, den

Schleier wegzuziehen. Er war ein besonnener Denker und wusste zu resignieren; das sichere Gebiet der Aesthetik, — der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft — war sein liebster Aufenthalt; Kant's starrer kategorischer Imperativ löst sich ihm in sittliche Ideen auf, denen unter allen ästhetischen Ideen die Oberhoheit gebührt. Vor allen durchdringt die Idee der Vollkommenheit seine Kunstwerke und verleiht ihnen das Gepräge der Grossheit, allen, den kleinsten wie den umfassendsten. Diese Idee spiegelt sich auch in seinem Leben ab in seiner Ergebung, Mässigung, Entschlossenheit. Diese Idee der Vollkommenheit ist innig vereinigt mit der Idee des Wohlwollens. Er war ungemein liebevoll und wohlwollend; er war der liebevollste Sohn, Bruder, Gatte, Vater, Freund. Aber sein Herz schlug der ganzen Menschheit; doch zu denen konnte er kein Herz fassen, die selbst herzlos waren. Sein Wohlwollen erstreckte sich über einen weiten Kreis; er suchte die negative Freiheit von unwürdigen und unnöthigen Fesseln und die positive Freiheit der vernünftigen Selbstbestimmung zum Gemeingut zu machen. Ebenso lebendig war in ihm die Idee des Rechtes. Häufig und besonders in seinen ersten Dramen nimmt sein Rechtsbegriff die Gestalt des Gegensatzes gegen unvernünftige Gesetze an. Die Staatsverfassung als solche ist ihm nicht absolut wichtig und wesentlich, er ist weder Demokrat noch Aristokrat. Indem er aber nicht den höchsten Maassstab an die Gesetzgeber legt, erscheinen sie ihm in ihrer Gesammtheit als Wohlthäter der Menschheit, als Gesandte des Himmels. Das Missfallen am Streit, das allgemeine Menschengefühl, ist der erste Entstehungsgrund der Ordnung, der vernünftigen Gesetze (vgl. Braut von Messina: Ende des Bruderzwistes, Preislied des Friedens). Der Hauptgrund der Macht der Idee des Rechts in Schiller lag in seiner Sympathie für die Menschheit. Die Idee der Billigkeit spricht sich bei ihm schon aus in seiner Stärke gegen seine neidischen Gegner (vgl. die Xenien) und in dem Beifande, den er Leidenden lieh, sie spricht sich aus in seiner Scheu vor Verbindlichkeiten, aber auch in seiner innigen Dankbarkeit, in seiner Pietät, in seinem lebendigen Interesse bei Betrachtung der moralischen Welt, demgemäss in seiner Darstellung der göttlichen Gerechtigkeit. Besonders liess ihn die Idee der innern Freiheit ein klares Weltregiment erkennen und glauben. Diese Idee verlangte von ihm Entschiedenheit des ästhetischen Geschmacks, Sicherheit im logischen Denken und Erkennen, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Beharrlichkeit und Entschlossenheit in seinen Arbeiten. Aber wo der Einklang seines Selbst fehlte, gab er das ihm nicht mehr Homogene gern auf; so wandte er sich von der Jurisprudenz zur Medicin, von der Medicin zur Poesie, von der Poesie zur Geschichte, von der Geschichte zur Philosophie, von der Philosophie zur Poesie; aber trotzdem zeigt sein Leben eine schöne Continuität; denn stets waren die praktischen Ideen in ihrer Gesammtheit in ihm lebendig, er suchte seine Menschen-Ehre darin der Vernunft gemäss zu leben. Im Kampfe der Gedanken und Gefühle wusste er seine innere Freiheit zu behaupten. Entschlossene Charaktere, die nach dem Gesammturtheile aller sittlichen Ideen Recht haben, stellt er mit besonderer Begeisterung dar, die Jungfrau von Orleans scheint die in Schiller's bewegter Seele sich erhebende Idee der inneren Freiheit selbst zu sein.

Schiller's Jungfrau von Orleans, neu erklärt und nach ihrem christlichen Gehalte gewürdigt. Erster Theil. Von Dir. Dr. G. Fr. Eysell. Programm des Gymnasiums zu Hersfeld. 1870. p. 25—103.

Es ist mit grossem Danke anzuerkennen, dass zur Jubelfeier des Gymnasiums zu Hersfeld der gründlichste Kenner der Geschichte der Jungfrau

von Orleans eine Interpretation des Schiller'schen Dramas sich zum Thema wählte. Zur gelehrtesten Kenntniss des geschichtlichen Thatbestandes gesellt sich hier das sorgfältigste Studium des Gedichts. Den tiefen religiösen Gehalt desselben hervorzuheben, ist die Hauptaufgabe des Verf. gewesen und daher geht er besonders genau in die Entwickelung des Charakters Johanna's ein. Aber dabei ist auch sonst nichts übersehen, und wenn Ref. bemerkt, dass die umfangreiche Abhandlung sich nur ausdehnt bis auf der Jungfrau Ankunft in Chinon, so werden die Leser daraus folgern können, dass auf die psychologische Entwickelung der Verf. den grössten Fleiss verwandt hat.

Zuerst erzählt der Verf. die der Handlung des Stückes vorausliegenden Begebenheiten, er geht aber nur auf die genauer ein, auf welche im Gedichte angespielt wird, die uns Aufschluss geben über den Charakter der bei Schiller vorkommenden Personen; daher wird Isabeau's Theilnahme an den politischen Kämpfen, die Tödtung des Herzogs von Burgund, die Heirath Heinrich's V. genauer besprochen; von Karl's VI. Tode an aber übergeht der Verf. die sonstigen geschichtlichen Berichte und hält sich allein an Schiller. Der Charakter des Königs Karl VII. ist der Art, dass trotz seiner Privattugenden er für die bewegte Zeit nicht geeignet war; trotz aller Sanftmuth fehlte ihm der starke Glaube, die ihm gewordenen Prophezeiungen deutete er falsch; gegen Orleans that er nicht seine Pflicht, sein Pflichtgefühl wurde übertäubt durch den Gedanken, dass Gott die Sünden seines Hauses an ihm heimsuchen wolle bis zum vollständigen Verluste des Reiches. Und doch sollte ihm von einer Frau die Hülfe wirklich, wie ihm geweissagt war, kommen, aber von einer andern, als er dachte, die angethan war mit der Macht des Glaubens, woran es Frankreich bisher gebrach.

Somit wendet sich der Verf. zum zweiten Punkte, der Jugendgeschichte Johanna's bis zum Abschied von dem Vaterhause. Er führt uns erst Vater und Schwestern vor. Mit ihrer ganzen Familie stand Johanna auf dem Glaubensboden ihrer Kirche. Ihre Beschäftigungsweise entwickelte die Kräfte des Leibes und der Seele auf das glücklichste; ihre hohen Wundergaben wurden von den Ihrigen anerkannt. Nun erfolgte die Berufung. Die sinnlichen Formen, in denen ihr ihre Glaubensidee in's Bewusstsein traten, sind Erzeugnisse des Zeitalters, die Ideen selbst aber als Geburten der vom Geiste Gottes im Tiefsten bewegten Menschenseele zu denken. In diesen Visionen ist, wie ausführlich der Verf. nachweist, ein stufenmässiger Fortschritt wahrnehmbar, sowohl äusserlich als in Bezug auf den Inhalt; den sich so gipfelnden drei Marienvisionen schliesst sich die Offenbarung des Herrn selbst an; durch diese letztere wird die Erfüllung der Aufgabe Johanna's unter die unverbrüchliche Garantie seines allmächtigen Willens gestellt. Und dennoch wird das ideale Wort der Offenbarung noch durch einen realen Gegenstand, den Helm, überboten. Ihr Glaube steht fest, aber schwere Bedingungen sind ihr auferlegt; sie hat sich zu bewähren. Ihr Charakter ist nicht fertig, sondern ein werdender, bis zu völliger Durchdrungenheit des Menschlichen von dem Göttlichen. So, sagt der Verf., wird ihre Geschichte zum universellen Symbol der christlichen Glaubens- und Heiligungsidee. — Der Verf. geht nun genau den Prolog durch; die Vorgänge in Johanna's Seele werden klar dargelegt, der innere Zusammenhang der Scenen unter einander aufs sorgfältigste nachgewiesen, selbst die etwaigen Bedenken, Einwürfe, Erwartungen, die von Seiten der Zuschauer ausgesprochen werden könnten, besprochen, nicht blos also referiert, sondern auch nach allen Seiten erwogen. Hier ist nichts mehr hinzuzufügen. Auf die Fortsetzung haben wir hoffentlich nicht zu lange zu warten.

Ueber den Charakter des Schicksals in Schiller's Tragödie. Von Dr. Theodor Nölting. Programm der grossen Stadtschule zu Wismar. 1870.

Manche der hier ausgesprochenen Ansichten geben zu Bedenken Veranlassung. Die Schicksalsidee der Alten sei in der Oedipussage ausgedrückt; Oedipus habe ja in Allem freien Willen gehabt und er macht den grausamen Spruch nur wahr, weil sein Herz ihn dazu treibt. Er tödte leidenschaftlich den Alten, er sei dadurch nicht beunruhigt, er heirathe die Wittwe sofort, denn später zeige er sich in dem Fluche über den Mörder, in dem Benehmen gegen Tiresias höchst leidenschaftlich, so verschulde er sein Verhängniss. Gegen diese Auffassung aber sträubt sich das Gefühl. Was später geschieht, kümmert uns nicht, es dient nur zur Charakteristik des Oedipus, es begründet aber nicht das tragische Geschick, dazu ist schon der Grund gelegt in der Tödtung und der Heirath; ist aber diese Tödtung ein so schweres Verbrechen, die Hast, mit welcher der ehrgeizige Jüngling durch die Vermählung sich den Thron sichert, so verdammenswerth, dass sie auf gleicher Stufe steht mit dem furchtbaren Schicksal? Ist dies Schicksal die natürliche Folge des leidenschaftlichen Handelns des Helden? Wo ist je eine durch den Drang der Umstände herbeigeführte Tödtung, wo eine unbesonnene Heirath die Ursache eines solchen Endes gewesen? Dies antike Schicksal, wie es der Verf. auffasst, erscheint ihm auch als bewegende Macht in Schiller's Wallenstein. Die Umstände treiben Wallenstein zur Entscheidung; die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein: er schliesst den Bund mit den Schweden; aber wie er jetzt entschieden handelt, so nun auch seine Gegner. In der That? handelt er so entschieden? da hätten wir es nun zu thun mit dem äusserlichen Kampfe zweier Parteien, während doch der Schwerpunkt in Wallenstein's Charakter, seiner Unentschlossenheit, liegt. Es ist ferner doch sehr gewagt das Schicksal, die Wendung, wie sie in Maria Stuart vorkommt, in der Jungfrau von Orleans, mit dem antiken Schicksal zu vergleichen. In der Braut von Messina findet es der Verf. durchaus nicht motiviert, dass Cesar den Manuel sofort ersteche (nicht durch den Charakter?), und es müsste uns überraschen, wenn wir nicht bereits durch Isabella's Erzählung der beiden Träume das bevorstehende Schicksal wüssten. Wie? jene That ist nicht motiviert und überrascht uns doch nicht? Und woher wissen wir denn, dass der Traum nach der bösen Seite hin sich erfüllen muss? Und nach der That werde vollends Cesar's Haltung erst recht unnatürlich. Damit ist dem Dichter der stärkste Vorwurf gemacht, der des Mangels an Einheit im Charakter. Ebenso unbegreiflich sei Beatrice's Benehmen, ihre regungslose Haltung; ebenso Isabella. Das alles nennt der Verf. schwache Punkte in der Fabel und in der Schicksalsidee; nein, es wären vielmehr die ärgsten Schwächen in der Charakteristik.

Schicksal und Schuld in Schiller's Braut von Messina. Vom Subrector Julius Drenckmann. Programm des Gymnasiums zu Königsberg in d. N. 1870. 20 S. 4.

Mit dem Urtheile des Verf. über das Walten des Schicksals im König Oedipus, mit dem die Braut von Messina gewöhnlich verglichen wird, muss man sich durchaus einverstanden erklären. Eben so zu billigen ist alles, was er über Schiller's Gedicht sagt, über die Motivierung der Handlung, die Charaktere, die Schuld der Personen, so dass allen denjenigen, welche bisher mit sich selbst noch nicht über den Sinn des Stückes klar geworden sind, die Lesung der Abhandlung anzurathen ist. In Schiller's Gedicht ist

für uns alles weit verständlicher motiviert als in dem griechischen Gedichte, dass für uns immer etwas Fremdartiges behält; es ist schwer zu begreifen, wie diese Wahrheit auch jetzt noch vielfach verkannt wird. Man hat sich die Nachbildung der griechischen Tragödie, die Schiller allerdings bezweckt, viel zu weit ausgedehnt gedacht, sie liegt nur in der äusseren Oekonomie, in der Darstellungs- und Ausdrucksweise, in dem Gange der Handlung; aber die Weltanschauung ist durchaus nicht die antike; die höchste Macht ist nicht das Fatum der Alten, wie es in König Oedipus erscheint, sondern der Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern, aber nur weil die Kinder mit ihren Freveln die Frevel der Väter fortgesetzt haben.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Mittheilungen über eine Handschrift zu Nymegen bezüglich des Schwanenritters von L. Sloet. *

De Reiffenberg hat im 4. und 5. Theil der Collection de Chroniques Belges inédites die Sage vom Schwanenritter herausgegeben und derselben mit vieler Gelehrsamkeit und grosser Ausführlichkeit Alles beigefügt, was er mit nicht geringer Mühe von Nahe und Fern zusammengebracht hatte. So freute er sich auch, eine lateinische Uebersetzung hiervon mittheilen zu können, die unter Nr. 5 in den Appendices des vierten Bandes aufgenommen ist.

In den Archiven der Stadt Nymegen befindet sich eine merkwürdige Sammlung lateinischer Handschriften aus der Mitte der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die in einen Band zusammengebunden sind.

Das erste Stück aus dem Ende des 15. Jahrhunderts ist eine der von de Reiffenberg herausgegebenen ähnliche Uebersetzung und so weit ich dies nachgehen konnte, bis jetzt nicht veröffentlicht. Die Geschichte des Schwanenritters wird darin sehr einfach dargestellt und unterscheidet sich eben dadurch in vieler Hinsicht von den gewöhnlichen Formen, in denen dieser Volksroman auf uns gekommen ist und mitgetheilt werden von Veldenaer, Fasciculus temporum, p. 422; v. d. Schüren, Chronik v. Cleve, 77; Teschenmacher, Annales Cliviae, ed. Dethmar, 123; Histoire miraculeuse du Chevalier au cygne, fils du puissant roy Oriant, in „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, III, col. 4; Eene schoone historie en miraculeuse geschiedenis van den ridder met de zwaan, die te Nijmegen in Gelderland te scheep kwam enz., Amsterdam, by Koene. 4. — Hierüber s. van den Bergh, Volksromans, S. 23 und Volksoverleveringen, S. 96. Ferner de Reiffenberg, l. c. und Jonckbloet, Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde, I, p. 27. **

Nach vorgenannter Hs. ist die Ehe des Königs Oriant, der nach seines Vaters Tode mit seiner Mutter regiert, dessen Land jedoch nicht genannt wird, von etwas Aussergewöhnlichem nicht vergesellt. Da er von hoher Abkunft war — ex alto sanguine, — nahm er — ut dignum fuit, — Beatrix zu „generosam uxorem." Diese zog sich den Hass ihrer Schwiegermutter

---

* Nach „Verslagen en mededeelingen der Kon. Akademie van wetenschappen. Letterkunde. XII, 2. p. 253 ff. frei übersetzt.

** W. Müller, „Die Sage vom Schwanenritter" in „Germania" Heft 4, S. 418, hatte ich nicht zur Einsicht und konnte deshalb nicht nachsehen, wie er die Formen auffasste.

nicht, wie andere Lesarten lauten, wegen ihrer niedrigen Herkunft zu, sondern weil sie sowohl von Reichen und Vornehmen, als auch von Geringen und Armen geachtet und geliebt wurde.

Von dem Gespräch zwischen dem Ehepaar über das Gebähren mehrerer Kinder zugleich wird ebenso wenig etwas mitgetheilt, als von einer Lästerung einer Frau, die Zwillinge geboren hatte, von Beatrix ausgesprochen, in Folge dessen sie selbst zur Strafe in Abwesenheit ihres Mannes von 7 Kindern soll entbunden worden sein. Nach unserer Hs. waren es 6 Knaben und 1 Mädchen, mit goldenen Halsbändern, während andere Lesarten von 7 Söhnen und silbernen Halsbändern sprechen; dagegen stimmt sie mit anderen Lesarten überein, was bezüglich des Verwechselns der Kinder mit Hunden und der ferneren Thaten Matabruna's mitgetheilt wird. Bemerkenswerth ist, dass der Name Liliefort hier der Hebamme beigelegt wird, während er sonst für den Namen des Reiches Oriants gilt. Die Kinder, von Marques nicht getödet, wie ihn Metabruna beauftragt, sondern als Findlinge ausgesetzt, werden nach unserer Hs. nicht von dem Eremiten Elias selbst, sondern von dessen Ziege gefunden, die sie auf ihrem Rücken zur Klause brachte.

Als König Oriant nach seiner Rückkunft von seiner Mutter vernimmt, dass seine Frau von 7 Hunden entbunden sei, lässt er die Astronomen und Weisen seines Landes zusammenkommen und legt ihnen die Frage vor, ob eine Frau auch Hunde zur Welt bringen könne, was sie verneinen; wohl aber könne eine Frau mehrere Kinder zugleich gebären. Dass Beatrix zur Kerkerhaft verurtheilt sei, während Metabruna die Todesstrafe über sie verhängt wissen wollte, sagt die Hs. nicht.

Matabruna, die von Jägern vernommen hat, dass die Kinder bei dem Eremiten seien, lässt Marques durch Manquare umbringen und beauftragt die Jäger, die Kinder aufzusuchen und zu tödten. Aber auch diese führen den Auftrag nicht aus, sondern nehmen sechs Kindern (das siebente war abwesend) ihre Halsbänder, in Folge dessen sie in Schwäne verwandelt werden. Metabruna lässt aus den Bändern einen Becher machen. Da aber eins dieser Bänder im Schmelztiegel schon einen solchen Umfang annimmt, dass er für einen grossen Becher ausreicht, so eignen sich die Goldschmiede die übrigen fünf zu. Hierin kömmt die Hs. mit andern Lesarten überein, während sie im Folgenden wieder abweicht.

Nachdem der Eremit den Knaben, der das Halsband behalten, erzogen, getauft und ihm seinen Namen gegeben hat, wird ihm durch einen Engel mitgetheilt, dass Oriant der Vater dieses Knaben sei; zugleich verordnet der Engel, dass der Knabe zu seines Vater Schloss reise. Elias, von dem Eremiten hierüber genau unterrichtet, kommt in Baumblättern gekleidet bei Hofe an, wo er seiner Grossmutter deren Missethat vorwirft. Diese leugnet. Elias fordert Marquare zum Zweikampf auf, der ihn annimmt. Beide ziehen in Waffenrüstung zum Kampfplatz und Elias haut Marquare mit dem ersten Schlage einen Arm ab, worauf letzterer Alles bekennt. Matabruna flieht in Mannskleidern in eine feste Burg, in der sie durch Elias verbrannt wird. — Dass die fünf ungeschmolzenen Halsbänder zurückgegeben und dadurch die fünf Schwäne wieder in Menschen verwandelt werden, erzählt die Hs., wie die übrigen Lesarten. Der Schluss dagegen ist hier wieder ganz anders.

Durch eine göttliche Eingebung wird Elias berufen, die Herzogin von Bouillon gegen den Grafen von Lisebonne zu schützen. Er erhält von seinem Vater ein Horn, welches die Wunderkraft besitzt, dass jeder, der die Töne desselben hört, besiegt wird. Mit diesem Horn reist er in einem Schiffe ab, dass von dem Schwane an einer goldenen Kette gezogen wird, der bisher seine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten hat. Er kommt zu Nymegen an, wo sich der Kaiser aufhält, tödtet in einem Zweikampfe den

Grafen von Lisebonne, erhält die einzige Tochter der Herzogin-Wittwe von Bouillon zur Frau und wird Herzog und Herr des Landes.

Eine weitere göttliche Eingebung lehrt Elias, dass der Schwan, der sein Schiff gezogen habe, ebenfalls seine vorige Gestalt zurückerhalten und er deshalb zu seinen Eltern heimkehren müsse. Dies thut er und lässt Frau und Kind unter der Obhut des Kaisers. In sein Vaterland auf einem Schiff, wieder von demselben Schwane gezogen, zurückgekehrt, wird der Schwan in die Kirche gebracht und unter Celebriren und Beten vieler Anwesenden ebenfalls seiner menschlichen Gestalt wieder theilhaftig.

Hier endigt die Hs., nicht wie ein Fragment, nicht als ob noch Etwas folgen müsse, sondern wie ein abgeschlossenes Ganzes, mit einem Anruf zu Gott und dem Schlusswort Amen. Nichts wird von dem weiteren Leben des Elias gemeldet, kein Wort wird von seinem Verschwinden erwähnt, als Beatrix ihn trotz seiner Bedingung und Warnung bittet, ihr seine Abkunft mitzutheilen. Nichts kommt darin vor von den Kindern und Enkeln von Elias und Beatrix, welche der berühmte Gottfried von Bouillon, Balduin und Eustachius gewesen sein sollen. Nichts hat sie mit der meist in Gelderland und im Clevischen gangbaren Lesart gemein, dass Elias zufällig mit seinem von einem Schwane gezogenen Schiffe zu Nymegen angekommen sei und die Erbtochter von Cleve geheirathet habe, aus welcher Ehe die Grafen von Cleve und Teisterbant entsprossen sein sollen.

Je kürzer und einfacher eine Volksüberlieferung in Form eines Gedichtes oder einer Erzählung auf uns gekommen ist, um so näher steht sie ihrer Entstehungsperiode. Die Poeterei, — wie van der Schüren sich ausdrückt, — hat sich ihrer noch nicht bemächtigt, sie noch nicht mit Anderm vermengt, und sie noch nicht andern Zuständen und Zeiten angepasst, als denen, in welchen sie entstand.

Haben wir nun in der Nymeger Hs. den Kern oder einen der Kerne, woraus sich später das ausgebreitete Volksepos von dem Schwanenritter bildete?

Ich will nichts entscheiden, halte jedoch die Hs., wovon ich nachstehend eine getreue Copie gebe, wohl werth, die Leser dieser Zeitschrift damit bekannt zu machen.

Fuit quidam rex nobilis, dictus Oriant, qui, patre orbatus, cum matre sua, nomine Matabruna, regnum suum nobiliter gubernavit. Et quia dictus rex Oriant alto profluxit ex sanguine, generosam, ut dignum fuit, duxit uxorem, nomine Beatris. Hec tam virtuosa extitit, ut non solum magnis et nobilibus, verum eciam parvis et pauperibus amabilis fuerit, et rex eam unice diligebat. Mater vero considerans, quod Beatris plus a rege et nobilibus, nec non totius regni incolis, amaretur, simulata ira, odium contra eam gerebat.

Accidit autem post hoc, ut rex Oriant, propter causas arduas eundem concernentes, ad alienas se transferret partes, et regina Beatris, vicina partui septem proles, torques aureos in collo gestantes, pareret, quos tamen Matabruna minime considerabat, inter quos tamen una tantum juvencula fuit, ceteri mares extiterunt. Quod cernens Matabruna, doluit de tanto nobilium prolium ortu, et egit cum obstetrice, dicta Liliefort, ut septem catellos in panniculo sumeret, et, regine eosdem ostendens, diceret, quod ipsa eosdem peperisset. Quod cum dicta Liliefort faceret, Beatris, multum contristata, amarissime flebat. Matabruna deinde dictos pueros cuidam ex suis familiaribus, nomine Marques, obvolutas in panniculo, tradidit, et ut in desertum iret et eosdem interficeret, mandavit. Marques vero pueros accipiens, in desertum, juxta preceptum Matrabrune, et pannum aperiens, septem pueros pulcherrimos vidit. Tunc ipse eosdem deosculans et vivos relinquens, se eosdem interfecisse testabatur.

Deinde rex nobilis Oriant ad patriam revertitur. Cui mater occurrens, salutavit et, inter cetera, quoniam Beatris septem catellos pepererat, narravit. Quo audito, rex multum constristatus, tocius regni astronomos et sapientes convocari fecit. Quibus congregatis, interrogavit, uterum eciam mulier canes parere posset? Ad hoc ipsi responderunt, quod non canes, sed pueros, eciam plures, parere posset.

Et tunc habitabat in eodem heremo, ubi hujusmodi pueri portati fuerunt, quidam heremita, nomine Helias, habens quandam capram, de cujus lacte nutriri solebat, que, exiens ad pascua ad interiora deserti, dictos pueros invenit, et ipsis inventis, eosdem suo lacte, Deo disponente, nutrivit et ad domunculum heremite solito tempore non redibat. Tandem, infantulos in dorso gestans, domum revertitur, et a dicto heremita hilariter recipiuntur, nutriuntur et foliis arborum vestiuntur.

Post hec Matabruna percipiens a ventoribus, quod in hujusmodi heremo infantuli apud heremitam conservarentur, cogitans, quod Marques illos vivos reliquisset, eum per quendam suum familiarem, nomine Manquare, interfici, jussit. Et illo interfecto, venatores ad desertum hujusmodi misit, ut dictos infantulos quererent et interficerent. Venatores vero, per desertum gradientes pueros, excepto uno, invenerunt, et videntes, quod torques aureos in cello habebant, illos a collo eorum abstrahentes, in cignis mutati, continuo volantes, recesserunt et in foveam, juxta domicilium dicti heremite, remanserunt. Venatores autem, ad Matabrunam redeuntes, eidem torques illos representarunt, narrantes eidem miraculum, quod viderunt. Tunc illa aurifabros convocari jussit et eisdem, pro crusibulo faciendo, torques hujusmodi tradidit. Quibus acceptis, dum unum in ignem injicerent, ita augmentabatur, ut crather magnus inde formabatur. Quod videntes aurifabri, reliquos quinque furati sunt et cratherem aureum Matabrune reportabant, de cujus magnitudine cum ipsa admirabatur, estimabat enim, quod omnes sex torques predicti in hujusmodi crathere facti fuissent.

Deinde dictus heremita juvenem, quem secum retinuit, baptisavit, et eum nomine suo Heliam nuncupavit, qui cignos eosdem continue visitavit, recognoscens ex spirituali revelacione, quod soror et fratres sui essent.

Post aliquantos igitur annos, angelus Domini dicto heremite nunciavitt quod juvenem ad palacium regis Oriant, qui pater ejusdem esset, mittere,, qui opprobrium matris sui, scilicet regine Beatris, vindicare et scelus Matabrune propalare deberet. Extunc Elyas heremita Elyam juvenem de singulis instruxit et eundem, vestitum foliis, ad palacium regis destinavit. Qui ibidem veniens totum factum Matabrune propalavit, et quomodo ipse cum sorore et fratribus in heremum delati essent, narravit. Quod audiens Matabruna ipsum hec mentiri dicebat. Continuo Elyas, pro veritate percipienda, duellum facere paratus erat. Extunc Manquare, ex parte Matabrune, duwellum cum Elya facere acceptavit. Deinde armis induuntur et, ad campum venientes Elyas primo ictu brachium sui adversarii amputavit. Tunc Manquare, ad genua provolutus et veniam petens, totum factum Matabrune enodavit. Matabruna vero videns, quod Manquare devinctus fuerat, relicto habitu muliebri, in habitu virili fugit, et castrum, quod ipsa habebat fortissimum, intravit. Quod Elyas percipiens, eam insequitur et castrum ipsum obsedendo, incendit cum eadem. Quod dicti aurifabri videntes, Elye hujusmodi torques, quos ipsi furati fuerant, reportarunt. Quibus receptis, regem Oriant, patrem suum, nec non Beatrem, matrem suam, usque ad locum, ubi cigni fuerant, perduxit et cuilibet torquem apposuit, excepto uno, cujus torques in cratherem commutatus fuit. Postquam autem torquem in collibus receperunt, pristinam eorundem formam, scilicet humanam, assumpserunt et a presentibus, cum gaudio enarrabili, suscipiuntur et deosculantur.

Deinde dictus Elyas, ex revelacione et ammonicione Divina, valedicens presentibus, ad tuendam ducissimam de Bullion, que a comite de Lisebonne molestabatur, navigio recessit, et cignus, nondum ad naturam hominis redu-

ctus, navem cum cathena aurea trahebat. Pater vero ejus, rex Oriant, videns quod Elyas recedere vellet, sibi cornu quoddam didit, quod illius virtutis erat, ut nullus sonum ejus audiens, contra eundem victor esse posset. Tunc Elyas, cum navi progrediens ad imperatorem, qui tunc in Novomagio residebat, venit, et quomodo, ad tuendam dictam viduam venisset, enarravit et comitem de Lisebonne ad duellum vocavit. Deinde venientes ad campum, ab imperatore confirmatum est duellum. Et Elyas dictum comitem interfecit. Tunc imperator videns virtutem et constanciam dicti Elye, filiam unicam, quam dicta ducissa habebat, dicto Elye in matrimonium tradidit, et tunc cum processione et gaudio magno suscipitur et dux ac terre dominus constituitur.

Deinde ex divina revelacione didicit, quod cignus ille, qui navem, qua venerat, trahebat, adhuc pristinam suam naturam recipere deberet, et quod propterea ad parentes suos redire deberet. Ipse uxorem cum filia, quam habuit, exinde imperatori commisit, et valedicens eisdem, cum navi, cigno trahente, recessit. Et dum ad terras proprias venit, fratres sui et parentes eidem occurrentes et salutantes, cum leticia grandi susceperunt et continuo cignum hujusmodi in ecclesia statuentes, pluribus celebrantibus et aliis orantibus, humanam recepit naturam, prestante Domino nostro, qui vivit et regnat in seculorum secula. Amen.

München. Oskar Verlage.

Moderne französische Schriftsteller im Elsass.

Die Strassburger Zeitung hat in einer längeren Reihe von Aufsätzen über die neueren Dichter und Prosaiker des Elsass eingehend berichtet, aus denen auszugsweise nachstehende Mittheilungen entlehnt sind.

In den dreissiger Jahren bildete sich — auch im pittoresken Oberelsass — ein dem Stande der Fabrikherren angehöriger Mann zum eleganten französischen Versificator, indem er sich mit kindlicher Pietät an Pfeffel's Muse dahingab, und den ächt moralischen deutschen Volksdichter auf den gallischen Parnass zu verpflanzen unternahm. Zur Lebensaufgabe war es für Paul Lehr geworden, die philosophischen und politischen Apologen des blinden Dichters, mit gewissenhafter Treue und doch in leichter, anmuthiger Form dem französischen Publicum mundgerecht zu machen. Mit unermüdlicher Ausdauer und einer Feile, die nicht vor dem zehnfachen Anlegen an die widerstrebende, deutsche Materie zurückscheute, brachte es Paul Lehr in der That dahin, dass eine schöne Auswahl der poetischen Versuche Pfeffel's in französischer Sprache zu Stande kam, und sich wie Originalgedichte dem Leser empfahl. Lehr hat den greisen Dichter noch in seinen letzten Lebensjahren in seiner Häuslichkeit gesehen, und war ihm als Schüler nahegestanden; er wollte dem Andenken des geliebten Altvaters ein Denkmal setzen, und unstreitig erreichte er seine Absicht.

Nun dürfte mich der Leser fragen: Hat sich Pfeffel's getreuer alterego an keinen anderen Repräsentanten der deutschen Dichtung gewagt und ist er unwiderruflich im Bezirke der Pfeffel'schen Fabel und poetischen Epistel geblieben? — Nicht immer — so hat er z. B. die Geisterscenen von Bürger's Lenore meisterhaft reproducirt; in eigner Composition hat er die Najade Niederbronns gefeiert und bei Sängerfesten, oder wenn es galt einheimische Grössen zu verherrlichen, hat er elsässische Cantaten mit lyrischem Schwunge gedichtet; er hat in Freundeskreisen, bei frohem und trübem Anlass, seine Verse wie Blumen hingestreut, und sich begnügen lassen mit spärlichem Lobe in unserer prosaischen Zwittergesellschaft.

Ungefähr zur selben Zeit, aber noch in froher Jugend prangend, hielt sich ebenfalls im Oberelsass ein Sänger auf, der sich vorerst ganz an fran-

zösischen Mustern herangebildet. Unter seinen Freunden und bald in weiteren Zirkeln erlangte Theodor Braun den Ruf eines liebenswürdigen gesellschaftlichen Liederdichters; er war aus der Schule Béranger's und Desaugiers hervorgegangen. Aber auch ihn erfasste bei vorrückenden Jahren und bei näherem Eingehen in die deutsche Dichtung, der Gedanke zum vermittelnden Dollmetscher zwischen den zwei Literaturen zu werden. Braun begann im Jahre 1848 mit der Herausgabe einer Uebersetzung des Schiller'schen Don Carlos in Alexandrinern. Diese dramatische Reproduction legte ein sprechendes Zeugniss ab von dem Talente des Verfassers; ein fliessender, leichter Styl, ein den Zwang des Verses überwältigendes Anschmiegen an den Inhalt des Originaltextes, machten sich vorerst bemerkbar. Allein der Uebelstand des zwölfsilbigen monotonen Alexandriners, dem deutschen fünffüssigen, leichtgeschürzten Jambus gegenüber, hatte schon eine unvermeidliche Dehnung des Textes zur Folge; die Zahl der deutschen Verse wurde ebenfalls nicht unbedeutend überschritten; somit erschien die dramatische Handlung gelähmt. Und was dem Uebersetzer besonders hart zusetzte, das war die Unmöglichkeit in der französischen, spröden, hyperdelicaten Sprache den Metaphern-Reichthum und die Gedankenfülle der Sprache des deutschen Dichters neu zu schaffen. Allein, all dieser unvermeidlichen Mängel unbeschadet, ward dem Uebersetzer ein verdientes Lob zu Theil und ermuthigte ihn, auf derselben Bahn fortzuschreiten. — So erschienen nach und nach die Uebersetzungen der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Wilhelm Tell, der Wallensteinschen Trilogie und der Braut von Messina. Zum erstenmale ward in rhythmischem Gewande das ganze dramatische Vermächtniss Schiller's, mit Ausnahme der in Prosa geschriebenen Stücke, vor das französische Publikum gebracht, und je länger und je mehr der Verfasser in seiner Arbeit voranschritt, machte sich, beinahe bis an's Ende, die progressive Leichtigkeit bemerkbar, womit er den schwierigen Stoff bewältigte.

Theodor Braun hat in seinen Mussestunden beinahe zwanzig Jahre an sein kühnes Unternehmen gewendet; ihm blieb das Verdienst, nach v. Barante's und Reiniar's prosaischen Uebersetzungen,* der einzige Franzose zu sein, der sich an die Totalität der versificirten Tragödien Schiller's wagte, und ehrenvoll aus dem Kampfe mit dem unerreichbaren Urbild hervorging.

Unter der Juliregierung begann in Strassburg eine literarische Bewegung, die wir nicht unerörtert lassen, obgleich ihre Urheber, jüngere Professoren des Lyceums und der Academie, ihrem Ursprunge nach dem Elsasse nicht angehörten. Durch die Lectüre des Leben Sophokles' von Lessing angeregt, fühlte sich Guïard berufen, die sieben Tragödien und sämmtliche Fragmente des griechischen Dichters in französischen Versen mit möglichster Kürze und Treue wiederzugeben. Die übertragenen Trauerspiele lassen ganz den Eindruck von Originalstücken in dem Geiste des Lesers zurück. Ihre Veröffentlichung fällt in die dilettirende eklektische Epoche, während welcher in Berlin und Paris die Aufführung griechischer Tragödien beinahe zur Modesache geworden. Für Guïard, den einfachen, aber nichtsdestoweniger ehrgeizigen Provinzialdichter war es eine tiefe Bekümmerniss, zu diesem Behufe andere Uebersetzer bevorzugt zu sehen. Die Lorbeern von Octave Lacroix verbitterten sein Leben; er starb jung, unbefriedigt, unbelohnt, und doch legt seine Uebersetzung, besonders der Sophokleischen Chöre, ein Zeugniss ab von der lyrischen und stylistischen Begabung des Translators.

In Strassburg begann Génin, ebenfalls durch locale Freunde in die Schätze der poetischen und kritischen Literatur eingeführt, seine ersten po-

---

* Der letztere hat sämmtliche Werke Schiller's, v. Barante nur die dramatischen wiedergegeben.

lemischen Angriffe gegen mehr als einen Pariser Tagesgötzen, vor allem gegen Victor Hugo und seinen „Rhein." Von hier aus erliess St. René Taillandier seine ersten Manifeste in der Revue des deux mondes über die Verhältnisse und die Producte der modernen deutschen Dichtung. Weder der eine noch der andere verleugnete den Einfluss der geistigen Atmosphäre der Strassburger Akademie und des nahen gedankenschweren Deutschlands.

Nicht immer mit gleicher Aufrichtigkeit verfuhren andere ihrer academischen Genossen. So lebte hier, fast zu gleicher Zeit mit Génin, der ebenfalls an der faculté des lettres angestellte Collin, der Uebersetzer und Commentator Pindar's. Er benutzte reichlich zu seinem gediegenen Werke die deutschen Hellenisten, doch erwähnt derselben keineswegs. — Die poetischen Aufsätze, die Colin wenig Jahre vor seinem anno 1865 erfolgten Tode der literarischen Gesellschaft von Strassburg mittheilte, tragen das Gepräge eines mit dem Naturgenusse und den Leiden des Herzens vertrauten Charakters. Dahin sind zu rechnen: „Der Forellenfang im Schwarzwald," „Ein Besuch auf der Petersinsel im Bielersee," und die elegische „Biographie eines fünfzehnjährigen, frühreifen und im Vorfrühling verstorbenen Mädchens." Strenge Kritiker werfen Colin die Incorrectheit seiner Verse vor.

Ein Muster französischer Correctheit ist dagegen Herr Delcasso, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, aber während mehr denn vierzig Jahren zu Strassburg als Professor des Lyceums und der faculté des lettres, und zuletzt als Rector der Academie fortgesetzt thätig. — Es ist eine durchaus klassisch gebildete Natur, die sich dem Anhauch des deutschen Nachbarlandes zwar nicht ganz entziehen konnte, und besonders als Philolog die Errungenschaften der transrhenanischen Gelehrten gelegentlich nicht verschmähte; aber für die Verbreitung, für die alleinige Herrschaft der gallischen Sprache kämpfte er zeitlebens, gleichsam pro aris et focis. Er hatte die instinctive Ahnung, dass hinter dem literarischen Bestreben vielleicht ein politischer Feind lauern dürfte, und suchte, besonders während seiner Rectoratsjahre, das Deutsche nach und nach in den Volksschulen auf dem Lande zu vermindern.

Als Dichter bewährte er sich besonders in den poetischen Episteln, die er an locale Notabilitäten richtete und worin er meist in anziehender Gestaltung die Aufmerksamkeit zu fesseln wusste, indem er die Sprache Boileau's an moderne Bedürfnisse anpasste und mit modernem Style zusammenschweisste.

In neuerer Zeit siedelte ebenfalls ein französisch dichtender Professor von Kolmar nach Strassburg. Sainte-Beuve hat in seinen „Montagsplaudereien" die Verdienste von Antoine Campaux, dem Biographen von Villon, so anerkennend hervorgehoben, dass gegenwärtige Besprechung fast überflüssig scheinen dürfte. Doch hat gerade in diesem letzten Decennium die poetische Entwicklung von Campaux wiederholte Proben ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. In einem Bändchen von lyrischen Gedichten (das Vermächtniss von Mark Antonio) geisselt der Dichter die unzüchtige, gesetzlose Modepoesie und stellt sie in gelungenen, individualisirten Portraits an den Pranger. Nur hat dies Gebahren oft etwas räthselhaftes für den Leser, der nicht ganz in das Treiben der literarischen Pariser Zigeunerbande (Bohème) eingeweiht ist. Die poetische Sprache von Campaux ist sehr gediegen; wie denn überhaupt die neuere Schule in Frankreich und in Deutschland, was die Form betrifft, untadelhaft dasteht und zu wahrer Vortrefflichkeit gediehen ist. Ob gerade dieser materielle Fortschritt, diese Durchbildung der Versification, nicht dem Gedanken und der Erfindung Eintrag thut, das ist eine andere Frage. — Campaux ist nicht nur Satyriker; er ist ein tieffühlender und blendend malender Naturfreund. Mit der Scenerie der alsatischen und lotharingischen Vogesen ist er in jeder Jahreszeit vertraut und führt uns vor anmuthige, durch Staffage belebte Landschaftsgemälde. Für die einfachen Freuden und ernsten Pflichten des Schullehrers hat er

ganz eigene analytische und doch mit Farben getränkte Schilderungen; er erinnert wohl an die englischen Lakisten, aber es ruht doch über dem Ganzen ein ächt gallischer Hauch. — Die Schilderung abnormer, einsiedlerischer Charaktere gelingt ihm vorzüglich; er vertieft sich nicht ungern in die Seelenleiden Anderer und hat wohl selber eine herbe Schule des Lebens durchgemacht. In seinem Talent sehe ich keine Spuren des nahen intellectuellen Deutschlands, aber die Luft der deutschen Berge hat ihn durchdrungen und gesättiget.

Unter den jüngeren, rein elsassischen Versificatoren tritt uns Paul Ristelhüber entgegen. Sein Name spricht seine deutsche Abkunft aus; doch hat er nicht eine Silbe deutsch geschrieben, oder einen Gedanken deutsch aufgefasst, obgleich er Göthe's Faust und Schiller's Maria Stuart auf seine Art, nicht ohne Geschick, in französische Verse für das Theater umformte. Als Pierre Lebrun gerade vor einem halben Jahrhundert Maria Stuart für das Theater zustutzte, und mit Talma's Hülfe einen zuerst bestrittenen, dann enthusiastischen Success errang, brachte der französische Dichter zu seinem Werke schon eine erprobte Bühnenkenntniss und eine ausgezeichnete academisch-stylistische Begabung mit. — Ristelhüber müsste seine Bearbeitung, die bisweilen willkürlich mit der Originaldichtung verfährt, auf die Scene bringen. Seine formelle Befähigung ist bedeutend: er besitzt die Factur, die poetische Sprache, wie sie durch Victor Hugo's Schule befördert worden, und legte davon Proben ab in seinem Bändchen phantasiereicher, capriciöser Gedichte, die er unter dem Titel „Rhythmen und Rund-Reime" ausgab (1864). Alfred Musset hat ihm wohl bisweilen als Muster vorgeschwebt; die individuelle Laune, das Capriccio lässt sich aber nicht nachahmen, nicht in seinem Schmetterlingsfluge haschen. Ristelhüber ist noch in jugendlicher Entwicklung begriffen; er ist auch ein Arbeiter auf historisch-alsatischem Gebiet.*

Ich war unentschlossen, ob ich Louis Ratisbonne unter die Elsassischen Dichter reihen dürfte. Er ist durch Geburt und verwandtschaftliche Bande an unsere Heimat gekettet; aber seine Erziehung und Entwicklung gehört fast ausschliesslich in die französische Hauptstadt. — Der Neffe des Pater Ratisbonne und des berühmten Convertiten Alphons Ratisbonne, der gewissenhafte talentvolle Uebersetzer der „Göttlichen Komödie," der Beschützer manches aufstrebenden elsassischen Literaten, steht noch in den besten Mannesjahren. Seine ersten poetischen Versuche reichen um achtzehn Jahre aufwärts. Die poetische Bearbeitung Dante's, in sechs Bänden, ist schritt- und terzinenweise mit allem Bedacht vorangeführt worden, und hat ihrem Verfasser zweimal die höchste academische Belobung und Belohnung eingetragen. Als Alfred de Vigny seinen jüngern Freund testamentarisch zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses bezeichnete, schien dies ebenfalls der Fingerzeig eines Sterbenden, der maassgebend und bestimmend für die französische Academie sein sollte. Der letzte Wille des Verfassers von Chatterton blieb unbeachtet; und doch hatte Louis Ratisbonne eine ganze Reihe von poetischen und prosaischen Schriften als Rechtstitel aufzuweisen, und in all' seinen lyrischen Ergüssen bewährt sich ein ächtes Talent in ausgezeichneter Form und krystallreiner Begeisterung. Was ihm vielleicht geschadet, ist sein verschwenderisches Auftreten in Tagesblättern, er hat seine Begabung nicht immer gehörig zusammengehalten. Doch möchte ich deshalb nicht allzustrenge sein; denn in der französischen Academie sitzt mehr denn einer, dem diese tägliche politische oder literarische Improvisation auch zur zweiten Natur geworden. Vielleicht fand man in seiner poetischen Totalität nicht das Mark und die Kraft eines

* Herausgeber von Baquol's asiatischem geographisch-statistischem Wörterbuch.

durchaus männlichen Dichters. Seine „Komödie für Kinder,“* das heisst seine in Action gesetzten väterlichen Unterhaltungen im Kreise seiner kleinen Familie, diese naivseinsollenden Apologe haben in Paris ein sehr günstiges Publikum getroffen; mir konnten sie dagegen nie ganz munden. Ich vermisste darin das franke, freie, das naturgemässe Sichgehenlassen, welches dem Dichter für die Kinderwelt ziemt. Es liegt für mich etwas gezwungenes, manierirtes in dieser allzugeistreichen Inscenirung. Die vorlauten, frühreifen, altklugen Pariserkinder — les enfants terribles — scheinen vor mir wie geschniegelte Drahtpuppen daher zu hüpfen; sie sprechen nicht zu meinem Gemüthe; mithin kann ich selbigen nicht von Herzen gut sein, und die vom Dichter gepredigte Moral lässt mich kalt. — „Du hast nun einmal die Antipathie,“ dürfte mir ein Freund des Dichters zurufen, und ich wäre geschlagen; denn die Beobachtungs- und Erfindungsgabe in diesen lakonischen, epigrammatisch zugespitzten Apologen ist unläugbar. Es ist etwas von Lessing'schem Verfahren dahinter; nur schrieb Lessing seine Fabeln nicht für Unmündige.

Ratisbonne hat sich vor zwölf Jahren mit einer einactigen Tragödie auf das Théâtre français gewagt. — Sein „Hero und Leander“ wurde beifällig aufgenommen; und doch hat seitdem der Verfasser nicht mit einem zweiten Stücke den Versuch wiederholt. „Hero und Leander“ ist mit vieler Kunst angelegt. Das kleine Drama ist aus einem, wie es schien, unmöglichen, jedenfalls spröden Stoff herausgemeisselt. Die Priesterin der Venus erwartet am sturmgepeitschten Meeresufer ihren Geliebten; eine Sclavin, Amylla (die unvermeidliche Confidente der französischen Tragödie) ihr zur Seite. — Von ferne kämpft Leander mit den Wellen; er sinkt, er verschwindet. . . . Da richtet die verzweifelnde Hero ihr Gebet nicht an die Venus; sie fleht zu Neptun, dem Meergott; sie schwört bei dem Styx, ihrem Geliebten, ihrer Liebe zu entsagen, wenn der Arme aus dieser Todesgefahr sich rettet. Kaum ist das Gebet und das Gelübde ausgesprochen, da ist auch der Sturm besänftigt:

Und das Meer lag still und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Leander stürzt auf die Scene; Amylla entfernt sich, aber warnt die Priesterin, ihr Gelübde nicht zu vergessen. — Die Zusammenkunft der Liebenden ist mit vieler Delicatesse behandelt, das psychologische Motiv der Lage fein entwickelt. Leander findet seine Geliebte verlegen, beinahe kalt, ängstlich ausweichend; er kann sich diese Stimmung nicht erklären, er wird zudringlich, heftig; dann wieder in Zärtlichkeit sich auflösend; die arme Priesterin ist erweicht, erschüttert, auf dem Punkte ihn zu erhören . . da erscheint Amylla warnend, drohend. Hero verlässt die Scene . . . Amylla soll dem Unglücklichen das fürchterliche Gelübde offenbaren.

Die Unterredung zwischen der Sclavin und dem unseligen Jüngling ist ergreifend. Er versagt der Erklärung jeden Glauben. Eine Untreue, eine räthselhafte Wandlung in den Gefühlen der Hero ist für ihn die einzig annehmbare Ursache dieses Zurückstossens. — „Der erste Schwur galt der Venus,“ ruft er aus: dieser Schwur war bindend für die Geliebte, nicht der gottlose, dem Styx hingesagte. Er verwünscht sich und sein Leben, er will nichts mehr hören; er stürzt sich verzweifelnd in das Meer, nicht nur ahnungsvoll, nein, mit der Ueberzeugung, er werde diesmal untergehn. — Die Schlussscene zwischen Hero und Amylla ist vielleicht etwas gedehnt,

* La Comédie enfantine.

aber doch tragisch in hohem Grade. Hero, da sie den Geliebten nicht mehr am Meeresufer findet, bricht ihrerseits in den Schmerzensschrei der Verzweiflung aus; sie klagt mit heftigen Worten ihre Sclavin der Verstellung an: „Du liebtest ihn, Du wolltest zwischen uns eine Trennung!“ — Leser und Zuschauer sehen leider das unvermeidliche Ende voraus.

Die Wellen
Schwemmen ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand . . .

Hero stürzt sich mit fliegendem Gewande in die See.

Hat nun der dramatische Dichter jeden Anstoss vermieden? jede Schwierigkeit, die in diesem Sujet lag, umgangen? Ich möchte dies nicht unbedingt bejahen. Schiller's Hero und Leander wird in ewiger Jugendfrische leben; wer könnte dem französischen Dichter für sein Trauerspiel dasselbe versprechen? — Nur pflichtgetreue Kritiker werden in gar nicht ferner Zeit den Hero und Leander von Louis Ratisbonne lesen. Und doch liegt in dieser feinen Skizze ein ungemeines stylistisches Talent; die Verse sind einschmeichelnd; der Dichter ist bald energisch, bald graziös; mehrere gut vorbereitete und kunstreich durchgeführte psychologische Momente bringen Leben und Handlung in das Ganze. Aber schon die ganze Situation ist etwas gezwungen. Der Jüngling, der eigentlich, der Wahrscheinlichkeit gemäss, von Seewasser triefend, auftreten sollte; und dann das Riskirte, Indiscrete in der Lage des vorgeführten Paares!

Ratisbonne der Kritiker steht höher als der Dichter. In seinen einfachsten, leichthingegossenen prosaischen Aufsätzen liegt ein Schatz geborgen von neuen frappanten Ansichten über Welt und Menschen, über Kunst und Literatur. Er hat diese zerstreuten Blätter, im Laufe von einem Decennium, mehrmals in Kränze zusammengebunden und sie glänzen noch in Jugend- und Frühlingsfrische. Auch die Satyre geht nicht leer aus; mit vernichtendem Spott fällt der Kritiker über die unheimlichen Schwächen seiner Zeitgenossen her; nicht ungestraft lebt der gemüthsvolle Dichter in der widerwartigen faulen pariser Atmosphäre, mehr als einmal fühlt er sich berufen die Geissel zu schwingen. Wohl hat der insolente Louis Veuillot keine herberen Streiche empfangen, als die von der anscheinend weichen Hand Louis Ratisbonne's auf den breiten Rücken beigebrachten; wohl nie ist das Wettrennen nach Ordensbändern treffender geschildert und verhöhnt worden als durch den Uebersetzer Dante's. Er ist mithin vom Zeitgeiste getränkt und nicht in die Sphäre der elegischen Naturdichter gebannt; mit gellendem Gelächter begrüsst und verfolgt er die Tagesgötter hinter und neben ihren Triumphwagen, und reisst die entweihten Lorbeerblätter von den gemeinen Stirnen. — Tadeln kann er also: und dennoch ist er mit seinem Lobe noch viel zu sehr verschwenderisch. Wer nicht zwischen den Zeilen liest, mag oft für baare Münze nehmen, was der Kritiker als erzwungene Scheidemünze betastet wissen will. Seine Aufsätze kommen der psychologischen, biographischen Analyse, worin Sainte-Beuve unerreichbare Muster geliefert, bei Weitem nicht gleich; aber ich gebe selbigen entschiedenen Vorzug vor der schillernden phrasenreichen leeren Kritik, wie sie Jules Janin seit vierzig Jahren allwöchentlich in den Debats an den Mann bringt.

In dieser kurzen Uebersicht der poetischen Leistungen französisch gebildeter Elsässer und im Elsass auf kürzere oder längere Zeit angesiedelter Franzosen, geschah bis jetzt keine Erwähnung der übrigen Zweige der Belletristik, der Romane und Novellen, der Touristenliteratur, der Phantasiestücke, der moralisirenden Abhandlungen u. s. w. Es erübrigt in diesen Fächern einige namhafte Personalitäten anzudeuten.

Da stossen wir gleich auf einen achtzigjährigen Greis, der mit Göthe das Privilegium eines hohen rüstigen Alters und einer Doppelbeschäftigung auf naturwissenschaftlichem Gebiete und im blühenden Garten der Dichtkunst theilt. Fée, der Botaniker, hat sich als Moralist, Tourist und Novellist hervorgethan. Seine Erinnerungen aus Spanien und Korsika sind anmuthig und lesen sich leichtweg. Die Volkspoesie, die Voceri der Napoleonischen Insel hat er eingehend mit Vorliebe und Sachkenntniss behandelt: auch einzelne literarische Bändchen geben Zeugniss von seiner Beobachtungsgabe und seinem gefälligen Wesen; er hat etwas von der Art des Xavier de Maistre; nicht ohne Interesse lässt er im Volke aufgegriffene Typen, mehr oder weniger hart heimgesuchte Charaktere, vor uns auftauchen. Was aber Herrn Fée in den meisten seiner Producte abgeht, das ist das Kernhafte, Gedrungene; alles geräth und verläuft bei ihm in's Breite, besonders wenn er zu moralisiren anfängt, Sentenzen und Gedanken aufzeichnet, da möchte ich ihm wohlmeinend bedeuten, dass nach La Rochefoucauld und vielen Denkern seiner Nation die Gemeinplätze in diesem Fache unerlaubt sind. Damit will ich nicht gesagt haben, dass nicht mitunter gute, feingedachte Gedanken sich bei ihm vorfinden; aber der Hauptstock solcher Mittheilungen ist der Art, wie sie in geistreichen französischen Gesprächen, am Kamin oder beim Nachtisch der Weltmann unbeachtet zum Besten giebt, ohne sie je der Druckerpresse zu überliefern.

Von deutschem Wesen ist Herr Fée, wie die Mehrzahl seiner französischen Collegen in Strassburg, ganz unberührt geblieben. Ueber deutsche Literatur, die er bloss fragmentarisch aus Uebersetzungen kannte, war er im höchsten Grade absprechend, und unbewusst für Fachmänner beleidigend und herausfordernd. Hier verläugnete er nicht die alte, engclassische intolerante Schule: hors de l'église point de salut.

In dem vorletzten Jahre der Bourbonenregierung erschienen „Die Briefe über den Orient," von einem aus dem Elsass gebürtigen Gesandtschaftssecretär, Baron Theodor Renouard de Bussierre. Der junge Diplomat hatte seine Reise von Wien aus nach Konstantinopel, Smyrna und Egypten ohne zureichende archäologische Vorkenntnisse angetreten, aber die anspruchslose naive Reisebeschreibung fand zuvorkommende Leser; waren doch beide Bändchen mit einer wohlgefüllten Mappe lithographischer Landschaftsgemälde versehen, die jetzt nach vierzig Jahren nichts von ihrem ursprünglichen Reize verlieren. v. Bussierre war mehr als Dilettant; sein Künstlerauge war im Auffassen der Gegenden und der Monumente sehr glücklich: er verband Eleganz und Anmuth mit beinahe photographischer Treue. Die Reise dehnte sich bis an die Nubischen Tempel aus und war, in einigen Begegnissen, nicht ganz gefahrlos. So brachte er im St. Katharinenkloster am Fusse des Sinai mit seinem Freund und Begleiter, Lord Brabazon, mehrere böse Tage zu. Die Beduinen, die er von Kairo nach Jerusalem gemiethet, wollten die ursprünglichen Bedingungen nicht einhalten und zwangen die Reisenden nach Egypten zurückzukehren. Die Klostermönche beschworen vergebens ihre unvorsichtigen Gäste, sich den treulosen Führern nicht anzuvertrauen, und die Ankunft irgend einer Karavane von Pilgern abzuwarten. Die Rückreise war peinlich und durch die Befürchtung eines verrätherischen Ueberfalls getrübt. — Bussierre verwand nie die fehlgeschlagene Fahrt an das heilige Grab. Schon damals neigte sich wohl seine lebhafte Phantasie zur katholischen Kirche. Als polemisirender Katholik ist er vielfach aufgetreten. Eine Reise in das Innere Siciliens und auf den Etna, in Gesellschaft seines Bruders, lieferten ihm den Stoff zu einer Reisebeschreibung, die gediegener als sein Erstlingswerk ausfiel. Als alsatischer dilettirender Historiker ist er Verfasser einer Biographie Karl's des Kühnen, einer Geschichte des Bauernkriegs, einer einseitigen leidenschaftlichen Geschichte der Reformation in Strassburg; für die letztere benutzte er indess gewissenhaft die localen Archive. — Er war

Polygraph und fand als Convertit unter seinen neuen Glaubensgenossen zahlreiche wohlwollende Leser. Sein schöner Landsitz zu Reichshoffen, früher ein Eigenthum des unglücklichen Friedrich von Dietrich, beherbergte den berüchtigten Louis Veuillot und das nahe Kloster in Niederbronn wurde der Ausgangspunkt einer thaumaturgischen Propaganda. Alphons Ratisbonne, der römische Convertit, war einer der näheren Freunde Bussierres.

Auf dem Gebiete der Romanliteratur tritt am Anfang der Juliregierung der pseudonyme Louis Lavater auf. Er beschränkt sich in seinem „Henri Farel“ auf Sitten- und Landschaftsmalerei, auf die Analyse der Gemüthsleiden und lässt die Zeitereignisse des ersten Kaiserreichs und der Restauration nur im Hintergrund seines zweibändigen Werkes durchschimmern. Die Pariser Kritik warf dem Verfasser, bei aller Anerkennung des leidenschaftlichen Interesses, seine Germanismen vor und witterte vielleicht hinter dem Cultus der deutschen Literatur Tendenzen, die ihm keineswegs im Sinne lagen. Im Elsass wurde dem schüchternen Pseudonym das Zeichnen unliebsamer Charaktere vorgeworfen; er habe sich, so hiess es, an seinen Landsleuten durch diese unwahre Verunglimpfung versündigt; aber nichtsdestoweniger spürte man, scandalsüchtig, hinter dem Schleier der Dichtung, nach unmöglichen Realitäten. — Ein zweiter Roman desselben Schriftstellers, „Der neue Candide,“ brachte keinen Schluss und konnte somit nicht befriedigen. Die Scene spielt in Italien und führt Charaktere aus der damals wenig bekannten römischen Bürgerwelt vor. — Rom und die pittoreske Campagne bilden den Rahmen. — „Manesse,“ der mittelalterliche Dichter, wurde für Louis Lavater zum Gegenstand einer Novelle, welche in der Neuenburger Revue Suisse an's Licht trat. (1848.) Sie versank in dem Strudel jener furchtbaren Socialisten-Epoche.

Den rein literarischen Charakter, der in Louis Lavater's Romanen vorherrscht, überwog in neuerer Zeit das stoffartige Interesse, welches die Producte von Erckmann-Chatrian kennzeichnet. Es charakterisirt ganz das jetzige Lesepublikum, dass eine den geschichtlichen Ereignissen entlehnte und in's Breite durchgeführte Erzählung, das künstlerische Verfahren ganz in den Hintergrund drängt. — Erckmann (Chatrian greift bekanntlich nur als Geschaftsführer ein), Erckmann, in der Festung Pfalzburg, auf der Grenz- und Wasserscheide Lothringens und des Elsass geboren, in den Erinnerungen an die Kaiserzeit aufgewachsen, stellte sich zur Aufgabe seines literarischen Berufs, den Krieg mit all seinen Scheusslichkeiten zu brandmarken, und somit der Wiederholung einer langen unheilvollen Periode (1792—1815) vorzubeugen. Seine Romane geniessen eines europäischen Rufes; die Edinburgh-Review hielt den Erzeugnissen der Muse Erckmann's eine mit Belegen ausgestattete Lobrede; aber der wohlgemeinte Versuch des philanthropischen Romanschreibers sollte der Mitwelt leider keinen Schuss Pulvers und nicht ein einziges Menschenopfer ersparen; ein neuer Beweis, wie gering der Einfluss der beliebtesten Schriftsteller, wenn solche nicht den Interessen und Leidenschaften der Masse schmeicheln. Die zahlreichen Romane des Pfalzburgers sind selbstverständich in Paris erschienen und hätten — wären sie in einer Provinzialstadt herausgegeben — nun und nimmermehr irgend eine Celebrität errungen. Die ersten in den Démocrate du Rhin gelieferten Novellen blieben ganz unbeachtet; denn „was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ . . . Die nicht talentlosen „Contes fantastiques“ scheiterten ebenfalls an der Indifferenz des Publikums. Erst mit dem „Doctor Matheus“ (1859) und dem „Juden Yekof“ (1862) begann für dies Freundespaar eine günstigere productive Periode. Die Scenen der Campagne von 1814 sind ergreifend in diesem letztern Romane geschildert. Der Partisanenkrieg in den Elsassischen und Lothringischen Engpässen am Fusse des Donon und in den Umgebungen Pfalzburgs bildet die Hauptvorlage. Nach der Natur gezeichnet sind die Charaktere; die Realität ist photographisch wiederge-

geben; keine Spur, kein Anflug von Idealisirung. — Mit einem glücklichen Griff hatten so die Verfasser den öffentlichen Geist errathen und konnten nun auf dem gebahnten Wege getrost vorangehen. Was ich von der Character-Zeichnung sage, möchte ich nicht immer von der Naturschilderung gelten lassen; hier sind die Conturen nicht überall und nicht immer mit fester Hand gezeichnet, und es möchte der Einbildungskraft des Lesers nicht leicht werden, sich von jeden beschriebenen Localitäten ein bestimmtes Bild zu entwerfen. Auch mit der reellen Topographie und mit dem Höhenmaasse der Berge gehen die Verfasser willkürlich um; für die erstere und für die Orthographie der deutschen Benennungen sind sie nicht verantwortlich; schreiben sie doch für französische Augen und Ohren; aber die Abgründe und Hochebenen sind mit Zahlen bezeichnet, die etwa für die alpinische Schweiz, nicht aber für die Vogesen anwendbar sein dürften.

Ein unbestreitbarer Vorzug bleibt den Romanen Erckmann-Chatrians, vergleicht man solche mit den gleichzeitigen französischen Erzeugnissen in diesem belletristischen Fachwerk. Erckmann-Chatrian's Werke sind ächt moralisch, nicht moralisirend. Die Verfasser, ihrer intensiven Stärke sich bewusst, verschmähen es, in der Schilderung der Verhältnisse beider Geschlechter, auf die Sinnlichkeit ihrer Leser irgendwie zu wirken. Ihre weiblichen Gestalten sind wahr und einfach, bisweilen sehr anmuthig und naiv, nicht verführerisch; es ist ihnen auch nicht immer eine Hauptrolle zugewiesen.

Mit den sechziger Jahren (1861—1870) wächst der Ruf Erckmann-Chatrian's in geometrischer Progression. Frau Therese oder die Freiwilligen von 1792; die Geschichte eines jungen Soldaten von 1813; Waterloo; die Blokade; die Schicksale eines Bauern u. a. m. behandeln insgesammt Epochen aus den Revolutionskriegen oder den Jahren des zum Sturze sich hinneigenden Kaiserreichs. Allen ist der Vorzug lebhafter Anschaulichkeit gemein; aber auch in allen stossen wir auf die weitgedehnten Gespräche der vorgeführten Personen. Walter Scott wird ebenfalls nicht lass, seine Geschöpfe dialogisirend, und zwar nicht lakonisch vorzuführen; aber es belebt sie ein gewisser Shakespeare'scher Geist; ein fester Styl hebt sie immer etwas über die platte Wirklichkeit empor. Dass Erckmann-Chatrian einen so ungemeinen Einfluss, wie durch Zauberschlag, errungen, ist ein unwiderleglicher Beweis, wie sehr das ästhetische Feingefühl bei dem jetzigen Lesepublikum allmälig abgestumpft, und wie in den Blüthetagen Walter Scott's und Fenimore Cooper's, oder, um noch etwas weiter chronologisch hinaufzusteigen, in den Tagen, als Frau von Staël die Corinne schrieb, die Masse der Lesewelt sich durchschnittlich auf einem höheren Standpunkt, sei es beurtheilend, sei es passiv aufnehmend, oben hielt.

Ohnlängst haben sich Erckmann-Chatrian im dramatischen Fache versucht und ihren „Polnischen Juden," der schon in den phantastischen Erzählungen als Skizze vorlag, auf eine der secundären Pariser Bühnen geuracht. Der Versuch ist gelungen.

Welchen Einfluss die jüngsten welthistorischen Begebenheiten auf Erckmann-Chatrian wohl ausüben werden? Die grässlichen Verheerungen, die schauderhaften Grausamkeiten, alle unausbleiblichen Folgen der einmal entfesselten Kriegsfurie, geben ihren patriotischen Friedenstendenzen in vollem Maasse Recht; an ihrem guten Willen lag es nicht, dass kein lohnendes, praktisches Ziel erreicht worden. Sie predigten Gerechtigkeit auch gegen fremde Nationalitäten; sie wollten über den Rhein hinaus die Hände der Uferbewohner zusammenlegen, nicht die Schwerter wetzen. Auf ihre ehrenhafte schriftstellerische Thätigkeit fussend, mögen sie jetzt, mitten in den Nachwehen und im gährenden Chaos, an irgend einem Rettungsufer ankern, und von dort aus mit neuen Schöpfungen die bewegten Gemüther besänftigen, vereinigen, versöhnen.

Der Sprung von der kräftigen Doppelfigur des Herrn Erckmann-Cha-

trian auf den einfachen Moralisten Adolph Schaeffer, der einen religiösen Roman verfasste, ist ein wahrer salto mortale. Das Büchlein „un homme heureux" betitelt, ist eine Fiction mit moralischer Nutzanwendung, ein wenig nach Art gewisser englischer Damen-Romane, die mit mehr oder weniger Talent eine These im Gewande der Erzählung vortragen und vertheidigen. Ich will solche ästhetisch-dogmatische Versuche gerade nicht abweisen, aber für meinen Geschmack sind sie nun einmal nicht. „Der glückliche Mensch," wie der Verfasser ihn hinstellt, ist es keineswegs im Sinne der Weltmenschen; er lebt in sehr beschränkten, niedern Verhältnissen; aber durch ein liebendes weibliches Wesen, durch seine engelgleiche Gattin, ist er aus einem Freidenker nach und nach ein gläubiger Christ geworden, und seine Glaubenszuversicht geht nicht nur unversehrt aus der Feuerprobe des schwersten Hauskreuzes und innern Leidens hervor, nein, sie gibt ihm Ruhe und Zufriedenheit; sie stempelt ihn zum wahren Glückskind. Der Held des Romans ist mithin ein christlicher Hiob und nicht der sceptische Raisonneur des alten Testaments; die Personen alle, die sich in dem Kern der Erzählung gruppiren und die erfundenen oder erlebten Begebenheiten bezeugen das Talent des Verfassers; allein — „man merkt die Absicht und man ist verstimmt."

Herr Ad. Schaeffer hat unter dem Patronate von Laboulaye eine Apologie des Christenthums geschrieben, und überdies einen ausgedehnten Tractat über die Toleranz; er gehört unter die literarischen Notabilitäten des Elsasses, versieht noch eine Seelsorgerstelle in Kolmar. In derselben Stadt lebt oder lebte ein Rath beim Appellhof, Namens Huot, der in letzter Zeit durch einige historische Monographieen (z. B. „Beaumarchais in Deutschland") und Aufsätze über locale Geschichte in der Revue d'Alsace vergangne Schuld abzubüssen trachtete. — Herr Huot hatte nämlich vor einigen Jahren bei Berger-Levrault ein archäologisch-historisch-belletristisches Bändchen unter dem Titel „Von den Vogesen zum Rhein"* veröffentlicht. Das „Berliner Magazin für die Literatur des Auslands" nimmt dieses Mischmasch sehr hart mit, — und uns dünkt, nicht einmal strenge genug. In dem höchst oberflächlichen Product sind auf jeder Seite mehrfache Ungenauigkeiten und Verstösse gegen den wahren Sachverhalt, und was noch schlimmer, wo etwas annehmbares angebracht, stammt es von aussen her, ohne Quellenangabe. Mit einem Worte, es wird in dieser Schrift eine unverschämte Freibeuterei getrieben. Dieses anmassende Verfahren erregte im Stillen den wohlberechtigten Ingrimm aller ernsten Freunde der elsässischen Geschichte und des heimischen Bodens; doch wollte sich keiner an der geweihten und gefeiten Magistratsperson vergreifen, die von „jenseits der Vogesen an den Rhein" verpflanzt, ihre imperialistischen Sympathieen zur Schau trug. Das Erstlingswerk obbenannten Appellraths bietet eine Musterkarte des frechen Bücherraubs und des leichtsinnigsten Dilettantismus.

Jean Macé ist nicht aus dem Elsass gebürtig; doch gehört er in die Reihe der Elsässischen Schriftsteller. Seine Thätigkeit als populärer Pädagog geht aus vom Fusse der Vogesen. Er steht an der Spitze eines Pensionats für Mädchen der mittleren Stände, in Beblenheim. Die Tendenz dieser Erziehungsanstalt ist rein rationalistisch, ausser jeder confessionellen Beschränkung. — Macé hat durch seine „Geschichte eines Bissen Brods" einen allgemein geschätzten Namen erworben; es ist dies eine fassliche für die Jugend geschriebene Abhandlung über unsere Organe. — In derselben Richtung forttahrend, hat er auch die „Werkzeuge des Magens" beschrieben. — Seine „Theater" und seine „Erzählungen für das kleine Schloss" möchte ich mit den Schriften des Weise'schen Kinderfreundes vergleichen. — Doch greift Macé noch in andere Zweige des öffentlichen Un-

* Des Vôges au Rhin.

terrichts, er ist zum Theil Stifter und Beförderer der Volksbibliotheken. Seine Strebsamkeit ist segensreich.

Charles Dollfus ist in Mühlhausen geboren, saugte Luft und Licht in der ersten Lebensperiode auf dem heimathlichen Boden, aber seine eigentliche spätere Bildung verdankt er der französischen Schweiz und der Pariser Welt. Seine publicistische und belletristische Wirksamkeit ging aus von Paris. Der Sohn des Herrn Jean Dollfus, des weitbekannten ehemaligen Municipal-Verwalters von Mülhausen, ist mit den Ideen deutscher Philosophie und Literatur gross gezogen; es sind solche mit seinem eigenen Wesen verschmolzen; aber nie wäre er wohl in seiner jetzigen merkwürdigen Entwicklung vorangeschritten, hätte ihn nicht ein günstiges Geschick an der Grenzscheide beider Nationen in die Welt gesetzt. — Charles Dollfus ist ein Denker; ein tüchtiger, vielseitiger, vielfach anregender Denker. In seiner Jugend schon ward er von den socialen Fragen beunruhigt und bestürmt; schon am Eintritt in das Mannesalter wagte er sich an die Lösung der Räthsel, die uns auf dem Gebiete der Religion, der Moral, der Psychologie und der Staatswissenschaft verwirren. Es ist ein unruhig, fieberhaft erregtes und daneben doch wieder von gläubiger Zuversicht strahlendes Gemüth, das in seinen zahlreichen Schriften vor unsern Blicken sich enthüllt. Ein überfliessender Ideenreichthum, ein unerschöpflicher Springquell von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Ahnungen und Prophezeiungen tritt in seinen philosophischen Aufsätzen zu Tage. O wie viele seichte und matte Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst könnte er doch mit seinem Ueberfluss tränken und sättigen!

„Humanität und Fortschritt“ hat er auf seine hochgehaltene Fahne geschrieben; und ich bin überzeugt, es ist dem enthusiastischen Manne voller Ernst mit seinem Glaubensbekenntniss. — In der Menge der Freiheitsapostel gehört er zu den wenigen, die den Idealen ihrer Jugend treu bleiben. Auch unter gegenwärtigem trüben Horizonte, was sage ich, in gegenwärtiger egyptischer Finsterniss wird er immer noch seine frühere Leuchte festhalten.

Ja! man athmet in den Schriften von Charles Dollfus wie in einer von Ueberzeugungstreue gesättigten Atmosphäre. Er ist eine sympathische Natur; und doch bin ich in vielem nicht mit ihm einverstanden; vielleicht liegt der Fehler wohl an mir?

Von seinen äusseren Verhältnissen ist wenig bekannt. Dass sein ausgezeichneter Vater, der philanthropische Economist, der Gründer der Arbeiterviertel (Cités ouvrières) in Mülhausen auf den begabten Sohn mehrfach anregend gewirkt haben mag, lässt sich denken. Kaum dreissigjährig gründete Charles Dollfus mit dem frühern Elsasser Theologen Neffzer die Revue germanique, die etwas später ihre allzuenge Bezeichnung mit dem Titel einer „Revue moderne“ umtauschte. In dieser periodischen, inhaltreichen, etwas radicalen Zeitschrift legt er vorzugsweise die Ergebnisse seines persönlichen Forschens nieder über die Grundübel unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und der etwa anwendbaren Heilmittel; denn um das Wohl seiner Mitmenschen ist es ihm Ernst, und den Ausbruch der jetzigen unheilsvollen Krisis verkündigte er jahrelang zuvor mit tragischer Beklommenheit. Er unterzieht die abgestorbenen Religionen des Alterthums und die am Sterben liegenden Confessionen der modernen Welt einer kritischen, zernichtenden Untersuchung. — Nur will nicht immer einleuchten, was er an ihre Stelle zu setzen hat, und mir ist keineswegs erwiesen, dass die Religion der Zukunft, wie er sie sich denkt, aus dem Reiche der rhetorischen eloquenten Formeln jemals in das Reich der Wirklichkeit übergeführt werden könnte. Indem er der christlichen Religion, wie sie jetzt besteht, jede Lebensfähigkeit abspricht, scheint er mir einerseits nie auf das eigentliche Fundament des christlichen Glaubensbekenntnisses durchzudringen, und andrerseits nie das leidenschaftliche, von Grund aus verdorbene menschliche Herz in seinen Tiefen ergründet zu haben.

Mag sein, dass die Menschheit in langsamem Fortschritte einem höhern Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt; mag sein, dass einzelne bevorzugte Naturen in einem philosophischen Systeme volle Befriedigung und Ruhe finden; mag sein, dass der unpersönliche Gott, das Gesetz, die Gerechtigkeit, wie Charles Dollfus die regierenden Gewalten im Weltsysteme nennt, zur Regelung des Lebens bei einigen Geistern sich vollauf hinreichend erweisen. Nie, niemals wird die rohe, von Begierden gepeitschte Masse sich unter solchem abstracten Gesetze beugen; nie wird das zerfleischte Herz der Bessern bei solcher Glaubenskost sich stärken und heilen. Wenn ich Herrn Charles Dollfus aufforderte, seine Doctrinen in einem allgemein verständlichen Katechismus zusammenzufassen, — ich will nicht sagen, dass er es nicht könnte, — aber ich meine, dass er damit nicht auf Kindheit und Jugend und männliches Alter dieselbe praktische Wirkung ausüben dürfte, die in der christlichen Sittenlehre und den Aussichten auf künftige individuelle Fortdauer geborgen liegt.

Im Gährungsprocess, der allem Anscheine nach immer fort im Innern dieses begabten Schriftstellers vor sich geht, ist bis jetzt der reine Nahrungsstoff nicht völlig ausgesondert. — Die Zeitereignisse, die Katastrophen, die vor unseren Augen und zu unseren Füssen wie Wetterstrahlen einschlagen, die Leiden und Erfahrungen des spätern Alters werden noch gewaltig an dem Quaderbau seines jetzigen Systems rütteln, und er wird vielleicht, ehe er sich zur Ruhe legt, den bis jetzt gebrauchten Kitt ungenügend finden. Aber dass er zu einem phantasiereichen, trefflichen Architect die Anlage hat, dass er sich schon in manchen Räumen wesentlich eingerichtet, das stelle ich keineswegs in Abrede.

Zu den deutschen Dialecten.

II.

Oberdeutsch (Mosel zwischen Trier und Coblenz):

1. *Boll*, femin. = Trink- und Schöpfgefäfs, gewöhnlich aus Kupfer mit eisernem Stiel zum Anfassen, in der Küche gebraucht. Vergl. W. Wackernagel's Altdeutsches Handwörterbuch, pag. 42, bolle = kugelförmiges Gefäss.
2. *Bollmehl* = Art Nachmehl, woraus dunkleres Brot gebacken wird; vgl. Wackernagel pag. 42, polle, lat. pollis = feines Mehl und Gebäck daraus.
3. *Treip* = Magen von Schlachtvieh; engl. tripe.
4. *Reipert* — a) dicker Bauch, b) Anhängetasche, gewöhnlich Tasche der Bettelweiber an einer um den Leib gebundenen Schnur befestigt; viell. von mhd. rîfe und bëran = am Riemen tragen? Scherzweise sagt man: Er muss seinen Bauch im Riemen tragen.
5. *Boppel* = Jacob, Koseform, ahd. Boppo, vgl. Wackernagel, pag. 42.
6. *Gädemchen* = Verkaufsbude, nicht transportabel, sondern in Mauerwerk angelehnt an Kirchen (Gangolf i. Trier) oder grosse Häuser; vgl. Wackernagel pag. 91, gadem = Haus von nur einem Gemach.
7. *berepsen* = bereuen; hängt dies etwa zusammen mit mhd. respen = mit Worten strafen? Vgl. Wackern. p. 231.
8. *Haipel* = Spielball der Kinder. Es ist nicht zu verkennen, dass in der Schlusssilbe das Wort „Ball“ enthalten ist; aber was bedeutet die erste Silbe?
9. *Ducksaal* = Emporkirche, wo die Orgel angebracht ist. — ??

10. *Gail* oder *Gäl* = grosses Fischerwurfnetz, des leichteren Sinkens wegen mit vielen eingereihten Bleikugeln beschwert, zum Werfen aus freier Hand, ohne Stange, im offenen Strom aus dem Nachen. — ??
11. *Oachter* = seit, engl. after. (*oa* gesprochen wie *ou* in engl. thought.)
12. *Laidlich* = hässlich, garstig; an franz. laid ist wohl schwerlich zu denken. Das substantiv. *Laid* = fallende Krankheit; in's Laid fallen. Einem das Laid (Leid) oder die *Kränk* = Pest wünschen, ist ein sehr üblicher Schifferfluch a. d. Mosel.
13. *Mouder* = Schimmel od. Satz im Wein; ahd. muon od. muoder.
14. *Pant* bezeichnet dasselbe. — ??
15. *Gangs* = schnell, eilig; auch *gählien*; mhd. gâhen.
16. *Ittem* = Vermögensantheil; auch Bezeichnung für ganz Geringes, wie: nicht einen „Deut" = Witthum, mhd. wideme.
17. *Gaden* = gleicher Theil, ein Theil von nur paarweise gebräuchlichen Dingen, wie Schuhe, Strümpfe etc., mhd. gate.
18. *Geweit* = quitt werden; also Dehnung.
19. *Schmudie* warm = drückend heiss; — ??
20. *Raiz* = Rückentragkorb, gross und durchbrochen, nur zum Laub- und Ginstertragen gebraucht. Dürfte man etwa an lat. rete = Netz denken wegen der den Maschen ähnlichen Oeffnungen?
21. *Schädel* = zweiräderiger Wagen oder Karren, zum Aus*schütten* eingerichtet.
22. *bereits* hat dort die Bedeutung „fast, beinahe."
23. *fraislich* = schrecklich; goth. fraisan.
24. *Gelimp* = Glimpf; also Dehnung wie in „geweit" für „quitt;" Redensart: Mit Gelimp davonkommen = gnädig davon- oder loskommen. Andere Redensart: Mit dem Gelimp = bei der (günstigen) Gelegenheit z. B. bin ich zu meinem Geld gekommen.
25. *Dolk* = dicker Rauch; *dolken* = stark rauchen; sollte etwa an engl. „dark" zu denken sein?
26. *Ai*schen = kleines Geschwür; hier wird wohl ahd. „eit" = Feuer, eiter = Gift von gr. *αἰθέω* stimmen.
27. *gouwen* = den Mund aufsperren, aus Verlegenheit, Verwunderung oder Dummheit; mhd. giwen oder geuwen, gewiss mit dem früher erwähnten „kuffen" (bouffon) verwandt.
28. *Pees*läuten = Sterbgeläute, unmittelbar nach einem Sterbfalle. Es wäre interessant, wenn das bei Diez, Etym. Wörterb. II, p. 9 erwähnte basire = sterben . . . herangezogen werden dürfte. (nord. basa.)
29. *Schmock* = feiner, dünner Nebelregen; schmocken, schmucken = fein regnen; viell. engl. smoke?
30. *leicht* in der Bedeutung von „leichtsinnig."
31. *randelig* = übel gelaunt, leicht reizbar. —?
32. *gammer* = fest, kerngesund. —? Redensart: Frisch wie ein Fisch, gammer wie ein Hammer, gesund wie ein Hund.
33. *Bäschef* = Rückentragkorb, nur für Trauben gebraucht, deshalb von innen verpicht. —?
34. *schmicksen* = stinken nach Urin. —?
35. *klott* = wählerisch namentlich im Essen und Trinken. —?
36. *Schalaun* = kluges, hinterlistiges Frauenzimmer. —?
37. *afeerd* = erschrocken; einen „afeerd" machen; dies ist zweifelsohne engl. „afraid." (Metath.)
38. *heuwel* = unterdessen, mittlerweilen; gebildet wie „heute" und „heunt."
39. *Arwel* = Armvoll; *Haafel* = Handvoll; *Muffel* = Mundvoll: zu letzterem vergl. m. Diez' Etym. Wört. I. 284, zu „Haafel" das schweizerische „Hämpfeli," bei Rochholtz: Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel, p. 35.
40. *Kau* = schlechtes Bett, Lager; holländ. „Koy"?

41. *strippen* = entwenden, namentlich Wilddieberei treiben; engl. to strip.
42. *gapsen* = nach Luft schnappen; engl. to gape.
43. *waan* = abgestumpft, müde; engl. wane.
44. *Schnärz* = vorwitziges Frauenzimmer; engl. to sneer?
45. *Mautsch* = verborgener Aufbewahrungsort (gew. im Heu auf dem Speicher) für Obst, welches die Kinder sich gelesen haben; ahd. muhhan? Vgl. Wackern. p. 204.
46. *Kaft* = Kerbe od. Scharte. —?
47. *Zief* = Zehe (in Trier), also Lautwechsel wie in den engl. Wörtern strife und struggle.
48. *Heef* = Schiffscajüte; engl. hive?
49. *gelmsig* = übel schmeckend und riechend, von Speisen gesagt; qualmen?
50. *zeitig* = reif (Obst).
51. *plündern* in der Bedeutung: ausziehen, umziehen, die Wohnung wechseln.
52. *schnausig* = auf Leckerbissen versessen.
53. *schroa* (oa gespr. wie ou in engl. thought) = wüst, hässlich. —?
54. *klaisper* = mager, schmächtig. —?
55. *Plack* = Grind.
56. *Geschick* und *Geschuf* (schaffen); er hat kein Geschick und kein Geschuf = er ist nicht gehauen und nicht gestochen.
57. *ausgeilen* = ausspotten.
58. *Knaschtbeutel* = Geizhals. —?
59. *Getäusch* = Getöse.
60. *Sädel* = Hühnerstall; ahd. sëdal.
61. *Kaunitz* = verschliessbarer Schreibsecretär; etwa vom Eigennamen?
62. *sprock* = spröde, namentlich von leicht springendem Metall oder Holz gesagt. Hier ist gutturalis an Stelle der dentalis getreten.
63. *offstanz* = übrig.
64. *Schliwer* und *Schleuter* = Splitter.
65. *stamper* = kräftig.
66. *Kirfich* = Kirchhof; also Metathesis.
67. *Droaht* = Trunk (Trier); engl. draught.
68. *deftig* = derb; goth. gadaban.
69. *Toapert* = Dummkopf? täppisch?
70. Zum Schluss für diesmal mögen zwei sprichwörtliche Redensarten folgen:
    a. Wo sich der Wolf wenzelt (wälzt), da lässt er die Haare.
    b. Eine grosse Magd ist eine Leiter im Hause.

Düsseldorf. Dr. Mieck.

Zur Construction des Verbs craindre.

Es ist mit den grammatischen Regeln ein eigen Ding. In der Schulgrammatik von Plötz, Lect. 70. A. 14, lese ich: Soll [aber] durch das ein Substantiv ersetzende persönliche Fürwort die Identität der Person festgestellt werden, so ist le, la, les je nach dem Geschlecht und der Zahl des bezüglichen Hauptworts zu gebrauchen. Êtes-vous la gouvernante de ces enfants? Non, monsieur, je ne *la* suis pas.

Diese Regel ist gewiss richtig; ja, man möchte ihr eine gewisse aprioristische Wahrscheinlichkeit zuschreiben. Gleichwohl ist es mir noch nicht gelungen, auch nur eine einzige Belegstelle dazu aufzufinden, trotzdem dass der Umfang meiner Lectüre nicht gering ist und ich mich leider gewöhnt habe, mehr als es dem rein ästhetischen Genusse zuträglich ist auf grammatische Punkte zu achten.

Eigen erging es mir auch mit der in meinen „Beiträgen zur Feststellung des gegenwärtigen französischen Sprachgebrauchs“ aufgestellten Regel über die Construction des Verbs craindre in fragend-verneinender Form.

Das Vorkommen dieser Form ist überhaupt ein sehr seltenes. Man kann sehr viel gelesen haben, ohne sie nur ein einziges Mal zu Gesicht zu bekommen. Kaum ist mein Aufsatz gedruckt, so lese ich in der Revue des Deux Mondes: ne craignez-vous pas que je fasse mon rapport à celui qui m'envoie vers vous? Jules Girardin, Le Fiancé de Lenore. R. d. D. M. 1870, Tome IV, 426. Was ist nun richtig, die Setzung oder die Weglassung des ne beim Subj.? — Es mag zugegeben werden, dass dieser Frage eine grosse praktische Bedeutung nicht zukommt; theoretisch aber ist sie sicher nicht ohne Interesse. — Vielleicht ist Folgendes die Lösung: Fordert, wie es gewöhnlich der Fall ist, die fragend-verneinende Form eine entschieden bejahende Antwort, so dürfte ne zu nehmen sein; drückt aber diese Form eine Ungewissheit aus (wozu man meistens ne — point nimmt), entspricht sie also der Frageform mit peut-être, etwa, vielleicht, so wird sie wie letztere construirt. Ueberhaupt ist die Modification der gewöhnlichen Elementarregeln *κατὰ σύνεσιν* im Französischen eine weit durchgreifendere, als man sich oft vorstellt und besonders beim Gebrauche von ne nachgewiesen werden kann.

W. Bertram.

Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. u. 18. Jahrhunderts.*

Mitgetheilt von A. Birlinger.

Fastnachtspredigt.

Triduo Antecinerali.

Das Leben deren zu Sodoma und Gomorrhen ist, und ware ein lauters Fasznacht-Spihl, so aber übel geendet worden, derentwegen in dem anderen Theil der Predig, die Zuhörer eingeladen werden dise drey Täg, das (Hochwürdige) zubesuchen, und mit der üppigen Welt nichts gemeines zuhaben, sintemalen eine solche Andacht dem Heyland sehr angenem und ein Wurtzl viler Gnaden ist.

THEMA.

Ducunt in bonis dies fuos, & in Puncto ad inferna defcendunt. Iob. 21. v. 13.

Das Herkommen der Fasznacht ist freylich in einem hohen, und undenckbaren Alter, dardurch aber ihren nit allein kein Recht, oder Præfcription, zugewachsen, sonder vil mehr würdig worden, dasz man selbe newer Dings bestreite und mit allem Vermögen dahin nemblich in die Höll verbaunisiere, woher sie kommen ist zu disem heiligen Vorhaben, stuenden von Zeit zu Zeit, vil Gottliebende Seelen in einem grossen Eyffer, jener aber ware der beste Einschlag, welche die Kirchen Majestettisch zierten, welche dasz höchste Gutt auszgestellet, welche ausz dem Schatz der Kirchen Gnad und Ablasz verlangten, welche das Volck, mit eyffrigen Zureden, von der Cantzl zur Beicht und Communion, einladeten: Under dise hat Ewer Liebe auch wöllen gezehlt seyn: Ihren dann lasset der hier verborgne JEsus, durch mich seinen Grusz vermelden mit dem 28. Vers ausz dem II. Mathäo. c. II. Venite ad me omnes qui laboratis & onerati eftis, & ego reficiam vos: Also recht! kommet nur zu mir, die ihr mit der bösen Welt zu fechten, und zu kämpffen habt und mit ihrer stock blinden Narrheit vil beschweret werde, ich will euch dargegen wol erquicken, ja reichlich beschencken.

Denen Fasznachtschlemmerer, und unsinnigen Durnierer, hab ich ein anders in das Ohr zu sagen: Ducunt in bonis dies fuos: ihr frest und

---

* Aus Pera pastoralis oder geistliche Hirtentäsch — von Dr. Chr. Arpagaus (ob. Rheinthal, Chur, St. Gallen) Kempten 1706.

saufft, ihr spilt, und dantzt, ihr pfeifft und schnelt, ihr bult, und hurt, ihr flucht, und lästert, ihr stehlt, und schadet, und dises bald offentlich, und ohne Scheuch, bald vermummet, dasz man nit wissen kan ob die Persohn ein Weib oder ein Mann, oder gar ein Teüffl seye: Wessen aber können wir uns entlich von solchen Geweren? eines urplötzlichen Todts, eines gählingen Sprungs, und Fall, ad inferna, nunder in die Höll! Dises ist ein sehr widriger und dopleter Zweck meiner Fasznacht-Predigt: Ewer Liebe aber kan den einten anhören mit jener Hertzens-Beschaffenheit, welche ist derē die auff dem vesten Land sicher stehn, und den Schiffen zusehen, wann sie mit Volck, und Ladung trümmeren, und allbereit von den zornigen Wellen begraben, und in den Abgrund gezogen werden: Es könte sich aber das Bletlein annoch kehren derwegen schencke sie mir eine gnaue Auffmercksamkeit.

In Göttlicher HH. Schrifft, so der Grund aller Predigen seyn muss, find ich dasz acht- une neunzehende Capitl die bequemlichiste, für mein Vorhaben: Dorten fasznachtet man abermahl, und eben auff die Manier, wie zu der ersten, vor dem Sündflusz, und ohnerachtet die eingetruckte Merckzeichen durch die allgemeine Uberschwemmung kaum auszgetrucknet waren, wurde dannoch der newe Punt, so Noë mit Gott getroffen, mit einem durchgehenden Fasznacht-Leben, übel gehalten: Er Noë haltete zwar beharrlich die Stangen dem Allerhöchsten: nit weniger seine wolgerathne Söhn Sem, und Iaphet, eben so eyfferig ein frommer Abraham, dise aber werden zweyffelszohne auch andere Handreicher gehabt haben, die ihnen denen Fasznacht-Narren zeugeten, was der Sünde halber, schon geschehen, die ihnen treweten, was auff ein so sündliches, und freches Procedere folgen werde, die ihnen weiseten welchen die ware Glückseeligkeit zugesagt seye: Ehe noch dise vier GOttes-Männer ihre Augen zugethon hatten, ware schon ein solche Menge der Menschen dasz eine Armee, ausz zweyen widrigen Parten, als nemlich Nino der Affyrischen Monarchi ersten Grundleger, und Zoroaftre seinem Gegner, der Bractianer König, dasz sag ich, eine Armee von drey und zwanzig mal hundert tausend Männer auffgebracht ist worden: Nicht destoweniger könte sich ausz disen, und andern allen keiner entschuldigen, als ob sie desz bösen, und Gott miszfälligen Lebens nit ernstlich gewarnet wären worden: sie zeigten sich aber als wie jetzige Fasznacht-Schwermer, schützten sich und trotzten, ihrer sey der grössere Hauffen, Gsatz und Regell können anderen auffgebürdet werden: bey ihnen musz es heissen: Quod libet, licet. gefalt es dir die Vernunfft mit vollsauffen zuertrencken? Licet es ist erlaubt, und gehet in die Fasznacht: Hast Muth Tag, und Nacht unsinnig herumb zu rasen: Licet: mach dir keinen Scrupl: Es gehet in die Fasznacht: Ist deine faule Haut fruttig zu unzüchtigen Miszhandlungen? Licet darfft alles wagen, was der Brieff vermag: Es gehet in die Fasznacht: wässeret dir das Maul, immittelst einer Mummerey, dich an deinem Feind zu rechen? Licet: Es gehet auch in die Fasznacht. Quod libet, licet: was gliebt dasz gilt, sagte nit nur ein Fetl Julia einem Carucallæ der sich weigerte zu einer blutschändigen Vermählung, sonder es ist Leyder auch bey den Christen, sonderlich zur fasznacht Zeit, nur gar zu vil gleichwie auff der Zung, also in dem Schwung. Und gewohnlich, welches mit bluttigen Threnen, zubedauren, seynd jene Orth und Land in disem Laster-Zetl tiefler eingeschriben, mehrere Gaben und Gnaden auff die Rechnung empfangen haben, darum auch der Grimm wider solche verdopplet wird, gleich ein Damm, wie höher er auffgewachsen, also entsetzlicher abzufallen pfleget.

Das Gelend um Sodoma und Gomorrha wahre gleichsam ein Magafin aller ersinnlichen Nahrungs-Mittlen: Brod genug, Wein genug, Butter genug, Früchten genug, Kleyder genug, Gelt genug. etc. derwegen zu was anders solten sich, so besegnete Inwohner resolvieren, als zu jenem Beschluss, welchen hernacher ein danckbahrer David auff seine Harpffen

gelegt; Benedic anima mea Domino, & omnia, quæ intra me ſunt nomini ſancto eius: Lob und Danck ſage GOtt meine Seel zu deme mich anmahnet ein ſo reicher Schatz, den ich von ihme empfangen, allein bey Ezechiele iſt ein anderer Klang: Elevatæ ſunt, & fecerunt abominationes coram me: Eben darum weilen ich ihnen den Speicher hab angefühlt, eben darumb weilen ſie hatten, was ſie wolten, eben darumb habē ſie mir den Rückē nit allein gekehrt, ſondern dörfftē noch darüber meinen Altar mit einem Laſter-Rauch entunehren.

Nach deme dann die Göttliche Langwirigkeit ſolchem allgemeinen und wider alle Erbarkeit zunemmenden Faſznacht-Spihl, Jahr und Tag hatte zugeſehen, nach deme der wenig überblibenen gerechten zuſprechen gar nichts mehr verfangen wolte, nach deme entlich, und abermahl, wie vor dem Sündfluſz: bald alles Fleiſch auch wider die Natur, verpechet ware: Omnis caro corruperat viam ſuam: wolte der gerechte Gott widerumb ein Exempl ſtatuieren: aber, ach mit was für einer wunderlichen Undermiſchung ſeiner unentlichē Güte! Drey Engels-Fürſten verhüllen ſich in eine ſo Menſch gleichſehende Geſtalt, dasz der woläugige Abraham ſie, als pure Menſchen angeſehen, under ſein Tach auffgenommen, und mit jenem Tractament beehrte, als er gemeiniglich mit denen durch wanderenden in dem Brauch hatte. Diſe Kunſt ſich alſo zuverſtellen iſt auch denen ſchwartzen Teufflen gemein, und thun ſelbe mit ſelber, eben zur Faſznacht-Zeit, doch mehrers bey der Nacht, als bey dem Tag, nit dasz er niemahl ſchlaffen kan, ſonder dasz er den Titl eines Fürſten der Finſternusz auff dem Rucken tragen musz: Principes tenebrarum. Thun ſag ich bey dem tantzen, in dem Bulen under den Maſchgeren öffters erbärmliche Seelen-Fang. Es gienge dem Abraham als wie den Jüngeren in Emaus, vor welchen der Heyland ſich entlich verrathen, darumb er das Ceremonial gleich anderſt einrichtete, und bald auff den Grund kame, warumb von ſo fürnemmen Gäſten bey ihme der Einkehr genommen ſey worden. Die gutte Pottſchafft eines Sohns ausz der alten Sara, und künfftiger groſſer Poſteritet, in deſſen Saamen, wahre als ein Hönig auff den bittern Wermuth, welchen der Grund gutte Mann GOttes, gleich darauff zu füllen hatte: Sintemalen da kaum der Urlaub genommen, und Abraham annoch dasz Begleide gabe ſie die Himmliſche Deputierte, ihr Antlitz zornig vorſtelten, als ob ſie dasz auffſtoſſende Sodomam gleichſam mit Augen durch ſehen wolten: Direxerunt oculos contra Sodomam bald brachen ſie mit voller Sprach herfür: Diſz iſt der Orth: Wo GOtt verachtet, wo GOtt höchlich beſchimpffet wird diſz iſt der Orth man lebt als wie das Vich, wo man ſauſet, wo man prauſet, wo man ſpilt, wo man dantzt, diſz iſt der Orth wo der Tag in die Nacht, und die Nacht in den Tag verkehrt wird, wo ein immerwehrende Faſznacht angeſagt, wo alle erbärmde und von Gott hochbefehlete armen Liebe verbannisieret iſt, wo alle wann ſie in dem Bösen ermüdet, ſich auff das Polſter desz Müſſigangs legen, und ſich zu newen ſündlichen Erfindungen beſinnen: Iniquitas Sodomæ ſuperbia, ſaturitas panis & abundantia, & otium ipſius, & manum egeno & pauperi non porrigebant. Die Mas iſt nun vol, die Straff iſt nun da: wir werden nun ietzt alles und iedes zum Augenſchein nemmen, und gleichwol dem Göttlich geheimen Rath hinderbringen, dir aber Abraham, als einem rechten Diener Gottes können wir nichts bergen, dann wir vorſehen, du werdeſt deine Kind und Kinds Kinder anderſt in die Schul führen du werdeſt deinem Hausz und Stammen, einen beſſeren Schild vorſtellen: du werdeſt aller Faſznacht-Uppigkeit ſpinnen feind verbleiben. Scio quod præcepturus ſit filius ſuis, & Domui ſuæ poſt ſe, ut cuſtodiant viam Domini.

Mercke hier E. L. dasz was ich biszhero geſagt gar wol ia noch mehrers könne genommen werden, ausz wenig Wörtteren in HH. Schrifft. Clamor Sodomorum & Gomorrhæ multiplicatus eſt, & peccatum eorum aggravatum eſt nimis; Das Geſchrey in Sodomâ & Gomorrhâ iſt übergrosz, und

ihre Sünd seynd zu einem überausz schweren Gewicht kommen. Folgends kan jenes, was ich gesagt, mit keiner Censur belegt, oder verworffen werden: Ehe ich aber in der Geschicht fortrucke musz hier ein Nothwendiges für die Elteren, eingemischet werden. Liebste, und wolgeschulte Engel GOttes! was für ein Planeten soll ich doch jenen stellen, die ihre Kinder jetzund, und Zunacht sonderbar, von ihren Augen entlassen zugesellschafften, so sauffen, so fressen, so springen, so dantzen, etc. Und dises zwar wider alles abmahnen der Geistlichen von der Cantzl, der Exempel in den Bücheren, nur der Welt zulieb und gefallen, nur ihre Kinder nit zu entrüsten? Die sorgfältigiste Himmels-Führer beantworten dise Frag auch mit dem Scio wir wissen: was wisset ihr dann? wir wissen, dasz denen Kinderen öffters die Ehre genommen werde, und die eine Jungfrau auszgegangen, zuruck als ein übel gebrennte Dina kommen seye: wir wissen dasz solche Kinder sich Dergegenwarth GOttes zuvergessen pflegen. Wir wissen dasz sie in Schläg und Händl kommen. Wir wissen dasz sie mit bulerischen Stricken gefeszlet werden. Wir wissen dasz sie solchen Zusamenkunfften dasz Stehlen ausz dem Hausz lehrnen, wir wissen dasz der Teuffl und Hechsen-Schwarm grosz seye, und meistens sich mit fasznächtlicher zusamenstossung beedes Geschlechts erhalte: Scio wir wissens und haben es erfahren vor dem Sündflusz nach dem dem Sündflusz, und sehen es vor bisz an das Ende der Welt, und aller Fasznächten. Was wisset ihr mehr? O trewer Rathgeber! Scio wir wissen dasz jene Elteren im sichersten stehn, welche ihren Kindern rund alle, alle! Fasznacht abschlagen welche ihre Kinder ernstlich im Zaum halten, welche ihnen, wann sie versprechen ich will mich wol halten: ich will nichts böses thun: ich will zur Stund wider bey Hausz seyn. etc. sauber nichts glauben: Scio wir wissen dasz es ein Gotthochgeliebte Sach seye jetzund mehrers zu seyffzen, instendiger zu betten, hertzlich zu beweinen der Menschen Kinderen grosse Dorheit, da sie denen so starck vergifften fasznächtlichen Uppigkeiten, also blind nachschnappen: Und dises letztere wird mehrers in dem anderen Theil erwisen werden, in dessen müssen wir der Sodomiter Fasznacht mehrers zusehen, und gleichwol ferners vernemmen die Abhandlung Abrahæ mit denen Engelen Gottes.

Aber er ist nit mehr bey dreyen Englen, sonder nur bey einem allein. Wohin dann seynd die andere zwen? in Vollemlauff nacher Sodomam! wahre derwegen ihme dem Abraham nit recht um das Hertz: ohnerachtet er für sich: und die seinigen aller Gefahr halber Franchieret worden: solle dann ein so ansehliche Landschafft under, und über gekehrt werden? sollen so vil tausend schön geschaffne Menschen zu grund gehen? Soll der unschuldige mit dem schuldigen herheben? Ist dann GOtt also erzürnet dasz er nit mehr zuversöhnen wäre? Dises wolte und könte der Abraham ihme selber nit fürbilden: es werden ja in disem volckreichen Orth wenigst fümffzig gerechte und GOtt angenemme Persohnen seyn? O Vatter Abraham! du überechnest dich. Ich kan ein solche Zahl, weder in Sodoma, weder in Gomorrhâ. weder in Adama, weder in Seboim weder in Bala, nit finden: aber wol fünff und viertzig? Auch nit! aber viertzig? Auch nit! aber dreyssig? Auch nit! aber zwanzig? Auch nit! aber zehen? Auch nit! Ich verstehe aber under dem Wörtlein Iufti gerechte: nit jene, welche blössiglich mit der Gnad GOttes bekleidet seynd: sonder das Wort iuftus will hier jenes haben, dessen sich Gott, hernacher, zu dem Ezechiel beklagt hatte: Quæsivi de eis virum, qui interponeret sepem, & staret oppositus contra me proterrâ, ne dissiparem eam, & non inveni. Ich hab bey disem Volck nur einen Man gesucht, der mit seinem Gebett, mit seinem Exemplarischen Leben, mit seinem Eyffer die Lucken zumachen solte, damit mein gerechter Zorn annoch, hinder halten wurde, hab aber keinen antreffen können, solcher Gerechten da der Abraham auch nur zehen, in sambtlich fünff Stätten, nit' hatte können auffbringen, ist ihme der Muth entfallen eine tieffere Anfrag an den Engel zustellen: kan mir aber woleinbilden, ehe

die entliche Urlaub beschehen, dasz scinem lieben Vatter, und Bruders-Kind dem Loth, auff das Anhalten Abrahæ die Rettung, ausz bevorstehender Straff, zugesagt sey worden.

Jetzund seynd wir in dem neunzehendem Capitl Genefis, so uns zeiget den erbärmlichen Thon, in welchen entlich und wann die Masz erfüllet ist, alle fasznacht Freuden fallen müssen: Da die zwey Engel in sichtbahrlichem schönen Anschen, Sodomam eingetretten, wahre man wie ich mir wol einbilden kan, eben im folen Fasznacht-Rausch, und wolte je einer den andern in der Boszheit überwinden: dasz aber dise zwey ansehnliche Fremdling sich ihrer nichts beladen wolten, dasz sie ernstlich, und Majestättisch drin sachten, dasz sie den Einkehr nammten bey dem Loth, der nur ein zugezogner, und kein einsasz ware, der bey ihnen, weilen er nit mithalten wolte, schon ein schlechtes Credit hatte, rotteten sich ausz allen Gassen die unsinnigen Waghälsz, und lose Purst zusammen, mit dem Entschlusz, die zwey müssen eintweders ihres geliffters werden, oder einem harten Nachtschillig bezahlen. Er der fromme Loth bildete ihm gar nicht ein dasz er under seinem Tach, sollte von solchen Freffler beunruhiget werden, sonder ware sorgfältig bescheffiget, nit weniger als sein Herr Vetter Abraham die so werthe Gäst auff das anstendigist zubewürthen. Fecit illis convivium er hat ihnen ein mal auffgestellt. Und dises allein ist passierlich, mercke es E. L. vor Anfang der Fasten, mit denen Nachbahren oder Freunden eine unschuldige und mit Christlicher Frölichkeit angekochte Malzeit zugeniessen: Secundum faciem ſanctorum. Die Italiener geben zwar ein gar ehrlichen Nahmen: Carnevale eine Beurlaubnusz von dem Fleischessen. Allein weilen in dem Werck bey ihnen ein weitmehrers sich eüsserte, ist heuriges Jahr alldorten manchem herrlichen Orth, ein andere Fasznacht von dem zornigen Himmel angekündet worden. Wie wird dann entlich der Procefz über Sodomam, über Gomorrham, über Adama, über Seboim, über Palam, und dem gantzen Land auszfallen? Vor der Behausung Loth ist ein grosser Lermen: sie wöllen für ausz die zwey Freindling herfür, und bey ihnen haben: Ist allbereit kein Fenster mehr sicher: Die kleiner Zucht freye Buben seynd auch darbey, was ist bey solchen, und in solcher Gesellschafft auff der Welt sicher? dem guten Mann war angst und pang, sonderlich damit nicht ungerades frembden Leuthen, under seinem Tach-Trauff, Sub umbrâ culminis mei geschehe: Nimmet das Hertz in beede Händ, und waget sich aussert, aussert der Hausz-Thür, und die er hinder ihme beschlossen handlet und wörtlet lang mit der losen Purst: mit gutem dero Unsinnigkeit abzuthädigen: Nolite quæſo Fratres mei nolite hoc malum facere: Meine Brüder ich bitt und ersuch euch um Gottes Willen, lasset ab von einem so bösem Verfahren: Ja er wahre entschlossen, wann je eines, ausz zweyen müste zugelassen werden, ehender seine zwey Töchteren ihrem Muthwillen zuergeben, als einige Unbild den Gästen zuzulassen, als welche mit ihren Gebährden , Sitten und Freundlichkeit ihme schon gantz abgewonnen hatten. Aber, wie es noch heut zu Tag geschicht, da man das Nolite, nolite hoc malum facere wolmejnend, und treyhertzjgist von der Cantzl ableget, höret man bey den mehreren, das Sodomitische Recede illuc: mach dich von dan die Predig, die Andachten gehören in die Fasten: unser ist jetz die Zeit. Jetz gilt alles, und gehet in die Fasznacht, was der Brieff vermag. Dasz bitten und betten Lots, will bey keinem hafften: ja er stehet allbereit in Lebens-Gfahr: Ist derwegen Zeit gewesen, dasz die Gäst in der That sich weisten, welche sie warhafftig waren: sie eröffnen das Thor, sie ziehen den Loth zuruck, und ausz ihren Händen, sie schlagen selbe alle und sambtlich zu Boden, nemmen ihnen auch das Gesicht, dasz sie weder Rigel noch Angel mehr finden könten: gleich, und zur Stund wird Loth von den Englen desz vorstehenden Undergangs ermahnet. Wie hoch ein tragend seynd die Verdiensten nur eines Gerechten bey GOtt! jene zwey, welchen Loth seine Töchteren zu der Ehe versprochen, werden auch zur Rettung,

inmittels der Flucht, eingeladen: Lachen aber, als auch vernahrte Fasznacht-Kinder die Gnad nur ausz, der Reſpect haltet sie bey der Purst, und mehrerem Hauffen. O Respect was plagest annoch, in dem Hertz der Christenheit zuthun? Und meistens in disen drey Tägen: da vil bösz wöllen seyn, nit das Lust zum bösen haben, sonder dasz sie dürffen als Gutte sich erzeigen. In dessen wolte Loth immer verweihlen, dann er sasse wol, und hatte eben recht sein Hausz eingerichtet. Aber die Engel nahmen ihne, die Fraw, die Töchteren, bey der Hand: Apprehenderunt manus eius, & manum Uxoris eius, & duarum filiarum eius. Und müsten gleichsam wider Willen, die Füsz so behend und starck lauffen, dasz er bald nicht mehr auff ihm selber stehn könte. haltet derwegen an umb eine Diſpenſation, für dasz klein Stättlein Balam, in welcher er auszzurasten begehret, damit es dem Undergang entgehn könnte wie es dann auch geschehen, und fürterdhin Segot benambset ist worden.

Eine ungewohnliche Morgenröthe, bedeüttet eine Wetter-Enderung. Die Faszuacht in Sodoma ist fürüber Sol egreſſus eſt. Die Sonn ist schon auffgezogen: was kochet sie an? Et pluit. Es Regnet, und fallet, O Weh! nit Wasser sonder Feur, O Weh! nit Hagel, sonder Schweffel: O Weh! nit alszgemach, sonder Urplötzlich: O Weh! nit nur in einem Schlupffwinckel, sonder auff Statt, und Land: O Weh! keiner hat Zeit und weil umb Gnad, umb Huld zuschreyen: O Weh! die Fasznacht hat End, und ist der Aschermittwoch da, der ist nun immer wehrend zu einer Witzigung, und ewigen angedencken.

Anderer Theil.

Hat E. L. auch Lust zu einem solchen? Ich endere die Frag; was haben jene zugewarthen, welche ewerem Exempel nachfolgen, und allein ihre Frölichkeit mit Gott, und in Gott, suchen? Diser will ich jetzund antworten, und zwar nur mit Einziehung schrifftlicher Proben: es ist der H. Mariæ Magdalenæ, durch die sambtlich Catholische Kirch eine, eine niemal verblichne, sonder allzeit frisch grienende Gedächtnusz, nit dasz sie ein überdreysig Jähriges Buszleben geführt, nit dasz sie die Gastgebin desz Herrn gewesen, nit dasz sie under dem Creutz, mit Maria und Joanne gestanden, sonder dasz sie einstens was underſangen, welches denen Welt-Kinderen, und Aechteren desz Heylands, übel in die Nasen gerochen: sie komt da man bey der Taffl ware, sie meldet sich nit an sie wartet auff kein Erlaubnusz, sie gunnet keinem einen Augenblick: Ihr einzige Zihlscheiben wahre JEsus dessen Füsz will sie mit ihren Threnen benetzt, und mit ihren Haaren getrücknet haben: Dessen Haupt musz ihr balsamiert werden. Magdalenæ wer alles recht: Wann nur solches zu anderer Zeit, und in einem andern Orth undernommen wurde: Da soll man essen nit weinen, da soll man trincken, nit Seufftzen, da soll man Diſcurrieren: Derwegen ist man hier zusammen kommen, derwegen ist der Meister auch eingeladen worden.

Nein! nein! sonderbahre Gnaden wöllen auch was sonders haben: Ist es nit ein hohe Gnad, und biszhero allein einem grossen Joanni Baptjstæ vergunnet, dasz sie annoch in dem Leben hat hören, und haben können für einen schutz- und Lob-Prediger den ewigen Sohn Gottes selber? Ist es nit ein überausz schätzbarer Gunst, dasz dise Salbung, mehrmalen in dem Jahr, in gantzer Christlicher Welt musz vorgelesen werden? Niemahl aber hätte der Heyland ausz diser Benetzung, ausz diser Trücknung, ausz diser Salbung ein solches wesen gemacht, wann sie nit eben zu dieser Zeit, eben in solchen Umbständen geschehen wäre.

Der Liebe JEsus sagte vormahlen seiner Gesponsz: Thue mir auff meine Schwöster, lass mich hinein meine Freundin! gib mir Tach, und Underschlauff mein wertes und reines Däublein: sihe mein Haupt ist von dem Nacht-Tau gantz im Wasser: Aperi mihi ſoror mea, amica mea, columba mea, immaculata mea, quia caput meum plenum eſt rore, & cincinni mei guttis noctium. Von denen Nachtvöglen, in diser Zeit, wird leyder! unser

Haupt, unser Heyland, mit einem schwären Sünden-Tau allzusehr beschmitzet, und entunehret: Mali Chriſtiani ſuis pravis moribus, quasi iniecto rore, contaminant caput Chriſti, illumque abs se ablegant: Aber E. L. nimbt JEsum auff, umfasset selben, mit inniglichen Seufftzeren trücknet ihne mit eyffrigen, und hitzigen Anbetten, derentwegen werdet ihr ihme lieb seyn, als wie eine Magdalena, als wie ein Schwöster, als wie ein ware, und getrewe Freundin. Ist noch nit genug.

Johannes! Ich musz und bin gezwungen dich Seelig zu sprechen, da nemblich dir erlaubt wurde dein Jungfräuliches Haupt, in die Schosz desz Heylands zulegen: In welcher du auch worden bist, der verwunderliche Himmels-Adler: noch Seeliger wärest worden wann JESus sein Haupt auch in deine Schosz gelegt hätte: Und gleich wol sich nit mehr klagete. Filius hominis non habet ubi caput reclinet: Der Sohn desz Menschens ist so arm, und verlassen, dasz er bald nit weist, worauff, und wohin er sein ermüdetes Haupt hinlegen solle. E. L. weisz nur gar zu wol, und musz es mit Vorgeschämigkeit, zugeschlosznen Augen, dannoch sehen und erfahren, wie unser hochverdientister Erlöser in der Fasznacht, von so vilen Christen verlassen, und verhönet werde: derwegen er Müd und Math herumbgehet, und schauet wo immer eine zufinden, dje ihme seyn könten ein Schoosz, und Ruh-Behtlein sich in selber gleichsam zuerholen: Ihr dan wöllet solche seyn: Ihr begehret ihne auffzunemmen, darum auch ewer eigen wird seyn der sechste Vers, in dem neun und dreysigisten Psalmen. Seelig, und überseelig ist jener, und jene welche sich gäntzlich quit machen von allen so eittelen, so unsinnigen Welt-Freuden, und ihr Lust, und Hoffnung allein der Nahm desz Herren ist: Beatus vir, cujus eſt Nomen Domini ſpes eius, & non reſpexit in vanitates, & insanias falſas.

Das Lobsprechen welches GOtt einem gibt, ist weit ânderst geartet, als jenes, mit deme die Welt ihre Anhänger bedöret, gleich denen Aepfflen, so jetzund in der Landschafft Sodoma wachsen, von auszen schön und natürlich gefärbet, inwendig nur mit Aschen angefüllet, gleich denen Cometsternen, so eine Zeit glantzen, hernacher sich in Peſtilentialische Dämpfl Reſolvieren, gleich denen so genenten Küsz-Jungfern, in der Herren Kerker, welche wann sie umhalsen, tödten: Molliti ſunt ſermones eius ſuper oleum, & ipſi ſunt iacula. Wann GOtt aber einen Seelig spricht, ist er eben darum in der That Seelig: In weme aber dise würckliche Seeligkeit bestehe, die ich euch als einen verdienten Lohn verspriche, erleutheret dasz nachfolgende, und abermahl ausz HH. Schrifft.

In carcere eram & non me viſitaſtis. Ich ware in dem Kercker, und ihr habt mich nit besucht. Wir wissen aber ausz seinem Leben nirgend, dasz er einstens sey Incarceriert worden. Wol seynd etliche Vätter die sagen dasz der Heyland, in dem Hausz Caiphæ, nach empfangnem Backenstreich, und vilen anderen Verhönungen, in einem Kercker zu zwey stunden, ungläublich entunehret sey worden: Disz ist doch nur ein Muthmassung, und kein Glaubens-Satz. Wo wöllen wir dann einen Kercker auffbringen, damit nach dem Buchstab, und von der eignen Persohn Christi könne gesagt werden: in Carcere eram, & me non viſitaſtis? Wir haben ihne hier vor Augen: er ist rund, er ist klein, und eng, er ist von aussen hell und weisz, inwendig dunckl, es ist die Sacramentalische Hostia: darin hat er sich eingeschlossen ausz unentlicher Liebe, darausz seyflzet er zu seinem Himmlischen Vatter: in Carcere eram: Ich ware in dem Kercker: wann? zur Stell, und in einem Augenblick, so bald die Wörter der Conſecration, auff dem Altar von einem rechtgeordnetten Priester seynd auszgesprochen worden: Wie lang? schon zu tausend sechshundert und siebentzig Jahr: wie und mit was? Mit meiner Allmacht, und einem unentlichen Gnaden-Schatz. Zu was ende? dasz meine Menschheit nahe bey euch seye, dasz ihr mich als eine Seelen speise gleich zur Hand hättet: dass euch die würdige Matery nicht abgehe für ein tägliches Brand Danck- und Versöh-

nungs-Opffer: Et me non vifitâftis. Und ihr habt mich nit heimgesucht. Welche aber: die in den Stätten, und Palästen: die gemeiniglich bey feister grühnen Weide leben. Nicht aber E. L. als welche, dise drey Täg ihnen ausserwöhlten als eine beste Gelegenheit sich jene zuerzeigen, die ihr warhafftig seyd, und als solche zu werden, schon in dem Tauff versprochen habet: ihr widersagt dem Teuffel als einem Urheber, und Grundleger der Fasznacht: ihr widersagt allen seinen Wercken: alle kan er in diser Zeit, in eim, oder anderem Orth anbringen; ihr widersagt allem seinem Pomp: niemahl ist ein grösserer im Schwung, als eben jetz, was lang verborgen gelegen, musz jetz an den Sonnenschein: auch die kaum für ein Monath zu beissen, und Zunagen haben, heülen mit den Fasznachtnarren in ein Horn: Trag auff, und schütte nicht, ist es Fasznacht so seye es Fasznacht. Es ist zwar Joseph in seiner Cistern, eine Figur unsers allerliebsten JEsu gewesen, er hat aber mit Namen nit gewust, dasz sein Bruder Ruben ihne, bey dem Leben erhalten, und derwegen diser Kercker oder Galdbrun nur als ein Zwischen-Mittl vorgeschlagē sey worden, wäre sag ich, dise Meinung ihme Joseph, kundbar gewesen, ach wie wurde erhernacher ihme vor anderen umb den Halsz gefallen seyn! unser Joseph, in der Sacramentalischen Hostia weisz, und sicht alles: wie nemblich E. L. allen Fleisz und Kräffte anspanne, dasz er nit beleydiget, oder besser zureden, dasz nit abermahl, und von so vilen, Gecreutziget werde, dasz er seine gebührende Ehre, und Anbettung, in dem Templ empfange, dasz er in viler hundert Hertzen, inmittelst der HH. Communion, seinen Gnadenvollen Einkehr nemme: so kan sie sich deszhalben getrösten, er werde ihren nit nur eine blosse Umhalsung vergünstigen, sonder noch darzu, einen solchen Gnaden-Pfenning in die Hand legen, den zu seiner Zeit, und Stund der himmlische Vatter gern annehmen werde, als eine Abzahlung der zuvor verdienten Sünd und Straff, als ein genugsames Gegengewicht zu Erkauffung eines ewigen Himmels. Auff das: Ich ware in dem Kercker, und ihr habet mich besucht. Gehöret: Kombt her ihr gebenedeyte.

Man verwundert sich, ia etwelche ziehen dasz Gifft ausz dem Hönig: Dasz der Rechte Schächer einen so graden Weeg von dem Mörder-Galgen zu dem Paradeysz, gefunden habe: Hat es also ihme gelingen können, warumb uns nit auch? obwolen wir schon in etwas den Abweg nemmen, obwolen wir gleich wol dem jungen Muth pflegen, obwolen wir schon manchen Schnit an der Beilen haben, kan doch entlich alles geschlichtet werden: aber der Schächer hat nit nur obenhin, sonder fürtrefflich sich geschickt gemachet zu dem Hodie mecum eris in Paradyfo: Heut wirst, in dem Paradeys bey mir seyn. E. L. musz wol die Umstände überschlagen: habt ihr jemahl gehört, dasz einer das Leben begehrt von einem, der selber zu dem Todt verurtheilet ware, und ihme eine Gesellschafft gewünschet, und gesuchet habe, mit jenem, der von der Welt, ja auch von seinen vertrautisten, verlassen worden? dasz einer jenen für seinen Herren, und König angenommen, der kein andern Thron, als ein Creutz hatte? bei welchem kein anderer Scepter zufinden, als ein grober Nagel durch Händ und Füsz? auff dessen Haupt, an stat der Chron, ein Dorn-Pusch eingetrucket worden? der für seinen Hoffstab kein andere Purst zehlen könte, als Schörgen, als Hencker, als Spöttler, als Lästerer? der in keinem anderen Purpurmantl zusehen wahre, als in seiner eigner, aber blosser, aber zerfetzten, aber gantz blutigen Haut? dessen doch alles ungeacht rufft er JEsum für einen Herren: für einen König ausz, Herr dencke meiner, so du in dein Reich kommen wirst, jene aber, so seine Wunderthaten, mit Augen gesehen, und Stim- und Zeugnusz von Himmel, mit Ohren gehört, seynd entweders, ausz Forcht nit da, oder sonst Stim- und Redlosz versencket in einem Meer der Traurigkeit, als wie Maria, als wie Magdalena, als wie Johannes, als wie wenig andere. Ja der Muth dises newen Bekenners Christi liesse sich mit deme allein nit beschlagen: fahret seinem Mitgesellen wacker über das Maul:

Increpabat eum: deszwegen er würdig worden, einen vollkommnen Ablasz zu empfangen, ejne so Gnadenreiche Einladung anzuhören: Hodie mecum eris in Paradyso: heut wirst du bey mir seyn im Paradeysz. Nun müssen wir bedaurlich sehen dasz unser Heyland, in der Fasznacht, wiederumb an das Creutz genaglet werde: Rurſum Crucifigentes Filium DEI: dasz ihne ein Unchristmässiger Wandl, viler tausenden verspotten thüe: Et oſtentui habentes. Dasz alles bitten, und betten der Prediger die Vögel desz Luffts hinweck nemmen, in vilen Orthen aber ist der Sünden-Schwall so starck eingebrochen, dasz man darwider so gar nit reden darff, machen ausz denen allzeit verdamblichen, Müszbräuchen einen Satz und Regel: vor Jahren hatte es hier, wie ihr es wol gedencken könnet schier auch ein solches Auszsehen, ihr aber habet einen heiligen Auffstand gemacht, alle Fasznacht-Uppigkeiten zerdrimmeret, dargegen die herrliche Auszstellung, die andächtige Anbettung, die demütige Heimsuchung desz hochwürdigistē Guts eingeführet: Quid ergò erit nobis. Was soll, und kan ich dann E. L. verheissen.

Seye sie wolgemuth: ich hab die Erlaubnusz einen gutten Griff in seine Schätze zuwagen: für meinen Theil wünsch ich, und will es mit dem Schächer gemein haben: Memento mei: mein JEsu: da meine Sand-Uhr auszgeloffen, da meine Stund alle geschlagen, da das Rechen-Buch herfür wird genommen werden, da die Thür, zur Ewigkeit sich öffnet: Memento mei, seye meiner in Gnaden in gedenck. Will E. L. was mehrers, als dises? Ich verstehe sie schon. Mein Heyland! dise Versamblung bittet und begehrt auch jenes, was ich mir über alles, und allein ausserwöhlet, gibt aber mir darzu eine andere Ansuchung die ich sollte vor dem Thron deiner unentlichen erbärmde, zu dem Beschlusz, præſentiren. War ist es: du erzeigest dich in Italia, in Pohlen, in Germaniâ, &c. als einen zornigen Affuerum: Ich kan aber unser Püntner-Land nit Guarantieren, dasz man in demselben was besser jetz lebe als man in bedeuteten Oertheren gelebt habe. Wie soll ich dann die guldene Ruthen, welche du in der Hand hast, ansehen? Ich getröste mich wiederumb, auch zu disem Beylag, alles guttes: dann ihr zu diser Zeit euch erzeiget habet, vor hiesigem Sacramentalischen Thron der Gnaden, als eine reine, als eine forchtsame, als eine demüthige als eine gehorsame und liebende Eſther. Sihe sie wirffet sich abermahl vor dir nieder, ergreiffet die Davidische Harpffen, und stimmet an den fünffzigisten Psalmen: Miſerere mei Secundum magnam miſericordiam tuam Pſ. 50. Herr GOtt Vatter erbarme dich unser nach deiner grossen Barmhertzigkeit, die hier dein eingebohrner Sohn JEsus Christus ist, in Einigkeit des HH. Geistes jetzund, und zu allen Zeitten. Amen.

Alles zu grösserer Ehr GOttes.

Bibliographischer Anzeiger.

Grammatik.

F. Diez, Grammatik der Romanischen Sprachen. 2 Thle. 3. Auflage. (Bonn, Weber.) 2 Thlr. 15 Sgr.

M. A. Lesaint, Traité complet de la prononciation française dans la seconde moitié du XIXe siècle. 2. Éd. (Hamburg, Mauke.) 3 Thlr.

G. L. Staedler, Lehrbuch der italienischen Sprache. 3. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Lexicographie.

M. Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. 5. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

J. E. Wessely & A. Gironés, Pocket Dictionary of the English and Spanish Languages. (Leipzig, Tauchnitz.) 15 Sgr.

Neues Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache. (Leipzig, Holze.) 1 Thlr.

A new Pocket-Dictionary of the english and russian languages. (Leipzig, Holze.) 1 Thlr.

Literatur.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 33. Lieferung. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

Gothische und Altsächsische Lesestücke nebst Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Basel, Schweighauser.) 20 Sgr.

E. Böhmer, Romanische Studien. 1. Heft.

G. F. Stedefeld, Hamlet, ein Tendenzdrama Shakespeare's gegen die skeptische und kosmopolitische Weltanschauung d. M. de Montaigne. (Berlin, Paetel.) 15 Sgr.

G. F. Stedefeld, Die christlich-germanische Weltanschauung in den Werken der Dichterfürsten W. v. Eschenbach, Dante und Shakespeare. (Berlin, Paetel.) 15 Sgr.

Thimm's Shakesperiana from 1564 to 1864. The literature of England, Germany and France. (London, Fr. Thimm.) 1 Thlr.

Ch. Marlowe's tragedy of Edward II. With an introduction and notes by W. Wagner. (Hamburg, Boyes & Geisler.) 20 Sgr.

J. Murray Graham, Historical view of literature and art in Great Britain. (Berlin, Asher.) 4 Thlr.

Shakespeare's Euphuism. By W. L. Rushton. (Berlin, Asher.) 27 Sgr.
Shakespeare's Hamlet, englisch und deutsch, herausgegeben von M. Moltke. (Leipzig, Deutsche Volksbuchhandlung.) 10 Sgr.
Shakespeare's Dramen. Deutsche Uebertragung von Dr. F. Jencken. 6 Bde. (Mainz, Le Roux.) 1 Thlr.
W. Shakespeare's dramatische Werke, für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 1—4. Bd. (Berlin, Asher.) à Bd. 15 Sgr.
S. Austin Allibone, Critical Dictionary of English literature and British and American authors. (Philadelphia.) (Berlin, Asher.) 32 Thlr.
The Breitmann Ballads, by Charles G. Leland. (London, Trübner.) 2 Thlr.
La littérature française pendant la guerre. (Berlin, Stilke & v. Muyden.) 15 Sgr.
Fr. Kreyssig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. (Berlin, Nicolai.) 1½ Thlr.
P. F. J. Kunhardt, Dantische Reminiscenz an d. biblische Gleichniss vom ungerechten Haushalter in der Div. Com. Par. VI. (Lübeck, Grautoff.) 6 Sgr.
E. Bock, Deutsches Lesebuch. 2 Thle. (Breslau, Hirt.) 14 Sgr.
M. Binstorfer, Deinhardt und Jessen, Lesebuch für Volks- und Bürgerschulen. 6 Thle. (Schleswig, Schulbuchhandlung.) 15 Sgr.
W. Tobien, Materialien f. d. deutschen Unterricht in Tertia und Secunda. (Elberfeld, Volkmann.) 9 Sgr.
Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Herausg. v. dem Verein der Berliner Gymnasiallehrer. (Berlin, Ebeling & Plahn.) 2½ Sgr.
H. Mehl, Kurzgefasste Grammatik der deutschen Sprache. (Wien, Müller.) 6 Sgr.
L. Schmidt, Manuel de la conversation française. (Leipzig, Arnoldi.) 10 Sgr.
J. Deubler', Modernes Lehrbuch der franz. Sprache. (Nürnberg, Korn.) 12 Sgr.
F. Kuhnow, Der Anschauungs-Unterricht in der franz. Sprache. (Berlin, Thiele.) 8½ Sgr.
G. Ebert, Der Begleiter zum Unterricht im Französischen.
I. Abthlg. Anleitung zum Lesen nach den Grundsätzen der Lautirmethode und im bewussten Binden. 10 Sgr.
II. Abthlg. Einführung in die Gesetze der Rechtschreibung, der Interpunktion und des Satzbaues. (Aarau, Sauerländer.) 14 Sgr.
A. Ricard, Kurzgefasste Conversations-Grammatik der französ. Sprache. (Prag, Hunger.) 1 Thlr.
J. Markl, Perles de la Poésie française. (Prag, Hunger.) 1 Thlr. 6 Sgr.
K. Keller, Elementar-Methode des französ. Sprachunterrichts. 2 Thle. (Zürich, Orell, Füssli & Co.) 1⅓ Thlr.
Baensch's pocket miscellany. Vol. 25. (Leipzig, Baensch.) 10 Sgr.
G. Bonifacio, Deutsch-italienischer Briefsteller. (Stuttgart, Neff.) 1 Thlr.

François Villon.

Von
Dr. Albert Stimming in Kiel.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist eine Uebergangsepoche: das Mittelalter mit seinen Institutionen fällt in Ruinen, die neue Zeit beginnt, das Bürgerthum macht sich von der Bevormundung durch die Geistlichkeit frei und tritt an die Stelle des Ritterthums, das während des ganzen Mittelalters mit dem Clerus sich in die Herrschaft der politischen und literarischen Welt getheilt hatte. Dieser grosse Kampf, der allmählich alle Zweige des menschlichen Wissens berührt, zeigt sich auch in der Literatur und namentlich in der lyrischen Poesie: während die Dichter des Mittelalters ihr ganzes Talent auf die Eleganz der Form und die Veredelung der Sprache verwandten, während sie sich bemühten, Allegorien zu erfinden und zarte Gefühle zu äussern, ohne sich darum zu kümmern, ob ihre Klagen, Betheurungen und Schwüre den Gesinnungen ihres Herzens entsprachen — wird die Poesie in der neuen Periode im Gegentheil der naive, manchmal kräftige, oft allerdings auch rohe Ausdruck der e i g n e n Empfindungen des Dichters.

Die beiden bemerkenswerthesten Repräsentanten dieser beiden Richtungen sind in Frankreich Charles d'Orléans, die letzte und zarteste Blüthe der ritterlichen Poesie und sein Zeitgenosse, François Villon, der erste volksmässige Dichter. Einige Studien über den Letzteren werden Gegenstand dieses Aufsatzes bilden: nachdem wir im Anfang einige biographische Notizen gegeben haben, werden wir von seinen Werken, sodann von seiner Prosodie und schliesslich seiner Sprache handeln.

Da uns die Zeitgenossen Villons über die persönlichen Verhältnisse desselben leider nichts berichtet haben, so sind wir mit Ausnahme einiger zweifelhafter Notizen bei Rabelais auf seine eignen

Schriften als die einzige Quelle in dieser Beziehung beschränkt. Nach den verdienstvollen Forschungen, die Dr. Nagel und theilweise auch andre Biographien* angestellt haben, wird es uns nicht möglich sein, wesentlich Neues aus dem Leben des Dichters vorzubringen, wir beschränken uns also darauf, die Ergebnisse jener Untersuchungen kurz anzugeben.

Der Dichter nennt sich selbst an verschiedenen Stellen seiner Werke François Villon, ebenso heisst er in den Schriften seiner Zeitgenossen, z. B. in den „Repues franches“ und in allen ältesten Ausgaben seiner Poesien, so dass Villon allein für seinen Familiennamen galt. Aber seitdem Claude Fauchet in seiner Abhandlung „De l'origine des chevaliers, armoiries et héraux 1599“ nach einem Manuscripte seiner Bibliothek eine Variante der berühmten Quatrains von Villon „Le huitain de Villon“ veröffentlicht hat, haben sich die Meinungen der Gelehrten getheilt. Das Quatrain lautet nämlich:

Je suis Françoys, dont ce me poise
Né de Paris, emprès Ponthoise;
Qui d'une corde d'une toise
Scaura mon col, que mon cul poise.

Seine Variante, das Huitain:

Je suis François, dont ce me poise
Nommé Corbueil en mon surnom;
Natif d'Auvers emprès Ponthoise
Et du commun nommé Villon.
Or d'une corde d'une toise
Scaurait mon col que mon cul poise
Se ne fut un joly Appel
Le jeu ne me sembloit point bel.

---

* Von den hauptsächlichsten Autoren, die sich mit der Biographie Villons beschäftigt haben, nennen wir:

Etienne Pasquier, der ihm ein ganzes Capitel in seinen „Recherches de la France“ gewidmet hat;

Guillaume Colletet „Vie de François Villon 1650“ wieder abgedruckt in den „Oeuvres complètes de François Villon, éditées par L. P. Jacob, Bibliophile, Paris 1854;“

Prosper Marchand in seinem „Dictionnaire historique;“

J. H. R. Prompsault in der Einleitung zu seiner Ausgabe Paris 1832;

Dr. Nagel „François Villon, Versuch einer kritischen Darstellung seines Lebens,“ Mühlheim a. d. Ruhr 1856;

Campaux: „Vie et les oeuvres de Villon,“ Paris 1859;

Anatole de Montaiglon in „Les Poëtes Français, recueil publié sous la direction de M. Eugène Crépet,“ Paris 1861—62. Band I, p. 447—455;

P. Jannet: Oeuvres complètes de François Villon, éd. préparée par La Monnoye, mise au jour avec notes et glossaire par P. Jannet. Paris 1867;

Jacob le bibliophile: Les deux Testaments de Villon etc. précédés d'une notice critique. Paris 1867.

Dr. Nagel sucht mit grossem Scharfsinn aus andern Stellen von Villon's Werken nachzuweisen, dass „Villon" wirklich ein Beiname gewesen, den der Dichter freiwillig zu Ehren seines Lehrers und Gönners des „Maistre Guillaume Villon" angenommen und dass aus diesem Grunde gegen die Echtheit der Huitains nichts einzuwenden sei. Dieselbe muss aber aus einem äussern Grunde sehr in Zweifel gezogen werden. Wenn man nämlich bemerkt, dass so oft Villon die Form der Huitains anwendet, d. h. in dem „grossen und kleinen Testament" und in der Mehrzahl der Balladen, diese immer ababbcbc gereimt sind, ferner dass die Dizain's (ababbccdcd) und die Douzain's (ababbccddcde) in Bezug auf den Reim einem durchaus analogen Gesetze folgen, so muss man es um so auffälliger finden, wenn wir hier anders gereimt finden, nämlich ababaacc.

Geboren wurde der Dichter 1431 in Auvers, einem Dorfe nahe bei Paris, doch wurde er wohl schon früh nach der Hauptstadt selbst gebracht. Seine Familie war arm und unbedeutend, seine Mutter, erzählt er uns selbst, konnte weder lesen noch schreiben, war aber sehr fromm, dabei ihrem Sohne von Herzen zugethan, so dass dessen dumme Streiche ihr tiefen Kummer bereiteten. Den Vater hatte er schon vor seinem dreissigsten Jahre verloren. Nachdem er sich die nöthigen Kenntnisse erworben, bezog er die Universität zu Paris. Das lockere Leben der damaligen Studenten war aber zu verführerisch, als dass es ihn bei seinem Hange zu sinnlichen Vergnügungen und seinem Mangel an Willenskraft nicht hätte anziehen und dann auf der abschüssigen Bahn immer weiter forttreiben sollen. Mit grosser Offenheit gesteht er uns selbst G. T. (grand testament) 26, 5

„je fuyoye l'escolle
Comme faict le mauvays enfant"

und, indem er die Worte des Weisen „Esjoys toy, mon fils, à ton adolescence" zu sehr zu seinen Gunsten auslegte, verband er sich mit einer lustigen Schaar

„de gratieux gallans
Si bien chantans, si bien parlans,
Si plaisans en faictz et dictz"

und „galler, friander, leschier" namentlich aber „aimer" wurde fortan seine wie seiner ganzen muntern Cumpane Hauptbeschäftigung. Da er uns nun aber G. T. 24, 1—4 versichert, dass er Nichts vom Seinigen ausgegeben oder verkauft habe, um so viel Leidenschaften zu

befriedigen, so weiss man nicht, woher er die Kosten seines lockern Lebens genommen. Jedenfalls werden die Mittel, durch welche er sich dieselben verschaffte, nicht allzu ehrenhaft gewesen sein: er „machte“ Geld „à dextre et à senestre“ indem er auch wohl gelegentlich zum Diebstahl und zur Beutelschneiderei seine Zuflucht nahm, wenigstens versichern die „Rèpeues franches,“ die von einem seiner Zeitgenossen, vielleicht seiner Cameraden, verfasst sind, dass Villon

„A tromper devant et derrière
Estoit un homme diligent.“

Allerdings versucht er, sich wegen solcher „Missgriffe“ zu entschuldigen, indem er sie durch seine Bedürfnisse motivirt (G. T. 2, 7 u. 8):

„Nécessité faict gens mesprendre
Et faim saillir le loup du bois.“

Aber die Polizei scheint doch derartige Entschuldigungen nicht zugelassen zu haben, denn wenn man aus der Vertrautheit Villon's mit den Localitäten des „Chastellet,“ des Pariser Gefängnisses (P. T. 22), so wie aus seiner Bekanntschaft mit der Gefangenwärterin (P. T. 20) einen Schluss ziehen darf, so ist Villon offenbar häufig mit den Sicherheitsbehörden seiner Stadt in Conflict gerathen. Dadurch gab er seinen Freunden mancherlei Gelegenheit, ihm ihre Freundschaft durch Dienste zu bezeugen. Zu diesen gehört namentlich sein Lehrer und Gönner Guillaume Villon, der sich offenbar für seinen begabten und witzigen Schüler interessirte; denn, obgleich er dessen leichtsinnigen Lebenswandel durchaus nicht billigte (G. T. 77, 6, et de cestuy sc. boillon pas ne s'esjoye), so konnte er sich doch nicht entschliessen, ihn im Stiche zu lassen und hat ihn „mis hors de maint boillon“ (G. T. 77, 5) während andrerseits auch sein Sachwalter Fournier „lui a saulvé maintes causes“ (G. T. 90, 5 u. 6).

Trotz dieser Ausschweifungen scheint Villon doch Perioden gehabt zu haben, wo er sich, wer weiss aus welchen Gründen, ernsthafter mit seinen Studien beschäftigte, denn er erhielt einen academischen Grad „une nomination“ (P. T. 17, 1) und gehörte selbst zu denen, die von der Universität Paris dem Collator der Stipendien vorgeschlagen wurden. Indessen wurde er, wohl wegen seines mangelhaften Testimonii morum, hierbei nicht berücksichtigt und ebenso wenig gelang es ihm je, den Grad eines „maître en théologie,“ damals das Ziel der theologischen Studien, zu erlangen, wie aus seinen eignen Worten G. T. 37 und 72 deutlich hervorgeht.

Um das Maass seines Elends voll zu machen, verfolgte ihn das Unglück auch in der Liebe: Ein junges Mädchen (er nennt sie bald Denise, bald Rose, bald Katherina de Vauzelles), das er aufrichtig und treu liebte (G. T. 55, 1, 2), brach plötzlich mit ihm, nachdem sie ihn lange getäuscht hatte (G. T. 55, 5, 6) und zwar auf eine so gehässige und schmähliche Weise (XXI,* 2, 2 u. 3), dass er, ausserdem noch durch die Neckereien und Spöttereien seiner Bekannten, die ihn überall „l'amant remys et renyé" nannten, aufgereizt, seine ungetreue Geliebte, wahrscheinlich durch ein Spottgedicht, verhöhnte und empfindlich beleidigte. Diese aber wurde klagbar, die geistliche Gerichtsbarkeit legte sich in's Mittel und Villon wurde verurtheilt, öffentlich gestäupt zu werden (G. T. 115, VI, 5, 1—5). Nachdem der Dichter diese entehrende Strafe erlitten, beschloss er, Paris zu verlassen; und da er der etwaigen Rückkehr keineswegs sicher war, so schrieb er um Weihnachten 1456 sein Vermächtniss nieder (cetablit son laiz P. T. 1, 1 u. 2, 2). Diese Abschiedswünsche für die Welt, die er verlässt, sein „Testament," das zugleich ein Andenken für seine Freunde sein sollte, erhielt den Namen „Petit Testament," erst später im Gegensatz zu dem „Grand Testament" und zwar ohne seine Einwilligung, wie er uns selbst mittheilt (G. T. 65, 4).

Villon ist nie von den tödtlichen Wunden geheilt worden, die dieser Verrath ihm geschlagen: alle seine Werke athmen den tiefen Schmerz, den er während seines ganzen Lebens getragen hat.

---

* Die Zahlen I—XXXIX stellen Villon's kleinere Gedichte vor u. zwar in der Reihenfolge, in der sie sich in der Ausgabe Prompsault's, als der am häufigsten vorkommenden, finden. Um aber denen, welchen nur andre Ausgaben zugänglich sind, etwaiges Nachschlagen zu erleichtern, führen wir die Titel der Gedichte in jener Reihenfolge auf: 1) Ballade des Dames du temps jadis; 2) B. des Seigneurs du temps jadis; 3) B. en vieil françois; 4) les Regrets de la belle Heaulmière; 5) B. de la belle Heaulmière; 6) Double B. sur le même propos; 7) B. que Villon fait à la requeste de sa mère; 8) B. de Villon à s'amye; 9) Lay ou plustost Rondeau; 10) B. et oraison; 11) B. que Villon bailla à un gentilhomme; 12) B. recipé; 13) B. intitulée: les Contredictz de Franc-Gontier; 14) B. des femmes de Paris; 15) B. de Villon et de la Grosse Margot; 16) Belle leçon de V. aux enfans perduz; 17) B. de bonne doctrine etc.; 18) Lays; 19) Rondeau; 20) B. par laquelle V. crye mercy etc.; 21) B. pour servir de conclusion; 22) Leçons diverses; 23) Le quatrain; 24) Epitaphe; 25) en forme de Ballade; 26) B. de l'appel de V.; 27) La requeste de V. au Parlement; 28) Le débat du cueur etc.; 29) La requeste que V. ailla à Mgr. de Bourbon; 30) B. des proverbes; 31) B. des menus propos; 32) Epistre; 33) B. Villon; 34) B. des povres housseurs; 35) B. de l'honneur François; 36) B. de la Fortune; 37) Contre les taverniers; 38) Le dit de la naissance Marie; 39) Double ballade.

Sein Plan, nach Angers zu gehen (P. T. 6, 3), wurde indessen nicht ausgeführt; er scheint in der Nähe von Paris mit einigen Genossen (XXV) eine Gewaltthat begangen zu haben, die ihn wieder in die Gefängnisse von Paris brachte. Wir wissen nicht genau, was für ein Verbrechen er sich hat zu Schulden kommen lassen, noch auch den Ort, wo es begangen wurde, aber die zweite Ballade „du jargon" und die „belle leçon de Villon aux enfans perdus" (huit. 1) lassen annehmen, dass es sich um einen gewaltsamen Einbruch im Dorfe Ruel, nahe bei Paris, handelte.

Nachdem er gefoltert worden (XXVI, 2, 4) wurde er verurtheilt, in Montfaucon gehängt zu werden (XXVI, 3, 7 u. 4, 2) und er gesteht selbst offen ein (XXV, 2, 2), dass dieses Urtheil vollkommen gerecht war.

In dieser äussersten Noth scheint ihn der Humor, den er sich bis dahin in allem Elend seines Lebens erhalten hatte, auf einen Augenblick verlassen zu haben, denn der ernste Ton des Gedichtes, das er damals verfasste „L'épitaphe en forme de ballade" unterscheidet sich merklich von seinen andern Schöpfungen: Er vergegenwärtigt sich im Geiste, wie sein verwester Körper, dem Spiel des Windes überlassen, eine Beute der Raben sein wird und bittet die Vorübergehenden, für ihn und seine Genossen zu beten. Aber diese Stimmung passt zu wenig zu seinem leichten und beweglichen Naturell, als dass sie lange anhalten könnte und in einer andern Grabschrift, die er bald darauf in Gestalt eines Quatrains (oder Huitain's) verfasste, hat er es nicht unterlassen können, einen rohen Scherz, in Gestalt eines Wortspiels, einzuflechten:

Or d'une corde d'une toise
Sçaura mon col que mon cul poise.

Indessen, da

„Toute beste garde sa pel
Qui la contraint, efforce ou lye
S'elle peult, elle se deslie,"

so appellirte er an das Parlament, ohne allerdings grosse Hoffnungen darauf zu bauen, wie er selbst versichert (XXVI, 3, 5). Aber ein unvorhergesehenes Ereigniss, die am 19. December 1457 erfolgte Geburt Marias, Tochter Charles d'Orléans und der Marie de Clèves, kam ihm zu Hülfe. Villon suchte aus diesem günstigen Umstande Vortheil zu ziehen und richtete an das Kind eine Ballade, in welcher er dasselbe „font de petié, source de grace" nennt und versichert, sie sei

„ou hault ciel créée et pourtraicte pour esjouyr et donner paix.“ Dieses Gedicht erwirkte ihm in der That die Begnadigung des Parlaments, und in der „double ballade,“ die er kurze Zeit darauf an dieselbe Prinzessin richtete, gesteht er, dass er sein Leben nur ihr verdanke und verspricht, sie von nun an als seine einzige Beschützerin zu verehren. In einem andern Gedichte „La Requeste de Villon, adressée à la Cour de Parlement“ spricht er jenem Gerichtshofe seine Dankbarkeit aus und bittet, ihm einen Aufschub von drei Tagen zu gewähren, damit er seine Angelegenheiten ordnen und den Seinigen Lebewohl sagen könne — eine Bitte, welche beweist, dass man ihn nur unter der Bedingung, Paris sofort zu verlassen, begnadigt hat.

Er verliess also Paris, aber wir wissen nicht, wohin er seine Schritte wandte; eine Reihe von Orten, die er in dem G. T. nennt, lässt aber annehmen, dass er sie auf seiner vagabondirenden Reise berührt habe. Sein Elend scheint entsetzlich gewesen zu sein: er war immer: „sans croix ne pile“ und „n'eust été Dieu, qu'il craignait,“ so hätte er „faict un horrible faict,“ d. h. er hätte in dem Tode ein Mittel gegen seine Leiden gesucht. Aber diese religiösen Scrupel, die wohl stark genug waren, um ihn von einem Selbstmord abzuhalten, genügten nicht, um ihn zu hindern, in seine alten Verirrungen zurückzufallen. Im Sommer 1461 finden wir ihn wieder im Gefängnisse und zwar in Meun sur Loire (G. T. 11, 3), ohne indessen die Ursache zu kennen, da er selbst, obgleich sonst in dem Geständniss seiner Fehler sehr freimüthig, sich diesmal damit begnügt, seine Einkerkerung sehr unbestimmt seiner „folle plaisance“ zuzuschreiben, übrigens aber über die Sache ein tiefes Schweigen bewahrt. Auf jeden Fall muss das Verbrechen, das man ihm zur Last legte, nicht leicht zu beweisen gewesen sein, denn obgleich er den ganzen Sommer über (G. T. 2, 6) eingesperrt blieb, so hören wir doch nichts von einer zweiten Verurtheilung. Nichts destoweniger kostete ihn die Behandlung, die er von Seiten des Jacques Thibault D'Assigny, Bischofs von Orléans, unter dessen Gerichtsbarkeit er sich befand, erfuhr, beinahe das Leben (G. T. 11, 4; XVIII, 1, 1): er schmachtete in einer unterirdischen Grube, in die man ihn vermittelst eines Korbes hinabgelassen hatte, war rings von dicken Mauern umgeben, welche die Sonne und die frische Luft hinderten, in seinen schrecklichen Kerker einzudringen, seine ganze Nahrung bestand aus geringen Quantitäten von Wasser und Brod, die man ihm auch nur in langen Zwischenräumen

reichte. Fügt man noch hinzu, dass er, wie ein Hund gefesselt, auf dem nackten Boden schlafen musste und dass er zum Ueberfluss noch zu Zeiten gefoltert wurde, so hat man ein ziemlich treues Bild von der jammervollen Lage des armen François (G. T. 1—4; XX; XXVIII; XXXII; G. T. 11; 63).

In dieser schrecklichen Noth schrieb er an seine Freunde einen Brief in Form einer Ballade, in dem er sie gar rührend beschwört, ihn doch nicht ganz und gar zu verlassen. Indessen verdankte er seine Befreiung wieder einem unerwarteten Ereignisse, nämlich einem Thronwechsel. Ludwig XI., welcher auf Karl VII. am 22. Juli 1461 folgte, kam durch die Stadt Meun sur Loire, und da nach einem alten Herkommen den Gefangenen aller Städte, welche ein neuer König nach seiner Salbung passirte, ihre Strafe erlassen wurde, so erhielt Villon durch das blosse Factum der Anwesenheit Ludwig's XI. seine Freiheit wieder.

So war er denn noch einmal den drohenden Klauen des Todes entgangen! Aber in welchem Zustande befand er sich! Die Ausschweifungen seiner Jugend, die fortwährenden Entbehrungen, die Qualen einer hoffnungslosen Liebe, die Leiden eines fünfjährigen Exils, endlich die Martern des schrecklichen Gefängnisses, hatten ihn vor der Zeit altern lassen und an den Rand des Grabes gebracht (G. T. 22, 3 etc.; ib. 23; ib. 45). Aber obwohl er auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen hatte, so erklärt er dieselbe doch nicht verlassen zu wollen, ohne ihr unter der Form eines Testaments, da die Legate mehr nebensächlich sind, seine Klagen, seine Reue über sein verlorenes Leben zu hinterlassen, wahre Confessionen, die an seinem traurigen Beispiele der Nachwelt zeigen sollen, wohin eine solche Existenz, wie die seine, führt. Dieses Gedicht, welches er bei seiner Befreiung aus dem Gefängnisse verfasst oder wenigstens begonnen hat (G. T. 1, 1) und dem er den Namen „Testament" gab (G. T. 10, 6; 160, 5; XXI, 1, 1), empfing später und zwar zum ersten Male in der Ausgabe von 1489 den Namen „Grand Testament."

Aber was ist aus unserm Dichter nach seiner Freilassung geworden? Es ist schwer darauf zu antworten, da wir keine Schriften Villon's, die jünger als das grosse Testament wären, besitzen. Campaux aber hat versucht, aus dem G. T. selbst noch einige Notizen über ihn zu ziehen, indem er dies nämlich in drei Theile theilt (huit 1—79; 80—145; 146—zu Ende), die nach ihm in drei verschiedenen

Stimmungen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verfasst seien. Indem er sich nun auf eine Stelle des zweiten Theiles stützt,

Item j'ay sceu, a ce voyage,
Que mes trois povres orphelins,
Sont creus et deviennent en aage,

behauptet er, dass der Dichter von Meun aus zuerst nach Paris zurückgekehrt sei und dort den ersten Theil des G. T. verfasst habe, der noch die Bitterkeit und die tiefe Entmuthigung seiner Seele athme. Aber Paris, fährt Campaux fort, gefiel ihm nicht mehr: die Mehrzahl seiner alten Genossen war todt oder zerstreut, die Wenigen, die von den jüngern noch vorhanden waren, empfingen ihn vielleicht mit Gleichgültigkeit und selbst mit Kälte, das Alter ohne Reichthum ist nie willkommen; der Dichter beschwert sich darüber G. T. 45, 1—7

Car s'en jeunesse il fut plaisant
Ores plus rien ne dit qui plaise
Toujours vieil synge est desplaisant,
Moue ne faiet, qui ne desplaise
S'il se taist affin qu'il complaise,
Il est tenu pour fol recreu
S'il parle, on lui dist qu'il se taise

und G. T. 23, 5, 6:

Des miens le moindre, je dy voir
De me desadvouer s'avance.

Dieser Empfang bestimmte ihn ohne Zweifel auf den Aufenthalt in Paris zu verzichten und den in einer Provinzialstadt zu wählen. Dies war anscheinend Saint-Julien de Voventes, denn Villon sagt uns G. T. 93, 94, dass wenn er „ung peu Poictevin" spräche, er es von zwei Damen jener Stadt gelernt hätte. Und wirklich liegt dieselbe in Poitou. Dort soll er auch den zweiten Theil des G. T. verfasst haben. Jedenfalls war er offenbar nicht in Paris, als er die oben schon angeführte Stelle G. T. 117, 1, 3 schrieb, denn die drei armen Waisen waren, wie aus andern Stellen hervorgeht, in Paris.

Eine Notiz des Rabelais Pant. IV, 60, nach welcher Villon, aus Frankreich vertrieben, ein ehrenvolles Asyl bei Eduard V. von England gefunden hätte, ist, wie Prompsault und Nagel zeigen, allem Anscheine nach falsch, weil sie nicht mit der Geschichte stimmt. Sie erscheint um so zweifelhafter, als sich sonst nirgends eine Andeutung davon findet. Was eine andre Nachricht desselben Schriftstellers (Pant. IV, 13) betrifft, dass nämlich unser Dichter auf seine alten

Tage sich nach Saint-Maixent in Poitou „soubz la faveur d'un homme de bien, abbé dudict lieu“ zurückgezogen und sich damit beschäftigt habe, die Passion in jenem Dialecte vorstellen zu lassen, so haben wir keine Veranlassung, sie zu bestreiten.

Indessen ist es anzunehmen, dass er daselbst nicht bis zu seinem Tode geblieben, sondern dass er gegen das Ende seiner Tage wieder in die Stadt, in der er seine Jugend verlebt, zurückgekehrt sei und dort den letzten Theil seines Testaments verfasst habe. „Tant va-il qu'après il revient“ sagt er in den „proverbes“ 4, 2. und in der That würden die Details seiner Bestimmungen in Bezug auf sein Begräbniss keine witzige Pointe, ja nicht einmal einen Sinn haben, wenn sie Fremden aufgetragen worden wären und der Dichter nicht in Paris selbst gewesen wäre. Wir haben ausserdem in dieser Beziehung das Zeugniss eines Zeitgenossen von Villon, des Eloy Damerval, welcher in seiner „Deablerie“ sagt:

Maistre Françoys Villon jadis
Fit à Paris son testament,

was er doch nicht hätte sagen können, wenn nicht wenigstens ein grosser Theil (der Anfang und das Ende) des G. T. in Paris niedergeschrieben wären.

Mag dieser Schluss nun richtig sein oder nicht, so glauben wir jedenfalls beweisen zu können, dass Villon den letzten Theil viel später verfasst hat, als das Uebrige oder mindestens als den ersten Theil. Er bestimmt nämlich G. T. 160, 2 Jean de Calais zu seinem Testamentvollstrecker, indem er hinzufügt:

„Il ne me veit, des ans a trente
Et ne sçait, comment je me nomme.“

Nun aber war Villon nach seinen eignen Worten, als er das erste Huitain des G. T. schrieb, erst 30 Jahre alt, so dass, wenn nicht eine längere Zeit zwischen der Entstehung des ersten und dritten Theils des Werkes läge, jener Mann ihn gar nicht gekannt hätte. Aber es ist wenig wahrscheinlich, dass der Dichter statt „gar nicht“ oder „nie“ gesagt hätte: „vor 30 Jahren,“ und selbst wenn dies der Fall wäre, so würde man dann die Worte „Et ne sçait comment je me nomme“ nicht begreifen können, die offenbar voraussetzen lassen, dass Jean de Calais ihn gekannt hat, aber vielleicht unter einem andern Namen (siehe oben p. 242).

Ueber sein Todesjahr sucht Nagel einen annähernden Punkt festzustellen: in der Ausgabe von 1532 erschienen zwei dramatische Stücke „Le Monologue du Franc Archier de Raignollet“ und „Le Dyalogue des Seigneurs de Mallepaye et de Raillevent“ zum ersten Male zusammen mit den Werken Villon's, was doch nicht geschehen sein würde, wenn die Tradition sie nicht aus der Zeit Villon's datirt hätte. Nun finden sich in diesen Stücken Anspielungen auf historische Ereignisse aus den Jahren 1477 und 1480, was beweist, dass nach der Tradition der Dichter zu jener Zeit noch lebte. Andrerseits lebte er nicht mehr 1489, wo die erste Ausgabe seiner Werke erschien, die Jean de Calais gesammelt hat. Wir können seinen Tod also zwischen die Jahre 1480 und 1490 setzen.

Gehen wir nun zu den Werken des Dichters über: ausser den beiden Testamenten kennen wir etwa 40 kleinere Stücke. Diese sind zum grossen Theil (I—XXI) in das grosse Testament eingeschaltet; unter den übrigen beziehen sich 9 (XXIII—XXVIII, XXXII, XXXVIII, XXXIX), die schon in der Biographie erwähnt sind, auf die Processe Villon's; ein andres (XXXIII), in welchem der Dichter in treffenden Antithesen die Wechselfälle und Contraste seines vielbewegten Lebens schildert, soll nach Campaux für ein von Charles d'Orléans veranstaltetes Dichterturnier verfasst sein. Ausserdem besitzen wir noch drei Balladen, die sich auch auf den Dichter selbst beziehen: „La requeste, que Villon bailla à Monseigneur de Bourbon“ (XXIX), in dem er jenen Prinzen um ein Darlehn bittet, „le Problème“ (XXXVI), in welchem er sich durch das Glück interpelliren lässt und „Les menus propos“ (XXXI), wo er gesteht, dass trotz aller Erfahrungen, die sein Wander-Leben ihm verschafft, es ihm noch nicht gelungen sei, sich selbst zu erkennen.

Es giebt nur eine kleine Zahl von Gedichten, die nicht einen den Verfasser direct betreffenden Gegenstand behandeln, nämlich XXXIV spricht von dem elenden Loose der housseurs (nach Campaux Name für Schüler, deren Bekleidung für Kopf und Schulter man „housse“ nannte), XXX enthält eine Zusammenstellung von 28 Sprichwörtern, die alle mit „tant“ beginnen; XXXV bestimmt die grausamsten Strafen für den „qui mal vould voit au royaume de France,“ und ein letztes Gedicht, das sich vollständig zum ersten Male bei Campaux findet, schleudert mit einem äusserst komischen Pathos die schrecklichsten Verwünschungen gegen die „taverniers, qui falsifient le vin.“

Der Eindruck, den die Schriften Villon's auf uns machen, ist ein eigenthümlicher: wir sehen ihn abwechselnd sich im Schmutze wälzen (G. T. 101; 106, 7, 8; 137, 7—8, XV) und zu den edelsten und reinsten Gesinnungen und Gefühlen sich erheben (G. T. 7, 1—7; ib. 13, 7, 8; 14; 29—30; I; II; III; VII; 149—150 etc.), bald durch seinen heitern Scherz entzücken (G. T. 16—20; 51—54; 93, 1—6; 115; X etc.), bald mit seinem beissenden Spott scharfe Hiebe austheilen (G. T. 34; 45; 80; 107—109 etc.); immer voller Geist und Humor, erzählt er uns alles, was er selbst fühlt und empfindet und was er an Andern beobachtet, wir erkennen deutlich seine Tugenden und guten Eigenschaften, seine Dankbarkeit gegen alle die, welche ihm Gutes thun (G. T. 8 u. 9; 11, 5—8; 77; 78; 90; XXVII; XXXVIII; XXXIX etc.), seine zärtliche Liebe zu seiner Mutter (G. T. 79 u. VII), sein für die Leiden Andrer wohl empfängliches Herz (P. T. 25; 27; G. T. 117; 121 etc.), endlich seine uneigennützige Vaterlandsliebe (I, 3, 5 u. 6; XXXV); wir fühlen mit ihm die Leiden, welche seine verrathene Liebe (P. T. 2, 8; 3, 5 und 6; 5, 2; 6, 6—8; G. T. 56—59; VIII; XXI, 6 etc.), sein Unglück (G. T. 1—4; 62 u. 63; XVIII, 1, 2; XXXII) und seine Gewissensbisse (G. T. 14, 1; 22, 1; 26, 1—4 etc.) ihm verursachen; aber zu gleicher Zeit enthüllt er uns mit einer Freimüthigkeit, die uns wohlthut, uns überrascht, ja manchmal entsetzt, alle seine Fehler, seine übeln Neigungen, seine Charakterschwäche, seinen Leichtsinn (G. T. 25, 2; 27, 1—4; XXVIII etc.), erzählt uns treuherzig alle seine schlechten Streiche: sein Versäumen der Schule, seine Ausschweifungen, seine Prellereien und selbst seine Verbrechen (G. T. 22, 2—3; 25, 1; 26, 5; XXV, 1, 6 etc.), kurz er zieht es vor, aufrichtig zu sein, als ehrenhaft zu scheinen. Aber dieser Freimuth, den er in Bezug auf sich zeigt, giebt ihm seiner Meinung nach auch das Recht, diesen ebenso Andern gegenüber anzuwenden. In der That war Niemand von den Personen, mit denen er in Berührung kam, vor seinen Angriffen sicher: seine Freunde und seine Feinde, Priester, Mönche, Nonnen (G. T. 106—109; 113; 115), die Polizei und die Gerichtsleute (G. T. 97; 112; 128 etc.), die Schüler (G. T. 119, 8) und die Schriftsteller (XIII), die Gastwirthe (cf. Campaux p. 64—65) und sogar die Bedienten und Kammermädchen. — Alle sehen sich den Angriffen seiner Kritik und seines Spottes ausgesetzt. Seine Satire schreckt vor Nichts zurück: er kann es nicht unterlassen,

Ludwig XI. einen ziemlich deutlichen Vorwurf zuzuschleudern, indem er G. T. 21, 1—4 bedauert, dass Gott ihn nicht „ung autre piteux Alexandre“ habe finden lassen, nachdem er einen Zug edler Grossmuth erzählt, den dieser Fürst gegen einen armen Teufel gezeigt, der sich ungefähr in derselben Lage, wie Villon, befunden hatte; er erlaubt es sich sogar, über die Religion zu scherzen (G. T. 71). Aber seine Gedichte athmen überall die Wahrheit und grade diese Wahrheit lässt uns mit dem Dichter sympathisiren, selbst wenn unsere moralischen Begriffe manchmal etwas verletzt werden.* Aus dieser Wahrhaftigkeit in allem, was er sagt, sowie aus den mannichfachen Beziehungen zwischen seinen Poesien und der Wirklichkeit, namentlich der des französischen und speciell des Pariser Lebens, folgt, dass wir in Villon's Werken ein genaues Bild seiner Zeit, wenigstens in Bezug auf die Kreise, in denen sich der Dichter bewegt hat, erblicken dürfen, ein Bild, das allerdings mit groben Zügen hingeworfen, darum aber doch nicht weniger treu und klar ist. Für uns verlieren allerdings die Bemerkungen Villon's vielfach ihre Pointe, weil wir die Personen und Localitäten, auf welche angespielt wird, nicht kennen. Marot beklagt übrigens schon diesen Uebelstand, indem er in seiner „épître aux lecteurs“ sagt: „Quant à l'industrie des lays, qu'il fait en ses Testaments, pour suffisamment la cognoistre et entendre, il fauldroit avoir esté de son temps à Paris et avoir cogneu les lieux et les hommes, dont il parle.“

Ein andres grosses Verdienst Villon's ist es, zuerst verstanden zu haben, wie Boileau (art poétique I v. 117 u. 118) sagt: „débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers;** er war es, der damit angefangen, die Poesie von den abgenutzten Stoffen des Mittelalters, den wundersamen Abenteuern der chansons de geste und der Ritterromane, den metaphysischen Abstractionen einer confusen Gelehrsamkeit, endlich den faden Allegorien befreit hat, welche seit dem Roman de la Rose alle

* Der biedere Guillaume Colletet (s. Ausgabe von Jacob XX) ist allerdings weniger nachsichtig in seinem Urtheil, denn er sagt „ce que je trouve de pis en luy, c'est qu'au lieu que les autres ont accoustumé de cacher leurs crimes, celuy-cy en fit trophée de son temps; et non content d'en entretenir le monde de vive voix, il prit encore le soin de les publier par écrit.“

** Trotz der Richtigkeit dieses Urtheils ist es sehr wahrscheinlich, dass Boileau die Werke Villon's nie gelesen hat; es ist vielmehr anzunehmen, dass er sich dabei, wie in vielen Fällen, auf seinen Vorgänger Vauquelin de la Fresnaye stützt, der viel von dem „sçavoir de maistre Jean (!) Villon“ spricht, oder aber dass er damit La Fontaine's Urtheil wiedergiebt, welcher unsern Dichter auswendig kannte.

französischen Dichtungen anfüllten. Aber nicht damit zufrieden, sich von diesen Stoffen los zu machen, versteht er es vortrefflich, sie zu parodiren und dadurch lächerlich zu machen; in dem Petit Testament z. B. schildert er uns eine Träumerei, in die er verfallen, durch einige Huitains (26—28), welche eine vortreffliche Travestie des allegorischen Genre's, so wie der scholastisch-sophistischen Sprache seiner Zeit bilden.

Er bekämpft auch andre Verirrungen der Literatur: in dem grossen Testament vermacht er dem „maistre Andry Courault" (G. T. 132, 1) eine Ballade, betitelt „Les Contredicts de Franc-Gontier," die offenbar eine witzige Satire gegen die damals noch immer beliebte sentimentale Schäfer-Poesie ist. Im Gegensatz nämlich zu Franc-Gontier und Hélène, den bekanntesten Helden dieser Idyllen, die ihr Glück in dem Leben, der Arbeit, den Vergnügungen eines schwärmerischen Bauern oder Schäfers finden, besingt Villon die Reize und Vorzüge eines raffinirten Lebensgenusses.

In der That, obwohl die Form der Gedichte Villon's vollkommen die seiner Vorgänger ist, denen er vielleicht manchmal in der Glätte der Versification nachsteht, hat er dieses selbe Aeussere mit einem durchaus andern Inhalt zu füllen gewusst. Darin besteht eben sein reformatorisches Verdienst und Herr Champollion-Figeac scheint den von ihm herausgegebenen Dichter zu sehr auf Kosten des unsrigen, den er vielleicht nicht gründlich kannte, zu begünstigen, wenn er in der „Notice historique sur Charles d'Orléans" p. 18 (s. Ausgabe dieses Dichters Paris 1842) sagt: „Villon est bien au dessous du mérite, que lui accorde Boileau, d'avoir su le premier etc. . ., mérite qui appartient entièrement à Charles d'Orléans." Denn gerade im Gegensatz zu den zarten Allegorien und den schmerzlichen Klagen einer erheuchelten Liebe, womit die Dichtungen dieses Letzteren angefüllt sind, singt Villon als echter Lyriker nur was er selbst empfindet, seine Leiden, seine Schmerzen, seine Schwächen, seine Hoffnungen, d. h. mehr oder weniger die des ganzen Menschengeschlechts, daher wird man seine Dichtungen immer und immer wieder lesen trotz der Rohheiten, die sie an einigen Stellen enthalten. In Anbetracht also, dass Villon zwar kein Genie voller Gedanken von universellem Werthe, wohl aber ein Mann von ungewöhnlicher Begabung ist, werden wir ihm gern mit Marot den Namen des besten Pariser Dichters zugestehen (natürlich bis auf Marot's Zeit) und werden mit jenem selben Dichter sagen:

„Peu de Villons en bon sçavoir," obgleich wir auch die andre Hälfte seines Ausspruches: „Trop de Villons pour decevoir" nicht bestreiten können.

Der Stil Villon's ist fast durchgängig klar und deutlich, sein Ausdruck oft anmuthig und zart, manchmal allerdings auch sehr derb und selbst obscön. Man erkennt überall den kräftigen, frischen Geist eines Mannes, der mit lebhafter Phantasie, mit grossem satirischen Talent, mit hoher poetischer Begeisterung begabt ist, aber man vermisst fast überall die Spuren der Renaissance, man vermisst jene Cultur und feine Bildung, die man nur im Umgang mit den höheren Classen erwirbt, die jedenfalls das Ungestüm seiner naturwüchsigen Muse gemässigt und ihr das Gepräge der Humanität aufgedrückt haben würde. Diesen Uebelstand hat schon Marot mit grossem Scharfsinn erkannt und hervorgehoben (s. Vorrede zu der Ausgabe Villon's) „sans doubte Villon eust emporté le chapeau du laurier devant tous les poëtes de son temps, s'il eust été nourry en la Court des Roys et des Princes, là où les jugemens s'amendent et les langaiges se polissent." Dieses Urtheil scheint uns gerechter und angemessener, als das des Herrn Champollion-Figeac (s. das oben zitirte Werk p. 11), „les ouvrages et le style de Villon nous portent à croire, que la chasteté des expressions', la netteté des pensées, le bon esprit et le bon goût étaient encore en ce temps-là un des priviléges des grands seigneurs."

Was der Sprache Villon's grosse Lebendigkeit verleiht, das sind die Wortspiele, die Sprichwörter und die Citate, die er mit vielem Geschick überall in seine Gedichte einflicht. In Bezug auf die ersteren, die fast immer eine obscöne Anspielung enthalten, begnügen wir uns, die Stellen zu zitiren: P. T. 4, 7 u. 8; G. T. 89, 4; ib. 100, 2; ib. 138, 5; XXIX, 3, 7—9; XXXIII, 1, 4.

Was die Sprichwörter betrifft, so finden wir ausser der Ballade XXX, welche eine ganze Sammlung derselben enthält und ausser mehreren sprichwörtlichen Ausdrücken, die über das ganze Werk zerstreut sind, die folgenden:

„en grand pauvreté
(Ce mot dit-on communément)
Ne gist pas trop grand loyaulté G. T. 19, 6—8
Car „de la panse vient la danse" G. T. 25, 8
Laissons le monstier où il est G. T. 34, 1
Toujours „vieil synge est desplaisant" G. T. 45, 3
Car „en son prunier n'a pas creu" G. T. 45, 8
Selon le clerc est deu le maistre G. T. 47, 8

Que „six ouvriers font plus que troys“ G. T. 53, 6
Qui me feit „mascher ces groselles“ VI, 5, 4 (mich diese Pille schlucken liess)
Vendre vessies pour lanternes G. T. 57, 8
Pourmener de l'uys au pesle G. T. 59, 2
Mettre le plumail au vent G. T. 61, 1
on dit communement,
Qu' „un chascun n'est maistre du sien“ G. T. 65, 8
„Toujours n'ont pas cleres le dessus“ G. T. 118, 8
„Ferrer oës et canettes“ G. T. 137, 4
„Ce qui fut aux truyes,“ jetiens,
Qu'il doit de droit estre aux pourceaulx G. T. 156, 7, 8
Cest à mau-chat mau-rat XV, 4, 3
Jamais mal acquest ne proffite XVI, 3, 8
De saige mère saige enfant XXXIX, II, 2, 8.

Wenn man endlich Villon nach seinen Citationen beurtheilen will, die er oft mit einer gewissen Ostentation anbringt, so müssen seine Kenntnisse ziemlich umfangreich gewesen sein, und man begriffe dann den Respect, den Vauquelin de la Fresnaye vor dem „sçavoir de maistre de Villon“ hat. Er kennt z. B. viele Stellen der Bibel, er weiss, dass Simson sein Augenlicht durch den Verrath der Delila, seiner Geliebten, verlor (VI, 1, 6),[1] er spricht von Noah, der den Weinstock pflanzte (X, 1, 4),[2] von Loth, der bei seinen Töchtern schlief (X, 1, 3)[3] und von dem Felsen, aus dem das Wasser hervorquoll, welches die Juden in der Wüste erquickte (XXVII, 2, 3). Seinem Könige Louis wünscht er das Glück des Jacob, die Ehre und den Ruhm des Salomo, endlich das Alter Methusalems (G. T. 8, 1—8), denen aber, die Frankreich übel wollen, das Schicksal des (angeblich) von Gott hart bestraften Sardanapal (XXXV, 3, 10). Nicht weniger vertraut ist er mit der Geschichte der Familie Davids: er wünscht König Louis, wie eben erwähnt, die Ehre Salomons (G. T. 8, 2) und spielt auf den jähen Tod Absalon's an (XXXV, 2, 8 u. XXXVI, 3, 11),[4] aber namentlich scheint er in der „chronique scandaleuse“ dieses Hauses gut bewandert zu sein: er erzählt das galante Abenteuer König David's mit Bethsabe, der Frau des Urias (VI, 1, 6),[5] die unzüchtige Liebe Amnons zu seiner Schwester Thamar (VI, 4, 1)[6] und spricht von den „folles amours,“ die den Salomo zum Götzendiener machten (VI, 1, 6).

Er kennt die Heimsuchungen, die Hiob zu ertragen hatte (XXXV, 1, 8) und wendet G. T. 28, 1—3 auf seine eigne jammer-

[1] Richter 16, 21. [2] Genesis 9, 20. [3] Genesis 19. [4] II. Buch Samuelis 18, 14. [5] II. Samuelis 11, 2 sq. [6] II. Samuelis 13.

volle Lage die Worte dieses schwer geprüften Dulders an (Buch Hiob 7, 6).

Er citirt mehrere Stellen der Psalmen, z. B. Ps. 108, 7 (G. T. 6, 8); Ps. 91, 5 „Delectasti me, Domine, in factura tua“ (XXXVIII, 6, 2 u. 3) und seine Lieblingssentenz, der Wahlspruch seines Lebens (G. T. 27, 1, 2) war ein Wort des Ecclesiasten Cap. 11, v. 9 u. 10 „Réjouis-toi durant le temps de ta jeunesse.“

Aus den Propheten hat er gelernt, dass Nebucadnezar auf sieben Jahre in ein wildes Thier verwandelt wurde (XXXV, 1, 4)[1] und dass der Prophet Jonas drei Tage in dem Bauche eines Wallfisches zubrachte (XXX, 3, 6).[2]

Auch die Apokryphen hat er, wie es scheint, nicht minder gelesen, denn er spricht XXXVI, 3, 3 von Arphaxad, dem Könige der Meder, der in der Schlacht von Holophernes besiegt und getödtet wurde;[3] er weiss, dass dieser Letztere seinerseits durch Judith ermordet wurde (XXXVI, 3, 8),[4] der „würdigen Judith,“ wie er sie XXXIX, II, 3, 6 nennt und er citirt sogar XXVIII, 4, 6 u. 7 eine Stelle aus der „Weisheit Salomonis“ 7, 19 „Homme sage a puissance sur les planètes et sur leur influence.“

Was das neue Testament betrifft, so scheint er sich mit diesem nicht so eingehend beschäftigt zu haben, als mit dem alten; wir finden nur Anspielungen auf die Thätigkeit Johannes des Täufers (XXXIX, 2, 1) und auf dessen Enthauptung durch Herodes (VI, 4, 5),[5] auf die Hochzeit zu Cana (X, 1, 5),[6] auf das Gleichniss vom Aussätzigen und dem Reichen (G. T. 72, 5),[7] auf den Tod des Verräthers Judas (XXXV, 2, 9),[8] auf die Bekehrung des Andreas (XXXIX, 2, 5) und endlich auf die Jünger von Emmaus (G. T. 13, 3).[9] Aber Villon scheint sich mit der Bibel nicht begnügt, sondern auch mit der Legende sich bekannt gemacht zu haben. So begegnen wir der Legende von Maria, der Aegypterin (VII, 2, 3), von dem Mönche Theophilus (VII, 2, 4), von der Maria Magdalena (XXXV, 2, 5), von dem Magier Simon (XXXV, 2, 10) und endlich der vom heiligen Victor (XXXV, 3, 4).

Wir finden auch Reminiscenzen aus der alten Mythologie: er malt uns die „caveaux Stygiens“ (contre les tavern. 1, 11), die er auch

[1] Daniel 4, 30. [2] Jonas 2, 1. [3] Buch Judith Cap. 1. [4] Buch Judith 13, 7—9. [5] St. Marcus 6, 27. [6] St. Johannes 2. [7] St. Lucas 16, 19—31. [8] St. Mathäus 27, 3—5. [9] St. Lucas 24.

„palluz infernaux“ nennt (XXXV, 1, 8) und die von dem „chien Cerberus à quatre testes“ bewacht werden (VI, 2, 4), dem schrecklichen Aufenthaltsorte des Tantalus (XXXV, 1, 7), und der Proserpina (XXXV, 1, 8), in welchen Orpheus „le doux menestrijer“ hinabstieg „jouant de flustes et musettes“ (VI, 2, 1), er erzählt uns von der „clarté“ des Phoebus (XXXV, 3, 7), von den Gütern der Juno und dem „soulas“ der Venus (ib. 3, 8), von Aeolus, von dem Gotte der Winde (XXXV, 4, 1), von dem Walde „où règne Glaucus“, d. h. von dem Meer (ib. 4, 2), von Narcissus, welcher sich in sein Bild, das er in einem Brunnen sich spiegeln sah, verliebte und sich ertränkte (XI, 2, 5 und XXXV, 2, 7), und von der „schönen Echo“ (XXXIX, II, 3, 5), einer in den schönen Narcissus verliebten Nymphe, die später in einen Felsen verwandelt wurde (I, 1, 5).

Das griechische und römische Alterthum liefert nicht weniger sein Contingent: der Dichter lässt den Jason (XXXV, 1, 2 und XXXVI, 2, 10) und Daedalus (XXXV, 1, 9), den Hector und Troïlus (G. T. 129, 8), den Paris und die Helena (G. T. 40, 1; XXXV, 1, 6), die „weise Cassandra“ (XXXIX, II, 3, 5) und den alten Priamus (XXXVI, 2, 3), die Archipidia, eine athenische Courtisane (I, 1, 3) und die Thaïs, eine Geliebte Alexanders (I, 1, 3), ja Alexander den Grossen selbst Revue passiren (XXXVI, 3, 1).

Die römische Geschichte liefert ihm: „noble Dido“ (XXXIX, II, 3, 6) „la royne de Cartage“ (XVI, 2, 5), „Scippion l'Affirquain“ (XXXVI, 2, 7) und dessen grossen Gegner Hannibal (XXXVI, 2, 5), Julius Cäsar (XXXVI, 2, 8) und seinen Nebenbuhler Pompejus, der in Aegypten umkam (ib. 2, 9), den Kaiser Octavian (XXXV, 3, 1) und endlich die Courtisane Flora (I, 1, 1) neben der „caste Lucresse“ (XXXIX, II, 3, 6).

Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der frühesten Geschichte seines Landes scheinen, nach seinen Schriften, sich auf Chlodwig (XXXVIII, 3, 5) und Hugo Capet (XXVI, 2, 1) zu beschränken. Weiter spricht er von Abälard und Heloise (I, 2, 1—3), von Blanche von Castilien, Mutter Ludwigs des Heiligen (I, 3, 1), von Beatrice von der Provence (I, 3, 2); von Alice von der Champagne (I, 3, 2), von der Erembourges, Prinzessin von Maine (I, 3, 4) und spielt (I, 2, 5 bis 7) auf eine Tradition an, die in dem Compendium der Annalen Frankreichs von Gaguin ausführlicher behandelt wird, dass nämlich eine französische Königin in dem „Tour de Nesle“ an der Seine ihre

nächtlichen Orgien gefeiert, dazu Vorübergehende, namentlich Studenten, herbeigelockt, und, nachdem sie ihre Laune befriedigt, in die Seine habe werfen lassen, einem Schicksale, dem nur Buridan, späterer Professor in Paris und Schüler des Occam, entgangen sei. Namentlich aber zeigt sich der Dichter in den gleichzeitigen Ereignissen, nicht nur seines, sondern auch der übrigen Länder bewandert: er citirt „Jehanne la bonne Lorraine, Qu'Anglois bruslèrent à Rouen" (I, 3, 5), Calixte III † 1458 (II, 1), Alphons V, König von Arragonien † 1458 (ib.), Johann I, Herzog von Burgund † 1453 (ib.), Artus III, Herzog von der Bretagne † 1458 (ib.), Karl VII, König von Frankreich † 1461 (ib.), Jacob II, König von Schottland † 1460 (II, 2), Johann II, König von Kastilien † 1454 (ib.) und endlich Ladislaus von Böhmen † 1444 (ib.)

Die von ihm citirten Bücher sind ziemlich zahlreich: ausser Aristoteles (P. T. 36, 8), zu dem er selbst den Commentar von Averroes kennt (G. T. 12, 8) und Homer, nennt er noch Virgil, aus dem er sogar den 7. Vers der 4. Ekloge „Nova progenies caelo jamjam demittitur alto" wörtlich anführt (XXXIX, II, 3, 2—4), Macrobius (G. T. 135, 5), Valerius, genannt „le grand à Rome" (G. T. 20, 8) und Vegecius „saige Romain, grand conseiller" (P. T. 1, 6). Endlich erwähnt er noch eine ars memorativa „Art de mémoire" (P. T. 15, 8) und die Bulle „Omnis utriusque sexus," welche auf dem vierten Lateranconcil i. J. 1215 gegeben worden ist.

Auch mit der Literatur der langue d'oïl scheint er wohl vertraut gewesen zu sein, er scheint die Romane von Ogier le Danois (G. T. 153, 8), von der Rose (G. T. 15, 1;[1] G. T. 108, 1), von „Berthe au grand pied" (I, 3, 3) und die Werke Alain Chartier's (G. T. 155, 2), gelesen zu haben, während er von den Kirchenschriftstellern anscheinend nur Jean de Pontlieu, den Feind der Priester, kannte (G. T. 108, 5).

Gehen wir zu der Metrik François Villon's über. Ausser den beiden grossen Gedichten, dem grossen und dem kleinen Testament, finden wir drei verschiedene Arten von Gedichten: ballades, rondeaux, dits. Die Balladen bestehen aus drei Strophen (XXVIII hat vier, die „doubles ballades" haben sechs, z. B. VI u. XXXIX), welche in den

[1] Indessen stammt die G. T. 15, 1 angezogene Stelle, wie Jacob Bibliophile (p. 47 Note 3) bemerkt, gar nicht aus dem „Romant de la Rose," sondern ist vielmehr der Anfang des „Codicille de Jean de Meung."

entsprechenden Versen durch das ganze Gedicht denselben Reim zeigen, aus einem Envoi, welches wie die entsprechenden letzten Verse der übrigen Strophen reimen, und endlich einem Refrain, welcher immer als letzter Vers in jedem Couplet (auch dem Envoi) wiederkehrt. Es giebt einige Balladen ohne Envoi (VI, XXXIV), aber keine ohne Refrain. Zu bemerken ist die Double-Ballade XXXIX, in welcher, mit Ausnahme des Refrains und des darauf reimenden sechsten Verses, die Strophen 4—6 andre Reime zeigen, als 1—3; das Envoi richtet sich nach den unmittelbar vorhergehenden Couplets.

Die Rondeaux bestehen aus einer Strophe von sechs Versen und einer andern von vier Versen, deren Reime mit den vier ersten Versen der ersten Strophe correspondiren. Der Name „rondeaux" stammt daher, dass entweder das erste Wort des Gedichts jeder Strophe als eine Art Refrain angefügt wird (z. B. X, XVIII) oder, dass der erste Vers der ersten Strophe sich als fünfter an die zweite Strophe anfügt (XIX.)

Die Dits endlich sind Gedichte mit nicht beschränkter Strophenzahl, ohne Refrain, ohne Envoi und die auch in Bezug auf den Reim nicht so strengen Regeln unterworfen sind, als die beiden vorhergehenden Arten.

An Versen braucht Villon sowohl den achtsilbigen, z. B. in dem grossen und kleinen Testament, den Dits, Rondeaux und in einem Theile der Balladen, als auch den zehnsilbigen, wie in den übrigen Balladen. Die Verse gruppiren sich zu vieren, sechsen, achten, zehnen und zwölfen, woraus die Quatrains, Sixains, Huitains, Dizains und Douzains entstehen. Hieraus könnte man schliessen, dass es bei Villon 10 verschiedene Strophenarten gäbe, nämlich Douzains von Achtsilblern und Zehnsilblern, ebenso zwei Arten Dizains etc. Es giebt deren indessen nur sieben, da nur die Huitains und Dizains beide Versarten aufweisen können, während die Quatrains und Sixains nur achtsilbige, die Douzains nur zehnsilbige Verse zeigen.

Die Reihenfolge der Reime, die übrigens beliebig männlich oder weiblich sein können, ist in den verschiedenen Strophenarten, d. h. den Quatrains, Sixains etc. verschieden.

Das einzige selbstständige Quatrain, das sich im Villon findet (XXIII), hat nur einen Reim auf „oise," während in den vierzeiligen Envois und in den zweiten Strophen der Rondeaux der Reim sich nach dem der andern Strophen richtet (s. o.)

Die Sixains, die nur in den Rondeaux vorkommen (IX, XVIII, XIX), reimen alle abbaab.

Das Huitain, das aus achtsilbigen Versen besteht, wird bei Villon sehr häufig angewandt, nämlich in den beiden Testamenten und in den folgenden Gedichten: I, II, III, IV, V, VI, XIV, XVII, XX, XXI, XXIV, XXX, XXXI, XXXIX, wo es überall ababbcbc reimt; ausserdem einmal in der Variante des Quatrains (XXIV), deren wir oben Erwähnung gethan, wo es ababaacc reimt.

Die Huitains mit Zehnsilblern, denen wir in den Gedichten begegnen (VIII; X; XI) folgen in Bezug auf den Reim durchaus der vorhergehenden Classe.

Die Dizains reimen immer ababbccdcd, mag nun der Vers achtsilbig sein (XXXIV) oder zehnsilbig (VII, XII, XIII, XV, XXV, XXVII, XXVIII, XXIX, XXXII, XXXIII, XXXV). Die Envois dieser Art Balladen verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Gewöhnlich zählt nämlich das Envoi nur halb so viel Verse, wie die andern Strophen; nun finden wir auch, im Anschluss an diese Regel, in den meisten Fällen 5 Verse, jedoch hat das Envoi von VII und von XXVIII deren sieben, welche noch obenein ccdccd reimen, während die Uebereinstimmung mit den sieben letzten Versen der andern Strophen wenigstens bbccdcd erwarten lässt; das von XXXII hat 6 Verse, die auch gegen die Regel ccdccd reimen; XIII endlich hat ein Envoi von nur 4 Versen, die aber regelmässig reimen.

Was schliesslich das Douzain betrifft, so finden wir es in zwei Balladen verwendet (XXXVI und XXXVII), deren Reime die Formel ababbccddede darstellen; das Envoi des ersten Gedichts besteht aus fünf, das des zweiten aus vier Versen, beide mit normalem Reim.

In Bezug auf den Reim selbst stimmen die Regeln zwar im Allgemeinen mit denen des modernen Französisch überein, doch sind sie bei Weitem nicht so streng, wie diese. Wir führen einige Reime vor, die nach den Regeln der heutigen Prosodie nicht für correct gelten würden. Unerlaubt sind z. B. heute Reime, in denen zwar die Reimvocale gleich, aber die darauf folgenden stummen oder nasalirten Consonanten alle oder theilweise verschieden sind, wie blancs — complant P. T. 4, 5 und 7; certain — estaing ib. 8, 2 u. 4; donc — don G. T. 22, 6 u. 8; chassant — champ G. T. 100, 4 u. 5.

Verboten ist ferner, dass auf den Reimvocal im einen Falle ein stummer, im andern ein hörbarer Consonant folgt. Dahin gehören

die sogenannten „rimes normandes," d. h. Reime von er, das wie é mit er, das wie ère ausgesprochen wird, z. B. mer — nommer G. T. 18, 2 u. 4; cher — revencher ib. 24, 5 u. 7; mendier — hier ib. 44, 1 u. 3; cher — mascher VIII, 1, 1 u. 3; toucher — cher G. T. 114, 6 u. 8; mer — semer XXXII, 1, 6 u. 7. — Ebenso Reime wie six — rassis P. T. 1, 1 u. 3; Jacob — trop G. T. 8, 1 u. 3; dictz — filz ib. 27, 1 u. 3; sublitz — petiz IV, 6, 4 und 5; perilz — periz G. T. 88, 4 u. 5; perilz — Paris XIV, 1, 6 u. 8; quod — escrot G. T. 172, 2 u. 5; sourcilz — merciz ib. 173, 6 u. 8; sourcilz — rassis XXV, 3, 4 u. 5.

Noch weniger ist es heute erlaubt, dass die auf den Reimvocal folgenden Consonanten verschieden und beide hörbar sind, so in: tieulx — neufz P. T. 31, 5 u. 7; gelines — Signes ib. 32, 4 u. 5; masles Charles G. T. 9, 1 u. 3; fuste — fusse G. T. 18, 6 u. 7; ancestres — sceptres ib. 35, 6 u. 8; Auvergne — Charlemaigne I, 4, 2 u. 4; Grenobles — Dolles III, 3, 1 u. 3; adextre — prebstre V, 2, 2 u. 7; pleure — recoeuvre G. T. 49, 4 u. 5; enfle — Temple ib. 89, 6 u. 8; cornette — hohecte ib. 97, 2, 5 u. 7; Merle — mesle ib. 116, 1 u. 3; rouges — Bourges ib. 114, 2 u. 7; 130, 6 u. 8; resigne — dessaisine ib. 121, 2 u. 4; bible — Evangile ib. 134, 1 u. 3; enseigne — tienne ib. 141, 5 u. 7; branle — tremble ib. 166, 1 u. 3; peuple — seule XXXIX, 3, 1 u. 3. In allen diesen Fällen scheint es, als hätte sich Villon mit der Gleichheit der hauptsächlichsten Consonanten begnügt, aber in zwei andern Beispielen findet sich gar keine Uebereinstimmung zwischen den Consonanten: prophètes — fesses G. T. 71, 6 u. 8; dame — asne ib. 137, 6 u. 8. Diese Erscheinung erinnert vollständig an die Assonanz in den alten volksthümlichen Gedichten Frankreichs.

Auch der Reim eines langen mit einem kurzen Vocal findet sich nicht selten, z. B. pasques — Jacques P. T. 16, 6 u. 8; mais — mectz G. T. 27, 4 u. 5; blasmes — femmes ib. 5, 2 u. 4; mectre — maistre ib. 72, 1 u. 3; aulmosne — ordonne G. T. 142, 5 u. 7; douzaine — Estienne ib. 167, 2 u. 4 etc.

Einige andere Unregelmässigkeiten erklären sich durch die verschiedene Aussprache jener Zeit oder durch Eigenheiten des Pariser Dialects. E z. B. und selbst eu hatte vor r den Laut a, denn Villon schreibt cherme VIII, 1, 5 und lerme G. T. 155, 3 (lerme auch afr. sehr häufig) und sprach unzweifelhaft charme und larme, so dass er

correct reimen konnte: haubert — pluspart — poupart — P. T. 16, 4 5 u. 7; Barre — feurre — terre ib. 23, 2, 4 u. 5; appert — part G. T. 52, 2 u. 4; Robert — Lombart ib. 64, 6 u. 8; terre — Barre — foerre ib. 67, 2, 4 u. 5; ardre — aherdre ib. 73, 1 u. 3; erre — Barre ib. 83, 2 u. 4; Garde — perde G. T. 127, 1 u. 2; Montmartre — tertre ib. 136, 1 u. 3; Galerne — Marne ib. 144, 2 u. 4.

Dass der Diphthong eu damals noch wie u ausgesprochen wurde, wird man um so weniger auffällig finden, als noch 1585 Beza berichtet, dass die Aussprache hûreux für heureux als die feinere gelte und selbst in La Fontaine der Reim emeute — dispute (Fabl. VII, 8) vorkommt. Bei unserm Dichter dienen folgende Reime als Belege jener Aussprache: demeure — meure (= mûre, schon einsilbig, das e nur noch graphisch) G. T. 23, 1 u. 3; jeu — geu (Part. Prät. von gésir) ib. 148, 1 u. 3.

Die Reime an — amen — ancien G. T. 127, 4, 5 u. 7; d'an — paroissien können wohl dadurch erklärt werden, dass das „en" auch nach i wie an ausgesprochen wurde, obgleich Villon ausser vor r keine besondere Vorliebe für den a-Laut zeigt; z. B. wurde offenbar das a in Bretagne wie e gesprochen, wie die Orthographie und der Reim Bretaigne — enseigne G. T. 141, 2 u. 4 zeigen. Ob der Reim dyadème — l'ame — femme G. T. 38, 2, 4 u. 5 auch als Beweis der Hinneigung der Aussprache der a nach e hierher zu ziehen oder nur als Unregelmässigkeit aufzufassen ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

Dass ll und l nach einfachem i noch nicht den mouillirten Laut hatten, scheint uns aus den Reimen Cecille — Troïle G. T. 129, 6 u. 8; sourcil — cil XIX, 1, 5 u. 7 hervorzugehen. Dies wird auch durch die Reime: vermillon — coullon XXI, 1, 5 u. 7; soullon — Roussillon ib. 2, 2 u. 4; soullon — Villon XXXVI, 1, 10 u. 12; boullon — Villon ib. 2, 10 u. 12, eher bestätigt, als, wie Jannet (Remarques philologiques) behauptet, widerlegt. Dass dagegen ll nach einem Diphthong, dessen zweiter Bestandtheil i war, auch damals schon mouillirt wurde, beweisen Reime wie escollier — collier — conseiller P. T. 1, 2, 4 u. 5 etc.

Der Diphthong oi endlich wurde damals „oë" ausgesprochen; denn Villon schreibt sogar einige Male oë für oi, nämlich: mirouer P. T. 29, 7; coëffer ib. 14, 7; III, 1, 2; G. T. 153, 4, soëf G. T. 62, 1; maschouëre ib. 73, 4; oë (oie) ib. 157, 4. Daher waren folgende Reime möglich: Chollet — souloit P. T. 24, 1 u. 3; Anthoine —

Seine ib. 29, 2 u. 4; exploitz — laiz ib. 33, 6 u. 8; fenestres — cloistres — oystres (huîtres) G. T. 30, 4, 5 u. 7; essoyne — royne — Seine I, 2, 4, 5 u. 7; cgnoistre — senestre V, 1, 4 u. 5; poise — aise XIII, 3, 8 u. 10; testes — boytes — coëttes G. T. 101, 2, 4 u. 5; estroicte — disette ib. 139, 2 u. 4; aber vor r hatte dieser Diphthong schon zu jener Zeit die jetzige Aussprache, wie die Reime: carre — poirre G. T. 98, 5 u. 7; voire — erre (sprich arre) ib. 166, 2 u. 4 zeigen.

Auch in Bezug auf den Reichthum des Reimes befolgt Villon schon ziemlich genau die heutigen Regeln, ja man kann bei ihm eine besondere Vorliebe für einen recht reichen Reim nicht verkennen, so in Esperit — perit P. T. 9, 2 u. 4; amant — dyamant ib. 12, 1 u. 3; Parlement — principalement ib. 14, 2 u. 4; honeste — admoneste ib. 15, 1 u. 3; Université — adversité ib. 27, 2 u. 4 u. s. w.

Wie nach heutigem Gebrauch verzichtet er bei mehrsilbigen Wörtern in der Regel nur dann auf den reichen Reim, wenn dieselben auf eine der seltener vorkommenden Endungen ausgehen und auch da lange nicht so häufig, wie wohl moderne Dichter. Er begnügt sich mit einfachem Reim und zwar an je einer Stelle, bei folgenden Endungen: it P. T. 9, 4 u. 5; is I, 2, 1 u. 3; aigne II, 2, 6 u. 8; ière IV, 1, 2 u. 4; asse ib. 4, 2; 4, 5 u. 7; eille ib. 6, 6 u. 8; ettes ib. 9, 4, 5 u. 7; ours G. T. 54, 6 u. 8; able ib. 78, 2 u. 4; er VIII, 2, 1 und 3; u G. T. 85, 1 u. 3; ou ib. 94, 2, 4, 5 u. 7; ant ib. 100, 2 u. 4; eux ib. 112, 1 u. 3; igne X, 1, 1 u. 3; ofle G. T. 128, 6 u. 8; oine XIII, 1, 1 u. 3; olle G. T. 141, 1 u. 3; onne ib. 142, 4 u. 5; ure ib. 159, 2 u. 4; oire ib. 164, 4 u. 7; aine ib. 167, 2, 4, 5, 7; oye ib. 169, 1 u. 3; el ib. 167, 2, 4, 5, 7; orte XXXIX, 5, 2, 4, 5 u. 7; oir XXXIII, 1, 7 u. 9.

Zwei bis drei Male fehlt der reiche Reim bei folgenden Endungen: ines, ie (y), ié (ez, ée), ique, ance (ence), eau (au), ère (aire), ise, a, at, otte (ote); ume, isse und nur bei der Endung esse ist der einfache Reim das gewöhnliche.

Die Regel, dass kein Wort mit sich selbst oder kein Simplex mit seinem Compositum reimen könne, kennt Villon nicht. Ja er beschränkt sich nicht darauf, Wörter, die zwar der Form nach gleich, der Bedeutung nach aber verschieden sind, zu reimen, wie date (Datum) — date (Dattel) P. T. 40, 1 u. 3; esté (Sommer) — esté (gewesen) G. T. 2, 6 u. 8; quoy (ruhig) — quoy (was) ib. 31, 4 u. 5; fière (stolz)

— fière (schlage) IV, 1, 5 u. 7; las (leider) — las (= laqs, Schlinge) G. T. 55, 6 u. 8; mot — m'ot ib. 58, 1 u. 3; chère (Mahl) — chère (theuer) ib. 73, 5 u. 7, sondern reimt auch unbedenklich jedes Wort mit sich selbst in ganz gleicher Bedeutung, so: dur P. T. 7, 1 u. 3; mestier ib. 23, 6 u. 8; finer ib. 39, 6 u. 8; cueur G. T. 5, 1 u. 3; bien ib. 14, 1 u, 3; mais ib. 27, 2 u. 7; (je) mande ib. 66, 2 u. 7; os ib. 143, 5 u. 7 oder ein Substantivum mit dem von ihm abgeleiteten Verbum so: conseiller P. T. 1, 5 u. 7; bruit ib. 9, 5 u. 7; plante ib. 20, 6 u. 8; establis ib. 22, 2 u. 4; sens G. T. 10, 1 u. 3; peine ib. 32, 6 u. 8; dit ib. 74, 1 u. 3; ayde ib. 90, 6 u. 8; endlich auch das Simplex mit seinem Compositum oder mehrere Composita desselben Simplex: racompte — mescompte P. T. 1, 6 u. 8; briser — desbriser ib. 2, 6 u. 8; façon — deffaçon ib. 3, 1 u. 3; prins — mesprins ib. 5, 1 u. 3; chassé — dechassé — enchassé — pourchassé ib. 10, 2, 4, 5, 7 und so in vielen Fällen.

Was den Hiatus betrifft, so bemerken wir bei Villon, im Gegensatz zu andern Dichtern jener Zeit, eine sehr ausgesprochene Neigung, ihn zu vermeiden oder durch die Elision zu entfernen, z. B.:

Mil quatre cent cinquante et six P. T. 1, 1,
Sans que pieça elle en eust mieulx ib. 3, 4,
Et se je pense à ma faveur ib. 4, 1 etc.

Unter den 3—4000 Versen Villon's haben wir nur 8 Stellen gefunden, die von den Regeln der modernen Prosodie abweichen:

Mais mon encre estoit gelé P. T. 39, 4,
Car vieilles n'ont ne cours ne estre V, 1, 7,
Pour ce aymez tant que vouldrez VI, 1, 1,
Ma vielle ay mis soubz le banc G. T. 60, 5,
Leur chambre auront lembroysée ib. 112, 2,
En l'abbaye où il n'entre homme ib. 136, 2,

(sonst wird immer vor stummem h elidirt,)

N'autre ennuy de quelque sorte XXXIX, 5, 5,
Some et benigne clémence XXXIX, 6, 3.

Andrerseits war man damals noch nicht so streng wie heute in Betreff des Werthes der Silben, namentlich auch der Diphthonge, die stumme Silbe konnte nach Belieben gerechnet werden oder nicht. Wir finden bei Villon viele Stellen, wo stummes e, obwohl ein Consonant folgt, nicht zählt, z. B. gelten: laisse P. T. 12, 8, brayes ib. 14, 6, soye, vraye G. T. 14, 5, hommes XXV, 2, 4, pluye XXV, 3, 1 nur eine Silbe: amye P. T. 14, 8, declaire G. T. 60, 8 nur zwei Silben. Dasselbe gilt auch in der Mitte der Wörter, z. B. zählt das e

nicht in; Jehan P. T. 11, 4; G. T. 85, 1; 108, 1; 125, 7; 127, 2; 160, 2; vrayement G. T. 51, 1; payera G. T. 91, 3; salueront ib. 125, 7; payeray ib. 193, 2. Diese letzte Erscheinung stimmt übrigens mit dem Neufranzösischen überein, wo diese im Inlaut nach Vocalen ebenfalls nicht zählt.

Der Werth der Diphthonge ist auch noch nicht genau fixirt: oi z. B. gilt gewöhnlich eine Silbe, aber averroy G. T. 12, 8 ist viersilbig, poille ib. 58, 1 dreisilbig.

uy und ui immer einsilbig, ion zweisilbig, ausgenommen in estions und avions IX, 2, 1, ebenso ieux, ausgenommen in cieulx G. T. 75, 6 und lieux ib. 76, 8.

Die Endungen ier, ié, iez, ien etc. zählen nur für eine Silbe, wenn sie vom lateinischen are, arius, atus, aties, anus etc. herkommen, oder wenn sie durch Diphthongisirung entstanden sind (viens, tiens, vieil etc.); sie sind dagegen zweisilbig, wenn das e wurzelhaft ist wie in obvier P. T. 6, 1; mandier ib. 32, 1; rassasier G. T. 25, 4; manier ib. 59, 6; officiel ib. 64, 3; espier ib. 69, 4; copier ib. 69, 7; ancien ib. 84, 6; lien XXXVIII, 4, 8.

Es giebt indessen auch Ausnahmen von dieser Regel: advient P. T. 37, 4; terrien VII, 1, 1; aidier G. T. 130, 3; gerrier XXXIV, 2, 7, zählen drei statt zwei Silben, barrière XXXVI, 1, 5 und estudier G. T. 119, 1 nur drei statt vier.

Die Sprache François Villon's [1] ist die von Paris, d. h. der Isle de France. Sie ist indessen nicht ganz rein, sondern mit Bestandtheilen aus allen Dialecten Frankreichs zersetzt und vermischt. Wir wollen versuchen, einige Punkte hervorzuheben.

Aus dem Burgundischen findet man:

ai für a: saige P. T. 1, 7; VI, 3, 5 etc., saigesse IV, 3, 2; gaige P. T. 11, 5; G. T. 158, 7; XXXIII, 4, 4; Bretaigne II, 1, 6; Charlemaigne ib. 1, 8; Espaigne ib. 2, 6; gaigner G. T. 105, 4; XVI, 2, 5; déclairer G. T. 60, 8; saichans ib. 117, 6; messaigier XIV, 1, 3; saichiez XXI, 4, 2; Cartaige XXXVI, 1, 6. Dies ai scheint jedoch, namentlich vor g, wie a gesprochen zu sein, da wie G. T. 158, 2, 5 u. 7 gaiges mit pages und aages reimt, doch sprechen

[1] Wir haben unserer Untersuchung den Text La Monnoye's zu Grunde gelegt, welcher nach Gaston Paris in der Rev. crit. No. 16 der beste ist, der bis jetzt noch publicirt worden; der kritische Scharfsinn La Monnoye's sei wahrhaft zu bewundern.

die Reime: Auvergne — Charlemaigne II, 4, 2 u. 4 und Bretaigne — enseigne G. T. 141, 2 u. 4 dagegen.

ei für e sehr oft: seiché, meiner, preigne, seicher, sereine (sirène) I, 3, 2 etc.

ie für e (zugleich picardisch) sehr häufig, wenn e den Ton hat, z. B. chief, bouchier, chassié, sachiez, péchié, traictié, dangier (berechtigt, da es von damniarium kommt) etc. Hierher gehört auch tieul P. T. 31, 5 (Reim), wo l erst aufgelöst und dann noch einmal gesetzt ist.

ou für eu und oeu: demourer G. T. 38, 8; 94, 2; 110, 2; vouilliés (impér.) VII, 2, 8; pou G. T. 138, 5; labour XVII, 3, 2; 3, 7 (sehr häufig auch altfr.); ouvrer XVII, 3, 7; doulour G. T. 54, 8.

o für ou: Loys G. T. 7, 8 esjoys-toy ib. 27, 3; molin ib. 58, 6; andoille ib. 101, 6; coille ib. 101, 8; pommon XXVII, 3, 6; povoir XXXIII, 3, 7.

oi für i: soyer (scier) XXXIV, 3, 1.

oi für e: poiser XXIII, 1, 1 u. 4; hoir XXVI, 21; XXXIII, 2, 9.

oi für ai: foible G. T. 10, 1; royne I, 2, 5; I, 3, 1; G. T. 42, 2; espoix XXXII, 2, 9.

In Bezug auf die Consonanten Spuren von Abneigung gegen die Auflösung des l z. B. solz P. T. 5, 6; G. T. 125, 3; col P. T. 13, 6; G. T. 41, 3; III, 1, 4; licol P. T. 13, 8; chastel P. T. 19, 4; G. T. 79, 5; fol P. T. 37, 7; G. T. 1, 3; 39, 2; 43, 7; 45, 6; folz XXVIII, 4, 4; coutel G. T. 43, 3; bel VI, 2, 5; mol G. T. 91, 5; XIII, 1, 1; absolz G. T. 152, 8; tumbel G. T. 163, 7; pel XXVI, 1, 3; drapel XXVI, 2, 3; capel XXVI, 3, 1.

Aus dem Picardischen bemerken wir ausser der mit dem Burgundischen gemeinsamen Diphthongisirung des e namentlich c als Stellvertreter von ch: casser G. T. 158, 7; caste VI, 3, 6 und XXXIX, II, 3, 6; de bonne carre G. T. 98, 5; capel XXVI, 3, 1.

Aus dem Normännischen endlich:

e für oi: detz, dez (doigt) G. T. 17, 4; XXV, 3, 4; telle (toile) VI, 5, 2; vecy G. T. 69, 8; ler G. T. 123, 3; penard (poignard) contre les tav. 1, 5.

ei für oi: meins P. T. 37, 8 (Reim).

u für o, ziemlich häufig; tumbeaulx P. T. 35, 6; 36, 8; unze

G. T. 7, 1; 142, 7; tumbel G. T. 16 3, 7; voluntaire XXVI, 1, 6; triumphant XXIX, 4, 4.

u für ou: desnuez P. T. 25, 6.

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, dass manche von diesen Eigenthümlichkeiten schon in der eigentlich französischen Mundart, wie sie von Rustebues vertreten wird, vorkommen, da ja diese aus den umliegenden Dialecten, namentlich dem Burgundischen, Vieles entlehnten, so finden wir auch bei jenem Schriftsteller manchmal ei oder ie statt e, oi statt i u. s. w., doch wird man darum nicht weniger berechtigt sein, jene Erscheinungen als ursprünglich burgundisch hinzustellen.

Andre dagegen kann man als gemeinsam altfranzösische bezeichnen, da sie bei Schriftstellern aller Dialecte vorkommen. Dahin gehört die Beibehaltung des a statt ai vor der Tonsilbe, wie in agu (acutus) XXI, 3, 5; XXXII, 1, 8; aguillon XXXII, 1, 8 etc., ferner der Gebrauch von ou für nfr. au z. B. oft in pouvre, pouvreté; ou (Dat. des Art.) G. T. 26, 2; 131, 2; XXXVIII, 3, 7; ouquel XXXII, 1, 4,

von ou für o, der ziemlich oft vorkommt: reprouchier, labourer, accouter G. T. 56, 5, laboureux, gousier XXXII, 1, 9; voulonté, arrouser, reprouche, voulontiers, tastouner, doulouser, coulorer, proufit, toul für tol von tolre XXXIX, 5, 7; mirouer, souloit, maschouere G. T. 73, 4.

Andre Eigenthümlichkeiten sind mehr orthographischer, manchmal allerdings auch wohl willkürlicher Art.

aa oder ea für a: aage G. T. 117, 3; eage G. T. 1, 1 (wir müssen diese Formen bei Villon zu den orthographischen Eigenthümlichkeiten rechnen, da aa und ea nicht mehr, wie im Altfranzösischen, zweisilbig sind, obgleich die Etymologie von aetaticum es verlangt.

a für e: apprandre G. T. 5, 6; part (perd) ib. 52, 5; orfaverie (orfèvrerie) ib. 113, 4; ancre ib. 163, 6.

ai für e sehr häufig in maine I, 1, 4 und demaine G. T. 36, 4; I, 3, 3 etc.

aou für au: pauvre oft P. T. 7, 3; 14, 2 etc.; für eu: paour VII, 3, 6.

e für a: lenterne P. T. 22, 6; souef (souave) G. T. 41, 6; 151, 4; tenner III, 4, 3; dorenevant G. T. 61, 3; XI, 2, 3; reng (ranc) ib. 87, 5; louenge XXVII, 1, 8; perdent (Part. prés.) XXXIII, 2, 5; dedens XXXVI, 3, 10.

e für ai sehr oft: scet, gresse, engresser, frez (frais), escler (éclair), cler, lesser, esquisez (aiguisé), blereaux XII, 1, 9.

e für i: sentement G. T. 12, 5; sereine (sirène) I, 3, 2; se für si, ne für ni sehr häufig.

e für eu einmal im Reim: fouterre für fouteur G. T. 81, 6; ebenso im Reim einmal für o: voulenté G. T. 10, 7 und in jengleresse VII, 1, 9.

Stummes e fällt am Ende manchmal ab: onc (oncques) P. T. 7, 5; G. T. 20, 8; encor II, 3, 5, com (comme) XXI, 1, 5; XXXV, 2, 4.

eu für ou: Dieu me sequeure G. T. 49, 7; für u: beuvait X, 2, 2; für û: meurir, meure (eu, wie oben ea einsilbig und schon wie û gesprochen cf. die Reime).

eu, oeu und ueu kommen ohne Unterschied vor: beuf, cueur, deul, euvre, seur etc.

i für e: effimère (éphémère) G. T. 74, 5; für é: diffinir ib. 161, 2; für ei: pigne X, 2, 3 (Reim); für u: gippon (jupon) XXIX, 3, 5.

i fällt aus in: debteur G. T. 168, 4.

o für a; por G. T. 154, 6; für au oft in povre; für oi: s'eslongner G. T. 52, 7; XXX, 1, 6; j'enpongne (empoigne) XV, 2, 8.

oe für oi: coëffer P. T. 14, 7; III, 1, 2; G. T. 153, 4; soëf G. T. 62, 1; oë (oie) ib. 157, 4; dafür auch ouë z. B. mirouer P. T. 29, 7; maschouere G. T. 73, 4.

oe für eu: foerre (feurre) G. T. 67, 5.

oi für o: besoigne P. T. 7, 7 (Reim); Bouloigne ib. 7, 5; groisellez (groseille) VI, 5, 4; oignon XIII, 2, 3; für ui: oystres G. T. 30, 7 (Reim).

ou für u: fouir P. T. 5, 6 (Reim); souef (suave) G. T. 41, 6; 151, 4, XI, 2, 3; qu'on cloue G. T. 86, 5 (Reim).

u für e einmal: sumer XI, 3, 5 (Reim).

oue für o: cordouennier P. T. 21, 7.

uy für i: vuydez XVII, 1 5.

Consonanten.

In der Orthographie bemerkt man noch vielfaches Schwanken. Dies zeigt sich vornehmlich in der Gemination der Consonanten; denn während wir auf der einen Seite manchmal einen einfachen Consonanten

finden, wo nfr. deren zwei sind, z. B. abatre, esbate, batu, estrene G. T. 42, 7; gloser ib. 161, 1 etc., bemerken wir andrerseits in weit höherem Grade die Neigung, die Consonanten, namentlich die Liquiden, zu verdoppeln. In einzelnen Fällen liesse sich dies durch die Etymologie erklären, z. B. in: éstoille, affinque (df), deffaçon (sf), jetté, parolle, palle, forclorre, celluy u. s. w., in andern durch das Vorhergehen eines kurzen Vocales wenigstens erklären: honnorer, escollier, cappitaine, valleur, chicanner, honnorable, deffault, coëffer, gellées, robbe, chappon, oppinative, pellerin, Romme, voller, abbus etc.; in wieder andern ist der vorhergehende Vocal zwar lang, steht aber nicht in der Tonsilbe, z. B. in: souppirant, fouller, laidder, souhaitter, chommer etc. Dagegen haben wir eine solche Verdoppelung nach betontem und (wenigstens im Neufranzösischen) langem Vocal nur bei folgendem l gefunden, z. B. reculle, mulle, intellectualles, articulle etc., während sonst, ganz abweichend von dem Gebrauch der Schriftsteller des XV. und auch des XIV. Jahrh.,[1] nach langen Vocalen mit grosser Consequenz der einfache Consonant steht. Die Form renffrongnée P. T. 30, 5, wo bei schon mehrfacher Consonanz doch die Verdoppelung eingetreten ist, steht bei uns einzeln da, während im XIV. Jahrh. eine solche Willkür in der Orthographie, selbst nach langen Vocalen, mehrfach vorkam (s. Knauer p. 27).

Das für das Altfranzösische nicht weniger als für das Provenzalische (auch Mittelhochdeutsche) geltende Gesetz, dass im Auslaut die media in die tenuis verwandelt wird, wird noch häufig beobachtet, z. B. grant, marchant, billart, poignart, canart, lart, ilprent, vieillart, raillart, paillart u. s. w., aber man findet auch sehr oft die neufranzösischen Formen: grand, gland u. s. w.

Dies ist ein Ausfluss der Neigung, etymologisch zu schreiben, eine Neigung, welche dem XV. und XIV. Jahrh. gemeinsam ist. Aus ihr erklären sich Schreibungen wie: dict P. T. 10, 1 etc; attainct ib. 21, 3; licts ib. 22, 7; j'adjoinctz ib. 29, 1; plaings G. T. 22, 1; mit b: soubz P. T. 29, 6; doibt G. T. 11, 8; prebstre V, 2, 7; mit p: racompte P. T. 1, 6; temps ib. 2, 1 (afr. tens); rachaptant ib. 11, 8; descripvant ib. 35, 3; escript G. T. 6, 7; sepmaine I, 4, 1 etc.; mit n: prins P. T. 5, 1 etc.; din bled XXXIV, 1, 7 u. 3, 1.

[1] Cf. Dr. Otto Knauer: Beiträge zur Kenntniss der französischen Sprache des XIV. Jahrhunderts. Im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VIII, p. 14 sq.

Oft ist, scheinbar etymologisch, ein solcher Buchstabe hinzugefügt worden, wo sich der ursprüngliche, wenngleich unter anderer Form, vollständig erhalten hatte, so in: dacepvante P. T. 4, 3; traictié ib. 25, 3; faicts G. T. 4, 8; nuyctée XIII, 1, 5; minuict G. T. 137, 4; huict ib. 137, 5; manchmal, wie in mectre P. T. 36, 5, nach falscher Analogie sogar ganz ohne Berechtigung hinzugefügt.

Nirgends aber zeigt sich das unrichtig aufgefasste Streben nach Herstellung der Etymologie deutlicher, als in dem graphischen Hinzufügen des l an bereits aufgelöstes l; dies ist durchaus das Gewöhnliche: yeulx, mieulx, daulphin, saulve, saulce, doulx, psaultier, gelegentlich auch falsch wie in peult. Dass diese l etc. aber nicht gesprochen wurden, zeigen Reime, wie aultre — feautre G. T. 57, 2 u. 4; escripre — pire G. T. 161, 5 u. 7; fenestre — prebstre V, 2, 5 u. 7.

Aus der Tendenz etymologisch zu verfahren, erklären sich endlich Schreibungen, wie: exception G. T. 39, 8; perdition ib. 71, 2; condition ib. 71, 4; oblation ib. 106, 6; contemplation ib. 106, 8; conception XXXVIII, 1, 1; während andre, wie condicion G. T. 39, 6; parcial XXXIII, 4, 3 dem Vorwalten des phonetischen Principes zuzuschreiben sind.

Dies letztere äussert sich ausserdem noch in einer Menge von Erscheinungen: dahin gehört das schon oben erwähnte Eintreten von e für ai, das Schwanken von a und e vor den Nasalen, der Ausfall von etymologisch berechtigtem anlautenden h, endlich in dem Schwanken in der Bezeichnung des sibilirenden Lautes. In Bezug auf den Abfall von anlautendem h haben wir folgende Beispiele gefunden: yver P. T. 24, 8; G. T. 25, 8; 133, 5; 144, 7; XVI, 3, 4; alaine G. T. 40, 3; XIII, 2, 3; oystre G. T. 30, 7; uys ib. 59, 2; yverner ib. 144, 5; im Inlaut cayer ib. 78, 5. Die Sibilanten wechseln in der Anwendung, so steht; sc für s in allen Formen von savoir, P. T. 23, 8; G. T. 3, 2; 5, 5; 14, 1 etc.

s für sibilirendes c in: garson IV, 3, 3; perser G. T. 112, 4; für sc in syon (scion) XXXVIII, 1, 3; ss für c: assier, assierin G. T. 8, 4; lysse IV, 7, 5; c für s: ceau P. T. 26, 4; responce G. T. 18, 3; échançon G. T. 32, 7; dancer V, 2, 2; dance VI, 4, 7; für ss in: faulce P. T. 36, 7; face VII, 2, 7; G. T. 126, 7; redrecier G. T. 85, 8; faciez XXIX, 1, 6; friconne XXXIII, 1, 4.

Das s in Inlaute vor Consonanten, das im Altfranzösischen wohl gesprochen wurde, im Neufranzösischen aber fast überall abgefallen ist,

wird bei unserm Dichter in den überwiegend meisten Fällen noch geschrieben, aber wohl unbedingt schon nicht mehr gesprochen, so: mescompter P. T. 1, 8; desbriser ib. 2, 8; trespercent ib. 4, 4; esloigne ib. 7, 2; estaing ib. 8, 4; escot ib. 11, 6; asne ib. 12, 4; esmoucher ib. 13, 3; la pluspart ib. 16, 4; estendre ib. 23, 5; mestier ib. 23, 8; escrivant ib. 35, 1; esveilla ib. 38, 1; esvertua 33, 2; trentiesme G. T. 1, 1; esté ib. 2, 6; blasme ib. 7, 5; nostre ib. 7, 7; oft auch ohne etymologische Berechtigung, wo es also reines graphisches Zeichen ist, so: esguisez G. T. 12, 6; Esmaus ib. 13, 3.

Endlich sind in Bezug auf den Consonantismus Villon's folgende Einzelheiten zu erwähnen:

Es steht l für r in aulmoire (armoire) P. T. 15, 5; 36, 5.

r unorganisch eingeschoben in sornettes G. T. 157, 5.

qu für c in sequeure G. T. 49, 7.

ch für c: achierin contre les tav. 1, 10; estomach G. T. 144, 6.

d für t in meurdriz P. T. 30, 8.

t unorganisch angetreten in Romant G. T. 15, 1; 128, 2; tyrant G. T. 132, 3 (auch englisch).

g für j in gippon (jupon) XXIX, 3, 5; gecter XXXV, 1, 1; abgefallen in estan I, 1, 6 (Reim); graphisch hinzugefügt in estaing P. T. 8, 4; loingtaing ib. 8, 7; ung ib. 11, 6; besoing G. T. 7, 2; desdaing XXV, 2, 2.

gt im Auslaut abgefallen in doy G. T. 73, 1 (diese Form findet sich noch bei Ronsard „Oeuvres choisies" p. 24 im Reim mit pourquoy); ebenso ct in amy (amict) III, 1, 2; q in las G. T. 55, 8; f in massis XX, 4, 2; p in lou G. T. 102, 3.

Der mouillirte Laut wird nicht immer geschrieben, z. B. groiselle (groseille) VI, 5, 4; boullir VII, 3, 5; viellart X, 3, 1; coullon (couillon) XXI, 1, 7; soullon XXI, 2, 1; XXXVI, 1, 10; le deul XXXIX, 5, 4; penard (poignard) contre les tav. 1, 5.

Der umgekehrte Fall in regnard XII, 1, 9.

Eigenthümliche Veränderungen, theilweise Verstümmelungen bemerken wir in: esme für estime G. T. 6, 4; lubre (lugubre) G. T. 12, 5; courser für courroucer III, 4, 3; esclat (échalas) XV, 2, 8; crepelle für coupelle: argent de crepelle G. T. 59, 4; queloigne für quenouille P. T. 6, 4 (Reim).

Formenlehre.

Der bestimmte Artikel.

Seine Formen sind die des modernen Französisch, und nur in der Ballade „en vieil langage français“ finden sich einige Spuren der alten Formen, nämlich ly für den N. und A. des Sing. und des Plur., während diese Form im guten Altfranzösisch nur für den N. des Sing. und Plur. gebraucht wird; eine eigenthümliche und sehr alte Form (cf. Burguy, gramm. I, 51), die wir auch schon oben erwähnt haben, ist ou für au: G. T. 26, 2; 131, 2; XXXVIII, 3, 7; ouquel G. T. 22, 2; XXXII, 1, 4. Aus der Zusammenziehung des Plurals des Artikels mit der Präposition en entsteht es: VII, 1, 9; G. T. 88, 7; 115, 7; XXVII, 3, 8; (über das Vorkommen dieser Form au neufrz. cf. Mätzner, französische Grammatik p. 156).

Der unbestimmte Artikel

ung, un fem. une, Plur. unes.

Der bestimmte und der unbestimmte Artikel werden, wie im Altfranzösischen, häufig fortgelassen, z. B. de qui tiens corps et ame, G. T. 7, 4; et puis paradis à la fin G. T. 9, 8; et que vie me recouvra ib. 11, 4; rien ne hayt que perseverance ib. 13, 8 etc.

Der unbestimmte: plantes me fault autre complant P. T. 4, 7; c'est pour moi piteuse besoigne ib. 7, 7; enserrez soubz trappe volière ib. 29, 6; noire comme escouvillon ib. 40, 4 etc.

Dasselbe gilt endlich auch von dem Theilungsartikel: Je laisse bonnetz courtz, chausses semellées P. T. 21, 6; il n'y a relaiz ib. 8, 6; n'y voy secours ib. 5, 6; je laisse chappons, pigons, grasses gelines ib. 32, 4; qui ne mange figue ne date ib. 40, 3 etc.

Der Plural des unbestimmten Artikels wird wie im Altfranzösischen gebraucht, wenn man von Dingen spricht, die paarweise vorkommen, z. B. unes houses G. T. 125, 5 (Var. bottes) unes brayes XII, 4, 3.

Das Substantivum.

Die Flexion ist modern. Von der Regel des s entdecken wir nur wenige Spuren, die noch dazu meistens von falscher Anwendung der

Regel zeugen. So namentlich in der Ballade „en vieil françois," z. B. sainctz apostoles N. Pl. 1, 1 (wir behandeln die Flexion der Adjectiva zugleich mit der der Substantiva); vestuz, coeffez N. Pl. ib. 1, 2; ceincts dass. ib. 1, 3. So immer im N. Pl. schon s ausser ly daulphin 3, 2; servans N. Sing. ib. 1, 6; de Constantinobles 2, 1; ly vens N. Sing. Refrain l'emperier N. 5. 2, 2; ly roy tresnobles N. 5. 2, 3; decorez dass. 2, 4; pour ly grand Dieux adorez 2, 5; honorez N. Sing. 2, 7; ly sires N. Pl. 3, 4; Sonst: en riens P. T. 5, 3; riens N. Sing. ib. 9, 4; riens A. Sing. G. T. 13, 8; quiconques N. Sing. G. T. 40, 2 etc. Man sieht, jedes Bewusstsein der altfranzösischen Regel ist geschwunden, da V. nicht einmal, wo er es besonders ankündigt, im Stande ist, dieselbe zu befolgen.

Bei der Bildung des Plural scheint es fast, als ob der Dichter im Gebrauch des s, x, z, keinen Unterschied machte. Bei genauerer Betrachtung kann man jedoch folgende Regeln aufstellen: die Bezeichnung des Plural geschieht gewöhnlich durch s: loups P. T. 2, 3; flancs ib. 4, 4; estans ib. 14, 6; clercs ib. 27, 5 u. s. w.

x wird nur gebraucht nach u, dem e, a oder o vorhergeht: yeulx P. T. 3, 2; cieulx ib. 3, 5; dieux ib. 3, 7; doulx ib. 4, 2; beaulx ib. 4, 2 etc. z folgt der Regel nach auf d, t, l, f, é, i und reines u (dem kein andrer Vocal vorhergeht): gandz P. T. 17, 2; bonnetz ib. 21, 6; piedz ib. 24, 8; petitz ib. 25, 2; nudz ib. 25, 2: solz ib. 11, 6; curez ib. 12, 8; fossez ib. 24, 4; nommez ib. 25, 3; impourveuz ib. 25, 4; ilz 26, 6; contenuz ib. 27, 6: meurdriz ib. 30, 8: habitz ib. 31, 5; neufz ib. 31, 7; griefz ib. 33, 6; exploitz ib. 33, 6; telz ib 34, 8; desqulz ib. 37, 4; roydiz G. T. 29, 5; laiz G. T. 39, 2 etc.

Dass aber andererseits die Zahl der Ausnahmen eine ziemlich bedeutende ist, wird Niemand bezweifeln; so finden wir: dents P. T. 1, 4; saints ib. 6, 8; courts ib. 21, 6; ceints III, 1, 3; clercz IV, 2, 3; loix G. T. 61, 8; palux VII, 1, 2 u. s. w.

Vor diesem s od. z des Plurals fallen einige Muten aus; so immer t, wenn demselben ein Consonant vorhergeht, natürlich folgt dann nicht z sondern s: enfans P. T. 25, 2; parens ib. 26, 3; parlans, chantans ib. 28, 3. 5; gemissemens G. T. 12, 2; plaisans ib. 29, 4 etc. d in demselben Falle: frians P. T. 32, 3; grans G. T. 30, 2, wohl auch ohne vorhergehenden Vocal piez P. T. 4, 5.

Andere Muten fallen sehr selten aus: frans P. T. 18, 4; las G. T. 55, 8 (lags).

Wie im Altfranzösischen wird das „de“ des Genitivs oft ausgelassen, namentlich wenn es sich um Personen handelt, z. B. sur la maison Guillot Gneuldrey P. T. 28, 7; filles Dieu ib. 32, 2; soubz la main Thibault d'Aussigny G. T. 1, 6; selon le decret leurs amis ib. 52, 1; aux hoirs Michaut ib. 81, 5; la mort Jesuchrist XV, 2, 7; les hoirs Hue Capet XXVI, 2, 3; la clarté Phoebus XXXV, 3, 7; les biens Juno et le soulas Vénus ib. 3, 8; ès désers Eolus ib. 4, 1; de par Dieu (eigentlich de part) P. T. 9, 1; de par moy ib. 33, 7. Diese letzte Ausdrucksweise ist auch in's moderne Französisch übergegangen.

Das „de“ wird auch durch à vertreten, z. B. pet-au-Diable G.T. 78, 2; fille au souverain Sire XXVII, 1, 9.

Die Wörter mit verschiebbarem Accent unterscheiden nicht mehr die beiden verschiedenen Formen und Bedeutungen. Wir finden z. B. sire N. Sing. G. T. 169, 4; seigneur dass. ib. 2, 1; sire A. Sing. G. T. 88, 1; 125, 2; 130, 1; sires N. Pl. III, 3, 4; emperier N. Sing. III, 2, 1 aber empereur dass. G. T. 18, 1; compaings III, 2, 1, N. Pl.; larron N. u. A. Sing. G. T. 17, 5; 18, 2 etc. Die Mehrzahl dieser Worte zeigt schon überall die Form des Accusativs: pecheur, serviteur, procureur, escumeur, executeur, debteur, venteur, directeur etc.

Das Femininum auf esse findet sich zweimal: pecheresse VII, 1, 7 und jengleresse ib. 1, 9; emperier bildet das Femininum emperière VII, 1, 3.

Unregelmässig ist „homme.“ Im N. Sing. hom P. T. 37, 5; G. T. 17, 2; 78, 4; daneben homme G. T. 20, 6 u. s. w. A. Sing. hom XXXVI, 1, 3; A. Pl. homs XXXVI, 1, 9.

Einige Wörter sind noch zu bemerken, die seitdem das Geschlecht geändert haben: encre ist masculinum P. T. 39, 4; amour immer femininum VIII, 1, 3 etc., ebenso gent und gens mit Ausnahme einer Stelle: gens mortz furent faictz G. T. 70, 8.

Das Adjectivum.

In Bezug auf die Flexion richtet es sich nach dem Substantivum, mit dem wir es daher zusammen behandelt haben. Was die Bildung der Femininform betrifft, so beobachtet Villon im Allgemeinen die neu-

französische Methode; die Regel, die für das Altfranzösische galt, dass nämlich die Adjectiva, die im Lateinischen nur eine Form für das Masculinum und Femininum haben, auch im Romanischen diese beiden Geschlechter nicht unterscheiden, wird nur noch in einigen Fällen beobachtet: grant z. B. ist sowohl femininum als masculinum G. T. 32, 6; 35, 3; IV, 3, 2; G. T. 76, 5 etc.; tel douleur G. T. 36, 4; telz bestes dangereuses XII, 2, 8; tel douce vie XIII, 2, 2; tels ordures XVII, 3, 1; tels pelottes XX, 4, 3; oreilles pendans IV, 8, 6; langues flambans G. T. 130, 6; à fillettes monstrans tetin XX, 2, 1; court triumphant XXIX, 4, 4; meules flottans XXXV, 3, 3; naissance, en charité puissant et forte XXXIX, 4, 4 und selbst gegen die Regel: court souverain XXIX, 1, 5; benoist celle, qui etc. XXXIX, 3, 7.

Demi nahm schon damals, wenn es dem Subst. vorherging, kein e: demy face II, 2, 2; demy douzaine G. T. 105, 5; 167, 2.

Die Adjectiva auf f bilden das fem. auf fve, grief, griefve XXXV, 1, 5 und 9; XX, 2, 7 etc.

Zu bemerken: mal, mau (G. T. 102, 8; 146, 3; XV, 4, 4), male G. T. 72, 7; gens, gente IV, 7, 1; V, 2, 1; ort, orde G. T. 83, 8; publique m. G. T. 16, 1; souventes fois G. T. 36, 2; Allemanse XIV, 2, 4; Anglesche XIV, 3, 5.

Das Adverbium wird durch Anhängung der Endung ment gebildet: aucunement, vistement, mallement XXI, 3, 3 etc. oder es behält auch sehr oft die Form des Adjectivs bei: bon P. T. 29, 2, coy G. T. 31, 4 etc.

Der Comparativ und der Superlativ werden, wie im Alt- und Neufranzösischen, durch vorgesetztes plus und le plus gebildet, doch giebt es auch hier Ausnahmen: meilleur, pire, greigneur VIII, 4, 1; mineur VIII, 2, 5; ebenso von den Adverbien: moins, mieulx, pis, mais P. T. 15, 6; 40, 7; G. T. 27, 4.

Man verstärkt die Adjectiva und Adverbia durch: très, si très, bien, trop, moult, z. B. moult me fut chiche G. T. 2, 7; moult ancien ib. 136, 2, durch par: se par trop n'erre G. T. 76, 7 und durch combien in der Bedeutung von beaucoup z. B. combien Dieu lui pardonne doulcement G. T. 87, 4. Dies combien verstärkt auch den Comparativ z. B. combien plus fort sera que le devin G. T. 93, 4. Ausser beaucoup und combien gebraucht man zur Verstärkung des Comparativ auch trop in der Bedeutung „viel," z. B. Trop plus de biens que de

santé G. T. 10, 2; qui beauté eut trop plus qu'humaine I, 1, 7; Les biens de vous sont trop plus grans que etc. VIII, 1, 7 etc.

Die Negation wird durch ne — pas, point, mie G. T. 94, 7 ausgedrückt, sehr oft durch das blosse ne, manchmal durch non: non fais G. T. 3, 3; que non fera XV, 2, 8, ja sogar durch pas allein z. B. mourray-je pas G. T. 42, 6.

Die Zahlwörter.

Cardinalzahlen. Wir haben deren gefunden: ung, deux, troys, quatre, six, sept, huict (huyt), neuf, unze, douze, quatorze, quinze, vingt, trente, quarante, cinquante, soixante, cent (quatre cents cinquante et six), 220: unze vingtz G. T. 97, 1; 142, 7; 300: quinze vingtz G. T. 147, 1, auch trois cens ib. 147, 2.

Ordinalzahlen: premier, tiers II, 1, 1. G. T. 25, 4; 171, 1; le quart (Steuer) XXXII, 3, 2; les fièvres quartes G. T. 98, 8; un quartier d'an ib. 136, 5. Die übrigen werden regelmässig durch Anhängung von iesme gebildet.

Die Fürwörter.

Die persönlichen Fürwörter sind fast durchgängig den heutigen gleich, doch kommen übrigens dieselben Formen auch schon im XII. und XIII. Jahrhundert vor. Gemeinsam mit dem Altfranzösischen und abweichend von dem modernen Gebrauch ist die Erscheinung, dass die sogenannte verbundene und unverbundene Form promiscue angewandt wird. Das beweisen Stellen wie: Je, François P. T. 1, 2; ce suis je XXVIII, 1, 1; de moy retraire G. T. 55, 8; pour soy soustenir ib. 67, 8; pour soy desennuyer ib. 157, 6; pour moi pourvoir XXVII, 4, 2; laisse me XXVIII, 1, 8.

Das Reflexivpronomen vertritt manchmal das Pronomen der dritten Person, z. B. pour eux revencher G. T. 109, 8; der umgekehrte Fall findet Statt in: près s'accouter = accoter près elle G. T. 56, 5.

Wenn das Subject des Verbs schon aus der Form desselben erkannt wird, so wird es sehr häufig weggelassen, z. B. (elle) veult et ordonne P. T. 5, 4; si n'y voy ib. 6, 2; ce croy ib. 6, 6; par elle meurs ib. 8, 2; voire l'apprendre G. T. 5, 6; que prions ib. 4, 6;

tous sommes ib. 43, 3; son seigneur es XXVIII, 4, 4; pas ne devez XXV, 2, 1 etc.

El findet sich als Femininform für elle P. T. 6, 4; XV, 3, 7.

Das Pron. der 3. Pers. leur hat einmal ein s: De grasses souppes leurs fais oblation G. T. 106, 6, während einmal das possessivum leur im Plur. kein s hat: en leur vies G. T. 150, 2. Wohl nicht aus Bewusstsein der Etymologie illorum.

In dem Possessivpronomen unterscheidet V. nicht mehr, wie im XII. Jh. den Nominativ mes, tes, ses u. s. w. vom Accusativ mon, ton, son etc.; er braucht für alle Casus die Form des Accusativs. Wie dort, macht aber auch er keinen Unterschied zwischen dem substantivischen und adjectivischen Possessivpronomen z. B. le mien cueur XI, 4, 2, ebenso le mien seigneur, le sien corps u. s. w. vostre je suis XXXIX, 5, 6; und apostrophirt ebenfalls das a des Femininums ma, ta, sa vor folgendem Vocal, statt es wie heute in mon, ton, son zu verwandeln z. B. m'ame G. T. 8, 4; m'amye G. T. 14, 8 etc.; doch findet sich auch schon die moderne Form: mon entente G. T. 160, 1; mon ordonnance G. T. 162, 5; son ame ib. 162, 8; mon estature ib. 163, 5 etc. (diese Anwendung der masculina mon, ton, son statt der Feminina ma, ta, sa ist übrigens auch dem Altfranzösischen nicht fremd, cf. Diez Gr. II, 100).

Statt der besitzanzeigenden werden manchmal die Genitive der persönlichen Fürwörter genommen: les biens de vous VII, 1, 6; mères d'eux G. T. 124, 8; au son de luy ib. 166, 8.

Ausnahmsweise vo chapeau für votre chapeau XVI, 1, 2.

Die Demonstrativpronomina. Wir führen die substantivischen und adjectivischen zusammen auf, da ihr Gebrauch keineswegs schon streng gesondert ist.

Sing. masc. ce, cest, cil, celluy, icelluy, cestuy, cestuy-là.
fem. ceste, celle, cette.
neutr. ce, ilce G. T. 93, 8, ice; cecy G. T. 119, 1; qui les meut à ce G. T. 58, 1; ce obstant que = obwohl P. T. 15, 4; ce non obstant = trotzdem G. T. 82, 1; pour ce ib. 85, 5; avec ce ib. 89, 5 etc.

Plur. masc. ces, cez, ceulx; fem. cestes, icelles.

Das Relativpronomen: N. qui, das vor folgendem Vocal apostrophirt wird, qu'est = qui est G. T. 78, 4 etc.; lequel; G. dont; D. auquel, ouquel, à laquelle; A. que. Plur. qui; G. dont, desquelz, des-

quelles, D. auxquelz, elles, A. que. Qui und lequel werden ohne Unterschied gebraucht.

Das Interrogativpronomen ist gleich dem relativum.

Die unbestimmten Fürwörter: Für on findet man hom P. T. 37, 5; tout, toute; rien oder riens G. T. 13, 8; obl. riens oder rien; quelque; autre; tel (tienl P. T. 31, 5); maint, e; aucun, e = irgend ein: aucunes fois P. T. 37, 8; s'aucun me vouloit reprendre G. T. 3, 1, ebenso ib. 37, 3; 65, 4 etc. d'aucune chose ib. 16, 2; ebenso G. T. 160, 6; les aucuns — les autres G. T. 29, 5; 30, 1 etc.; nul, e = irgend ein; s'il y a nul bout qui saille G. T. 28, 5; substantivisch im Plur.: nuls me puissent reprouchier G. T. 24, 4; personne (statt ne — personne: ne — homme V, 1, 6, G. T. 59, 3, XXXIII, 2, 9); aultruy (einmal vor das Substantivum gestellt: en aultruy mains G. T. 42, 4).

Das Verbum.

Die Flexion der Personen.

Sing. Die erste Person ist der Regel nach flexionslos (die Ausnahmen bei den einzelnen Conjugationen); die zweite endigt auf s, das sich nach d, l, t, f, e, i, u in z verwandelt, vor dem jedoch statt dessen die Dentalen häufig ausfallen (wie beim s des Substantivums); die dritte hatte ursprünglich überall ein t; aber dieses t hat sich nicht überall erhalten; in der schwachen Conjugation fällt es im Ind. und Conj. Präs., im Ind. des Défini und des Futurums; bei der II. und III. schwachen und bei allen starken im Conjunctiv des Präs. und im Fut. ab. Plur. ons, ez, nt.

Bildung der Zeiten.

Im Präsens verwandelt sich der Stammvocal, falls er einfach ist, in einen Diphthong, sobald der Ton darauf fällt. Diese Diphthongisirung geschieht in folgender Weise:

a wird ai: amer, amons, amé — aime; remanoir — je remains.
e „ oi: devoir — doibt; esperer — j'espoir. XXXIX, II, 4, 6.

e wird ie: ferir — fiert G. T. 122, 7; fière (subj.) IV, 1, 7; grever — griefve G. T. 91, 4; lever — lieve ib. 91, 8; querir — quiers VI, 5, 3 etc.

ou „ eu: trouver — treuve (subj.) II, 3, 4; couvrir — ceuvre G. T. 91, 5; mourir — meurs XVI, 24; doloir — je me deul P. T. 3, 4.

Aber sehr häufig bleibt der Diphthong in den nicht stammbetonten Formen, z. B. aimons etc., oder er ist gar nicht eingetreten: je trouve etc.

Das Imparfait endigt immer auf: oie, ois, oit, ions, iez, oient.

In Bezug auf das Défini cf. die einzelnen Conjugationen.

Das Fut. und Cond. werden vom Inf. abgeleitet durch Anhängung von ai, as, as etc. und oie, ois, oit etc.

Die schwachen Conjugationen.

I.

Die erste Person des Sing. des Präs. nimmt schon oft ein flexivisches e an, nicht nur, wie auch im Altfranzösischen, wenn der Stamm auf mehrere Consonanten ausgeht, sondern auch sonst; man findet indessen noch: je reny G. T. 1, 8; je pry G. T. 63, 6; j'appel XXVI, 3, 3.

Die 3. Pers. Präs. hat überall das auslautende t verloren; doch haben sich noch einige Spuren desselben im Subjonctif erhalten, z. B. von donne: doint G. T. 31, 1 und 6; 63, 7; XXVIII, 5, 2; XXXIII, 2, 6; XXXIX, II, 4, 2 (aber qu'il pardonne G. T. 87, 4) von aider: ainsi n'aid Dieux, G. T. 16, 4 und aist XXXIX, 5, 6. (Aus der starken Conj. puist P. T. 13, 7.)

Im Fut. wird das e des Infinitivs manchmal unterdrückt; donray G. T. 127, 3; demourra ib. 38, 8.

Unregelmässige Verba: aler: Präs. 1. voys, voy VII, 3, 3; 3. va; Pl. 2. allez; 3. vont; subj. aille G. T. 131, 3; voyse ib. 5, 6, pl. voysent, Imp. alloit, Fut. ira, Part. allant, allé.

laisser bildet einige Formen von laier z. B. Fut. 1. lairray G. T. 33, 8; 3. lairra ib. 100, 6.

II.

Der Infinitiv endet auf re, das part. passé auf u, das Défini auf i, is, it u. s. w. Unter den Verben, die sich in Villon's Schriften finden, gehören folgende zu dieser Conjugation: batre, couldre, descendre, defendre, esmouldre, fendre, fondre, mordre, pendre, perdre, rendre, respondre, rompre, sivre, souldre, absouldre, tissre.

Anm. sivre bildet sein Part. passé nach der III. schwachen, d. h. auf i.

III a. Reine Form.

Diese Conjugation unterscheidet sich von der vorigen nur durch den Infinitiv (ir) und die davon abgeleiteten Zeiten, sowie durch das part. passé, welches auf i endet. Es sind: boillir (bouillir), couvrir, cueillir, dormir, ferir, fouyr (fuyr), affuyr, deffuyr, mentir, offrir, ouvrir, partir, impartir, saillir, assaillir, sentir, consentir, servir, soufrir, vestir.

Einige dieser Verba gehören zu gleicher Zeit der zweiten schwachen an, indem sie das part. passé auf u bilden, z. B. feru, vestu, boullu VII, 3, 5 (Reim); andre neigen sich nach der starken, indem sie das Particip auf ert bilden, dies sind: ouvrir, couvrir, offrir, soufrir.

III b. Gemischte Form.

Diese Conjugation stimmt mit der vorigen mit Ausnahme aller Formen des Präsens und des Indic. des Imparf., wo sie den Stamm durch die Inchoativendung iss (ursprünglich isc) verstärkt. Es gehören zu ihr folgende Verba: abolir, adoulcir, assouvir, bannir, bastir, convertir, endurcir, ensevelir, esbahir, esjouir, espanir, establir, estourdir, finir (Nebenform: finer), flestrir, fournir, fremir, marrir, mérir, meurdrir, meurir, mollir, noircir, nourrir, pallir, périr, polir, pourrir, punyr, ravir, refraichir, refroidir, remplir, roidir, rougir, saisir, tarir, transir.

Anm. Die Nebenform finer z. B. P. T. 39, 3 ib. 39, 8. abolir bildet das part. passé: abolu VII, 2, 2 (Reim).

Unregelmässige Verba: faillir. Präs. fault, Pl. faillent. Subj. faille. Imparf. falloit. Fut. fauldra. Part. failly.

haïr: Präs. 3. hayt, hait. Cond. herroit G. T. 84, 8.

oir: Präs. 1 oy IV, 1, 1; XXVIII, 1, 1; 3. ot G. T. 68, 3; oyt ib. 98, 7; 113, 2; Pl. 2. oyez X, 3, 7. Imperat. oyez XI, 4, 1. Défini ouyz P. T. 35, 4; Fut. Pl. 2 orrez X, 3, 7; XXI, 1, 4. Part. ouy XIII, 4, 3.

Hülfsverba.

avoir.

Präs. 1. ai, ay. 2. as. 3. a. Pl. 1. avons. 2. avez. 3. ont.
Subj. 1. aye. 3. ait. Pl. ayons. 3. ayent.
Imperf. 1. avoye. 3. avoit. Pl. 1. avions. Déf. 1. eu. 3. eut.
Subj. 1. eusse. 2. eusses. 3. eust. Pl. 3. eussent.
Fut. 1. auray. 3. aura. Pl. 3. auront. Cond. 3. auroit.
Imperat. ayez. Part. eu.

estre.

Präs. 1. suys, suis. 2. es. 3. est. Pl. sommes. 2. estes. 3. sont.

Subj. soie, soye. 2. soyes. 3. soit, soy IV, 1, 3. Pl. 3. soient.

Imp. 3. estoit. Pl. 1. estions. 3. estoient.

Déf. 1. fuz, fus. 3. fut. Pl. 1. fusmes. 3. furent.

Subj. 1. fusse. 2. fusse XXVIII, 3, 2. 3. fust. Pl. 2. fussiez. 3. fussent.

Fut. 1. seray. 3. sera. Pl. 2. serez. 3. seront. Cond. 3. seroit.

Imperat. soyes, soyez. Part. estant, esté. Inf. estre.

Starke Conjugationen.

Diese unterscheiden sich von den schwachen im Défini, Conjunct. des Imp. und im Part. passé. Im Uebrigen richten sie sich nach der zweiten schwachen. Nach dem Défini muss man drei Classen unterscheiden:

1) solche, die im Lateinischen i an den Stamm hingen.
2) „ „ „ „ s „ „ „ „
3) „ „ „ „ ui „ „ „ „

I.

faire. Präs. 1. faiz, fais. 2. faiz, fais. 3. faict, fait. Pl. 3. font. Subj. 3. face. Pl. 2. faciez.

Déf. 1. feiz, feis. 3. fist G. T. 129, 7, feit VII, 2, 4. Pl. 3. firent.

Subj. 1. feisse. Pl. 3. feissent.

Fut. 1. feray. Pl. 3. feront. Cond. feroye. 3. feroit.

Part. faisant, faict. Imperat. faiz, fais. Pl. faictes.

tenir: Präs. 1. tiens, tien G. T. 50, 7 (Reim) XXXIX, 3, 6 (Reim). 2. tiens. 3. tient. Pl. 1. tenons. 3. tiennent. Subj. tienne.

Fut. maintendray XXXVI, 3, 6. Pl. 3. tiendront.

Cond. tiendroit. Pl. 3. tiendroient. Part. tenant, tenu.

venir: Präs. 2. viens. 3. vient.

Subj. 1. vienne. 3. vienge G. T. 69, 4.

Déf. 3. vint.

Fut. viendra. Pl. 2. viendrez. 3. viendront.

Imperat. venez.

Part. venant, venu.

veoir: Präs. 1. voy. 3. voyt, voit. Pl. 3. voyent.

Subj. voye.

Déf. 1. vey. G. T. 124, 8; vy XIII, 1, 8. 3. veit; pourveut G. T. 13, 6.

Imperat. voy XXVIII, 3, 5; XXXVI, 1, 8.

Part. voyant, veu.

II.

ardoir: Präs. 3. ard. Subj. 3. arde. Déf. ardiz XXXVI, 2, 1. Part. ars. G. T. 21, 5. Inf. ardre.

ceindre: Präs. 1. ceings. 3. ceinct.

clore: Präs. 1. concludz G. T. 50, 3. clost XXI, 1, 1. Subj. 3. cloue G. T. 86, 5 (Reim). Fut. Pl. 3. conclurent. Part. enclos XXXVIII, 4, 7. Inf. clorre, forclorre.

creindre: Präs. 1. crains. 3. craint. Part. craint.

cuire: Part. cuysant, cuict.

destruire: Präs. 3. destruict.

dire: Präs. 1. dy G. T. 23, 5; dys, dis ib. 24, 6; 37, 1; 2. dis; 3. dit. Subj. 1. die. 3. die. Déf. 1. dis. 3. dit. Fut. diray. Pl. 3. diront. Condit. 3. diroit. Imperat. dys, dictes. Part. disant, dict.

duire: Präs. 3. duit.

escrire: Präs. 1. escrys. 3. escript. Imper. escrys, escry G. T. 168, 8. Part. escrivant; escript.

estaindre: Präs. 3. estainct.

estraindre: Präs. 3. estrainct.

feindre: Part. feignant, fainct.

fouyir (fodere): Imp. Subj. 1. fouysse XI, 3, 7. Inf. fouyr XXXVI, 1, 5.

freindre: Präs. 3. enfraint.

frire: Präs. 3. frit.

joindre: Präs. 1. joinctz. 3. joint. Part. joignant, joint.

manoir: Präs. 1. remains IV, 3, 2. Part. remenant.

mettre: Präs. 1. mectz, metz. Subj. mette. Déf. mys. 3. mist, mit, meist G. T. 87, 5. Imp. 3. mettoit. Fut. mettray. Cond. Pl. 3. mettroient. Imperat. metz, mects. Part. mys, mis.

occire: Déf. occist. Part. occis.

paindre: Präs. 3. painct.

plaindre: Präs. 1. plaings. 3. plaint.

poindre: Imp. 3. espoignoit.

prendre: Präs. 1. prens. 2. prens. 3. prend. Pl. 2. prenez. Subj. preigne G. T. 9, 6. Déf. 3. prit. Pl. 3. prindrent G. T. 51, 5. Fut. prendra. Imperat. prens. Part. prenant, prins.

querir: Präs. quiers. Déf. 3. conquist. Imperat. enquerez. Part. querant, requis; aquest XVI, 3, 8; XVII, 1, 7.

raire: Part. rez XIX, 1, 5.

rire: Präs. 1. riz. 3. rit. Subj. rie. Subj. des Imp. risse. Part. riant.

seoir: Präs. 3. assiet. Imperat. siez-toi G. T. 69, 3. Part. seant; assis.

teindre: Präs. 3. estainct, distainct.

traire: Part. con-, ex-, pour-, re-traict.

III.

aherdre: G. T. 73, 3.

boire: Präs. 3. boyt. Pl. 3. boivent. Imp. 3. beuvoit. Déf. 3.

but. Pl. 2. bustes. 3. beurent. Subj. 1. beusse. Imperat. beuvez.

braire: Präs. 3. brait.

chaloir: Präs. 3. chault. Subj. 3. chaille.

cheoir: Präs. 3. chet. Subj. 3. chée contre les Sav. 3, 7. Part. cheu IV, 8, 2.

cognoistre: Präs. 1. cognoys, cognois. Déf. 1. cogneuz XIII, 1, 9. Fut. 3. cognoistra.

courre: Präs. 3. court. Subj. coure. Des Imp. 3. courrust. Inf. courre, courir.

croire: Präs. 1. croy, croys G. T. 24, 6. 3. croit.

croistre: Part. creu, recreu.

de-, re-, aper-cevoir: Präs. 1. aperçoy. 3. reçoit. Pl. 2. recevez. Déf. receut. Part. re-, con-ceu.

devoir: Präs. 1. doy. 2. dois. 3. doibt, doit. Pl. 3. doivent. Subj. des Imp. 3. deust.

doloir: Präs. 1. Je me deul P. T. 3, 5.

geindre (gemere): Präs. 1 geins XV, 3, 8.

gesir: Präs. 1. gis, gyz. 3. gist, gyst. Part. gisant, geu.

lire: Präs. Subj. lise. Déf. leuz VII, 3, 2 (Reim). Fut. liray. Part. leu.

morir: Präs. 1. meurs. 3. meurt. Subj. meure. Déf. 3. mourut. Fut. 1. mourray. 3. mourra. Pl. 3. mourrez. Part. mourant, mort.

mouvoir: Präs. 3. meut. Part. meu XI, 1, 2.

nuire: Imp. nuysait. Déf. nuyst G. T. 137, 2.

paistre: Part. peu G. T. 2, 5. Inf. paistre V, 3, 4.

paroir: Präs. 3. appert G. T. 52, 2.

paroistre: Präs. 3. comparoist, apparoist.

plaire: Präs. 3. plaist G. T. 34, 4. Subj. plaise. Part. plaisant.

pouvoir: Präs. 1. puis G. T. 24, 7. 3. peult. Subj. 3. puist P. T. 13, 7. Déf. 1. peuz. Subj. 1. peusse. Fut. pourray. Part. peu.

ramentevoir: Präs. ramentoy G. T. 137, 8.

absoudre: Part. absol G. T. 152, 8.

savoir: Präs. 1. sçay. 3. sçait, scet. Déf. 3. sceut. Pl. 2. sceustes. Subj. 3. sçust. Pl. 3. sçussent. Fut. Pl. 3. sçauront. Imp. sçaches, sachez, sachiez. Part. saichant, sceu.

souloir: Imp. souloit. Pl. 2. souliez.

taire: Präsens 1. tayz. 3. taist.

tolre: Präsens 3. toul XXXIX, 6, 4. Particip (schwach) tollu IV, 2, 1.

valoir: Präs. 3. vault. Subj. vaille. Déf. 1. valuz. 3. valut. Subj. 3. vaulsist G. T. 16, 2, XVI, 1, 7. Fut. Pl. 2. vauldrez. Cond. 3. vauldroit. Part. vaillant, valu.

vouloir: Präs. 1. vueil G. T. 4, 3; 6, 1; veulx G. T. 85, 2; 2. veux. 3. veult, veut. Pl. 3. veulent. Subj. vueille. Imp. 3. vouloit. Subj. 1. voulsisse. 3. voulsist. Déf. voult VI, 3, 3; 4, 1; XXI, 1, 8. Pl. 3. voulurent, Fut. 3. vouldra Pl. 2. vouldrez. Cond. 1. vouldroye. 3. vouldroit. Pl. 3. vouldroient. Imperat. veuillez, vouilliés VII, 2, 8.

Unregelmässige Verba.

benoistre: Part. benoist G. T. 7, 1 etc.

naistre: Déf. Pl. 3. nasquirent. Part. né.

vivre: Präs. 2. viz. 3. vit. Pl. 2. vivez. 3. vivent. Subj. 1. vive. 3. vive. Pl. vivent. Fut. vivra. Part. vivant.

Die Syntax.

Die Syntax Villon's ist die des Altfranzösischen. Wir begnügen uns damit, einige hervortretende Punkte hervorzuheben, nachdem wir über den Gebrauch des Artikels, der Negation und der Pronomina schon in der Formenlehre die wesentlichsten Abweichungen erwähnt haben. Zur Negation möchten wir hinzufügen, dass der Dichter, wie im Altfranzösischen und wie heute, auf einen Comparativ que — ne folgen lässt: Pour moins, qu'ilz ne coutèrent neufz P. T. 31, 7. Trop plus que cy ne le racompte G. T. 4, 2 etc.; ne que braucht er in der Bedeutung von „nicht mehr als“ z. B. Je ne suis homme sans deffault Ne qu'autre d'assier ne d'estaing P. T. 8, 3 und 4, ferner im Refrain der 5. Ballade, z. B. Car vieilles n'ont ne cours ne estre Ne que monnoye qu'on descrie V, 1, 7 u. 8 oder Laide vieillesse amour n'impetre Ne que etc. V, 3, 7. u. 8. Dasselbe afr. z. B. Chev. au lion 1034: veoir ne le porra nus hom, ne que le fust, qui est coverz de l'escorce. Dass endlich ne noch, wie in der ältern Sprache in der Bedeutung von „und“ angewendet wird, kann durch viele Beispiele belegt werden:

Dictes-moi où n'en quel pays I, 1; Pourquoi si tost nasquirent n'à quel droit G. T. 46, 6; Quelque doulx baiser n'accollée ib. 54, 5; Qui luy lairra escu netarge ib. 80, 8; Plus pesante Que duvet ne plume ne liége ib. 103, 1 u. 2; Tenir à vil ne sot XV, 1, 2. Qui les bat ne fiert G. T. 122, 7; Plus haultement qu'orge, trompe ne cloche XXVII, 3, 3. Pire qu'ours ne pourcean XXVII, 3, 8.

Das Relativum hat bei Villon noch eine freiere Anwendung und theilweise andere Bedeutung als heute. So steht qui für „wenn dieser" oder „wenn man" in: Se Dieu m'eust donné rencontrer Ung autre piteux Alexandre Et lors qui m'eust veu condescendre A mal, jugé me fusse ete. G. T. 21, 1 sq. Aehnlich in: Cecy plain est de desraison Qui vueille que du tout desvie XVIII, 2, 1 und 2; (Je) vueil, qu'autour de ma fosse ce que s'ensuyt, soit escript, Et qui n'auroit point déscriptoire, De charbon soit G. T. 164, 1 sq.; Toute beste garde sa pel, Qui la contrainct, efforce ou lye S'elle peut, elle etc. XXVI, 1, 3; Qui vous ayme, mademoiselle, Ja ne coure sur luy envie XXXIX, II, 4, 4.

Einen auffallenden Gebrauch des Relativums bemerken wir P. T. 9, 3 u. 4. Et de la gloriose mère Par qui grace riens ne périt (per cujus gratiam).

Das Zeichen des Dativs ist weggelassen in: Ma nomination . . . laisse paouvres clercs P. T. 27, 5. Dieser Gebrauch ist sehr alt, er findet sich schon in den strassburger Eiden: qui (plaid) cist meon fradre Karle in damno sit; que (sagrament) son fradre Karlo jurat. Ebenso später z. B. Chev. au lyon 286 „qui resanbloit mor;" ib. 895 „promesse, que (il) son cosin avoit promise" etc.

Gebrauch des Conjunctivs: In Wunschsätzen wird das que des Conjunctivs fast durchgängig fortgelassen, z. B. voise l'apprendre G. T. 5, 6; loué soit-il G. T. 7, 7; Respit ils ayent en paradis G. T. 29, 7; vaille que vaille = es gelte was es wolle ib. 47, 3; Si aille veoir ib. 131, 1; Vente, gresle, gelle XV, 4, 1. Der Conjunctiv vertritt ferner oft das Imperfectum Futuri und findet daher seine Hauptanwendung in hypothetischen Satzgefügen, deren Inhalt als nicht verwirklicht gedacht wird, und zwar tritt dieser Conjunctiv nicht nur in dem Hauptsatz, sondern ebenfalls abweichend von dem Neufranzösischen, auch in dem Bedingungssatz selbst auf: Se . . . le bien publique D'aucune chose vaulsist myeulx, . . . A mourir . . . Je me jugeasse G. T. 16, 1 sq.; Se comme toy me peusse armer, Comme toy empe-

reur je fusse ib. 18, 7 u. 8; Se Dieu m'eust donné rencontrer . . . . . Jugé ne fusse ib. 21, 1 sq.; Se j'eusse estudié . . . . J'eusse maison ib. 26, 1 sq.; Se fusse deshoirs Hue Capel . . . On ne m'eust etc. XXVI, 2, 1; dasselbe auch mit Weglassung des si: Creature feusse morte, Ne feust vostre doulce naissance XXXIX, II, 4, 2 u. 3.

Auch im Uebrigen ist der Gebrauch des Indicativs und des Conjunctivs noch nicht so genau abgegrenzt, wie heut zu Tage. So finden wir: J'ordonne qu'ils seront P. T. 25, 7; Jusqu'il mourra G. T. 11, 7; mais que für das heutige pour vu que, combien que in der Bedeutung von quelque — que oder combien zwar meist mit dem Conjunctiv, z. B. Mais que j'aye faict mes estrenes, Honneste mort ne me deplaist G. T. 42, 7 und 8; Combien qu'il soit rudement faict ib. 78, 7; Combien qu'elle ait assez monnoye ib. 80, 4; Combien qu'il n'ayme bruyt ne noyse ib. 90, 7; combien que n'ayez pied ne langue XXIX, 5, 2. Aber wir finden auch den Indicativ: Combien que cueur n'est, qui G. T. 166, 3; Quoique fusmes occis XXV, 2, 2; Quoyqu'on tient XIV, 1, 1; Ains que (antequam) cessez XVII, 4, 3, wo wir unbedingt den Subj. erwarten würden.

Das mit avoir zusammengesetzte Part. passé richtet sich nicht immer, wie in der modernen Sprache, nach dem vorangehenden Objectsaccusativ, z. B. à celle que j'ai dict P. T. 10, 1; que (nämlich franchise) beauté m'avait ordonné IV, 2, 2; ma vielle ay mis G. T. 60, 5 etc.; andrerseits finden wir auch das Umgekehrte: Que toutes mes hontes j'eu beues G. T. 1, 2; „Pourquoi m'as tu abatu" sagt die „belle Heaulmière" IV, 1, 6. Qui m'as ma maitresse ravie XVIII, 1, 2. La chair que trop avons nourrie XXV, 1, 6; La pluye nous a debuez et lavez XXV, 3, 1. Ja sogar gegen die heutige Regel: Corbeaux nous ont arrachez la barbe et les sourcilz XXV, 3, 3.

Infinitiv. Er findet sich manchmal allein, wo die neuere Sprache de oder à davor setzen würde: Se Dieu m'eust donné rencontrer G. T. 21, 1; Plaise au doulx Jesus les absouldre ib. 151, 8; wenn das substantivische Object zwischen de und den Infinitiv tritt, so kann, wie im Altfranzösischen, das de mit dem folgenden Artikel zusammengezogen werden: On parle des (de les) champs labourer XXXIV, 1, 1. Der Infinitiv wird auch declinirt: au tanser G. T. 46, 8. Zu bemerken: Par force de vin boire P. T. 36, 2 (heute à force de).

Adverbia. tout „ganz" richtet sich immer nach dem Adjectiv,

das es verstärkt: A troys petitz enfans tous nudz P. T. 25, 2. Tous deschaussez, tous despouveuz ib. 25, 4. Les autres mendient tous nudz G. T. 30, 3. Das Adverbium adjectivisch gebraucht in: Au temps jadis G. T. 29, 3; Assez monnoye G. T. 80, 4. Sonst zu bemerken: J'ay dit devant P. T. 2, 1; Saillez avant XXVII, 3, 2; Puis ça — puis là XXV, 3, 6 (tantôt — tantôt). Tant d'esperit que de nature XXXIX, II, 1, 4 (autant — que). Eine andere Eigenthümlichkeit endlich, welche an die Sprache des XII. u. XIII. Jahrhunderts erinnert, erscheint in gewissen adverbialen Ausdrücken, in welchen der ganze Inhalt eines Begriffes so bezeichnet wird, dass man gleichsam nur die beiden äussersten Grenzen angiebt, ein Gebrauch, der auch bei den mittelhochdeutschen Dichtern bekanntlich sehr beliebt ist, z. B. arm unde rîch, junc unde alt etc., für „alle Welt, alle Menschen, Alle" u. s. w. Solcher Wendungen finden wir auch bei Villon in Menge: ne mont ne vallée P. T. 14, 3; qui ne mange figue ne date ib. 40, 3; il n'a tente ne pavillon ib. 40, 5; tant qu'il a de long et de lé G. T. 8, 6; sans croix ne pile ib. 13, 2; grief ne faiz à jeune ne vieulx G. T. 16, 5; Les montz ne bougent n'avant n'arriere ib. 16, 8; Engrilloné poulces et detz ib. 17, 4; aux aultres ne fault qui ne quoy ib. 31, 7; prenez à dextre et à senestre V, 1, 5; face argent à dextre, à senestre G. T. 126, 7; à Reimes et à Troyes (überall) ib. 53, 6; qui n'y laissast linge et drapelle ib. 59, 5; je la deffie à feu et à sang ib. 60, 2; qui boivent pourpoinct et chemise ib. 73, 6; il n'aura quid ne quod G. T. 172, 2; Des petits et grans XXXVIII, 4, 3.

Auch in Bezug auf die Präpositionen bemerken wir manche Abweichung von dem heutigen Sprachgebrauch; so finden wir dessus la terre P. T. 23, 5; Quant de prouesse, il en a trop G. T. 8, 3; Quant est des corps G. T. 151, 2; Quant de la chair XXV, 1, 6 etc.

Dass endlich die Wortstellung eine durchaus freie ist, ganz wie im Altfranzösischen, braucht wohl kaum durch Stellen belegt zu werden, es geht schon aus den bis jetzt gegebenen Beispielen deutlich hervor: Einige auffallende Stellungen verdienen vielleicht noch bemerkt zu werden, so: N'au bout d'icelluy doiz aherdre = ni toucher au bout du doigt de celui-ci G. T. 73, 3; Soy jeune fille souhaitter = souhaiter, qu'elle soit jeune fille IV, 1, 3. Fast durchgängig findet man, dass, wenn ein Verbum einen Infinitiv regiert, das zu diesem Infinitiv gehörige Subjects- oder Objectspronomen vor das Verbum statt zwischen das Verbum und den Infinitiv tritt, ein Gebrauch, der im Neufranzö-

sischen bekanntlich auf: faire, laisser, entendre und voir beschränkt ist. Dahin gehört: Se me peusse armer G. T. 18, 7; que l'on ne me viengne espier ib. 69, 3; quand il s'alloit coucher X, 3, 2 etc.

Fassen wir nun die Hauptpunkte, welche die Sprache Villon's von der des zwölften Jahrhunderts unterscheiden, zusammen:

1) Viele etymologische Buchstaben sind eingefügt worden, ohne dass sie indessen gesprochen würden (cf. die Reime).

2) E vor einem betonten Vocal verliert seinen Werth, wenngleich es noch geschrieben wird. So zählt es nicht mehr, wie im Altfranzösischen, für eine Silbe in: eage, eust, eu, eur (augurium), veoir, asseoir, meur u. s. w., so wie in der Endung eur (afr. eor), es fällt selbst für das Auge in den Endungen oir (afr. eoir), ure (afr. eure).

3) Die Regel des s ist fast immer vernachlässigt, wo sie noch angewendet erscheint, geschieht dies ohne klares Bewusstsein.

4) Die Auslassung der Präposition „de," um einen Besitz zu bezeichnen, sobald es sich um Personen handelt, findet nicht mehr so häufig Statt, wie früher.

5) Alle Adjectiva, selbst die, welche aus der lateinischen dritten Declination stammen, haben, bis auf wenige Ausnahmen, eine besondere Form für das Femininum.

6) Die Regel von der Diphthongisirung wird nicht mehr durchgängig beobachtet (cf. die Conjugationen).

7) Unorganische Buchstaben treten auf: z. B. e in dem Ind. des Präs. in der I. schwachen (das sich im Altfrz. nur nach mehrfacher Consonanz findet), s in derselben Form der II. und III. schwachen so wie in allen starken (j'entends G. T. 38, 5; je deffens ib. 119, 2; je fendz ib. 119, 5; je sens P. T. 11, 2; G. T. 69, 1; je mentz G. T. 127, 2; je sers XV, 1, 1; je tiens, viens, ceings, concludz, crains etc.; regelmässig sind dagegen noch: j'oy, jedi, croy, aperçoy, doy, ramentoy, sçay, vueil etc.). Das e der Endung der ersten Person des Imperf. und des Condit. „oie" ist noch nicht durch s verdrängt.

Wenn wir nun in wenigen Worten das Resultat unserer grammatischen Untersuchung zusammenfassen, so werden wir constatiren, dass, wie das ganze XV. Jahrhundert eine Uebergangsepoche ist, so auch die Sprache desselben, so weit sie durch Villon vertreten wird, sich in einem Uebergangsstadium des Alt- zum Neufranzösischen befindet, dass, wenngleich Villon noch in vielen Fällen die Schreibweise früherer Jahrhunderte befolgt, er es doch nur gleichsam aus Instinct und nicht mit Bewusstsein thut, endlich dass er in der Syntax sich dem Alten weit mehr nähert als in der Formenlehre und innerhalb der Formenlehre wieder mehr in der Conjugation als in der Declination.

Rechtsalterthümer aus dem Rolandsliede.

Von
Dr. Bresslau in Frankfurt a. M.

Wiederholentlich ist in neuerer Zeit darauf hingewiesen worden, ein wie reicher Schatz von Quellenmaterial für die Geschichte des Mittelalters, seines Rechtslebens, seiner häuslichen und Familiensitten, seiner Cultur überhaupt in den mittelalterlichen Gedichten lyrischen oder mehr noch in denen epischen Inhalts verborgen liegt und nur des rüstigen Schatzgräbers harrt, um an's Tageslicht gezogen zu werden. Hier wie auf so vielen anderen Gebieten hat, für das deutsche Mittelalter wenigstens, Jacob Grimm Bahn gebrochen, und seine unübertroffenen deutschen Rechtsalterthümer haben gezeigt, wie sehr für die wissenschaftliche Erforschung jener Epoche aus einem genauen Studium ihrer literarischen Productionen Förderung und Weiterführung zu erwarten sei. Mit Beschränkung auf einzelne Gedichte ist sodann an seine Bestrebungen später wiederholt angeknüpft worden. So hat Prof. Gengler in Erlangen im 3. Jahrgange der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte eine übersichtliche Darstellung von Rechtsalterthümern der Nibelungenlieder gegeben, während Prof. Rich. Schöne in Bonn zunächst in Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterthum und sodann in der Zeitschr. f. Rechtsgeschichte ein Gleiches besonders mit Bezug auf die Werke Konrads von Würzburg versucht hat.

Die nordfranzösische Literatur ist, von einer Schrift abgesehen, meines Wissens bisher in dieser Beziehung noch nicht

ausgebeutet worden. Einzelnes zwar hat Imm. Bekker in den Monatsberichten der Berliner Akademie gegeben, aber doch vorzugsweise aus ganz anderen Gesichtspuncten, und nur um die Unterschiede und die Berührungspuncte der altfranzösischen und der Homerischen Epik nachzuweisen. Arbeiten dagegen in der Art derjenigen von Gengler und Schöne sind mir wenigstens nicht bekannt geworden. Entbehre ich so aller Vorarbeiten, wenn ich im Nachfolgenden versuchen werde, Einiges über Rechtsalterthümer im Rolandsliede zusammenzustellen, so wird das, hoffe ich, die Mängel meiner Darstellung zu entschuldigen geeignet sein.

An und für sich könnte freilich grade die Chanson de Roland für eine solche Untersuchung wenig geeignet erscheinen. Von geringem Umfange — sie umfasst bekanntlich nur c. 4000 Verse — bietet das Gedicht schon deswegen ein geringeres Material für unsern Zweck dar, als andere Lieder von doppelter und dreifacher Verszahl. Dazu kommt, dass der grössere Theil derselben aus Schilderungen von Schlacht- und Kriegsscenen besteht, aus denen grade für Rechtsverhältnisse wenig zu schöpfen ist. Wenn ich nichtsdestoweniger die Chanson de Roland gewählt habe, so ist der Hauptgrund dafür der, dass dies Lied vielleicht als das älteste afr. Epos angesehen werden darf, und dass, weil es bis in's 11. Jahrh. zurückreicht,* d. h. in eine sonst quellenarme und wenig bekannte Zeit, die hier ausgesprochenen Anschauungen, wenn auch spärlich, doch ein um so höheres Interesse in Anspruch nehmen.

Meine Citate beziehen sich auf die Ausgabe von Theodor Müller, Göttingen 1863. 8.

I. Der König.

Ich beginne mit dem König.

An der Spitze des Reichs als Träger der Herrschaft steht der reis, der König, nostre emperere magne (1). Er ist es, welcher das ganze Frankenreich inne hat, li reis qui dulce France

* Einzelnes freilich wird noch aus viel früherer Zeit stammen: aber die Abfassung des Gedichtes wird man doch keinenfalls höher hinauf setzen können.

tient (115). Denn France gilt hier noch nicht im Sinne des späteren Frankreichs: Ost- und Westfranken sind noch nicht geschieden, Karl ist emperere des Frances (2658) ganz im Sinne der alten Frankenherrschaft. Daher sind denn auch Francs, la gent de France, les Franceis die üblichen Ausdrücke, wenn von dem ganzen Volke ohne Unterschied der einzelnen Stämme die Rede ist.* Und, was sehr zu beachten, Karl ist emperere des Francs: von einem römischen Kaiser weiss der Dichter überall nichts. Zwar gehört auch das Gebiet von Rom zum Reiche Karl's, dem Roland's Schwert Lumbardie e trestute Romaine (2326) unterworfen hat: aber von näheren Beziehungen zwischen Kaiser und Papst ist nirgends die Rede, wenn man nicht etwa die Stelle, wonach Karl den Kopfzoll (chevage) von England „ad ces seint Pere" erworben hat (373), darauf beziehen will.

Das Amt des Königs ist einmal im Frieden das plaider, placitare (v. 2666), das Richten, d. h. die Sicherung des Landfriedens. Davon spricht unser Gedicht aber seinem Stoffe nach begreiflich weniger. Dagegen wird in zahlreichen Stellen eine andere Aufgabe des Königs betont, die Ausbreitung des Christenthums über alle Lande, sei es in Güte, sei es durch die Gewalt der Waffe. Den Zweck seines Feldzuges in Spanien sieht Karl daher als erfüllt an und ist zum Abzuge erbötig, sobald der Sultan des Landes sich bereit erklärt, die Taufe anzunehmen (3595—99).

Das Symbol des Königthums ist die goldene Krone, la corone d'or (3134), Karl die Krone zu nehmen und ihn damit der Herrschaft zu entkleiden, ist die Absicht der heidnischen Fürsten (1490). Die Krone ist übrigens eine erbliche: als selbstverständlich betrachtet es der Kaiser, dass ihm nach seinem Tode sein Sohn Loewis folgen wird. Il est mes filz e si tendrad mes marches (3716). Dabei ist zu beachten, dass von einem Wahlrecht der Grossen, wie es in Deutschland später immer bestanden hat,** und wie es in gewisser Beschränkung

* So liegt z. B. Aachen en France (726). Vergl. Waitz, Verfassungsgeschichte. III, 298 ff.

** Auch bei den Karolingern ist wenigstens von einer Mitwirkung des Volkes bei der Succession zu sprechen; Waitz, Verfassungsgesch. III, 238.

auch spätere afr. Gedichte, z. B. die chanson de Huon de Bordeaux kennen, hier gar keine Andeutung sich findet. Ebensowenig weiss unser Sänger von einem zweiten Sohne Karl's, von jenem Charlot, der in fast allen späteren Gedichten auftritt und der als Repräsentant der späteren entarteten und schwachen Karolinger gelten kann — ein sicherer Beweis, dass seine ersten Ursprünge in sehr frühe Zeit hinaufreichen.

Der Hauptsitz des Königthums, seine eigentliche Residenz ist Aachen, Ais la meillor sied de France. Hier pflegt er seine Reichstage abzuhalten und zu Gerichte zu sitzen, là soelt il plaider (2687) — hier ist seine Herrenpfalz, paleis haltur (3698), pulcis seignurill (155); seine Residenz, sun estage (188) und seine Kapelle (sa capele ad Ais 726), hier seine Bäder (voz bains que Deus pur vos i fist). Daneben scheint die burc de St. Denis als Hauptsitz der Kaiserherrschaft zu gelten, sie wird v. 972 als Ziel der feindlichen Angriffe bezeichnet:

Jusqu'a un an avrum France saisie
Gesir purrum al burc de St. Denis.

Sind nun des Kaisers Herrschaft auch alle Länder, die zu seinem Reiche (reialme 2914) gehören, gleichmässig unterworfen — und ihre Zahl ist gross, ausser Frankreich und Deutschland erwähnt der Dichter Palerne, Sezilie, Puillanie (Apulien), Romaine, Lumbardie, Noples (Constantinobles), Hungre, Flandres, Escoce, Guales, Irlande, Engleterre — so stehen doch einige Gebiete in näherer Beziehung zum Kaiserthume, sind gleichsam unmittelbare Besitzungen der Krone, gehören zur cambre, zur chambre des Herrschers. So nach v. 2332 merkwürdigerweise grade Engleterre, mit dem der historische Karl doch am wenigsten zu thun gehabt hat, so nach v. 2910 Loiin, worunter wohl das Gebiet von Laon zu verstehen ist.

Das Verhältniss des Kaisers zu seinen Unterthanen im allgemeinen wird dadurch ausgedrückt, dass er sie und das Land in seiner baillie hat (488). Die dem entsprechende Bezeichnung avoez (advocatus), Vogt, dem voget von dem Rhîne der Nibelungen analog, findet sich freilich für Karl nicht, wohl aber für den heidnischen König Marsilie (136. 154), auf den doch wohl nur ein für den fränkischen König üblicher Titel angewandt ist.

Die Prädicate, die dem Kaiser gegeben werden, sind theils solche, die seiner allgemeinen Herrscherstellung entsprechen — so li riches, li nobles, li ber, li magnes, li proz, li poestéifs u. dgl.,* theils solche, die aus einer Characteristik seiner Persönlichkeit hervorgehen, so li gentilz, li sages u. s. w. Vor allem aber häufig heisst er li veilz, li reiz al la barbe blanche, a la barbe canue, al chef flurit. Seine persönliche Erscheinung wird als Ehrfurcht und Scheu gebietend bezeichnet:

Blanche ad la barbe e tut flurit le chef
Gent ad le cors e le cuntenant fier:
S'est ki'l demandet, ne'l estoet enseigner (119).

So ist er denn auch bedachtsam in Handlungen wie in Worten:

De sa parole ne fut mie hastifs
Sa custume est qu'il parolet a leisir (170).

II. Die Mannen.

An des Königs Seite stehen „seine Erscheinung verherrlichend und somit sein ideales Wesen gleichsam ergänzend," die Mannen, die humes** (20. 39). Sie stehen zu dem Kaiser in einem Treuverhältniss, indem sie sich ihm durch den feierlichen Act der Commendatio verpflichtet haben, seine comandet (696) werden. Ihre Hände in die seinen gelegt (jontes les mains 223. 696) leisten sie das Gelübde der Treue. Dadurch wird der König ihr seigneur liges, sie aber, seine fedeils (84), sind verpflichtet seinen Befehlen zu gehorchen und alle ihre Habe, ja nöthigenfalls ihr Leben seinem Dienste zu opfern, denn

Pur sun seignur deit hom suffrir destreiz
E endurer e grauz chalz e granz freiz
Si'n deit hom perdre e del quir e del pel.
(1010 ff. 1117 ff.)

Dafür ist ihnen aber auch der König zu Schutz und Beistand verbunden, dafür giebt er ihnen nicht allein Ehren und

* Belege liefert jede Seite des Gedichts in genügender Zahl.

** Der Ausdruck vassals bezeichnet nicht Lehensmann, sondern heisst nur tapferer Held; vgl. v. 3343: Dient Franceis icist reis est vassals; 3579: Mult est vassal Carles de France dulce.

Lehen* (honurs fius), sondern er schuldet ihnen auch besondere Belohnungen; er anerkennt:

Ben le conuis que guered un vos en dis
E de mun cors, de teres e d'aveir (3410. 11).

Fallen sie in seinem Dienste, so muss er ihren Tod rächen (1199).

Die Pflicht der Vasallen gegen ihren Lehnsherrn äussert sich nun vornehmlich bei zwei Gelegenheiten, im Rath und im Kriege.

Ersterer kann wieder doppelter Natur sein. Zu allgemeinen Reichstagen, zu Maifeldern, dass wir so sagen, entbietet der Kaiser alle seine Unterthanen nach Aachen, seiner Residenz. Da gehen seine Boten (messages 3699) in alle Lande und entbieten (mandent 3699) Baiern und Sachsen, Lothringer und Friesen, Alemannen** und Burgunder, Poitevinen, Normannen und Bretonen, kurz die weisesten aller Franken.

de cels de France les plus saives qu'i sunt*** (3703).

Sie versammeln sich zu Aachen, um des Kaisers Willen zu vernehmen und ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen.

Bisweilen versammelt der Kaiser auch nur die ersten, die vornehmsten seiner Mannen, zu einer Berathung, ses baruns mandet pur un cunseill finer (166. 169). Diese wird dann meist im Freien gehalten, unter einem Baume (desuz un pin 165, 168, vgl. 11. 406. 501) steht sein goldener Thronsessel, sein foldestoed d'or mer (115), um ihn herum lagern die Barone auf weissen Gewändern, sur palies blancs (272). Hier trägt der König die Angelegenheit vor. Hat er seine Rede beendet (sa raisun fenie 193), so ertheilen die Barone ihren Rath. Wer sprechen will, erhebt sich (en piez se drecet 195), tritt aus der Reihe (se levet del renc 264) und sagt frei seine Meinung. Ist ein kluger Rath gegeben, so stimmt wohl die Menge zu:

---

* Bei der Belehnung werden die beiden Acte des vestir und saisir unterschieden (3213). Auch ist wohl von einer Erneuerung des Lehens, recognitio feudi, die Rede (a moi venget pur reconoistre sun feu 2680).

** Verschieden von den Alemans, aber ebenfalls, wie es scheint, als besonderer Stamm werden die Tiedeis aufgezählt (3706).

*** Auf dem Reichstage erscheinen übrigens auch die Bischöfe (3976).

Dient li Franc ben ad parlet li dux (240) oder
Dient Franceis car il le poet ben estre (278).

Der so ausgesprochenen Willensmeinung seiner Grossen tritt dann meist auch der König bei; denn sein Grundsatz ist es, in allem den Wünschen der Franken zu folgen, par cels de France voelt il del tut errer (107). So geschieht es, dass trotz der bösen Vorahnung des Kaisers, trotz seiner geheimen Abneigung Roland zur Deckung der Nachhut bestimmt wird. Aber doch ist der gefasste Beschluss nicht etwa als Beschluss an sich giltig, sondern nur, wenn und insoweit ihn der König sich aneignet. Daher wird denn auch, wenn nachher von einem solchen Beschluss die Rede ist, derselbe immer nur als des Königs Befehl bezeichnet:

Carles comandet que face sun service (319).
Ademplir voeill *vostre comendement* (330).

Und andrerseits tritt der Kaiser auch gewissen Rathschlägen von vornherein entgegen, ehe es noch zu einer Willensäusserung der Grossen kommt. So als zur Uebernahme der Gesandtschaft nach Saragossa einer der zwölf pairs vorgeschlagen ist; da schwört Karl:

Par ceste barbe, que vuz blancheier.
Les duze per mar i serunt jugez (261. 62).

Und dann schweigt Alles ehrerbietig:

Francs se taisent as les vus aquisez (263).

Oder Karl verwirft sofort den Vorschlag eines Redners, indem er demselben Stillschweigen gebietet und ihn auffordert, sich wieder zu setzen:

Alez sedeir desur cel palis blanc
N'en parlez mais se jo ne'l vos cument (272. 73).

Auch dagegen wird kein Widerspruch laut, und des Kaisers Gebot findet unbedingten Gehorsam. So spielt also Karl in unserer Chanson noch keineswegs die schwächliche und lächerliche Rolle, welche spätere Gedichte dem Kaiser zuweisen: die erste Entstehung derselben muss in eine Zeit fallen, in der das grosse Bild des Heldenkaisers noch unverdunkelt im Herzen und im Munde des Volkes lebte.

Aber nicht nur daheim bei Rathsversammlungen und auf Reichstagen haben die Mannen des Dienstes des Herrn zu warten; vor allem ist es ihre Pflicht, ihm auf seinen Kriegs- und Heerfahrten mit gewaffneter Hand zu folgen. Zum Heerbanne, zur ost banie, wie unser Lied (211) in wörtlicher Uebertragung des deutschen Ausdrucks sagt, aufgeboten, folgen sie des Königs Ruf, jede Schaar geführt von den Grafen und Herzogen ihrer Provinz. An der Spitze aller steht, jedoch unter dem Kaiser, der Oberfeldherr (capitaneus cataignes* 2320. 2912), in unserem Liede natürlich Roland. Er ist es, der die Heere anführt und befehligt und als er gefallen, klagt Karl um ihn:

Ki guierat mes oz a tel poeste
Quant cil est morz qui tuz jurs nos cadelet (2026. 27).

Insofern freilich ist der Character des alten Heerbanns schon verwischt, als die einzelnen Krieger nicht mehr selbst für ihren Unterhalt und ihre Bewaffnung zu sorgen haben; sie sind schon soldarii, ** soldeiers und erhalten eine bestimmte Löhnung: König Marsilie verspricht dem Kaiser eine grosse Summe lauterer Byzantiner, de besans esmerés,

dunt ben purrez vos soldeiers luer (34. 133).

Zum grossen Theile werden gewiss diese Soldzahlungen aus den Contributionen bestritten, welche in den besetzten feindlichen Gebieten erhoben werden: erwähnt wenigstens wird in unserem Liede der Tribut von Spanien, li treud d'Espagne (666), den der Kaiser erwartet. Ausser ihrer Löhnung aber haben die Krieger auch Antheil an der Beute, dem eschech, die hauptsächlich in Gold, Silber und kostbaren Gewändern, or argent e guarnemenz chiers (100, vgl. 2478) besteht. Der Dienst geschieht, wie ja das nach den neueren Forschungen***

---

* Cataigne heisst aber an anderer Stelle auch bloss tapferer Führer: cent milie sunt de nos meillors cataignes 3085.

** Dass die Stelle bei Hugo Flavin. Pertz, Monum. Hist. rer. Germ. Script. VIII, 342, in welcher von „soldarii" zu Karl's d. Gr. Zeiten die Rede ist, einer historischen Begründung entbehrt, darüber vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte III, 16. N., 1, 20, 352. Wahrscheinlich ist diese Ueberlieferung eben aus Gedichten wie die unsrige in die Historiker übergegangen.

*** Waitz, Verfassungsgeschichte IV, 458 ff.

auch vom historischen Karl schon feststeht, meist zu Pferde; die Mannen heissen daher auch schlechtweg chevalers (3029. 3052 und öft.). Die Meisten sind schwer gerüstet. Als Schutzwaffen werden u. a. erwähnt Helme, helmes, Brünnen, bronies (bronies dubleines 3088), Halsberge, osberes (3079. 3080. 3088), Schilde, escuz (2210). Die Zahl der Wurfwaffen ist aber gross: darz, wigres, espiez, lances, museraz, empemeez werden aufgezählt (2155. 56). Der espiet und die hanste, erstere lang, letztere kurz (3080) sind aber wohl eher als Stosswaffen anzusehen. Endlich vollendet die espée, das Schwert, die Bewaffnung.

In Feindesland ist von dem Gros des Heeres, die ansguarde (enguardes 2975), die Vorhut und die Nachhut, die rereguarde gesondert (742. 748), letztere bestimmt den Rücken des Heeres zu decken und gegen feindliche Ueberfälle zu sichern. Zu ihr gehören, heisst auf einen besonders gefährlichen Posten gestellt sein, und nur ungern entschliesst sich Karl seinen Neffen Roland mit dem Befehl derselben zu betrauen. Roland aber als getreuer (leiale) Vasall hat auch hier dem Befehl seines Herrn ohne Murren Folge zu leisten.

Auch in der Schlacht — in der bataille justée 2761 — werden übrigens die einzelnen Heeresabtheilungen von ihren Territorialgrafen und Herzogen geführt, doch werden sie hier zu grösseren Divisionen (escheles, eschieles 3024 u. öfter) zusammengestellt, deren in der Hauptschlacht von Karl 10 formirt werden. Das Banner des ganzen Heeres ist in unserem Liede die orie flambe, getragen vom Grafen Gefreid d'Anjou, dem Bannerträger (gunfanunere 106) des Königs; das Feldgeschrei, das enseigne Carle, der alte Ruf Munjoie (3092. 1179. 1350). Endlich ist an diesem Orte der eigenthümlichen Stellung zu gedenken, welche in unserem Liede zwei Helden einnehmen, der Herzog Naimes de Baiwère und der Graf Jozerans de Provence. Es mag befremdend klingen, wenn ich ihre Functionen mit denen unseres Generalstabes vergleiche: doch haben sie wenigstens einiges mit diesem gemein. Vor der Schlacht beräth der Kaiser mit ihnen und Antelme de Muience (v. 3007 ff.), sodann sind sie es, welche die einzelnen escheles formiren (ajuster, etablir, faire sind die Ausdrücke des Liedes, 3024.

3045. 3061. 3068 u. s. w.); sie endlich erscheinen nach geschehener Aufstellung des Heeres unmittelbar im Gefolge des Kaisers, dem sie die Steigbügel halten (3114) und in dessen Nähe sie während der ganzen Dauer des Gefechts verweilen.

Neben den erwähnten Pflichten der Mannen wird in unserem Liede endlich noch eine dritte betont: die Uebernahme von Botschaften und Gesandtschaften.* So sehen wir gleich im Eingang unserer chanson Ganelon, trotzdem er ahnt, dass es sein Tod sein wird, nichts destoweniger unweigerlich dem Befehle des Königs gehorchen, eine Botschaft an König Marsilie zu übernehmen. Was übrigens die völkerrechtliche Stellung der Gesandten angeht — um das bei dieser Gelegenheit zu erwähnen — so sind dieselben in Person und Gut unverletzlich. Es gilt deshalb als Verrath, dass Marsilie einst zwei Gesandten Karl's Boson und Basilie enthauptet hat (201 ff.). Als Zeichen des Friedens tragen die Gesandten Olivenzweige in ihren Händen (73. 93. 203), zur Beglaubigung dient ihnen ein mit dem Wachssiegel des Herrn verschlossenes Schreiben (bref 485. 86). Sie werden von dem, an den ihre Botschaft geht, wohl verpflegt und beherbergt (160. 161).

Was die Rang- und Standesverhältnisse angeht, so ragen aus der Masse der Freien, der Franceis schlechthin, hervor die Edlen, die seignur barun. Sie sind es, die des Königs Rath am nächsten stehen, aus ihnen wählt er seine Gesandten, die Anführer seiner Truppen, seine Richter und Urtheiler. Die Prädicate, die ihnen beigelegt werden, sind fast dieselben, die wir als Epitheta des Königs kennen; wie er sind die Barone noble, riche, gentil, proz, curteis, sage, vaillant u. s. w. Ihrer Abstufung und dem Reichsamte nach, das sie verwalten, zerfallen sie in Herzoge (dux), Grafen (cunte), Vicegrafen (vezcuntes) und Barone (barun) schlechthin. Eine etwas unbestimmte Stellung zwischen dem Herzog und dem Grafen nimmt der Markgraf, der marchis, ein. Dies ist der eigentliche Titel Rolands, wie ja auch der historische Hruotlandus der annales Einhardi marchio des britannischen limes war. Aber wie in deutschen Urkunden und Schriftstellern der Zeit der marchio

* Vgl. Waitz, Verfassungsgesch. III, 22. 33. 170.

meist zu den comites gerechnet wird, so ist auch in unserem Liede Rolands gewöhnlicher Titel einfach quens, nur an wenigen Stellen heisst er marchis (z. B. v. 630. 2031).

Von den fünf gewöhnlichen Hofämtern der Könige des Mittelalters: Marschall, Truchsess, Kämmerer, Schenk und Küchenmeister wird in unserem Liede nur der letztere, der maistre des cous (1817), aber hier in etwas untergeordneter Stellung erwähnt. Ausserdem kommt der Schatzmeister, tresorer (642), vor, der dem in deutschen Urkunden bisweilen erwähnten triscamerarius entspricht.

Unter den Baronen ragen aber noch besonders die zwölf per, die zwölf cumpain hervor. Nicht dass sie etwa im Besitz besonderer Befugnisse im Rath und Gericht erschienen, wie die späteren Pairs de France beanspruchten, im Gegentheil, Herzog Naims von Bauren, der als der einflussreichste der Grossen im Süden erscheint, gehört nicht zu ihnen: aber sie zeichnen sich durch Tapferkeit und Muth vor allen aus und nehmen eine besondere Ehrenstellung ein. Aufgezählt werden sie eigentlich nur an einer Stelle, v. 2402 ff.: es sind Erzbischof Turpin, Graf Oliver, Gerins, Gerers, Otes, Graf Berengers, Ive, Ivorie, Legeler von Gascogne, Herzog Sansun, Anséis und Gerard de Russillun. Roland, der dort ebenfalls zuerst genannt wird, scheint zu den Pairs selbst nicht zu gehören, da wir ja sonst auf die Zahl dreizehn kämen.*

Unter den Freien, als Ministerialen, als Dienende stehen, wie schon ihr Name anzeigt, die servienten (serjanz 161. serf 3737). Zu ihnen gehören die 100 Küchendiener, cous oder cumpaignun de quisine, welche v. 1817 ff. erwähnt werden. Zwölf von ihnen haben v. 161 ff. die Pflicht, fremde Gesandte zu empfangen und für ihre Bequemlichkeit zu sorgen, während gegen Ende des Liedes Andere, an deren Spitze ein viaire (vicarius) steht, die Hinrichtung Ganelons und seiner Verwandten vollziehen.

---

* In den anderen Handschriften werden übrigens zum Theil andere Namen genannt, als in der Oxforder. Vers 877 wird mit der Oxforder, gegen die Versailler und Venezianer Handschrift, XII, zu lesen sein: der Neffe des Marsilie braucht 12 Genossen, um gegen Roland und die 12 pairs zu kämpfen.

Weiter besteht schon in unserem Liede der Unterschied zwischen Rittern (chevalers) und Knappen (esquier. garçun 2437). Die Letzteren sind wohl auch zu verstehen, wenn v. 3020. 3197 von den bachelers, que Carles cleimet enfanz die Rede ist. Was endlich den Bürgerstand betrifft, so findet sich wenigstens der Name burgeis auch in unserem Gedichte (2691).

Schliesslich ist hier zu erwähnen, dass sich der Mannenverband nicht nur auf das Verhältniss des Königs zu seinen Unterthanen beschränkt. Auch die grossen Barone haben ihre Mannen: so Roland (801) den Grafen Walter, der ihm auf die Nachhut folgt.

III. Die Sippe.

Neben dem Bande, das Vasallen und Unterthanen an ihren Lehensherrn und König knüpft, lernen wir aus unserer chanson noch eine Verbindung kennen, welche gleichfalls wesentlich auf der Pflicht der Treue beruht. Es ist das Band der Blutsverwandtschaft, das die Sippe bildet. Die Blutsverwandten (die humes de sun liga, deren Roland im Tode gedenkt, 2379) werden wohl zusammengefasst als seine parented (3907), maisnée (3389). Die Pflicht der parens ist, einander treu zur Seite zu stehen: „nostre parent devum estre a securs“ (2562) heisst es im Liede, und an einer anderen Stelle „sustenir voeill trestut mun parented“ (3907). Daher ist es nicht bloss eine Ehre, sondern zugleich von wesentlich praktischem Vortheil von einer grossen und angesehenen Familie zu stammen, estre d'un grant parented (356). Diese Pflicht zu gegenseitigem Beistande hat besonders dann Gelegenheit sich zu äussern, wenn einer des Geschlechts unter einer peinlichen Anklage stehend, in Gefahr ist, Leben und Ehre zu verlieren. Denn die Sippen haben eine gemeinsame Stammesehre und die Schande des Einen fällt auf die anderen, auf seine parenz, zurück (1063. 1076). Darum findet selbst der Verräther Ganelon dreissig seiner Verwandten, welche für ihn Bürgschaft leisten, obwohl ihnen allen ein schmählicher Tod droht, wenn es gelingt, ihren Verwandten zu überführen. Und so gross ist der Einfluss dieser mächtigen Sippe, dass sich unter allen Vasallen Karl's nur ein einziger

findet, der es wagt, Ganelon offen des Verrathes anzuklagen. Nachdem dies aber geschehen ist, nimmt der mächtigste aus Ganelon's Geschlecht, Pinabel von Sorrance, den Kampf gegen ihn auf und erleidet im Gottesurteil den Tod. Soweit geht die Pflicht der Verwandten zu gegenseitigem Beistande, soweit aber auch ihre Verantwortlichkeit für einander. Denn nun wird die Drohung ausgeführt, die vor dem Beginn des Kampfes vom Kaiser ausgesprochen war und die dreissig Bürgen Ganelon's sterben den schimpflichsten Tod am Galgen (v. 3841 bis 3960 f.).

Im einzelnen Hause ist natürlich der Mann der Herr, aber die Gattin, die gentil oiseur (821), steht ihm zur Seite nicht als eine Untergebene, sondern als sa per, als seinesgleichen, indem sie an allen seinen Ehren und Rechten vollen Antheil nimmt. Der Trauung geht übrigens ein Verlöbniss voran, das durch feierlichen Eidesschwur bekräftigt wird: so hat Roland der schönen Alde, der Schwester seines Gefährten Ollivier versprochen, sie „come sa per" zu nehmen (370). Und nach diesem Treugelöbniss ist das Band unauflöslich: mag auch Karl der unglücklichen Braut die Hand seines Sohnes und Erben Ludwig anbieten, mit Entrüstung weist sie das Anerbieten zurück:

> Cest mot mei est est range, ruft sie aus,
> Ne place Dieu ne ses sainz ne ses angles,
> Après Rollant que je vive remaigne (3717—19).

Und entseelt sinkt die holde Maid vor dem Kaiser zur Erde nieder.

Unverheiratheten Schwestern gegenüber scheinen dieselben Rechte dem Bruder zuzustehen, die der Vater über die Tochter ausübt; so übt wenigstens Ollivier ein völlig freies Verfügungsrecht über die Hand seiner Schwester aus, die er geben oder versagen kann, wie es ihm gefällt (v. 1720. 21). Ebenso steht der unmündige Sohn, der seinen Vater verloren hat, unter Schutz und Vormundschaft der Gesippen und Mannen: diesen empfiehlt Ganelon seinen jungen Sohn Balduin, ehe er die Gesandtschaftsreise nach Saragossa antritt, von der er nicht wieder zurückzukehren fürchtet (363. 364), während die Obervormundschaft über ihn dem Kaiser zusteht (v. 298).

Was das Erbrecht betrifft, so ist davon nur an einer Stelle die Rede: eben als Ganelon fortzieht, spricht er es als selbstverständlich aus, dass ihm nach seinem Tode sein Sohn in Ehren und Lehen folge (297, vgl. 364). Stirbt dagegen der Lehensmann ohne Erben, so fällt das Lehen dem Kaiser heim (2745).

Ein der Sippe ähnliches Verhältniss kann — um auch das schliesslich noch zu erwähnen — durch förmliches Uebereinkommen zwischen nicht Blutsverwandten gebildet werden. So in unserm Liede zwischen Roland und Olivier. „Or vos receif jo frere“ ruft Roland während der Schlacht seinem treuen Waffengefährten zu (1376). Seitdem nennt er ihn frere und treu erfüllt er ihm die Bruderpflichten bis zum letzten Augenblicke, drückt dem Sterbenden die Augen zu und preist nach alter Heroenart des Gefallenen Thaten.

VI. Strafrecht.

Komme ich schliesslich zum letzten Punkt meiner Darstellung, zum Strafrecht, so habe ich hier freilich nur über geringes Material zu gebieten. Nur der eine Process gegen Ganelon wird uns geschildert, aber dieser auch mit peinlicher Ausführlichkeit. Das Verbrechen, dessen Ganelon beschuldigt wird, ist der Verrath (traisun 3760, 1820), begangen an seinem Waffengefährten und zugleich an einem Blutsverwandten des Kaisers. Schon auf dem Feldzuge, gleich nachdem die Beschuldigung zuerst vom Kaiser ausgesprochen ist, wird eine Art Untersuchungshaft an Ganelon vollstreckt; Karl überliefert ihn den Köchen und dem Küchenmeister und macht sie für seine sorgfältige Verwahrung verantwortlich (1819, 20). Die Behandlung, die der Gefangene hier erfährt, ist nun freilich schlecht genug; er wird von allen Seiten körperlich misshandelt, dann mit eisernen Ketten gefesselt und auf einem schlechten Saumthier (sumer), nicht auf einem edlen Rosse (palefroi, destrier) im Gefolge des Heeres mitgeführt.

Das eigentliche Verfahren gegen ihn beginnt aber erst in Aachen. Hier wird der plait, das placitum eröffnet, während dessen geräuschvolles Lärmen nicht gestattet ist (3842). Ga-

nelon steht vor dem Kaiser (3762), und dieser selbst übernimmt die Rolle des Anklägers und erzählt den Thatbestand und das Verbrechen, dessen er ihn beschuldigt. Er fordert seine Barone auf darüber zu richten (juger le dreit 3750, die Anklagerede 3750 — 3756). Darauf erhält der Angeklagte das Wort. Seine Vertheidigung ist kurz und einfach. Kein Verrath liegt vor, behauptet er, denn ich habe Roland und die zwölf Pairs offen herausgefordert und ihnen aufgesagt:

Je desfini Rollant le poigneor
E Ollivier e tuz lur cumpaignuns (3775—76).

Nachdem seine Vertheidigung angehört ist, gehen die Franken zu Rathe (a conseill 3779). Als sie zurückkehren, nachdem sie miteinander berathen haben, beantragen sie beim Kaiser Ganelon freizusprechen (clamer quite 3809). Der Kaiser wird darüber höchlichst erzürnt, aber ehe er noch seine Willensmeinung kund gethan, erhebt sich Tierry d'Anjou, um als Urtheiler zu fungiren:

Jo le juz a pendre e a murir
E sun corps metre el champ pur les mastins
Si cume fel ki felonie fist* (3831 ff.).

Mit dem Schwert ist er bereit sein Urtheil aufrecht zu erhalten. Sogleich erhebt sich einer der Verwandten Ganelon's, eben jener Pinabel von Sorrence, um das Urtheil zu „schelten:" Io si li fals, od lui m'en cumbatrai (3879). Ein Zweikampf zwischen Beiden muss entscheiden, vorher aber muss Pinabel dreissig Bürgen stellen, während der Kaiser Thierry diese Bürgschaftsleistung erlässt. Der Zweikampf findet Statt, nachdem beide Kämpfer das Abendmahl genommen, dann Beichte abgelegt haben und absolvirt sind und nachdem sie den Kirchen und Klöstern reiche Spenden gewidmet haben. Der Kampfplatz ist ein freier Platz ausserhalb der Stadt (3873). Der Zweikampf endet mit einer vollständigen Niederlage Pisabel's und diese gilt als unmittelbare Entscheidung Gottes: Deus i ad fait vertut (3931). Nun ist das Urtheil entschieden und alle Franken stimmen darin überein, dass Ganelon wie seine

* Der Ausdruck faire felonie scheint überhaupt für Verbrecher dieser Art der übliche zu sein: 2600 wird er auf die Götter übertragen, die Marsilie in der Schlacht verliessen (en bataille faillirent).

Verwandten, ki plaiderunt pur lui 3933, dem Tode verfallen seien. Letztere erleiden den Tod am Galgen und von der gleichen Strafe ist bisher immer auch für Ganelon die Rede gewesen (1409. 3831. 3931). Es ist auch gar kein anderes Urtheil über ihn abgegeben worden; nun aber wird noch einmal berathen (3960—63), und da wird beschlossen, dass Ganelon der Grösse seines Verbrechens gemäss auch eine ausserordentliche Strafe erleide:

Que Guenes moerget par merveillus ahen (3963).

Er stirbt, von vier Pferden zerrissen, cum fel recreant (3973).

Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, wie treu dies ganze Strafverfahren die wirklichen Institutionen, die in den Karolingerzeiten in Kraft waren, wiederspiegelt. Bekannt genug ist ja der Kampf, den, der Untreue gegen den König beschuldigt, Graf Bera von Barcellona in voller Rüstung vor Ludwig dem Frommen zu Ross, wie in unserem Liede, auf einem Platz in der Nähe der Aachener Pfalz besteht.* Und auch, dass aus Furcht vor jenem Zweikampf der Verbrecher der Strafe entgeht — wie in unserem Liede Ganelon, wenn das muthige Auftreten Thierry's nicht gewesen wäre, entspricht ja genau Vorgängen historischer Zeit.** Nur die Strafe, die vollzogen wird, ist unter den Karolingern nicht mehr üblich gewesen.***

* Waitz, Verfassungsgesch. IV, 360.
** Waitz, a. a. O. IV, 361, Nr. 1.
*** Waitz, a. a. O. IV, 430.

Ein Wort

zur Verständigung über den Accent tonique im Französischen.

Von

Brunnemann in Elbing.

Lesaint behandelt in der zweiten in diesem Jahre erschienenen vollständig neuen Auflage seines traité complet de la prononciation française, der wol das Vollständigste und Erschöpfendste sein möchte, was es zur Zeit auf diesem Gebiete giebt, die in Frankreich erschienenen Werke über die Aussprache des Französischen nicht ausgeschlossen, auf Seite 404 und ff. auch den Accent, den er richtig definirt als l'élévation ou l'abaissement de la voix sur certaines syllabes und in accent grammatical ou prosodique, celui dont la grammaire fixe les règles; accent logique ou rationnel, celui qui indique le rapport, la connexion plus ou moins grande que les propositions et les idées ont entre elles; und accent pathétique ou oratoire, celui qui convient à l'orateur pour exprimer ou exciter les passions unterscheidet. Um hier den accent logique und accent pathétique zu übergehen, so fährt er in Bezug auf den accent grammatical weiter fort: „Lorsqu'il s'agit seulement de l'élévation de la voix sur une des syllabes d'un mot, on le nomme accent tonique. L'accent tonique existe dans toutes les langues; chaque mot a le sien, et n'en a qu'un. On dit d'une langue qu'elle est fort accentuée, lorsque l'accent tonique y est très-sensible et très-varié. La langue française est une de cel-

les qui le sont le moins; c'est-à-dire que les syllabes, en français, sont toutes accentuées d'une manière presque uniforme: l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine, et sur la pénultième des mots à terminaison féminine. Encore ces syllabes, élevées dans une phrase, peuvent-elles être baissées dans une autre."

Zunächst ist hier der nichts weniger als präcise Ausdruck: les syllabes, en français, sont toujours accentuées d'une manière presque uniforme: l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine et sur la pénultième des mots à terminaison féminine dazu geeignet, das Missverständniss hervorzurufen, als befände sich Lesaint mit sich selber im Widerspruch, indem er einmal behauptet, alle Sylben eines und desselben Wortes würden im Französischen gleichmässig accentuirt und das andere Mal die Wörter mit männlicher Endung würden auf der letzten, die mit weiblicher Endung auf der vorletzten Sylbe, also alle Sylben eines und desselben Wortes nicht gleichmässig accentuirt. Aber auch zugegeben, er wolle den zweiten Theil der Periode: „l'accent tonique porte constamment sur la dernière syllabe des mots à terminaison masculine et sur la pénultième des mots à terminaison féminine" nur als blosse Erläuterung des ersten: „les syllabes sont toujours accentuées d'une manière presque uniforme" aufgefasst wissen und meine in Wirklichkeit nur, die Uebereinstimmung in der Accentuation der einzelnen Wörter im Französischen bestände darin, dass alle Wörter mit männlicher Endung stets auf der letzten, und alle Wörter mit weiblicher Endung stets auf der vorletzten Sylbe betont werden, so hebt er doch durch den Nachsatz: „Encore ces syllabes, élevées dans une phrase, peuvent-elles être baissées dans une autre" das soeben Gesagte wieder vollständig auf und nimmt mit der andern Hand wieder, was er mit der einen gegeben hat. Wie ist aus diesem Dilemma herauszukommen? Werden die Wörter mit männlicher Endung nun wirklich auf der letzten und die mit weiblicher Endung auf der vorletzten Sylbe accentuirt oder werden sie es nicht?

Während meines letztjährigen Aufenthaltes in Paris hatte ich Gelegenheit, in der Sorbonne einer Disputation behufs Er-

langung des Doctorat ès lettres beizuwohnen, bei der auch die Frage der Betonung ventilirt wurde und der Doctorandus Ersteres (Betonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe), einer der Examinatoren jedoch das Letztere (Nichtbetonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe) behauptete, beide Herren accentuirten aber in ihren Ausführungen so vollständig übereinstimmend, dass man, wenn man die Augen schloss, aus der Art der Betonung nie wissen konnte, wer gerade das Wort hatte, ob Derjejenige, der die Betonung der letzten, resp. vorletzten Sylbe verfocht, oder aber sein Antagonist, der von einer hervorstechenden Betonung einer Sylbe vor der andern nichts wissen wollte. Es ist dies auch in der That ein rein theoretischer Streit ohne einen praktischen Nutzen und die Sache liegt einfach so.

Der Franzose hat die ganz entschiedene Neigung, in der Aussprache immer der letzten Sylbe (wir betrachten hierbei in den Wörtern mit weiblicher Endung das nur in der Schrift erscheinende e muet als nicht vorhanden) zuzueilen, um auf ihr die Stimme ruhen zu lassen, um nun aber für die Betonung der letzten Sylbe das erforderliche Quantum Athem bereit zu haben, macht er hinter der vorletzten Sylbe einen Halt, den mir ein Franzose sehr hübsch als un appui bezeichnete, so dass schliesslich beide Sylben, die vorletzte gerade so wie die letzte, ganz mit gleicher Stärke betont werden.

So ist es auch allein zu erklären, dass in der französischen Poesie jede beliebige Sylbe sowohl in der Hebung wie in der Senkung stehen kann, ohne dass dadurch das Ohr des Franzosen auch nur im Allermindesten beleidigt wird, während z. B. im Deutschen, wo die Sylben ihren festen Ton haben, der jambische Gebrauch des Imperativs gebét statt gébet oder umgekehrt der trochäische des Substantivs Gébet statt Gebét für jedes, auch das ungebildetste Ohr, unerträglich sein würde. Ich habe deshalb in der letzten Zeit gelegentlich der Lectüre darauf geachtet und die Stellen notirt, wo ich ein und dasselbe Wort in demselben Verse mit verschiedener Betonung angetroffen habe; aus denen ich mir erlauben will, einige der prägnantesten hier anzuführen und zwar finden wir es bei Dichtern aller Zeiten, bei den Klassikern nicht minder, als in der Poesie der Republik, des Kaiserthums und der Neuzeit:

Ah! *rén*dez-moi, ren*déz*-moi mon village
Et la houlette et le pain bis. *Béranger.*

Pióchons, pio*chóns*
Et fabriquons du salpètre. *Ch. L. Tissot, les salpétriers republicains.*

Li*bér*té, liber*té*, des doux plaisirs source profonde.
Hymne pour l'inauguration du théâtre des arts.

Mes *á*mis, mes a*mís*, point de plaisanterie.
Le cousin Jacques (*Beffroy de Reigny.*)

Un seul! Et les Ro*máins* tremblent devant un homme,
Les *Ró*mains! où sont-ils? Dans les tombeaux de Rome.
Chénier, Tibère.

Quand je reçus l'hon*néur* de la chevalerie,
Le roi me dit: — — — — —
Si ma vie est à lui, mon *hón*neur est à moi.
Raynouard, les Etats de Blois.

Ce fait honore également
Et fera vivre d'âge en âge
Le *hé*ros qui reçoit l'hommage
Et le hé*rós* qui le lui rend.
Barré, Radet et Desfontaines, les Embellissements de Paris.

Pour la chérir
En ces lieux cha*cún* respire,
A *chá*cun de nous elle inspire
Le respect — *Ibidem.*

Sau*lé*, cher à l'amour et cher à la sagesse,
Dans ce même vallon, doux *saú*le, j'étais mire.
Mme Babois, élégies maternelles.

Il aperçoit de loin le jeune Téli*gny'*,
Teli*gny*, dont l'amour a mérité sa fille.
Voltaire, Henriade.

Voyant qu'il faut pé*rír* et *pé*rir sans vengeance. *Ibidem.*

Le *hé*ros malheureux sans armes, sans défense —
Aux pieds de ce hé*rós* il les voit trembler tous.
Ibidem.

Et l'on porta sa tête aux pieds de Medi*cís*,
Medícis la reçut avec indifférence. *Ibidem.*

Et le bandeau des rois sur le front du sol*dát*?
Un *sól*dat tel que moi peut justement prétendre —
Voltaire, Mérope.

Quand la règ*lé* conduit Thérris, Phébus et Mars,
La *règ*le austère et sûre, est le fil de Thésée.
Voltaire, Ode.

Un *párti*! vous, barbare, au mépris de nos lois;
Est-il d'autre par*tí* que celui de vos rois? *Ibidem.*

Re*róy*ez-moi, madame, arrêtant leur furie,
Vo*yéz* ces murs enfin, par mon bras délivrés. *Ibidem.*

Il compi*láit*, compi*l*ait, compi*láit*. *Voltaire, epigramme.*

Utile à nos cités le *plái*sir les amène,
Sans le plais*ír* enfin, père de mouvement,
L'esprit est sans ressort. *Helvétius, le luxe.*

Ils nous ont déro*bés*, dé*ró*bons nos neveux.
Piron, métromanie.

Votre *á*mi? Mon a*mí*, barbare, à toi ce nom?
Saurin, Beverley.

Le coura*gé* plus grand que son cou*rá*ge extrême.
De Belloi, le siége de Calais.

Et *dí*tes-lui que tout soupire,
Di*tés*-lui que de la prairie
Son absence a séché les fleurs! *Marmontel, Idylle.*

Tout soupire
Dans les val*lóns*, qu'elle a quittés.
Quel heureux *vál*on, ma bergère. *Ibidem.*

L'homm*é* se doit à *l'hó*mme en tout rang, à tout âge.
Thomas, sur les devoirs de la société.

Voltaire seul em*bé*llit tout,
Et toi seule embell*ís* Voltaire. *Dorat, madrigal.*

Mais *Pér*rault, plus profond, Diderot nous l'apprit,
Per*ráult*, tout plat qu'il est, pétille de génie.
Gilbert, le XVIIIe siècle.

Heu*réux* père, *héu*reux frère, et moins époux qu'amant.
Ibidem.

C'était l'ouvrage de la vie,
Et les desseins di*vérs* de *dí*vers souverains.
Gresset, à Frédéric le Grand.

Il fallait consulter l'honneur et la rai*són*.
La *rái*son, dites-vous, elle n'est alléguée
Qu'à propos de laideur. *Desmahis, L'impertinent.*

Si *vó*tre coeur se rend, le premier de nos soins
Est d'aller publier vo*tré* prompte défaite. *Ibidem.*

Ai*méz* ou n'*á*imez pas, soyez prude ou coquette.
Ibidem.

L'a*mí*tié vient du ciel demeurer ici-bas. —
Oui, l'ami*tié* sans doute est le suprême bonheur.
Desmahis, l'honnête homme.

La tombe —
N'est point, assurément la tombe d'un ber*gér* —
Un *bér*ger, dis un monstre; il dévasta nos plaines.
Leonard, les tombeaux.

De *cás*cade en cas*cá*de en loin retentissants.
Bertin, Gavorine.

Vous me faites frémír! —
Ah! frémir: devinez.
Fabre d'Eglantine, le Philinte de Molière.

Il s'arrange en total, en tótal tout est bien. *Ibidem.*

L'hommé sent qu'il est hómme. *Ibidem.*

Jeunés gens, jéunes gens, ne vous a-t-on pas dit?
Florian.

Quand on veut tout savoír, que peut-on sávoir bien?
Picard.

Sous un ciel de décembre ils disaient: Emportéz
Empórtez-nous au loin, sur des bords écartés.
Le Morvonnais, Château de Cambourg.

N'ambitionnez point le tríomphe imprudent
C'est un art de savoir triómpher en cédant. *E. Lebrun.*

Non, la Harpe au serpent n'a jamais ressemblé,
Le sérpent siffle et la Harpe est sifflé. *Ibidem.*

Pour les pauvrés la comédie
Donne une páuvre tragédie. *Ibidem.*

Bergér, bergère, auteur, tout bête,
Puis bérger, áuteur, lecteur, chien.
S'endorment. *Ibidem.*

Ta mère! Qui l'eût dit? Oui, ta mèré perfide.
Ducis, Hamlet.

Me voilà donc, saulé, cher au malheur,
Chantez le sáule et sa douce verdure! *Ducis, Othello.*

Ruisséau peu connu dont l'eau roule —
Mon humble ráisseau par la fuite. *Ducis.*

Les váinqueurs, les vaincús deviendront mes victimes.
La Harpe, Vasco de Gama.

Ainsi qu'adroits chasseurs, architectés savants —
En architécte adroit mais en père timide.
Delille, les trois règnes de la nature.

Cet óiseau leur construit une humble pyramide,
L'oiseáu monte et descend dans une autre cellule.
Ibidem.

Où l'ámant fuit l'amánte, où l'ámi fuit l'amí. *Chamfort.*

Condórcet, Condorcét, tremble à l'Académie. *Rivarol.*

Nous sóuffrons en naissant, pendant la vie entière,
Et nous souffróns surtout à notre heure dernière.
Collin d'Harleville, l'optimiste.

Il sóurit, son neveu sourít de son côté.
Collin d'Harleville, les chateaux en Espagne.

Un commis est ministre, un jeune abbé *prélát*,
Le *prél*at — Il n'est pas jusqu'au simple soldat. *Ibidem.*

Quand je songe je suis le plus heur*éux* des hommes,
Et dèsque nous croyons être *héu*reux, nous le sommes.
Ibidem.

L'a*mít*ié mêne, oui, l'amiti*é* volage. *Parny, Elégies.*

Quel*qués* mois, *quél*ques jours encore. *Ibidem.*

L'*étér*nel mouvement et l'éter*nél* repos. *Fontanes.*

Vous me quittez pour *áll*er à la gloire,
Allé*z*, volez au temple de mémoire. *L. P. de Ségur, Romance.*

Une ros*é* croissoit à l'ombre d'un buisson,
Et cette *ró*se un peu coquette. *Le Bailly.*

Cer*táin* rat de campagne en son modeste gîte,
De *cér*tain rat de ville eut un jour la visite.
Andrieux, les deux rats.

Sur le coeur *á*ssez faux, ass*éz* vil, *á*ssez traître.
Parceval-Grandmaison, Philippe Auguste.

De *bás*sins en bass*íns* ces ondes amassées.
André Chénier, Hymne à la France.

Dieu jeune, viens aider sa jeunesse. Ass*oupís*,
Ass*óu*pis dans son sein cette fièvre brûlante.
Idem, le jeune malade.

Ah, mon fils, c'est l'a*móur*, c'est *l'á*mour insensé. *Ibidem.*

Haletante de loin: „Mon cher fils, tu vi*vrás*,
Tu *ví*vras!“ Elle vient s'asseoir près de la couche. *Ibidem.*

El*lé* tombe *él*le crie, elle est au sein des flots.
Idem, la jeune Tarentine.

Là je reviens tou*jóurs* et *tóu*jours les mains plaines.
Idem, la vie du poète.

Son coeur est averti par nos pre*miè*res larmes,
Nos premi*érs* douleurs éveillent ses alarmes.
Logovré, mérite des femmes.

Du bonheur d'exister sentir les *prémiers* charmes,
Elle aide en nos pre*miérs* essais
Notre raison — *Ibidem.*

Le lendemain s'accrut par *dégrés* la souffrance,
Et par de*grés* aussi mourut mon espérance.
De Loncival, à l'ombre de Caroline.

Chacun l'ap*púi* de tous, tous *l'áp*pui de chacun.
Loga, épitre à un jeune cultivateur.

De *clí*mats en cli*máts* tu seras transplanté.
Bois jolin, l'arbre dela liberté.

Je suis père, dis-tu? non, je suis dicta*téur*.
Dic*táteur*! Quoi! Toujours marcher de crime en crime.
Jony, Sylla.

Revenez demain: nous ver*róns*!
Nous *vér*rons est un mot magique. *Châteaubriand.*

Le villa*gé* n'a qu'à brûler
Et moi-même avec le vil*láge*. *H. de Maistre.*

Seu*lés* nous nous restons, toi-*seu*le es ma famille. *Campenon.*

Moins malheu*réux* que moi mal*héu*reux fils d'Alinde. *Nodier.*

— si son ombre —
Courait avec amour la pente d'un ruis*séau*,
D'un *rúi*sseau qui bondit sans souci de son eau.
Nodier, le buisson.

Veil*lé*, ma lampe, *véil*le encore. *Béranger.*

Cé*li*bat! célib*át*! le lien conjugal,
A ton indépendance offre-t-il rien d'égal?
Delavigne, école des vieillards.

Tu te bat*trás*!
Du tout!
Tu te bat*trás*!
Eh non,
Je ne me *bát*trai pas. *Ibidem.*

Un *dú*el pour cela ne m'irait nullement.
J'y cours! Parte! Un du*él*! je suis ton serviteur. *Ibidem.*

Misér*ablé* par lui, je te fais misér*á*ble. *Delavigne, Louis XI.*

Lui qui, sûr de vaincre, a volé
Vingt ans de *bá*taille en ba*táil*le. *Béranger.*

Est un en*fánt* qui vole un *én*fant qui survit.
Sormet, divine épopée.

Il devance l'aurore et d'*óm*brage en om*brá*ge.
Denne-Baron, Zéphyre.

Par les prés sautil*lé*, saut*íl*le. *Doval, Bergeronnette.*

Vainqueur, mais tout meur*tri*, tout *méur*tri mais vainqueur.
A. Monod, le bonheur du chrétien.

Il joue, il croit gagner — souvent jou*ér* compense,
Mais *jóu*er, quand on perd, c'est doubler la dépense.
Adolphe Dumas, cercle des familles.

Chaque *i*dée à son fil attache une autre i*dée*.
Bignan, l'imprimerie.

Qu'il est doux, qu'il est doux d'écouter des hist*ó*ires,
Des histoir*é*s du temps passé. *De Vigny, la neige.*

Et puis?
On *á*vance, on av*á*nce.
Porchat, fables et parables.

Fille d'une sangs*úe* et *sáng*sue elle même.
De Rességuier, épigramme.

La *fém*me vraiment belle est la femm*é* sincère.
Roche, sonnets.

Nous *áll*ons, nous all*óns* de *rívage*, en riv*á*ge.
Claudia Rochi, symphonie d'octobre.

Craign*éz*-la, *cráig*nez-la, la femme est toujours Eve.
Guttinguer, les saintes amitiés.

Trist*é* sort, *tríste* monde, où tout nous est à craindre. *Ibidem.*

Qui *d'é*space en esp*á*ce éperdûment lancée. *Ponsard, Galilée.*

L'*écho* redit plus faible à *l'é*cho qui le suit.
Barthélemy et Méry, Napoléon en Egypte.

Ouvr*éz*-vous, *oúvrez*-vous! c'est moi. *Lamartine, préludes.*

A gravir dans les airs de *rá*meaux en ram*éaux*. *Ibidem.*

Aus demselben Grunde wird es auch erklärlich, wie in der französischen Poesie ein und dasselbe einsilbige Wort ganz beliebig in der Hebung, wie in der Senkung stehen kann.

Pars, *vó*le, active Renommée,
*V*ole aux deux bouts de l'univers! *Rouget, de Lisle.*

La paix *noŭs* est-elle permise?
Vengeance, *noús* ferons justice,
A la patrie, à l'univers. *Idem.*

Amis c'est *lé crĭ* du dieu Mars,
Lĕ crí précurseur de la guerre. *Idem.*

Toŭt dort. L'instant qu'elle signale
Peut *toút* changer, *toŭt* arrêter. *Idem.*

Sortons — mais *tói*, soldat, *toĭ* dont l'âme plus fière
N'est point soumise. — *Idem.*

Le sang coule, *ŏn* s'étonne, *ŏn* s'avance, *ón* s'écrie.
Voltaire, Henriade.

Sŏnge áu moins, *sónge aŭ* sang qui coule dans tes veines.
Voltaire, Zaïre.

Voĭs ces murs, *vóis* ce temple envahi par les maîtres.
Ibidem.

Tout vouloir *ést* d'un fou, l'excès *ĕst* son partage.
Voltaire, discours sur la modération.

Il sait régler *sĕs* goûts, *sĕs* travaux, *sés* plaisirs. *Ibidem.*

Il ne faut pas *toŭt* voir, *toŭt* sentir, *toút* entendre. *Ibidem.*

C'est *ún diĕu* qui lui parle *ŭn diéu* qui vit en elle.
Voltaire, l'immortalité de l'âme.

Je n'aperçois plus *rién*, *riĕn* qu'un affreux désert.
Mme. Babois, élégies maternelles.

Diĕu puissant, *Diéu* cruel, tu combles ma misère. *Ibidem.*

Saule *chĕr* à l'amour et *chér* à la sagesse. *Ibidem.*

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

L. Geiger, Der Ursprung der Sprache. Stuttgart, bei Cotta. 1869.

Der Verfasser stellt sich in diesem Werke der Sprachphilosophie gegenüber. Er will auf dem Wege empirischer Sprachforschung die Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu beantworten versuchen. Die Gedanken, welche hinsichtlich des Entstehens aller Sprache sich ihm durch langjährige Sprachbeobachtung aufgenöthigt haben, sind im Allgemeinen ebenso neu, als sie von den gegenwärtig geltenden und durch die Sprachphilosophie verbreiteten Ideen abweichen. In Nachfolgendem sollen daher die Betrachtungen, die im obigen Werke niedergelegt sind, und ihre Resultate in kurzen Umrissen vorgeführt werden.

Wir stehen, was das Problem der Entstehung der Sprache anlangt, augenblicklich auf dem Standpunkte der Skepsis. Die Theorie der Schallnachahmung, welche in den Perioden der bereits entwickelten Sprache scheinbar manchen Anhalt findet, ist gänzlich unhaltbar gegenüber den ältesten historisch nachweisbaren Bestandtheilen der Sprache, gegenüber den Wurzeln. Es ist nicht zu erweisen, dass in den historischen Wurzeln Laut und Begriff sich decken oder auch nur irgend ein naturnothwendiger Zusammenhang zwischen beiden stattfindet. Max Müller's Ansicht — ein verloren gegangenes instinctives Vermögen der ersten Menschen zur Sprachbildung — ist mystisch und entbehrt jeder vernunftgemässen Begründung. Bopp, Lepsius, Pott und Schleicher gestehen ihr Nichtwissen bezüglich der geheimnissvollen Entstehung der Wurzeln offen ein. Der Verfasser will den Weg zeigen, auf dem wir aus diesem Zustande der Skepsis herausgelangen können.

Um die leitenden Ideen für die weitere Betrachtung der Sprachwurzeln zu gewinnen, sucht er zunächst sich einen klaren Einblick zu verschaffen in das Verhältniss der Lautentwicklung gegenüber der Begriffsentwicklung innerhalb der Sprachperiode, die wir bereits überschauen können. In der Fortbildung und immer weiteren Verzweigung der historischen Wurzeln offenbart sich stets ein und dasselbe Gesetz, mögen diese nun selbständige Stämme geblieben oder zu an sich bedeutungslosen Suffixen herabgesunken sein. Der Sprachgebrauch legte zunächst ganz unmerklich in ein Wort lautliche Differenzen hinein; ebenso unmerklich trat für die verschiedenen differenzierten Laute ein numerisches Uebergewicht der Anwendung für diese

oder jene speciellere Begriffssphäre ein, und zwar so, dass die Wahl der einzelnen Laute nicht naturgemäss aus ihrem Wesen selbst erfolgte, sondern aus zufälligen Ursachen. Das Object des Wortes verändert sich den Sprechenden ganz unversehens unter der Hand. Da dieser Process ein ununterbrochen fortschreitender ist, so ergiebt sich als Gesetz für die Bedeutungen, die wir successive mit einem Worte verbunden sehen: Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhange mehr befindet. — An einer Reihe von Beispielen wird dies Gesetz in anschaulicher Weise nachgewiesen.

Der historische Verfolg der Bedeutungen eines Wortes ergiebt, dass ein Wort mit abstractem Begriffe früher stets etwas Concreteres bedeutet hat; dass ferner die Wörter für Gattungsbegriffe vorher stets eine umfangreichere Bedeutung gehabt haben, zum Theil so umfangreich, dass wir dieselbe nicht mehr unter einer Idee zusammenfassen können.

Aber auch diese Bedeutung ist für die betreffenden Wurzeln nie ursprünglich; sie haben vorher einen allgemeinen Verbalbegriff bezeichnet.

Ein Umfang von Thätigkeitsbegriffen ist es daher, den wir auf den historischen Wurzeln vereinigt finden. Die historischen Wurzeln stehen nachweislich in lautlichem Zusammenhange, wir müssen sie daher nothwendig als lautliche Abzweigungen von Urwurzeln ansehen. Für den Process der Bedeutungsentwicklung innerhalb der Sprachperiode vor den historischen Wurzeln müssen wir das Gesetz aller Bedeutungsentwicklung gelten lassen. Die Urwurzeln müssen ganz allgemeine Thätigkeitsäusserung bezeichnet haben. Die Einzelbedeutungen, welche wir mit einer historischen Wurzel verbunden finden, können nur als Entwicklungen aus solcher betrachtet werden.

Da nun aber der allmälige Bedeutungswechsel eines Wortes kein gesetzmässiger, sondern ein zufälliger ist, so würde der Sprachforschung für jede weitere Untersuchung jenseits der historischen Wurzeln der Boden fehlen, wenn nicht von einer anderen Seite her Licht auf diese dunkle Periode der grauen Urzeit fiele: Die Sprache ist werdende Vernunft. Es ist in jeder Sprachperiode nur das bezeichnet worden, was gedacht worden ist; ein Begriff war nicht eher für das Denken vorhanden, bis er in der Sprache Bezeichnung fand. Das Organ, mittels dessen der Mensch vorzugsweise die Welt auffasst, ist der Gesichtssinn. Die ersten in der Sprache bezeichneten Ideen müssen daher Eindrücke sein, die unter diesen Sinn fallen. — (Die Wörter, welche Wahrnehmungen anderer Vermögen bezeichnen, sind sämmtlich ursprünglich für Wahrnehmungen des Gesichtssinnes angewandt worden.) — Zuerst ist nur das Allgemeinste an den Dingen ausgeschieden und sprachlich bezeichnet worden; der Sinn selbst ist durch die Beobachtung ausgebildet und geschärft worden und hat mehr und mehr an den Dingen unterschieden. Den Nachweis für diese seine Ansicht liefert der Verfasser dadurch, dass er an einer Reihe von Beispielen zeigt, dass das, was zuerst Bezeichnung fand in der Sprache, also der frühere Begriff eines Wortes, auch das war, was naturgemäss zuerst bemerkt und ausgeschieden wurde. Das in Verbindung mit anderem Vorhandene wird erst in dem Augenblicke benannt, wo es gesondert in die Erscheinung tritt. Diese Ansicht wird nicht nur durch die historischen Thatsachen der Begriffsentstehung belegt, sie findet auch in der kaum zu bezweifelnden Wahrheit ihre Begründung, dass ein ausgebildetes Denken ohne alle Sprache unmöglich war. Die Sprachmittel und die für den sprachlichen Ausdruck vorhandenen Begriffe haben sich nachweislich vermehrt; nicht auch der Umfang des Denkens in gleichem Maasse? zumal die successive Entstehung der Begriffe in der Sprache eben den Gesetzen folgt, nach welchen die sich an

der Natur entwickelnde Vernunft die Begriffe für das Denken bilden musste. Der Ursprung und Anfang der Sprache ist demgemäss auch Ursprung und Anfang der Vernunft. Welches ist dieser Anfang?

Die Namen für die Farben, für hell und dunkel, für die Thiere, für Erde und Meer, die Verwandtschaftsnamen sind ohne Ausnahme nicht ursprünglich bezeichnet worden, sondern von Verbalstämmen mit der Bedeutung zerreiben, bestreichen, verbinden abgeleitet. Diese Thätigkeiten sind daher früher ein Sprachobject gewesen, als jene allem Anscheine nach der Bezeichnung so früh bedürfenden Gegenstände; letztere hatten in sich offenbar nicht das Vermögen, den sprachlichen Ausdruck anzuregen. Das Gemeinschaftliche in den erwähnten drei Verbalbegriffen ist die thierische Bewegung. An die hier in Betracht kommenden Wurzeln, so wie an andere historische Wurzeln mit ähnlichen Bedeutungen schliesst sich eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle von Begriffen. — Ein verwandtes letztes Object — thierische Bewegung — findet sich aber nicht nur bei diesen Wurzeln, sondern lässt sich für alle übrigen Wurzeln nachweisen oder mit grösserer oder geringerer Sicherheit erschliessen. So sind also ein äusserst beschränkter Kreis menschlicher Bewegungen die vorhistorischen Sprachobjecte.

Aber auch das Wenige, was auf diese Weise von Begriffen und Wurzelformen übrig bleibt, lässt die Verengung noch zu. Die thierische Bewegung, die die Sprache in ihrem Urzustande ausdrückt, ist nicht nach den Organen, mit denen sie ausgeführt wird, unterschieden worden. Mordeo heisst im Lateinischen beissen, im Sanskrit heisst die Wurzel mrid mit den Händen reiben, streichen, zerbröckeln. Lassen wir daher bei der durch eine Urwurzel ausgedrückten Thätigkeit das Organ dieser Thätigkeit ausser Acht, so bleibt stets ein Scharren, Reiben, Beissen als ihre Grundbedeutung zurück, eine zu gleicher Zeit gesehene und gehörte Thätigkeit des menschlichen Mundes. Die Urformen der Wurzeln — sie müssen naturgemäss möglichst einfache Laute gewesen sein, die sich wenigstens ihrem Grundtypus nach sehr wohl erschliessen lassen — unterstützen diese Idee, indem sie zu gleicher Zeit das Verhältniss zwischen Urlaut und Urbegriff erklären: Der erste Sprachlaut ist die Nachahmung der gesehenen und zugleich gehörten Bewegung des menschlichen Mundes beim Reiben, Beissen u. s. w., ihr Object ist diese Bewegung selbst. „Da in diesem Anfange die Sprache mit ihrem Objecte zusammenfiel, so wurde sie verstanden, oder vielmehr, sie wirkte so, wie das Dargestellte; denn die Absicht, etwas mitzutheilen, hatte der Mensch noch nicht. Aber schon mit diesem ersten Augenblicke trat Differenziirung, Sprachgebrauch und Begriffsentwicklung mit ganz ähnlichen Folgen in das Leben, wie sie in der Sprache aller Zeiten zum Vorschein kommen. Der Laut erfolgte bei Gelegenheit einer etwas anderen Geberde, für deren Verschiedenheit noch kein Sinn vorhanden war. Auch der Laut selbst veränderte und vervielfältigte sich, jedoch ohne von Anfang an auf verschiedene Objecte vertheilt zu sein. Diese Vertheilung erfolgte erst, wenn bei hinlänglicher Unterscheidbarkeit der Objecte sich ein numerisches Uebergewicht für einen der Laute zufällig hergestellt hatte. Da alle diese Vorgänge gemeinsam waren, so wurde das Verständniss nie unterbrochen. Der Sprachlaut erinnert in Folge der Bedeutungsvertheilung nun Alle an etwas Verschiedenes, wie es vorher nur an Eines erinnert hatte.“ Aus diesem ersten Begriffe der Vernunft haben sich nun alle übrigen entwickelt. Diese Entwickelung ist die der Vernunft selbst, daher ist sie ebenso gesetzlich, wie diese.

Das wichtigste und im Wesentlichen neue Ergebniss der Untersuchung ist daher, kurz gefasst, folgendes: Die Sprache ist auf Beobachtung mittelst des Gesichtssinnes und wachsendes Unterscheidungsvermögen zurückzuführen; durch die Sprache und in Gemeinschaft mit derselben hat sich das

Denken entwickelt. Ein Denkorgan giebt es nicht; was wir Begriff nennen, ist die Summe von Empfindungen, die sich im Laufe von Jahrtausenden an einen Laut angeschlossen hat. Aus diesem Resultate deducirt der Verfasser für die Wissenschaft der Zukunft eine dreifache Aufgabe:

1) Eine kritische Untersuchung der Vernunft, aber nicht der Vernunft als eines fertigen, sondern als eines gewordenen Vermögens, das aus einem wesentlich anderen Zustande hervorgegangen ist. Ausgangspunkt dieser Untersuchung muss die Sinnlichkeit sein; die Vernunft enthält nichts Transcendentales.

2) Die Vernunft ist erwachsen aus dem Vermögen, die sichtbaren Gestalten in ihrem Unterschiede aufzufassen und aus der Mitempfindung. Der Physiologie bleibt die Aufgabe, ein tieferes Wissen über den Unterschied dieser Vermögen beim Menschen und beim Thiere zu schaffen. Der Verfasser giebt uns bei dieser Gelegenheit seine Auffassung von der Intelligenz der Thiere.

3) Schliesslich und vor allen Dingen schreiben die Ideen des Verfassers der Sprachwissenschaft eine neue Methode vor, wie sie dieselbe auch auf neue Ziele hinweisen: Die Geschichte der menschlichen Sprache und der menschlichen Vernunft, die Geschichte des Menschen zu entwickeln soll ihre Aufgabe sein.

Dies der Ideengang einer verdienstvollen Arbeit unseres bewährten Sprachforschers.

An einigen Stellen, besonders in Theil III und IV, hätte die Rücksicht, nach welcher der Verfasser die sich gewaltig häufende Menge von Sprachstoff betrachtet wissen will, rechtzeitig und mit grösserer Bestimmtheit angegeben werden können. — Endlich muss noch darauf hingewiesen werden, dass der Standpunkt, welchen derselbe hinsichtlich der Frage nach der Entstehung der Sprache einnimmt, denn doch nicht ohne jede Beziehung zu dem der Sprachphilosophie ist. Nicht der bewusste Wille war der Erzeuger des ersten Sprachlautes; Mitempfindung ist eine der Sprachquellen. Ist aber denn der erste Sprachlaut auf etwas Anderes als auf Reflexbewegung — die Fundamentaltheorie der Philosophie der Sprache — zurückzuführen? d. h. auf die unbewusste und ungewollte Fortpflanzung einer Bewegung sensibler Nerven auf motorische Nerven, in unserem Falle also auf die Beweger der Sprachorgane? Im Uebrigen steht der Verfasser allerdings durchaus nicht auf dem allzu theoretischen Boden dieser Richtung der Sprachforschung.

Prenzlau.

Dr. K. Böddeker.

Les femmes savantes, comédie de Molière. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Th. Lion. gr. 8. Leipzig, B. G. Teubner. 1871.

Wir begrüssen diese Ausgabe als einen Versuch (wohl den ersten, der in dieser Richtung gemacht worden ist), auf die Erklärung der französischen Classiker diejenige Methode anzuwenden, deren man sich bei Erklärung der griechischen und römischen Schriftsteller schon längst bedient hat. Der Verfasser dieser zunächst für den Schulgebrauch bearbeiteten Ausgabe sucht

allen Anforderungen, die man an eine allseitige Interpretation stellen kann, gerecht zu werden. Die ästhetische Seite der Erklärung findet ebenso Berücksichtigung, wie die sachliche und sprachliche. Während man in den vorhandenen Ausgaben einzelner Stücke des Molière in der Regel wenig mehr, als eine ziemlich magere Didaskalie als Einleitung antrifft, giebt uns der Erklärer der Femmes Savantes auf den ersten 20 Seiten seines Buches Erläuterungen, die zur vollständigen Orientirung über die Grundidee des Stückes, über sein Verhältniss zu den Précieuses Ridicules, über die Geschmacksrichtung und geistige Atmosphäre, in der das Sujet wurzelt, und über die Charakterzeichnung der dargestellten Personen dienen. Auf die Arbeiten französischer und deutscher Literarhistoriker ist dabei überall Rücksicht genommen worden. Der Gang der Handlung wird ferner durch fortlaufende den einzelnen Scenen vorausgeschickte Inhaltsangaben entwickelt. Jedoch sind letztere, wie Ref. scheint, theilweise zu lang ausgefallen, so dass sie oft mehr einer Paraphrase, als einem Argumente gleichen und durch ihren Umfang der eigentlichen Erklärung ungebührlich viel Raum entziehen. Auch erschwert die bis in's einzelne Detail ausgeführte Analyse einzelner Scenen die Uebersicht über den Zusammenhang des ganzen Lustspieles. Wo im Laufe des Stückes der Gedankengang weniger klar und durchsichtig erscheint, kommen überall erläuternde Anmerkungen dem Verständnisse zu Hülfe, und bei den mehrfachen Anspielungen auf literarische und philosophische Richtungen wird der Leser, auch der nicht classisch gebildete, stets genügende Aufklärung unter dem Texte finden.

Was die sprachliche Erklärung eines modernen Schriftstellers anlangt, so fehlt es, wie Niemand leugnen wird, bis jetzt durchaus an einer auch nur einigermaassen sicheren Norm für das Maass und den Umfang des zu Leistenden. Die durch lange Praxis ausgebildete, allgemein anerkannte und bewährte Methode, die den Erklärer altclassischer Schriften leitet, hat kein Pendant auf dem Gebiete der modernen Philologie. Hier ist alles in das subjective Belieben des Commentators gestellt. Man braucht nur die Erklärungsweise verschiedener Ausgaben ein- und desselben Werkes vergleichend neben einander zu stellen, und man hat den Eindruck der buntscheckigsten Musterkarte von der Welt. Einen gemeinsamen Zug wird man hingegen bei den meisten derselben vorfinden, nämlich das fortwährende Uebergreifen der Erklärung in das Gebiet der Grammatik und des Lexikons, und zwar häufig in die elementarsten Partien der ersteren und die trivialsten des letzteren. Während die erklärenden Ausgaben der altclassischen Autoren (auch die für den Schulgebrauch bestimmten) die hauptsächlichsten Quellen bilden, aus denen die Grammatik und das Lexikon der alten Sprachen immer neue Elemente der Entwickelung und des Wachsthums schöpfen, sehen sehr viele Erklärer moderner Schriftsteller in Grammatik und Lexikon die Sonne und den Mond, aus denen das über den erklärungsbedürftigen Text zu verbreitende Licht vorzugsweise hergeleitet werden muss. Welche Fülle von Studien, welche umfangreichen Vorarbeiten muss Jemand machen, der einen griechischen oder römischen Schriftsteller mit nur einigem Erfolge erklären will. Wie leicht ist es dagegen bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einen modernen Schriftsteller mit erklärenden Anmerkungen herauszugeben, ohne gerade von der Kritik allzuviel befürchten zu müssen. Dabei sprechen wir noch gar nicht von der so weit verbreiteten und beliebten Species der editiones notulis aspersis curatae, die den Markt täglich enger machen und deren Werth sich in den meisten Fällen auf den des gebotenen Textes reducirt. Sie erscheinen überhaupt wohl besser anonym: es ist wirklich gar zu bequem und unritterlich auf diese Weise Schriftsteller zu werden.

Nach den obigen Andeutungen über den Mangel einer allgemeingültigen Interpretationsmethode für neusprachliche Schriftsteller kann es nicht anders sein, als dass wir uns in verschiedenen Punkten mit dem Herrn Verfasser

der zur Besprechung vorliegenden Ausgabe nicht einverstanden erklären können. Wo die Tradition keinen objectiven Maassstab der Beurtheilung an die Hand giebt, ist eben Jeder berechtigt vom Standpunkte seiner subjectiven Ansichten und Wünsche aus Kritik zu üben. — Wie der Verf. schon in der Vorrede andeutet, hat er allerdings das Grammatische in geringerem Maasse, als es wohl bis jetzt bei einer Erklärung von solchem Umfange geschehen ist, herangezogen. Nichtsdestoweniger läuft noch manches mit unter, was man lieber vermissen würde. Auch bei Aufnahme von Lexikalischem ist nach Ansicht des Ref. nicht überall die wünschenswerthe Zurückhaltung beobachtet worden. So hätten wegfallen können die Bemerkungen zu 285 se mêler de qc, 314 s'aviser de qc, 341 ici hierher, 357 abuser qq. und abuser de, 584 trousseau, 603 du moins und au moins, 627 humeur, cadette, 689 nigaud, 734 se piquer de, 845 rien etwas (im negat. Satze), expérience (= Experiment), 930 approfondir, 1057 réclamer, 1063 renvoyer à qc., 1354 repartie, 1369 chaque jour, 1480 contrecarrer qc., 1495 pour (was betrifft) und anderes mehr. Bisweilen würde es sich empfohlen haben, den Schüler durch kurze Fragen zur Selbstauffindung der im Texte zur Anwendung gekommenen grammatischen Regeln hinzuleiten. Soviel Ref. sich erinnert, hat Verf. sich nirgends dieses pädagogischen Kunstgriffes bedient. Regeln wie die, dass nach jamais der Artikel wegfällt (v. 354) sollte man füglich bei dem, der Molière liest, als bekannt voraussetzen.

In der Vorrede hebt der Verf. hervor, dass er „bei keiner wirklichen Schwierigkeit vorübergegangen" sei. Ref. möchte hinzufügen „absichtlich," denn er ist selbst bei der Lectüre auf verschiedene Schwierigkeiten gestossen, nach deren Lösung er sich in den Anmerkungen vergebens umgesehen hat. Belege für diese Behauptung wird man weiter unten in genügender Anzahl finden.

Auf den dem Dichter eigenthümlichen Sprachgebrauch ist hinlängliche Rücksicht genommen worden, jedoch hätten die vom heutigen Sprachgebrauch abweichenden Eigenthümlichkeiten oft schärfer marquirt und in grösserer Vollständigkeit angeführt werden können, obgleich nicht geleugnet werden kann, dass es in vielen Fallen schwierig ist, eine sichere Grenzscheide zwischen poetischer Diction und veralteter Ausdrucksweise zu ziehen.

Die nachfolgenden Bemerkungen, die sich den in der Ausgabe der Femmes Savantes gegebenen Erklärungen anschliessen, wollen sich zu diesen theils berichtigend, theils ergänzend und näher ausführend verhalten. Ref. verwahrt sich ausdrücklich dagegen, als wenn er alles, was er vorbringt, zur Aufnahme in eine Schulausgabe für geeignet angesehen wissen wolle: literae non habent fines, schola habet.

v. 30. une idole d'époux und marmots d'enfants sind anders zu beurtheilen als nom de fille. Es sind Beispiele des appositionellen Genitivs, une id. d'ép. ist gleich un époux qui est comme une idole (Abgott von einem Gatten, engl. idol of a husband). Schon die lat. Volkssprache kennt diese Art des Genitivs: monstrum mulieris (monstre de femme), scelus viri, frustum pueri. 36. se donner tout entier = lat. totum se dare. 37. vous avez *en* exemple. Heutzutage wird avoir mit pour construirt. Es ist überhaupt die Freiheit zu beachten, die sich der Molière'sche Sprachgebrauch in der Anwendung von en, pour, comme gestattet. (vgl. 1138 considérer *en* homme st. consid. comme l'homme. A vos yeux = devant (sous) vos yeux. 45. aux lois, wovon abhängig? 42. épanche ist später noch einmal erklärt. 65. esprit mit pron. poss. häufig für das Personalpronomen (wie lat. animus) vgl. 85. 190. 1276. — 95. Mol. lässt häufig den Theilungsartikel fort, wo ihn die gute Prosa nicht entbehren könnte, besonders häufig nach ce sont und vor choses, so dass dieses Wort fast in der Weise eines unbestimmten Pronomens angewendet erscheint, vgl. 388. ce sont emportements. 714. ce sont charmes. 716. ce sont repas friands. 843. ce sont petits chemins. 1315. ce sont choses qui. 113. „croi für crois;" überhaupt

wird bei Dichtern oft das parasitische s der 1. pers. sing. praes. in der 2., 3. und 4. Conjugation nach dem Vorgange des Altfranzösischen weggelassen, vgl. 185 je croi. 347. je fai. 1623. je voi. Es geschieht dieses in Folge des von den Dichtern des 16. Jahrhunderts aufgestellten Grundsatzes, dass ein guter Reim nicht nur dem Ohre, sondern auch dem Auge annehmbar sein müsse. vgl. croi — foi, croi — moi, hai — fai. 336. les choses de la sorte; de la sorte ist hier adverbiell und nicht mit les choses zu verbinden, während es 504 finissez un discours de la sorte (= höre endlich mit derartigen Reden auf) von discours abhängt. De la sorte ist einer der wenigen Ausdrücke, in denen der Artikel den ursprünglichen demonstrativen Sinn bewahrt hat, de la s. = isto modo. 147. d'un regard pitoyable, das letzte Wort hier in der weniger gebräuchlichen Bedeutung „erbarmungsvoll." 149. bontés „Gütebezeugungen" zu steif, besser: Freundlichkeiten. 170. les choses du devoir = was zur Pflicht gehört. 174. ceux dont j'ai reçu le jour, lässt sich dont st. de qui nach dem heutigen Sprachgebrauch rechtfertigen? 183. prendre *dans* qc. hätte eine Bemerkung verdient. 193. *sur* moi . . . ramasser wie v. 1057. que réclament *sur* toi und sonst conquérir *sur* qq. prendre *sur* qc. 195. descendre = condescendre. 218. clartés de tout — Einsicht in Alles. 223. enfin (= kurz) wird erst später v. 1788 erklärt. 229. se rendre l'écho = se faire l'écho wie umgekehrt v. 1526 se faire maître statt des jetzt üblichen se rendre maître. 248. priser ist hier nicht „hochschätzen," sondern „lobpreisen." 251. fatras ist weiterhin ein zweites Mal erklärt. 256. zu soi-même = lui-même hätte mit Verweisung auf v. 1554 gleich darauf aufmerksam gemacht werden können, dass Molière umgekehrt auch lui (lui-même) gebraucht, wo sich der heutige Sprachgebrauch für soi (soi-même) entschieden hat. 268. „gageure sprich gajure nach dem dict. de l'Acad." e ist in diesem Worte jetzt ebensogut Lesezeichen wie z. B. in mangeons. Ein Suffix eure kennt das Franz. nicht; gageure ist von gager ebenso gebildet wie armure von armer. Dass indessen das e ursprünglich etymologisch berechtigt war, zeigen die altfranz. Formen armeüre (it. armatura), ambleüre, troveüre u. s. w. 285. si la bouche vient à s'en vouloir mêler. „vient à so weit geht." Die von vient à gegebene Uebersetzung scheint nach dem Zusammenhange nicht recht passend, da Bélise andeuten will, dass bei der ihr geweihten Liebe der Mund überhaupt nicht mit in Action zu treten habe. Auch würde „so weit geht" franz. besser mit va jusqu'à, en vient jusqu'à, en arrive à gegeben werden; si la b. vient ist wohl für das gebräuchlichere si la b. venait zu nehmen, und die Stelle zu übersetzen: wenn der Mund (wie ich nicht erwarte) sich darein mischen sollte. Engl. würde man ähnlich if your mouth came to meddle with it sagen können. Ausserdem enthält der Vers eine kleine Doppelsinnigkeit, die dem Erklärer entgangen zu sein scheint und die wohl auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben mag. 327 commettre qq. à qc. = charger qq. de qc. 330. Ist zu j'appuirai, presserai, ferai in grammatischer Beziehung nichts zu bemerken? 333. Dieu vous gard'. gard' (auch ohne Apostroph geschrieben) findet sich so auch bei anderen Dichtern (La Font., Voltaire), besonders in der Phrase Dieu vous gard. 340. Die eigenthümliche Bedeutung von mérite hätte wenigsteus einmal angegeben werden sollen. 340. en mon voyage = dans mon voy. 365. encor = encore. galamment (on ne peut tromper plus galamment) übersetzt der Erklärer mit „geschickt;" es hindert indessen durchaus nichts, es hier in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen. 385. „céans: ecce intus: ici dedans," *„ceans* ist vielmehr gleich dem lat. *ecce hac intus*, wie sein Correlativ *léans* = *illac intus*; Génin ist in Sachen der Etymologie durchaus keine Autorität, er spielt im Gegentheil auf diesem Gebiete nur die Rolle eines abenteuernden Laien. 390. *par un* désespoir = in Folge der Verzweiflung. 402. son alliance = die Familienverbindung mit ihm. 403. zu de bien il n'a pas l'abondance vergl. deutsch er hat Geld die Fülle

414. de ce pas (wird erst weiter unten erklärt) entspricht dem Deutschen „stehenden Fusses." 417. je vais à ma femme en parler sans délai. Wovon hängt à ma femme ab? 420. héritage = glückliches Loos (wie lat. sine sacris hereditas). 435. je ne fais seulement que demander son crime, „im 17. Jahrh. fügte man wohl noch seulement dem ne — que hinzu;" es geschieht noch heute im volksthümlichen Stile. 437. je ne dis pas cela (ça) ist die gewöhnliche Formel, die derjenige braucht, der sich gegen eine aus einer Aeusserung von ihm gezogene Consequenz verwahren will. 459. insolence à nulle autre pareille = ins. sans pareille, vgl. v. 715. douceur à nulle autre pareille. 479. ne voilà pas = ne voilà-t-il pas. 522. met Vaugelas en pièces = macht V. zu Schanden. 530. que de brûler ma viande, ou saler trop mon pot, mit dichterischer Freiheit ist de vor saler ausgelassen. 548. (notre plus grand soin . . .) doit être *à* le nourrir = doit être *de* le nourrir. 553. Zu il (das Wort Sollicitude) pue étrangement *son* ancienneté wie zu v. 1044 elle (la ballade) sent *son* vieux temps beachte man den eigenthümlichen Gebrauch des pron. poss. statt des bestimmten Artikels. Das Dict. de l'Acad. kennt diese Anwendung des pron. poss. nur bei sentir, auch weisen die Beispiele, die sie dazu anführt, nur persönliche Objecte auf: Dans le discours familier, son, sa, joint au verbe Sentir, équivaut à l'article: „Il sent son homme de qualité, il sent son hypocrite, son tartufe." vgl. auch unter Sentir. 555. Wie ist voulez-vous que je dise am besten zu übersetzen? 559. en parlant bezieht sich hier nicht auf das Subject. 568. aller chercher (= rechercher) hat an dieser Stelle nicht seine gewöhnliche Bedeutung (holen). 571. il n'est pas bien honnête, *et* pour beaucoup de causes, et explicativ „und zwar," ebenso in v. 1292. 598. Wie ist das Wortspiel raisonnement — raison deutsch wiederzugeben? 620. de confusion = par confusion. 659. Die über avec (n'avez-vous point de honte, avec votre mollesse?) gegebene Bemerkung möchte Ref. etwas bestimmter formulirt haben: „avec streift bisweilen, besonders in Sätzen, die eine Verwünschung, einen Tadel oder eine Missbilligung enthalten, hart an die Bedeutung des causalen pour, à cause de. vgl. 325. diantre soit de la folle avec ses visions. v. 666. ma femme est terrible avecque son humeur." Grammatik und Lexikon haben diesem Gebrauche bis jetzt noch wenig Beachtung geschenkt. Schon das ältere Latein hatte cum in analoger Weise gebraucht, z. B. di te deaeque omnes faxint *cum* istoc omine (Plautus) (= va-t-en au diable *avec* ta mauvaise prophétie, it. vattene in malora *con* quella cattiva proferia) *cum* istoc animo es vituperandus (Terenz) (= tu es à blâmer *avec* ta manière de voir). 672. on en a pour huit jours d'effroyable tempête, en = de l'opposition qu'on lui fait (à Philaminte), d'effr. temp. ist nicht abhängig von pour huit jours, sondern de steht im partitiven Sinne wie z. B. in avoir *de* l'orage (= ein Gewitter haben, bekommen). 676. ma mie ursprünglich ma amie und elidirt m'amie, dann orthographisch falsch abgetheilt ma mie; ein Ausdruck wie sa douce mie würde also, streng genommen, als fehlerhaft gelten müssen. 684. mit vouloir être *un* homme vergleiche man v. 710. je m'en vais être homme. 710. „aller, lié à un autre verbe à l'infinitif: Molière en fait *toujours* un verbe réfléchi avec en. (Génin p. 14.)" Das ist ganz einfach eine übertriebene und unrichtige Behauptung. 731. il n'importe (vgl. 1580 il n'importe comment), jetzt würde man il weglassen. 737. vite de quoi s'assoir bedarf durchaus einer genaueren Erklärung (vgl. it. dar da sedere = dare una sedia). 771. ces deux adverbes joints *font* admirablement = diese beiden Ad. machen sich wunderschön zusammen. 780. In Faites-la sortir, quoi qu'on die, — de votre riche appartement verdankt der Ausdruck *quoi qu'on die* lediglich der Reim- und Versnoth sein Dasein. Er ist in diesem Zusammenhange durchaus müssig und nichtssagend, da es abgeschmackt ist, zu vermuthen, dass Jemand die Partei des Fiebers ergreifen werde, wie Philaminte v. 88 in den Worten thut: que de la fièvre on prenne ici les intérêts. Die Allgemeinheit und Beziehungslosigkeit dieser Phrase

ist es eben, die den Anlass zu dem komischen Bestreben giebt, in ihr eine Fülle poetischer Schönheiten finden zu wollen. Während der Dichter andere Wendungen aus dem poetischen Machwerke des Trissotin nur ein- oder zweimal von den gelehrten Damen bewundern lässt, lässt er sie immer wieder zu den enthusiastischen Ausrufen über die Vorzüglichkeit von quoi qu'on die zurückkehren. 801. caquets = Klatsch. 809. Zu avez-vous compris toute *son* énergie (l'énergie de „quoi qu'on die" sowie zu 1495 vous pouvez vous assurer *de lui* (de mon coeur) und zu 1496 quand j'aurai *son* appui (l'appui de votre coeur) konnte angegeben werden, inwiefern dieser Gebrauch der Pronomina von dem gewöhnlichen prosaischen Sprachgebrauch abweicht. 816. tiercets (tercets) geschrieben wie tiers (tertius), an das es sich orthographisch anzulehnen scheint. 835. *vous vous* sentez saisir = man fühlt sich ergriffen. 844. nouveau, hier gleich „originell." 849. et bel esprit, il ne l'est pas qui veut, qui auf il zu beziehen. 856. vendre, acheter, chèrement (st. cher) findet sich besonders häufig bei figürlichem Sinne der Rede wie in vendre chèrement sa vie, sa liberté, sodann wenn das Adverb in einer zusammengesetzten Zeit dem Particip vorangeht, z. B. il a chèrement acheté la victoire. 877. sur votre sujet = sur votre compte. 898. il faut se relever de ce honteux partage. „Unter partage wird hier der Antheil verstanden, der bei der Arbeitstheilung den Frauen zugefallen ist." Part. hat hier wohl wie in den Ausdrücken avoir, donner, tomber, échoir en partage die allgemeine Bedeutung „Loos." Die Verbindung mit relever würde sich sonst kaum rechtfertigen lassen. 899. hautement hier am besten mit „offen und kühn" zu übersetzen. 901. brillants de leurs yeux. „*brillants*; qualités brillantes." Das Wort wird man an dieser Stelle am besten im eigentlichen Sinne verstehen, wie der Gegensatz von les lunières de leur esprit zeigt. 942. de mortelles sentences = des sentences de mort. 947 und 948. „noble et dont . . ., plein de gloire et qui . . .," ein Relativsatz steht hier zweimal gleich einem adjectivischen Attribut." Diese dem franz. eigenthümliche Anknüpfung eines Relativsatzes mit et zeigt an, dass sich das Relativ auf das Nomen allein, nicht auf das attributiv bestimmte Nomen bezieht. 977. la main . . . dit = die Hand zeigt an. 979, 980, 982. savoir du grec = savoir le grec (it. saper di greco st. sapere il greco). 994. „cours Promenade," warum nicht, da es doch einmal ohne Fremdwort nicht abgeht, gleich Corso? 1005. de petits vers . . . sur *quoi*, quoi (ebenso wie qui) mit Präpositionen wird bei den Dichtern des 17. Jahrh. auf Sachen bezogen. 1026. la *fièvre qui tient* la princesse wie lat. febris quae tenet aliquem. 1047. Wie ist reste zu übersetzen? 1086. parlons d'autre affaire wie 623. discourons d'autre affaire ist Formel, um ein Gespräch, das eine unangenehme Wendung nimmt, abzubrechen. 1098. j'*y* suis blessé = j'*en* suis blessé. Bei einigen Verben erlauben sich die Dichter bisweilen die locale Beziehung statt der causalen auszudrücken, z. B. être étonné à (st. de) trembler à (st. de), so hier être blessé à qc. vgl. 1155. mon coeur s'émeut *à* toutes ces tendresses. 1101. *un* éclat d'*un* moment ist statt l'éclat d'un moment mit Rücksicht auf un frêle ornement und une fleur passagère gesetzt, um die Gleichmässigkeit der Structur nicht zu unterbrechen. Ein Subst. mit unbestimmtem Artikel, von dem ein anderes Subst., ebenfalls mit unbestimmtem Artikel, im Genitiv abhängt, ist im Franz. eine ausserordentliche Seltenheit. Man kann dicke Bücher durchlesen, ohne auf ein Beispiel dieser Art zu stossen. 1150. échauffer les oreilles, wie heisst der entsprechende deutsche Ausdruck? 1171. il n'en est pas encore où son coeur peut prétendre, „en weist auf das Schwiegersohnwerden zurück;" das Pronominaladverb dient zur allgemeinen Ortsbezeichnung ohne specielle Beziehung auf das Vorhergehende, wie so häufig bei figürlicher Rede, z. B. il n'en est pas encore là (anderen Sinn hat il n'est pas encore là), l'état où en sont les choses, les choses n'en sont pas encore à ce point u. s. w. 1191. Zu toujours à vous louer il a paru de glace wäre eine Bemerkung sehr am Platze

gewesen. 1242 und 1564. laisser là = laisser à part (v. 1252). 1281 bei fiertés hätte auf v. 40 verwiesen werden können. Abstracta können, wie im Lat., in den Plural gesetzt werden, wenn ihr Begriff seinem ganzen Umfange oder seinen concreten Aeusserungen nach aufgefasst werden soll. 1293. on le prise en tous lieux ce qu'il vaut; die weniger bekannte Regel über die Construction der Verba des Abschätzens u. s. w. hätte Erwähnung verdient. 1315. Ce sont choses, de soi, qui sont belles et bonnes, de soi steht mit dichterischer Freiheit vor dem Relativsatze, dessen adverbiale Bestimmung es bildet, und ist daher bei der Uebersetzung in denselben zu ziehen. 1324. si les raisons manquaient, je *suis* sûr qu'en tous cas etc., je suis sûr gehört zum ganzen Satze (sonst müsste es heissen je serais sûr). Es ist zu construiren: je suis sûr que, si les raisons manquaient, en tous cas etc. Deutsch wird man je suis sûr am besten durch ein Adverb wiedergeben. 1333. *sot plus* qu'un sot ignorant, nachdrucksvolle Umstellung statt *plus sot* wie in un Romain *lâche assez* pour servir sous un roi (Corneille.) 1343, vous prenez *tant* les armes; tant gleich avec tant de zèle. 1364. c'est tout *dit* = c'est tout *dire*, part. passé statt infinit. présent wie bei La Font. Fabl. 2, 19: oui, reprit le lion, c'est bravement *crié*. 1381. chez elle = y, der Hof wird persönlich gedacht, daher chez. Diese Personification ist vorbereitet durch die Ausdrücke elle (la cour) n'est pas si bête und elle a du sens commun; 1398. beaucoup nécessaire veraltet statt très-nécessaire. 1407. „épancher (lat. expandere)," eigentlich aus der Weiterbildung expandicare. 1416. „pour statt" ist nicht ganz zutreffend. Der Sinn des Satzes ist tout leur mérite consiste à être riches en babil importun. 1453. „envoyer à qn. wie wir sagen: zu jem. schicken." besser: nach jem. schicken. 1472. madame votre femme würde jetzt recht spiessbürgerlich klingen. 1496. je ne puis qu'être heureux quand j'aurai son appui; es wäre zu bedenken, ob dieser Vers nicht eine Inversion von que enthielte und dem Sinne nach gleich je ne puis être heureux que quand j'aurai son appui wäre. So sagt Corneille mit invertirtem que: tu n'as fait le devoir que d'un homme de bien. 1508. faire écouter la raison = faire entendre raison. 1532. (vgl. v. 619) vouloir mal steht dem lat. male velle näher als das gewöhnlichere vouloir du mal (vgl. vouloir bien = vouloir du bien). 1584. „en dépit qu'elle en ait im Verdruss, den sie auch davon haben mag," bei dieser Uebersetzung wäre die Auslassung des Artikels vor dépit nicht zu rechtfertigen. Der Ausdruck, der übrigens noch nicht veraltet ist, scheint seine Entstehung der Verschmelzung zweier Constructionen zu verdanken, malgré (le dépit), qu'elle en ait und en dépit d'elle. 1647 je serais *un* sot; der unbestimmte Artikel zur Hervorhebung des Begriffes. 1703. ne voulant savoir le grais ni le latin, vor le grais ist in volksthümlicher Weise ni ausgefallen, vgl. 1713. qui ne sache A ne B. 1716. elle a dit vérité = elle a dit la vérité. 1747. „Die Verdoppelung faites, faites, um der Aufforderung den rechten Nachdruck zu geben." Diese Bemerkung passt auch zu 1669: 1673. 1674 1785 je baise les mains = ich empfehle mich. 1787. que peu philosophe est ce qu'il vient de faire, auffällig und ungewöhnlich ist hier der adjectivische Gebrauch von philosophe st. philosophique. Ausdrücke wie roi philosophe, femme ph., siècle ph., tête ph., esprit ph. sind hiermit nicht zu vergleichen, da in ihnen philosophe appositiv steht; auch würde man schwerlich conduite philosophe, tranquillité philosophe und ähnliches sagen. 1820. c'est un stratagème, *un surprenant secours*, die letzten Worte sind gleich le secours d'une surprise, surprise in der militärischen Bedeutung von Ueberfall genommen; das mit stratagème begonnene dem Kriegswesen entlehnte Bild wird in surprenant secours fortgesetzt.

Was Druck und äussere Ausstattung des Werkchens anlangt, so schliesst es sich würdig den bekannten Ausgaben der im Teubner'schen Verlag erschienenen antiken Schriftsteller an. Jedoch sind einige Druckfehler anzumerken: 138. desirs st. désirs. 357. Fehlt ein Komma zwischen comment und

ma soeur. Z. 518. parties *de* discours st. p. *du* discours. 706. raissonnable st. raisonnable. Z. 890. tous st. toutes, commes st. sommes. 947 und 48 st. 947 und 948. 1125. prenez vous ohne tiret. 1644. sous st. vous. 1653. *des* calendes st. *de* calendes. z. 1682. pron. inter. st. pron. rel. 1663. serai st. sera. z. 1766. Rehrseite st. Kehrseite.

Indem wir schliesslich die Ausgabe, die in Anlage und Ausführung alle bisher erschienenen Erklärungen einzelner Molière'scher Stücke übertrifft, allen, die sich für den französischen Lustspieldichter interessiren, auf das beste empfehlen, machen wir noch darauf aufmerksam, dass der Verfasser, wie er in der Vorrede andeutet, zunächst den Tartufe, dann den Misanthrope in gleicher Weise zu bearbeiten gedenkt. Möge das Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang nehmen.

Langensalza. Th. Ameis.

Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung. Herausgegeben von Otto Hartwig. Theil I: LIII u. 368 S., Th. II: IV u. 263 S. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1870.

Während das sicilianische Volkslied der Beachtung gelehrter Sammler und Forscher schon seit einer Reihe von Jahren sich erfreut, war der reiche Schatz volksthümlicher Prosadichtung, den die durch Naturschönheit und Geschichte in gleichem Maasse anziehende Insel birgt, bis zum Erscheinen des vorliegenden Buchs noch fast ganz ungehoben geblieben. Es war daher ein glücklicher Gedanke, der Otto Hartwig veranlasste, Fräulein Laura Gonzenbach in Messina — seitdem mit dem italienischen Oberst Herrn La Racine vermählt — zur Aufzeichnung einiger sicilianischer Märchen anzuregen. Fräulein Gonzenbach war dieser Aufgabe, welche mit nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten verknüpft ist, gewachsen wie wenige. Eine geborne Sicilianerin und „des Dialektes von Messina vollkommen mächtig," dazu mit einem feinen Sinn für die zarte, so leicht zu verwischende Eigenthümlichkeit der Märchenpoesie begabt, entbehrte sie keiner der Eigenschaften, welche in diesem Fall von der Sammlerin gefordert wurden. Ihr treffliches Talent zu erzählen, verbunden mit völliger Beherrschung der deutschen Sprache, befähigte sie in hohem Grade dazu, das Gesammelte vor einem deutschen Leserkreis würdig darzustellen. Die Grundsätze, von welchen Frl. G. bei der Darstellung sich leiten liess, giebt sie in einem Briefe an den Herausgeber (Vorwort S. IX) folgendermaassen zu erkennen:

„Nun möchte ich Ihnen auch noch sagen, dass ich mein Möglichstes gethan habe, um die Märchen recht getreu so wieder zu geben, wie sie mir erzählt wurden. Den ganz eigenthümlichen Reiz aber, der in der Art und Weise des Erzählens der Sicilianerinnen selbst liegt, habe ich nicht wiedergeben können. Die Meisten erzählen mit unendlicher Lebhaftigkeit, indem sie dabei die ganze Handlung mitagiren, mit den Händen sehr ausdrucksvolle Geberden machen, und wenn es gerade passt, in der Stube herumgehen. Auch wenden sie niemals ein „Er sagt" an, da sie den Wechsel der Personen stets durch die Intonation angeben. Das schliesst aber nicht aus, dass sie dafur das Wort: dici (sagt) bis zum Uebermaass brauchen, z. B. „O figghiu, dici, come va, dici, pi stiparti, dici, sulu, sulu dici, u. s. w."

Wie bei einer mit Liebe ergriffenen Arbeit jede überwundene Schwierigkeit die Lust zur Sache steigert, so geschah es auch hier: Frl. G.'s

Sammlung wuchs in verhältnissmässig kurzer Zeit zu einem stattlichen Umfang an und aus dem, was ursprünglich dazu bestimmt war, zu Dr. O. Hartwig's Werk „Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder, 2 Bde., Cassel 1867—69" einen Anhang zu bilden, wurde das vorliegende Buch, welches nicht weniger als 92 Märchen enthält. Eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, Reinhold Köhler, dem der Herausgeber das Manuscript vor der Drucklegung zur Einsicht zugeschickt hatte (vgl. S. X), hat die gegenwärtige Sammlung als eine „wahrhafte Bereicherung der Märchenliteratur" bezeichnet. Und in der That hat sowohl der Laie, der bloss zu seiner geistigen Erfrischung gern in die anspruchslose Tiefe der Volksdichtung sich versenkt, als der Fachmann, der sie zum Gegenstand gelehrter Forschung macht, alle Ursache, der Sammlerin und dem Herausgeber für diese werthvolle Gabe dankbar zu sein; denn nur wenige Sammlungen dieser Art dürfte es geben, welche beiden Lesergattungen mehr zu bieten hätten.

Um den Fachmann hat auch Reinhold Köhler durch seinen Antheil an dem vorliegenden Buch sich besonders verdient gemacht. Von ihm rührt laut der Vorrede (S. X) „im Wesentlichen die Anordnung der Märchen her, wie sie hier vorliegt," und wir können es nur billigen, dass er zur Erleichterung des wissenschaftlichen Studiums die verwandten Erzählungen, welche häufig nur wenig abweichende Variationen desselben Themas bilden, zusammengestellt hat. Namentlich aber verdanken wir Köhler die das Buch schliessenden Anmerkungen, in denen er aus dem reichen Schatz seines Wissens in mögsichst knapper Form einen höchst werthvollen Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde giebt.

Die Einleitung zur Sammlung rührt von dem als tüchtiger Kenner Siciliens und seiner Geschichte bekannten Herausgeber her. Sie handelt ihrem Hauptinhalte nach zwar nicht von den Märchen; sie beschäftigt sich aber mit einer Frage, deren Lösung jeder „Untersuchung über Entstehung, Verbreitung und nationalen Gehalt der in Sicilien verbreiteten Märchen" nothwendig vorhergehen muss, mit der Frage nämlich, nach „der Entstehung und Zusammensetzung der jetzt in Sicilien herrschenden Nationalität." Nach einigen Andeutungen über die insulare Lage Siciliens und über die zweiseitige Wirkung derselben, über den Gegensatz zwischen Küste und Binnenland, so wie zwischen verschiedenen Theilen der Küste selbst, über das hohe Alter einiger sicilianischer Gebräuche und einiger in den Volksliedern sich erhaltender, wenn auch vom Volke nicht mehr verstandener, historischer Erinnerungen beginnt der Verfasser seine Untersuchung damit, dass er aus der Hauptmasse der sicilianischen Bevölkerung „zwei durch ihre Sprache leicht von ihr abzulösende kleine Bestandtheile" ausscheidet. Es sind dies — mit Uebergehung der Spanier, welche gar nicht in Betracht kommen können — die Albanesen, welche sich im 15. Jahrhundert auf der Insel ansiedelten, und die sogen. Lombarden, d. h. Oberitaliener aus dem Montferratinischen, die schon seit dem letzten Viertel des 11. Jahrhunderts nach Unteritalien und Sicilien gekommen waren. Auch diese letzteren können trotz der frühen Zeit ihrer Einwanderung und ihrer verhältnissmässig grossen Zahl keinen bedeutenden Einfluss auf die Ausbildung des nationalen Typus der Sicilianer ausgeübt haben, wie schon aus der scharfen Absonderung ihres in einigen ihrer Colonien noch jetzt fortlebenden oberitalienischen Dialects hervorgeht.

Nachdem der Verfasser durch diese Ausscheidung nicht wesentlicher Elemente sich seine Aufgabe vereinfacht, giebt er in gedrängter Darstellung einen Ueberblick über den Wechsel der Nationalitäten und Sprachen auf Sicilien und ihres Verhältnisses zu einander. Die Punkte, auf die es hier namentlich ankommt, mögen hier kurz hervorgehoben werden. „Nach Vertreibung der Punier von der Insel" war „die griechische Sprache die fast allein herrschende auf ihr" (S. XXXI). Mit der römischen Eroberung kam dann die lateinische hierher, der es jedoch nicht gelang, die griechische

ganz zu verdrängen, die vielmehr noch im 6. Jahrhundert unsrer Aera sich mit jener zu ziemlich gleichen Hälften in die Bevölkerung der Insel theilen musste, — und zwar dies ungeachtet des Umstandes, dass „aller Wahrscheinlichkeit nach das Christenthum von Rom aus nach Sicilien gekommen," „die älteste christliche Kirchensprache in Sicilien die lateinische gewesen ist." Einige Thatsachen lassen „auf ein ziemlich gespanntes Verhältniss der beiden Nationalitäten auf der Insel gegen Ende des 6. Jahrhunderts schliessen" (S. XXXIII, wo der Druckfehler 7 statt 6 zu berichtigen ist), eine Spannung, welche, obgleich Hartwig dies nicht ausdrücklich bemerkt, doch ohne Zweifel auch seiner Ansicht nach von der im Laufe jenes Jahrhunderts erfolgten Eroberung Siciliens seitens der Byzantiner herrührt. Die Losreissung der sicilianischen Kirche von Rom und ihre Verbindung mit Constantinopel im Anfang des 8. Jahrhunderts musste dann, zusammen mit der politischen Herrschaft der Byzantiner, natürlich ein Zurücktreten der lateinischen Sprache und der sie redenden Nationalität auf Sicilien herbeiführen." Geistliche Reden, die in Syrakus, Catania und Terracina gehalten worden und auf uns gekommen sind, sind in griechischer Sprache abgefasst. Ebenso sind die Homilien des Theophanes Kerameus, die Geschichte der Manichäer von Petrus Siculus und die Werke anderer Sicilianer des 9. Jahrhunderts ausschliesslich in griechischer Sprache geschrieben (S. XXXIII)." Die Eroberung Siciliens durch die Araber und deren Herrschaft auf der Insel, welche beide christliche Bekenntnisse, beide abendländische Nationalitäten in gleicher Weise drückte, wenn sie auch bei den Griechen auf ungleich zäheren Widerstand stiess als bei den Lateinern, trug selbstverständlich nicht dazu bei, die lateinische Sprache neu zu beleben, und so ist aus dieser Zeit kein einziges sicilisches Denkmal in derselben auf uns gekommen.. Diese Thatsachen berechtigten den Verfasser dazu, S. XXXV den Satz auszusprechen, in dessen Aufstellung und Begründung eins der wesentlichsten Verdienste der Abhandlung beruht, den Satz nämlich: „dass sich die lateinische Sprache im 10. und 11. Jahrhundert" auf Sicilien „nur in den untersten Volksclassen behauptet hat."

Nun folgte in der zweiten Hälfte des letztgenannten Jahrhunderts die Eroberung durch die Normannen. Dieses Volk, welches schon längst die französische Sprache angenommen hatte, war anfänglich eifrigst bemüht, dieselbe auch in Unteritalien zu verbreiten. Die Normannen aber wurden von nicht unbeträchtlichen Schaaren von Oberitalienern, den schon erwähnten „Lombarden," als Bundesgenossen begleitet. Wie erklärt es sich unter diesen Umständen nun, dass die sicilianische Bevölkerung aus der normannischen Eroberung als eine im Grossen und Ganzen einheitliche, einen süditalienischen Dialekt redende Nationalität hervorging, eine Nationalität, deren Bildungsprocess schon unter dem Hohenstaufen Friedrich II. der Hauptsache nach vollzogen erscheint?

Wir fragen hier nicht nach den besonderen Bedingungen, unter welchen ein so rascher Aufschwung des sicilianischen Nationalgefühls, eine so frühzeitige Blüthe der italienischen Literatur auf der Insel möglich wurde. Die Andeutungen, welche Hartwig in dieser Beziehung giebt (S. XLV—L), wollen wir dem Leser selbst nachzulesen überlassen. Wir fragen hier nur nach dem ethnologischen Element, welches innerhalb so kurzer, noch nicht 150 Jahre umfassender Frist der vielgemischten Bevölkerung Siciliens sein Gepräge für die Dauer aufgedrückt hat. Dieses Element erkennt der Verfasser in Uebereinstimmung mit Amari, ohne jedoch durch Letztern auf diese Ansicht geführt zu sein, in zahlreichen Schaaren von Unteritalienern, welche im Gefolge der Normannen nach Sicilien eingewandert seien; eine Annahme, welche theils durch Zeugnisse arabischer Schriftsteller, theils durch eine ganze Anzahl sicilischer Städtenamen, namentlich aber durch die Einheit der Sprache Siciliens und Unteritaliens gestützt wird. Diese Einwanderer seien dann mit den Ueberresten der lateinischen Race auf der

Insel, deren Dialekt wahrscheinlich dem ihrigen verwandt gewesen, rasch zu einem Volke zusammengewachsen.

Im Ganzen müssen wir uns mit den Ausführungen des Verfassers durchaus einverstanden erklären. Nur will es uns zuweilen scheinen, als ob er jene „Ueberreste der lateinischen Race“ doch gar zu gering anschlug, als ob er die Folgen der Jahrhunderte lang andauernden römischen Herrschaft auf der Insel in ihrer Nachhaltigkeit unterschätzt und dafür den unteritalienischen Einwanderungen seit der normannischen Eroberung eine Intensivität der Wirkung beilegt, welche über das Maass der Wahrscheinlichkeit hinausreicht. Dass der lateinisch redende Theil der Bevölkerung im 11. Jahrhundert nur in den untersten Volksclassen zu suchen gewesen sei, haben wir ihm bereitwillig eingeräumt. Wenn er aber (S. XXXVIII f.) sagt: „Es lässt sich keine Stelle aus einem Chronisten jener Zeit oder aus einer bisher bekannten Urkunde beibringen, die uns zu der an sich unwahrscheinlichen Annahme nöthigte, es hätten in Sicilien zur Zeit der Eroberung der Insel durch die Araber und während der Herrschaft dieses Volkes grössere Gemeinden mit einer Vulgärlatein redenden Bevölkerung* bestanden,“ so erinnern wir ihn daran, dass andrerseits nach seinem eigenen Geständniss (S. XLIV) die normannischen Chronisten von Einwanderung zahlreicher Schaaren von Unteritalienern nach Sicilien ebenso nichts berichten, während wir in Bezug auf die doch ohne Zweifel viel weniger zahlreichen „Lombarden“ hinlänglich unterrichtet sind.

Im Zusammenhang mit dieser Hauptfrage scheinen uns noch ein paar von dem Verfasser beregte Punkte der Aufhellung zu bedürfen. S. XXVIII sagt H. mit Rücksicht auf die Einwanderung der soeben genannten „Lombarden:“ „Wäre nicht schon in jener Zeit (al. um den Ausgang des 11. Jahrhunderts) der unteritalienische Dialect, von dem der sicilische ein Zweig ist, auf der Insel herrschend gewesen, so würde er gewiss mit dem lombardischen zusammengeflossen sein.“ Wie stimmt dies zu der Ansicht, dass der Stamm, dem Sicilien seine Sprache vorzugsweise verdankt, erst etwa gleichzeitig mit jenen Lombarden dahin eingewandert sei? Weiter, was haben wir uns unter den lateinischen (latini) Bewohnern von Patti zu denken, für welche 1133 eine Urkunde aus dem Latein in die Vulgärsprache (d. h. nach dem Verfasser: in den sicilianischen Dialekt) übersetzt werden musste, um ihnen verständlich zu sein? Und was unter den homines latinae linguae, welche eine noch ältere, auf das Jahr 1080 zurückgehende Urkunde erwähnt (vgl. a. a. O. Anm. VX)? Endlich möchten wir noch fragen, wie verhält es sich mit den von Vigo und anderen patriotischen Sicilianern herausgegebenen sicilianischen Volksliedern? Sind sie alle ohne Ausnahme echt, d. h. wirkliche Volkslieder? Ist z. B. die Strophe echt, welche H. S. XXI (nach Vigo S. 282) mittheilt, und die sich auf die Wiederherstellung der Bilderverehrung und das „Fest der Orthodoxie“ beziehen muss? In dem Fall bliebe uns nur folgende Alternative: entweder wir hätten ein „Volkslied“ vor uns, welches aus dem ursprünglich Griechischen später in das Sicilianische übertragen wurde, oder ein sicilianisches Volkslied, welches in seiner romanischen, wenn auch vielfach veränderten Form bis ins 9. Jahrhundert zurückreichte. Die erstere Annahme wäre an und für sich höchst bedenklich; die letztere würde eine grössere Tenacität des lateinischen Elements auf Sicilien beweisen, als man nach H.'s Darstellung anzunehmen geneigt sein möchte.

Gegen den Schluss der Einleitung wendet der Herausgeber sich zu den Märchen, welche den Inhalt des Buchs bilden, um die Frage zu beantworten, in wiefern die von ihnen dargebotenen historischen Anhaltspunkte zu der vorgetragenen Theorie von der Entstehung der gegenwärtig in Sicilien

---

* Von uns unterstrichen.

herrschenden Nationalität stimmen. Es zeigt sich, dass sie derselben wenigstens nicht widersprechen, wenn auch aus ihnen sich keine eigentlich neue Argumente für die aufgestellte Hypothese ergeben. Diesem Theile der Abhandlung hätten wir eine etwas grössere, mehr auf das Einzelne eingehende Ausführlichkeit gewünscht. Jedoch würde Dr. H. in dem Fall etwas Anderes geliefert haben, als er zu liefern beabsichtigte, und wir haben alle Ursache, mit dem, was uns geboten wird, recht zufriedem zu sein.

B. t. B.

Dr. Hermann Franz: The English Spelling Book and First Reader. Intended as an Introduction to the Reading of the English Language. Fourth Edition. Revised and considerably enlarged. Berlin, W. Weber.

Spelling-book heisst Buchstabirbuch, Fibel, Lesebuch, und die Begriffe, welche mit allen drei Wörtern zu verknüpfen sind, finden sich in dem Buche des Professor Franz verwirklicht. Sehen wir, *was* das Buch enthält und *wie* es sich mit dem Inhalt verhält!

Es zerfällt in zwei Theile. Der erstere geht in der neuen, der vierten Auflage bis Seite 67, der zweite von 67—156. In jenem ist eine Anleitung geboten, sich mit dem Lesen englischer Wörter zu befreunden: dieser, auf welchen sich der Zusatztitel First Reader mitbeziehen soll, liefert Stoff zur Lectüre, oder, um in der Titelwahl Plate's zu verweilen, Springflowers from the English Literature. Ein Lesebuch für Unterclassen. Dabei auf etwa sieben Seiten Gedichte, an der Spitze den Blind Boy, für welchen Franz und Schmitz dieselben liebevollen Gefühle hegen, da sie ihn beide an den Anfang ihrer kleinen Gedichtauslese gestellt haben. Dann ausser dem Blind auch noch den Wandering Boy; ferner Southey's ausgezeichnet feines Gedicht The Battle of Blenheim, von dessen tieferem Sinn die leichtlebige Jugend, welche es lernt und declamirt, so wenig Notiz nimmt; sodann das gemüthliche We are seven und Casabianca von F. Hemans, die Verherrlichung jugendlichen Muthes eines 13jährigen Knaben, so dass das Gedicht sehr gut als drittes im Bunde die Ueberschrift The Heroical Boy führen könnte. Was, nebenbei gesagt, den Ausdruck First Reader in seiner Zusammenstellung mit Spelling-Book betrifft, so ist die Bedeutung zwar leicht aus den so betitelten Büchern selber zu entnehmen; aber wenn man wissen will, welches die congruente deutsche Uebersetzung davon ist, so sucht man in unsern Wörterbüchern vergebens danach. Weder Flügel, noch Lucas, noch Hoppe haben diese Verbindung.

Gehen wir weiter auf den Inhalt, zunächst den der ersten Abtheilung, ein! Begonnen ist mit dem Alphabet, welchem unnöthig die French Sounds beigedruckt sind; dahinter steht Walker's Table of the Simple and Diphthongal Vowels, ungeeignet zur Benutzung beim Unterricht, der zunächst höchstens die Key-words davon heranziehen kann; darauf S. 4 die Diphthongs, eine dem Inhalte nach falsche Benennung; es hätte Digraphs darüber stehen müssen; denn ai in captain und ea in bread repräsentiren phonetisch nur einfache Laute. Hierauf Seite 5 eine Uebersicht über den Lautwerth der Consonanten, welche an dieser Stelle gleichfalls für den Unterricht nicht verwerthbar ist, und sodann von S. 7—28 die Einübung der Vocale, von S. 28—40 diejenige der Consonanten in der Art, dass jede Schattirung des Lautes durch eine Reihe von Wörtern zur Einübung dargestellt ist. Jede Seite ist in drei Columnen gespalten, auf welchen die einzelnen Wörter unter einander stehend gruppirt sind. Von Seite 42—67 hat der Verfasser lange Listen von Wörtern mit Bezug auf

die Zahl ihrer Silben und die Stelle des Accents aufgeführt. Er beginnt Seite 42 mit „Words of two syllables accented on the first," und schliesst mit „Words of seven and eight syllables, marked with the proper accent" auf Seite 67. Dazwischen stehen auf Seite 40—42 „Lessons, consisting of words of one syllable," eine Sammlung einzelner Sätze und zwei Fibelgeschichten.

Wie ist Franz auf die Idee dieser Arrangirung des ersten Theils, des eigentlichen Spelling-Book, gekommen?

Woher hat er den Stoff?

Wie verhält es sich mit der Verwerthung des Gegebenen?

Prof. Franz hat längere Zeit in England gelebt, auch, so viel ich weiss, in dem Hause d'Israëlis. Ich erinnere mich von ihm gehört zu haben, wie dieser Staatsmann ihn auf die Natur des englischen Diphthongen i in I find und dergleichen aufmerksam gemacht habe. Sicher ist, dass Franz vortrefflich englisch sprach und aussprach, was nicht allen Deutschen eigenthümlich ist, die sich in England aufgehalten haben. Es ist natürlich, dass Prof. Franz dort englische Spelling-books zu Gesicht bekam und es ist daher leicht zu erklären, dass er auf den Gedanken kam, die Einrichtung dieser auf die englische Jugend berechneter Bücher für den Unterricht deutscher Schüler zu benutzen.

Woher er den Inhalt des ersten Abschnittes seines Buches entnommen, hat mich eine Vergleichung mit Mavor's English Spelling-Book, accompanied by a Progressive Series of Easy and Familiar Lessons, intended as an Introduction to the Reading and Spelling of the English Language, London, W. Tegg (A. New Edition, 1861) gelehrt. Idee und Inhalt des Buches von Franz ist grossentheils Idee und Inhalt des Buches von Mavor, welches halb Fibel, halb Lesebuch, ausserdem aber noch mit hübschen Bildern geziert ist, von denen ich Kunstfreunden besonders das Titelbild, eine Darstellung, wie Schulmeister, Schulmeisterin und ein head-boy im Lehren begriffen sind, zum Besehen empfehle. Doch ist bei Franz in der Anordnung der Wörter für die Aussprache der Vocale eine bequemere und mehr unseren Bedürfnissen entsprechende Gruppirung, wie denn überhaupt dabei dem Verfasser nur der Vorrath an Wörtern zu Statten gekommen zu sein scheint, die Zusammenreihung derselben ist seine eigene Arbeit und sein eigenes Verdienst. Mit gleicher oder noch grösserer Selbständigkeit ist Franz mit dem Vorführen der Consonanten verfahren, für deren Anordnung er bei Mavor für seine Zwecke keinen Anhalt, sondern nur das Wörter-Material fand. Mavor und Franz gemeinsam ist die singuläre Verwendung des Zeichens '', z. B. co''-py. Damit markirt man sonst den Hauptaccent, z. B. as''-senta'-tor. Franz benutzt die beiden Striche nach folgender Anmerkung auf Seite 10: „The double accent means that the following consonant is to be pronounced in both syllables, as co''-py = coppy." Mavor sagt desgleichen (Seite 31): „The double accent (''), when it unavoidably occurs, shows that the following consonant is to be pronounced in both syllables, as co''-py, pronounced coppy."

Schon von Schmitz ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass es mit Doppelconsonanten eine eigene Bewandtniss habe. Sie sind eher für das Auge als für die Sprachwerkzeuge da. Spreche ich im Französischen allumer aus, so lautet es a-lu-mer, d. h. nur ein l wird gesprochen, und wenn die französischen Orthoëpisten meinen, man spreche unter anderen in allégorie zwei l aus, so kann höchsteus eine solche Aussprache damit verstanden sein, dass der Laut des l sich zwischen beiden Sylben vertheilt. Denn um wirklich doppeltes l oder doppeltes p zu sprechen, müsste man zweimal ansetzen. Beobachtet man aber die Bewegung der Lippen bei dem Aussprechen z. B. von copy, so sieht man, dass bei der ersten Silbe die Lippen sich schliessen, bei der zweiten sich öffnen, und den Laut

des p nicht zum zweiten Mal von Neuem produciren, sondern den in der ersten Sylbe angefangenen nur weiter und austönen lassen. Und so ist es durchweg auch in unserer Sprache, wenn wir Halle, Kappe, spannen und dergl. sagen. Der eigentliche Sinn jener Bemerkung und Bezeichnung bei Mavor und bei Franz liegt darin, dass man den vorangehenden kurzen Vocallaut und den folgenden Consonanten scharf intoniren soll.

Zu verwundern ist, dass Franz Seite 7 und 8 blosse Silben als Leseübung gegeben hat:

bla ble bli blo blu bly
bra bre bri bro bru bry u. s. w.

Nur an Wörtern haben wir Deutsche die fremde Aussprache zu üben. Es ist dies derselbe Missgriff wie bei Ploetz an der schönen Stelle des Syllabaire, Lection 16:

cla clé cli clo clu cra cré cro cri cru

oder Lection 38:

qua que qué quî qui quoi quar quer quir quor

oder Lection 3:

bou dou fou lou mou nou pou rou tou vou.

In Betreff des Französischen erklären sich solche Fibelsachen aus der verkehrten Gewohnheit, unsere Kinder französisch bereits in einem Alter lernen zu lassen, wo sie oft noch nicht ordentlich deutsch lesen können. Da hängt es mit der Bonnenwirthschaft zusammen. Was aber das Englische angeht, so ist zu bedenken, dass durchschnittlich und namentlich auf Anstalten, welche Herr Franz im Auge haben konnte, das Englische erst als Lehrgegenstand auftritt, wenn Schüler und Schülerinnen die deutsche Fibel bereits eine Reihe von Jahren hinter sich haben. Bei Mavor ist es etwas Anderes. Sein Buch ist für den ersten Unterricht überhaupt und für Kinder als Fibel geschrieben.

Von Seite 49 an, wo die Listen mehrsilbiger Wörter mit Bezug auf die verschiedenen Stellen des Accents beginnen, ist die Uebereinstimmung von Franz und Mavor am meisten in die Augen fallend, nur dass der deutsche Verarbeiter hin und wieder einzelne Wörter weggelassen oder auch hinzugefügt hat. Fortgelassen hat er auch die bei Mavor zwischen den einzelnen Listen eingeschobenen Entertaining and instructive Lessons, z. B. Seite 46. zur Probe des entertaining:

The dog barks. The lion roars.
The calf bleats. Sheep also bleat.

Ich komme nun zu der dritten Frage: Wie verhält es sich mit der Verwerthung des Gegebenen?

Ich stimme mit dem Verfasser vollkommen darin überein, dass das Lesen des Englischen *methodisch* zu lernen sei. Ich halte die beliebte Art, den Schülern die englischen Wörter bloss vorzusprechen, nachdem ihnen das Wichtigste über die englischen Laute erklärt ist, und sie im Verlauf der Lehrstunden bloss auf gelegentliches Verbessern von Seiten des Lehrers anzuweisen, für ganz verfehlt, weil mich tägliche Erfahrung lehrt, dass bei einem solchen Verfahren nichts herauskommt. Ich gebe auch zu, dass ein Durcharbeiten der ersten Abtheilung des Buches von Franz den Schüler gut in die englischen Lautverhältnisse einführt und ihn die richtige Aussprache einer grossen Menge von Wörtern kennen lehrt. Aber der Kern der Sache ist dem Prof. Franz entgangen, ebenso wie, im Vorbeigehen gesagt, Hrn. Dr. Rudolph Degenhardt, der zwar Recht hat, wenn er sich darüber wundert, auf der letzten Seite eines Elementarwerks der englischen Sprache noch Wörter wie Fame, hag, harmless, deep mit Bezifferung der Aussprache zu finden, von der Nothwendigkeit aber ebenso wenig wie von der richtigen Verwerthung einer Aussprachebezeichnung zum Erlernen des Englischen eine richtige Vorstellung hat. Angenommen, ein Schüler habe die erste Abtheilung des Franz'schen Lehrbuches durchgemacht.

Er treibt Lectüre; er präparirt sich auf einen Abschnitt. Selbstverständlich weiss er, ungeachtet der Vorübung in dem Leitfaden von Franz, viele Wörter nicht auszusprechen. Soll er dafür nur auf die Belehrung seines Lehrers in der Stunde angewiesen sein?

Nein, er muss durch methodischen Unterricht in der Aussprache schon vom ersten Monat an befähigt worden sein, sich mit Hülfe des Wörterbuchs über die Aussprache jedes Wortes zu vergewissern. Und dazu braucht er von vornherein eine Anleitung und Unterweisung, welche darauf begründet ist, ihn mit Hülfe irgend welcher Aussprachebezeichnung, die aber mit der in einem verbreiteten Wörterbuche angewandten übereinstimmen muss, selbständig zu machen, so dass er unabhängig von Lehrern oder Engländern sich später selber jedes Wort herausfinden und richtig sprechen kann. Ich will hier nicht weiter auf diesen Punkt eingehen, wer sich dafür interessirt, findet Ausführliches in der Vorrede zu meinem Buche über die englische Aussprache. *

Auch einen theoretischen Irrthum des Herrn Franz habe ich noch zu erwähnen. In der Vorrede sagt er mit Bezug auf ein Excerpt aus Walker: „If this is the way to proceed for the English themselves, why should not we proceed in the same manner?“ Gerade im Gegentheil, der Eingeborene bedarf zur Erlernung seiner Sprache ganz anderer Hülfsmittel als der Fremde, der sich jene Sprache aneignen will. Es involvirt dies denselben Fehlgriff, den man gemacht hat oder noch macht — denn das Falsche ist zähe — indem man für den französischen Unterricht von Franzosen in ihrer Muttersprache geschriebene Grammatiken, z. B. die Grammaire von Noël und Chapsal, die Aubertin für seine eigenen Landsleute unbrauchbar findet, benutzte oder noch benutzt. Ich glaube mich über diesen Punkt nicht weiter auslassen zu brauchen, da die Ansichten darüber jetzt wohl ziemlich geklärt sind.

Die Wörter in dem Spelling-book von Franz sind alle ohne die deutsche Bedeutung. Das ist ein Mangel. Ich hatte Gelegenheit, vor mehreren Jahren dem verstorbenen Verfasser mein Befremden darüber zu äussern. Er gab mir in der Sache Recht und erklärte das Fehlen der deutschen Wörter andeutend dadurch, dass der Umfang des Buches gegen Wunsch und Absicht grösser geworden sein würde. Es schien mir, als ob Rücksicht auf den Verleger obwaltete, wie es ja so häufig der Fall ist, dass der Verfasser nicht nach vollem Wunsche sein Werk ausführen kann.

Indem ich hier die Besprechung der ersten Abtheilung schliesse, füge ich nur noch hinzu, dass die Benutzung solcher englischen Spelling-books für Jemand, der in der Aussprache schon Bescheid weiss, manches Interessante und Instructive bietet. Von weit grösserem Werthe als Mavor ist in dieser Hinsicht das 1866 zu Boston erschienene Pronouncing Spelling-Book for Beginners and Advanced Classes, containing a new and improved System of Notation by Epes Sargent. (Preis 22½ Sgr.)

Ueber die zweite Abtheilung, das Lesebuch, habe ich nur wenig zu sagen. In den früheren Auflagen hatte Herr Franz aus Mavor das Lesestück „Industry and Indolence. A Tale by Dr. Percival.“ Diese Geschichte findet sich nicht mehr in der vierten Auflage. Ebenso ist fortgelassen The Provençal Tale und Columbus before the Council at Salamanca. Hinzugefügt ist dagegen „A Voyage among the Tree-tops. — The Mundurucu discourses of Monkeys. — Alice Dacre. — The Pass of Thermopylae. — The

* Alb. Benecke: English Vocabulary and English Pronunciation. Deutsch-englisches Vocabular und methodische Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache. Mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Preis 18 Sgr. Verlag der Riegel'schen Buchhandlung zu Potsdam.

Petitioners for Pardon. — Butter. — The longest night in a Life.“ Auch mit der Wahl der Gedichte ist eine Aenderung vorgenommen.

Ein Inhaltsverzeichniss fehlt.

Den Schluss des Buches macht der Abschnitt „Abbreviations etc.,“ circa eine Seite.

Die Hinzufügung des zweiten Theils, der Lesestücke, beweist, dass der Verfasser das Publikum kannte. Hätte er nur die Aussprache-Abtheilung drucken lassen, so würden sich weniger Freunde seiner Arbeit gefunden haben. Denn man trifft im Allgemeinen auf eine energische Apathie in Betreff methodischer, d. h. sorgfältiger und correcter Aneignung der Aussprache.

Druck, Format und sonstige Ausstattung dieser vierten Auflage, welche im Verlage von W. Weber in Berlin erschienen ist, während die vorangehenden Auflagen im Verlage von F. Schneider herausgegeben worden waren, stechen vortheilhaft gegen die früheren Ausgaben ab.

Mein Urtheil aber über das Buch im Grossen und Ganzen kann ich dahin aussprechen, dass es sich sowohl in seinem ersten als auch in seinem zweiten Theile für die Schule und für Privatunterricht gut verwerthen lässt.

Berlin. Alb. Benecke.

E. Marggraff: Précis de l'Histoire d'Allemagne. Berlin, bei F. A. Herbig.

Wir führen unseren Lesern hier die beiden Geschichtsbücher des Professor Marggraff vor, von denen der erste Theil die deutsche Geschichte bis zum westphälischen Frieden, der zweite, mit dem Specialtitel „Histoire de Brandebourg et de Prusse,“ die Geschichte unseres engeren Vaterlandes bis zum Jahre 1867 enthält.

Wir haben diese beiden Schriften nicht als Geschichtswerke an sich, sondern als Geschichtsbücher, die in französischer Sprache für Deutsche, speciell für die Schule, verfasst sind, zu betrachten. Die Stellung des Verfassers als Professor am Collége Royal Français zu Berlin erklärt das Erscheinen dieser Bücher.

Bei der bekannten Art und Weise, wie ein grosser Theil der Franzosen geschichtliche Thatsachen in glatten Sätzen und staunenswerther Unbekümmertheit um den eigentlichen Sachverhalt darzustellen pflegt, ist es selbstverständlich, dass, wenn einmal auf einer so wie das französische Gymnasium zu Berlin organisirten Lehranstalt ein in französischer Sprache geschriebenes Geschichtsbuch zu Grunde zu legen ist, ein solches Buch aus deutschem Geiste, deutscher Auffassung und Gründlichkeit heraus geschrieben sein muss. Es liegt in der Natur der Verhaltnisse, dass ein Franzose nicht für die Aufgabe geeignet ist, eine deutsche, noch weniger eine brandenburgisch-preussische Geschichte für die Schule zu verfassen.

Unter diesen Umständen ist es eine verdienstliche Arbeit des Professor Marggraff, das was uns und unserer Jugend in Betreff geschichtlicher Kenntniss am nächsten liegt, die Kunde unseres deutschen Landes und unseres Heimathreiches, wenn es doch einmal aus Gründen, mit denen wir hier nicht zu rechten haben, in fremdem Idiom geschehen soll, so vorzuführen, wie sie uns in seinen beiden Büchern vorliegt.

Die Brauchbarkeit dieser beiden Geschichtsbücher erstreckt sich aber auch über die Verwendung auf dem Collége français hinaus. Ich stimme dem Verfasser bei, wenn er in der Vorrede (Seconde Partie, page III) sagt, dass sie sowohl zur Lectüre in den französischen Lehrstunden, wie auch als

Stoff zu Sprechübungen dienen können, „exercices qui, à ce qu'il semble, ne pourraient pas avoir de sujet plus intéressant et plus convenable que l'histoire nationale."

Einzelne Abschnitte eignen sich sehr gut zu Vorträgen in den oberen Classen, namentlich auch auf Realschulen für die sogenannten Relationen, und da, wo Privatlectüre verlangt wird, kann der Lehrer mit gutem Recht die beiden Marggraff'schen Bücher empfehlen.

Von deutschen Quellen hat Professor Marggraff unter anderen David Müller, Geschichte des deutschen Volks, und F. Voigt, Geschichte des brandenburgisch-preussischen Volkes, benutzt. Speciell für die Zeit der Erhebung Preussens 1813 und für den Krieg von 1815 hat er mehrere Partien den beiden bedeutenden Werken von Charras, Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne und Histoire de la campagne de 1815 entlehnen können. Wir unterschreiben gern das Lob, welches der Verfasser diesem fremden Historiker spendet, von welchem er sagt, dass er zuerst unter den Franzosen, seiner Ansicht nach, sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, bei der Darstellung jener Kriege den Deutschen gerecht zu werden.

Eine sehr angenehme Zugabe zu beiden Büchern sind zwei entsprechende Geschichtstabellen, die eine „Tableau chronologique de l'Histoire d'Allemagne" dreizehn, die andere „Tableau chronologique de l'Histoire de Brandebourg et de Prusse" circa acht Seiten umfassend.

Berlin. Alb. Benecke.

Traité de Versification française par Gustave Weigand, docteur en philosophie, professeur au collége moderne de Bromberg, membre correspondant de la Société de l'étude des langues modernes à Berlin. Nouv. édition revue et augmentée. Bromberg, 1871.

Jusqu'à ces derniers temps, c'était une opinion universellement admise que la langue française est dépourvue d'accent tonique, ou que du moins cet accent y est si faible que la poésie n'en tient aucun compte. Dès lors la mesure du vers français ne consisterait que dans le nombre des syllabes, sans distinction de longues ni de brèves, non plus que de syllabes accentuées ou inaccentuées.

Les travaux des philologues modernes sur le procédé d'après lequel les langues romanes et en particulier le français se sont formés du latin, ont fait attacher plus d'importance à l'accent tonique, qui a été reconnu être la clef de tout le système.

En même temps, les savants qui se sont occupés de la versification française ont aperçu le rôle que ce même accent est en droit d'y revendiquer. Cette découverte, dont l'Italien Scoppa et M. Quicherat peuvent se partager l'honneur, a été surtout complétée par Paul Ackermann.

Améliorer le traité de versification française de Quicherat, „le meilleur livre et le plus détaillé sur cette matière," en l'enrichissant du résultat des études nouvelles de Paul Ackermann, tel a été le but principal que s'est proposé M. Gustave Weigand dans un nouveau traité de versification française publié en 1861, et dont une nouvelle édition vient de paraître.

Tout en rendant pleinement hommage aux qualités qui distinguent ce nouveau traité, surtout à l'ordre et à la clarté qui y règnent, et qui sont encore une des améliorations que M. Weigand s'est efforcé d'apporter au livre de Quicherat, j'oserai me permettre de proposer modestement à l'auteur quelques doutes au sujet de l'importance qu'il attribue au rôle de l'accent

tonique et surtout au sujet de l'utilité pratique des règles qu'il fonde sur cet accent. La réaction contre l'ancien système ne l'aurait-elle pas entraîné dans quelque exagération?

Que les observations modernes sur les effets de l'accent tonique plus ou moins multiplié, plus ou moins bien distribué dans le vers, soient l'explication scientifique des causes qui contribuent à l'harmonie de la poésie française, je l'admets bien volontiers. Mais n'y a-t-il pas de l'exagération à fonder là-dessus des règles absolues, que l'on mette sur une même ligne avec celles qui concernent le mètre du vers, la rime, la césure etc.? N'y en a-t-il pas surtout à leur donner la première place dans un traité pratique de versification?

La seule considération que tous les poëtes français depuis Malherbe jusaqu'à Voltaire ont ignoré ces règles et n'ont pas laissé de faire d'admirbles vers, tandis qu'ils n'auraient pu en faire un seul s'ils n'eussent été parfaitement instruits de tout ce qui concerne le mètre, la rime, la césure etc., prouve qu'il y a entre ces deux classes de règles une différence essentielle, que les secondes sont des lois rigoureuses, tandis que les premières sont de simples conseils, subordonnés à la décision suprême du goût et de l'oreille.

L'auteur lui-même accorde, §. 37, que les règles qu'il pose peuvent être violées en vue d'un effet déterminé à produire. Cela seul prouve qu'elles ne sont pas comparables aux autres, dont aucun effet à produire n'autorisera jamais la violation.

L'auteur admet aussi, §. 31, que l'accent oratoire peut ne pas coïncider avec l'accent tonique. Je crois qu'il faut aller plus loin et dire que la diction oratoire annule très-souvent l'accent tonique pour faire ressortir des syllabes non accentuées d'après les règles de la grammaire. Rien ne serait insupportable comme une récitation dans laquelle on ne tiendrait compte que de l'accent tonique. Je n'en veux pour exemple que trois ou quatre vers de Racine cités au §. 32 et dans lesquels l'auteur a signalé par des italiques les syllabes accentuées.

Que les *temps* sont chan*gés!* Sitôt que de ce *jour* . . . . . .
Que sur *vous* son cour*roux* ne soit *près* d'éclat*er.*
Ou *même* s'empress*ant* aux au*tels* de Ba*al* . . . . .
Hé*las!* l'état hor*rible* où le *ciel* me l'off*rit* . . . .

Ces vers récités sur la scène avec l'accent oratoire deviendront:

Que les *temps* sont *chan*gés! Si*tôt* que de ce jour . . . . . .
Que sur vous son *cour*roux ne soit *près* d'éclater.
Ou *même* s'em*press*ant aux *au*tels de Baal . . . . .
*Hé*las! l'état *hor*rible où le ciel me l'offrit . . . . . .

Mais dès lors, n'est-on pas dans la nécessité de conclure que la place assignée dans le vers à l'accent tonique n'a rien d'absolu et que le déplacement de l'accent ne détruit nullement l'harmonie du vers? — Que l'accent soit tonique ou oratoire, fondé sur la constitution du mot ou sur l'expression de la passion, qu'importe? Au fond, dans l'un comme dans l'autre cas, il consiste dans une élévation de la voix accompagnée souvent du prolongement de la syllabe. La facilité, ou même la nécessité de déplacer l'accent tonique en lui substituant l'accent oratoire, peut donc faire que des vers qui ne seraient point conformes aux types posés §. 37—40 et §. 118—167 ne soient point pour cela dépourvus d'harmonie. C'est ce que l'auteur semble avoir senti lui-même: car, tout en blâmant, §. 123, la distribution des accents dans ces vers de Racine

Je *crains Dieu, cher* Abner, et n'ai point d'autre crainte.
Hélas! *Dieu voit* mon *cœur*: plût à ce Dieu puissant . . . . .

il indique entre parenthèses la récitation „Je crains *Dieu,*“ et „Dieu *voit* mon *cœur,*“ où les accents d'un effet désagréable sont supprimés.

N'eût-il pas été mieux dès lors, dans un traité pratique de versification française, de ne pas donner la première place, ni peut-être tant de développement, à des règles plus théoriques que pratiques qu'un poëte ne saurait, lorsqu'il compose, avoir présentes à l'esprit de la même manière qu'il doit y avoir présentes les lois concernant le mètre, la césure et la rime. Il me semble qu'après comme avant les nouveaux traités de versification, les poëtes continueront à procéder comme faisaient Racine et Boileau, sans se préoccuper directement de l'accent, et sans consulter à cet égard d'autre guide que l'oreille et le goût.

M. Weigand avoue modestement dans sa préface qu'il a pris Quicherat pour guide et qu'il lui a même emprunté des définitions, des règles et des notices historiques qui lui ont paru justes et exactes. Toutefois la comparaison des deux ouvrages m'a démontré que l'imitation diffère assez du modèle pour pouvoir être regardée comme une œuvre originale. Elle est surtout beaucoup plus riche en citations et en exemples. Mais je me suis demandé à quoi attribuer l'omission complète du chapitre de l'Harmonie imitative, si intéressant dans Quicherat. Il est vrai que cette matière est accidentellement, je ne dirai pas traitée, mais effleurée dans le livre de M. Weigand, à occasion de l'accent § 37, et de la cacophonie, §. 320.

Quelques observations de détail pour terminer.

Aux exemples de licences grammaticales citées page 243 note 2, l'auteur aurait pu ajouter le vers de Reboul dans la délicieuse pièce intitulée *L'Ange et l'Enfant*:

Charmant enfant qui me *ressemble*,
. . . . . .
Viens, nous serons heureux ensemble.

C'est une preuve de plus de la justesse de la critique dont le système français de la rime est l'objet §. 67. L'orthographe *ressembles* satisferait aux exigences de la grammaire sans aucun préjudice pour l'oreille. *Ressemble* n'est donc requis que pour les yeux. Il est très-fâcheux que dans ce conflit entre la grammaire et une superfluité telle que la rime pour l'oeil, ce soit la grammaire que l'usage ait sacrifiée.

L'incorrection signalée page 257 dans ce vers de Lamartine

Ton travail en ce monde et le pain dont *tu vive* . . . .

a disparu dans mon édition (1862).

Ton travail ici bas, de quel pain ton corps vive.

Les fautes contre l'accord du participe passé reprochées au même poëte page 259:

Ah! combien de baisers d'une bouche secrète
Sur la page sacrée a *reçu* le poëte!
Car Dieu vous a *créés* par couple un sort commun,

me paraissent être de pures erreurs typographiques dont le poëte n'est point responsable. En effet, dans les deux cas, le pluriel comme le singulier, *reçu*, *reçus*, *créé*, *créés*, répondent à toutes les exigences de la versification.

P. de Rivière.

Alb. Benecke, Die französische Aussprache in methodischer Darstellung und schulmässiger Fassung. Für Schul- und Privatunterricht. Zugleich als Handbuch für Lehrer der französischen Sprache und zum Selbstunterricht. (Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr.) Potsdam, 1871. Verlag von August Stein.

Das vorliegende Buch haben wir seinem Inhalte und seiner Bestimmung nach zu betrachten, und zu beurtheilen, welcher Werth dieser neuen

Arbeit des Verfassers in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht beizumessen ist, eines Mannes, der bekanntlich seit Jahren in der erfolgreichsten Weise der Aussprache des Englischen und Französischen ein besonderes Studium widmet.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste, von Seite 1—73, enthält die verschiedenen phonetischen Erscheinungen, Lautgesetze, Aussprachregeln, mit denen der Lernende bekannt werden muss, um Französisch correct zu lesen, in einer Darstellung, welche den theoretischen und praktischen Anforderungen gleichmässig gerecht zu werden sucht. Es wird nicht nur die Lautregel aufgestellt, die Natur des betreffenden Lautes so fassbar als möglich mit Vergleichung des deutschen Lautes klar gemacht, und eine hinreichende Anzahl einzelner Beispiele, welchen durch das ganze Buch hindurch die deutsche Bedeutung beigedruckt ist, hinzugefügt, sondern auch von vorn herein das Auftreten des französischen Wortes im Satze mit in Betracht gezogen. Denn von dem Gedanken ausgehend, dass nicht das Aussprechen des einzelnen Wortes, sondern das Sprechen und Lesen des Satzes Lehrziel sein müsse, sind den Aussprachregeln bereits von der vierten Seite an Sammlungen von Sätzen beigegeben, in welchen die in den Regeln gelehrten Einzelheiten in ihrer Function innerhalb des Satzes von neuem auftreten.

Ehe wir jedoch auf diese Eigenthümlichkeit des Buches näher eingehen, ist es nöthig, die Anordnung und Reihenfolge der Paragraphen über die Aussprache selber kennen zu lernen. Der wichtigste Punkt, auf den wir hierbei aufmerksam zu machen haben, ist, dass es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt hat, ein Wort erst dann vorzuführen, wenn die darin enthaltenen Lautelemente im Vorangehenden erklärt sind. Dabei handelte es sich nun in Betreff des Anfangsparagraphen um denjenigen Vocal, von welchem aus die Reihe der Laute allmählich zu entwickeln war. Alle Gründe sprachen für das *e*, als denjenigen Vocal, welcher im Französischen unter allen Lauten am häufigsten erscheint. Nachdem daher im § 1 das Alphabet gegeben war, beginnt § 2 mit dem *e ohne Accent*; es folgt § 3 *e fermé*, § 5—7 *e ouvert* und dann in den zunächst folgenden Abschnitten die Aussprache des a, des o (nebst au und eau), des i und y, des u, des ou u. s. w. Im Anschluss an diese Vocale folgen § 18 die *nasalen Vocale*, § 20 u. 21 die Laute, welche durch eu, oeu und oi dargestellt werden; § 22 der *Son mouillé*, worauf dann in § 23 die Aussprache der Consonanten mit s und z beginnt, zu c und g, zu q, j und ch weitergeht, und demnächst die übrigen Consonanten sich anreihen.

Die ersten Paragraphen mussten für den Verfasser die schwierigsten sein, da die Wahl der Beispiele dadurch sehr eingeengt war, dass ausser dem zu lehrenden *e*, zunächst e sourd (muet), kein Buchstabe in den zu besprechenden Wörtern vorkommen durfte, welcher eine Lautdifferenz vom Deutschen aufwies. Freilich minderte sich diese Schwierigkeit mit jedem neuen Paragraphen, doch sind wir überzeugt, dass die ersten 14 Seiten etwa dem Verfasser grosse Mühe des Suchens und Wählens gemacht haben müssen. Es ist vielleicht zum ersten Male in diesem Buche eine solche Anordnung des Aussprachestoffes gegeben worden, dass irgend ein Wort erst dann auftreten darf, wenn, ausser dem eben zu erklärenden Laute, alle anderen Lautelemente desselben in vorangehenden Paragraphen gelehrt sind. Der Verfasser lässt sich darüber auf Seite VII der Vorrede folgendermaassen aus:

> „Es war das Bestreben des Unterzeichneten, gewissermaassen in mathematischer Weise der Aufeinanderfolge einen Gegenstand des Unterrichts von einer Gleichgültigkeit und Willkür der Behandlung loszulösen, welche seiner Ansicht nach die Quelle der dürftigen Aussprache des Französischen unter uns sind. Man sehe in die französischen Lehrbücher hinein und überzeuge sich, wie gegen das von

dem Verfasser durchgeführte Princip der systematischen Reihenfolge die Wörter so beliebig gewählt sind, dass ein Laut gelehrt wird, zwei oder drei aber vorausgesetzt, übergangen oder dem Vorsprechen überlassen werden. Ich wähle eine neuere Grammatik und finde in Lection 1, Seite 1:

Aussprache der Vocale.

a, i, o lauten wie im Deutschen.

Unter den Beispielen figuriren sable, table mit den schwersten aller Endungen (ble, bre, tre u. dergl.), dann mit s, ferner flamme, ohne Angabe, dass a in sable und flamme gedehnt, in table kurz oder mindestens douteux ist. In einer anderen kürzlich erschienenen Grammatik stehen schon auf der ersten Seite: père, cheval, soeur, table, fils, fille, tante, crayon, robe, cahier, plume, livre, poire, fleur, homme, oncle, encre, habit, enfant, hôtel, image, honneur, d. h. so ziemlich die meisten Laute.

Und so ist es durchweg."

Jedoch hat sich der Verfasser gehütet, in dieser Consequenz doctrinär zu werden. Wo er gemeint hat, dass an irgend einer Stelle dieses oder jenes Wort mit einem noch nicht erklärten Laute der Classification wegen guten Platz hätte, hat er entweder kleinen Druck, oder die eckige Klammer, oder sonstige Beihülfen gegeben, um einen solchen Fall als einen aus der Consequenz der Reihenfolge heraustretenden zu markiren. So z. B. in § 10 die ganze Nummer 3.

Wir kehren jetzt zu den Sätzen zurück, in welchen der Verfasser die in den bezüglichen Regeln vorkommenden Wörter verwerthet hat. Wir werden ihm beistimmen müssen, dass eine solche Zugabe von Uebungssätzen in einem methodischen Lehrbuch der französischen Aussprache am Platze ist. Wenn er aber nicht bloss französische, sondern auch deutsche Uebungssätze hinzugefügt hat, so ist dies sowohl aus dem Grunde geschehen, den Uebungen die grösstmögliche Mannigfaltigkeit und Verwendbarkeit zu verleihen, als auch mit Hinsicht auf eine neben der Aussprache liegende Verwerthung des Stoffes, wovon wir noch sprechen werden.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Regeln über die Vertheilung der Silben bei der Aussprache und über den Accent (Seite 2), desgleichen die Behandlung der Bindung (liaison) S. 13 und S. 55—61, sowie das Kapitel vom h, worin der Verfasser in einer Anmerkung die Bezeichnung h muette und h aspirée heftig angreift.

Die in den französischen Uebungsstücken vorkommenden Wörter sind ausserdem in einem alphabetischen Verzeichniss von Seite 61—73 zusammengestellt.

Die zweite Abtheilung

des Buches von Seite 77—141 enthält unter dem Titel „Uebersichtliche Zusammenstellung der Regeln der französischen Aussprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Einzelheiten und Ausnahmen" ausser dem in der ersten Section behandelten Aussprachestoff vielfache Erweiterungen, aber keine Uebungsaufgaben. War in der ersten Abtheilung vorwiegend auf das unumgänglich Nothwendige Rücksicht genommen, so sind in diesem zweiten Theile daneben die Einzelfälle sorgfältig beachtet, hauptsächlich die Eigennamen, unter denen auch so manche von Personen, welche die neueste Zeit interessant gemacht, ihre Stelle gefunden haben. Die Lehre von der Vertheilung der Consonanten auf die einzelnen Silben, und die Accentregeln treten darin vollständiger auf; den Bemerkungen zum Son nasal ist ein Abschnitt über die Entstehung und das Hervorbringen dieses Lautes beigefügt; die Aussprache des s, des

c und g, des ch, des m und des p und dergl. ist hier weit detaillirter bearbeitet. Von anderen bemerkenswerthen Capiteln heben wir noch folgende hervor:

Weiche Consonanten als Endlaute (S. 122).
Die Endungen *le* und *re* (S. 124).
Die Aussprache der Zahlen (S. 125).
Die Aussprache von f. bes. von cerf, nerf, oeuf, boeuf, clef (S. 129).
Die Aussprache von gens, sens, moeurs, lis, plus, tous (S. 131).
Alphabetisches Verzeichniss von Wörtern mit gewissen Eigenthümlichkeiten und Unregelmässigkeiten der Aussprache (S. 135—141).

In Abschnitten, welche durch kleineren Druck speciell für den Lehrer und Fachmann kenntlich gemacht sind, stellt der Verfasser ausserdem die Angaben der Autoritäten, auf welche er sich bezieht, mit Beifügung der eigenen Worte der betreffenden Orthoëpisten (Dubroca, Malvin-Cazal, Lesaint, Littré, Feline, Maigne) zusammen, so dass sich der Lesende ein genaues Urtheil bilden kann, wie es sich mit der heutigen Aussprache dieses oder jenes Wortes verhält, und welchen Gebrauch er zu adoptiren hat.

Ueber die Bestimmung und die Verwerthung des Buches bietet zunächst der Titel den nöthigen Anhalt für das, was der Verfasser damit bezweckt. Er hat sich ausserdem in der Vorrede näher darüber geäussert, indem er erklärt, dass sein Hülfsbuch in folgender Weise verwerthet werden könne:

„Erstens, von den Lehrern der französischen Sprache, welche darin nicht nur eine bequeme, praktische Anleitung finden, wie sie die Aussprache mit Schülern zu behandeln haben, sondern auch einen Nachweis über die Natur der Laute und Auskunft über alle wichtigeren Einzelfälle, welche zum Nachschlagen oder Nachfragen veranlassen.

Zweitens, zum Selbstunterricht. Wer Französisch treibt, hat ein Interesse daran, sich eine gute Aussprache anzueignen. Dieses Aussprachebuch ist so abgefasst, dass jemand auch bei ganz geringen Vorkenntnissen sich selbständig den Inhalt zum Eigenthum machen kann. Selbst für jemand, der erst Französisch zu lernen anfängt, genügt es, sich von einem Franzosen oder sonst der Sprache Kundigen die französischen Vocallaute einüben zu lassen, um dann im Stande zu sein, ganz allein, ohne fremde Hülfe, das Buch Seite für Seite durchzuarbeiten.

Drittens, zum Schulunterricht. Auf höheren Lehranstalten wie Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, wird ein Buch der Art in der Hand der Schüler und Schülerinnen den Lehrer in den Stand setzen, seinen Zöglingen zu einer Reinheit und Eleganz der Aussprache zu verhelfen, die mit den bisherigen Mitteln nicht möglich gewesen ist, weil die theoretische Einsicht in die Natur der Laute und in die Art der Hervorbringung derselben fehlte. Die Darstellung ist so einfach gehalten, dass ohne zeitraubende Besprechung von Seiten der Lehrer die einzelnen Abschnitte wie *Leçons* eines Vocabulars verwerthet werden können. Aber der Gewinn ist ein doppelter: einmal das Erlernen des Wortes und dann das genaue Erkennen und Wissen seiner Aussprache. In der Hand gewandter Lehrer und Sachkenner wird die Benutzung dieses Aussprachebuches dem Unterricht überhaupt eine ganz andere Färbung und höheres Interesse verleihen.

Viertens, zum Privatunterricht. Die Menge derer, welche in Privatstunden französische Sprache und Feinheit der Aussprache zu erlernen streben, werden an diesem Buche ein Hülfsmittel besitzen, welches ihnen und denen, die sie unterrichten, die Mühe des Lernens und Lehrens wesentlich erleichtern kann. Sowohl die Lehrer deut-

scher Nationalität, als auch die geborenen Franzosen und Französinnen, welche Unterricht an Deutsche ertheilen, können überzeugt sein, dass sie mit Benutzung des Buches auffallend bessere Resultate als durch blosses Vorsprechen und gelegentliches Verbessern erzielen werden. Es genügt nicht, den Laut bloss vorgesprochen zu hören, man muss auch wissen, wie er hervorgebracht wird. Und das lehrt eben das Buch in einfachster und ausreichendster Weise.

Die Lehrer, welche sich bisher für ihre Zwecke der zerstreuten und zusammenhanglosen Bemerkungen einer Anweisung für Syllabaires u. dgl. bedient haben, finden in dem vorliegenden Aussprachebuche den Gegenstand in planmässiger, übersichtlicher und schulmässiger Ordnung und Darstellung."

Weil der Verfasser mit Vorliebe die Idee verfolgt hat, dass die erste Abtheilung seines Buches zugleich eine allgemein sprachliche Grundlage für das Erlernen des Französischen, abgesehen von dem Aneignen der Aussprache, bieten könnte, hat er daneben die Formenlehre soweit berücksichtigt, dass die Schüler von der Grammatik soviel, als zum Uebersetzen der Uebungsstücke erforderlich ist, mitbekommt. Doch ist darauf aufmerksam zu machen, dass dieser Gesichtspunkt nur als ein zweiter, neben- und untergeordneter erscheint. Wird ein solches Buch dem Anfangsunterrichte zu Grunde gelegt, so gewährt es für den darauf folgenden stricten grammatischen Unterricht eine willkommene Basis; wird es in einer Classe benutzt, in welcher die Schüler bereits die Formenlehre hinreichend kennen, so bietet es unter Umständen dem Lehrer gelegentliches Material auch zu Exercitien und Extemporalien. Jedenfalls ist es als eine Zugabe anzusehen, welche dem Lehrer vollkommen freie Hand lässt. Wem es geeignet scheint, der mag davon Gebrauch machen; wer es allein auf die Aussprache absieht, kann die Sätze, namentlich die deutschen, bei Seite lassen. Die Eintheilung des Buches in zwei für sich bestehende Partien, sowie die Anordnung und Vertheilung des Aussprachestoffes ist eine derartige, dass verschiedene Interessen und divergirende Ansichten dabei ihre Rechnung finden können. Auf allgemeine und allseitige Zustimmung bei methodisch angelegten Büchern zu rechnen, wäre ein Verkennen des Publicums.

Wir haben im Vorstehenden den Inhalt der beiden Abtheilungen des französischen Aussprachebuches von Benecke angegeben. Fassen wir das, was der Verfasser giebt, und wie er es giebt, bei unserer Beurtheilung zusammen in's Auge, so haben wir uns dahin zu äussern, dass Stoff und Behandlung des Gegenstandes die Aufmerksamkeit des Fachmannes in hohem Grade verdienen. Einer grossen Zahl von Lesern, welche der phonetischen Seite der Sprache gerade kein specielles Studium widmen, wird es bequem sein, in jenem Buche sichere Auskunft über die Natur der französischen Laute, viele Andeutungen der Art und Weise, wie man die Aussprache beim Unterrichte zu behandeln und worauf man sein Augenmerk zu richten hat, und eine so eingehende Berücksichtigung der Einzelheiten zu finden, dass sie bei der Lectüre nicht leicht auf Wörter stossen werden, deren Aussprache sie nicht aus dem Aussprachwerk von Benecke entnehmen könnten. — Ein genaues Inhaltsverzeichniss und eine kurze Angabe des Inhalts oben auf der Seite erleichtert das Auffinden. Wir können daher den Lehrern der französischen Sprache empfehlen, von dem Buche Kenntniss zu nehmen, und sich durch eigenen Einblick von der Zweckmässigkeit desselben für Lehrerzwecke sowie für Unterrichtsziele im Allgemeinen beim Betreiben der französischen Sprache zu überzeugen. Abgesehen aber von der Bequemlichkeit, welche das Buch dem Lehrer, der im Französischen zu unterrichten hat, für eigene Zwecke gewährt, ist es für den Schüler, und namentlich für den der oberen Klassen, zur Aneignung correcter Aussprache

ein Hülfsbuch, welches ihm auch noch nach der Schulzeit ein zuverlässiger Rathgeber sein wird.

Man giebt soviel auf die Aussprache; die Aussprache allein erweckt schon ein günstiges oder nachtheiliges Urtheil über jemandes Kenntniss einer modernen Sprache, und doch geschieht im Ganzen wenig, um Correctheit darin zu schaffen. Mögen die Lehrer nun die einzelnen Abschnitte des trefflichen Buches von Benecke wie Leçons eines Vocabulars behandeln, oder mögen sie bei der Lectüre und bei Sprechübungen die Veranlassung, welche falsch ausgesprochene Wörter geben, dazu benutzen, den bezüglichen Paragraphen des Buches aufschlagen zu lassen: die Anwendung eines gedruckten Aussprachematerials wird eine weit grössere Sicherheit des Aussprechens erzielen lassen, als gelegentliche, einmalige Bemerkungen.

Wir sind der Ansicht, dass es sich wohl lohnt, die Arbeit des Herrn Benecke für die Zwecke, welche der Titel angiebt, zu berücksichtigen. Der praktische Gesichtspunkt tritt überall hervor, dabei aber nicht minder das Bestreben des Verfassers, die lautliche Erscheinung in ihrem Entstehen zu erklären und zu begründen, so dass der wissenschaftlichen Seite Rechnung getragen wird, ohne das leichte Verständniss und das, was der Verfasser das „Schulmässige“ nennt, zu benachtheiligen. Wir verweisen Beispiels halber auf § 17 der 2. Abtheilung.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung sehr gut und der Tüchtigkeit des Werkes ganz entsprechend, welches Referent schliesslich den Berufsgenossen recht warm empfiehlt.

H.

Programmenschau.

Analyse der französischen Verbalformen für den Zweck des Unterrichts. Von Dr. Lücking, Oberlehrer. Programm der Louisenstädtischen Gewerbeschule zu Berlin, Ostern 1871.

Die Arbeit von Dr. Lücking zerfällt in 4 Theile: 1. eine Einleitung, in der die bisjetzt herrschenden Methoden, das Verb zu lehren, durchgenommen werden; 2. eine Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Lautwandel und dazu die Neubildungen; 3. eine Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Bedeutungswandel der Suffixe; 4. eine Analyse für den Schulunterricht, der ein Nachwort zugefügt ist.

I. Die jetzt herrschenden Methoden.

Zunächst spricht Herr Lücking von der gewöhnlichen Lehrart, bei der die sogenannten Ableitungsregeln angewandt werden; hierbei nimmt er an, dass die meisten Lehrer beim regelmässigen Verb Stamm und Endung unterscheiden, und erst beim unregelmässigen Verb jenen „Plunder von Ableitungsregeln" in Anwendung bringen. Diese Annahme halte ich für falsch. Gerade für das regelmässige Verb lassen sich die Ableitungsregeln verwerthen, und alle Grammatiken, ohne Ausnahme, wollen sie dort schon verwerthet wissen. Aber die Ableitungsregeln sind verschieden, besonders in einem Hauptpunkte; nur wenige Grammatiken nämlich lehren, dass der Subj. du Présent von der 3. Pers. Plur. Ind. du Présent herzuleiten sei, sondern bilden ihn aus dem Participe présent und treffen damit zufällig das Richtige; denn gerade in dieser Form ist der Stamm des Verbs unversehrt, wie er im Subj. du Prés. gebraucht wird, erhalten. So lehren u. a. Borrel, Stiffelius, Toussaint-Langenscheidt, Girault-Duvivier, Noël und Chapsal, während sich jene unglückliche Ableitungsregel von der 3. Pers. Plur. Ind. du Présent ausser bei Plötz, bei Knebel und bei Gruner findet. Andere heben, ohne sich auf die historische Grammatik zu stützen, die Endungen richtig vom Stamm ab und geben sie für die einzelnen Conjugationen an. Recht verständig geht dabei Meidinger zu Werke; besonders zu beachten ist die auch sonst recht empfehlenswerthe Grammatik von D'Hargues. Diese Unterschiede in der gewöhnlichen Methode hätte Hr. Lücking anführen müssen, statt nur die allerschlechteste herauszusuchen und zu bekämpfen.

Ausser dieser gewöhnlichen Methode führt Hr. Lücking zweitens die Methode an, welche ich in der kleinen Schrift: „Das französische Verbum für die Schule bearbeitet," befolge, bei der ich mich besonders mit Anwendung der trivialsten Lautveränderungsgesetze der historischen Grammatik möglichst zu nähern gesucht habe; ob ihm zugleich die von Dr. Bratuscheck für die Friedr. Werd. Gewerbeschule gedruckten „Conjugationsgesetze" vorgelegen haben, lässt sich nicht ersehen. Hr. L. nimmt besonders an diesen Lautgesetzen Anstoss. Er greift eins heraus, in welchem es heisst: „ss vor t fällt fort," dass also il palit dadurch gebildet worden sei, dass t an den Stamm paliss getreten ist und dieser nun sein ss verloren und dafür einen Circonflex auf dem i erhalten habe. Ein paliss-t, sagt er, hat es nie gegeben, sondern, indem die Form palit aus palisset entstand, ist erst das e und mit ihm ein s, viel später das andere s geschwunden. Gewiss richtig; aber ist desshalb nicht *ss* schliesslich in summa ausgefallen? Allerdings ausserdem noch e; ist das wirklich ein so grosser Verstoss, wenn wir von dem e schweigen? Wie lehrt denn Hr. Lücking selbst? Er sagt wörtlich Seite 45 in seiner Schulanalyse: Die Stämme auf ss haben vor dem Personenzeichen *t* kein ss. Ist dieses „Nicht haben" eine besondere Eigenschaft jener Stämme auf ss oder eine Folge des Herantretens des t? Doch wohl letzteres; also lehrt Hr. Lücking genau dasselbe. Hr. L. hat nur den Versuch gemacht, die Unrichtigkeit eines der von mir aufgestellten Lautgesetze nachzuweisen; ich gebe im Ganzen 20 solche Gesetze, alle nicht erwähnten wendet Hr. Lücking — wie sogar auch das eine, welches er angreift — selbst an, und doch gelangt er zu dem harten Urtheil, dass mit „dergleichen Pseudolautgesetzen" grosses Unheil angerichtet wird und dass unsere Methode also jedenfalls zu verwerfen (Seite 9, oben).

II.

Die Schwierigkeit der Analyse der Verbalformen, sagt Hr. L. richtig, liegt besonders darin, dass mit dem Lautwandel ein Bedeutungswandel vor sich gegangen ist, der oft zu einem Widerspruch zwischen der ursprünglichen Bedeutung und der modernen Bedeutung alter Formen oder der Reste derselben in dem jetzigen Worte führt. Während in nous aim*ons* das o ursprünglich Präsensstammverstärkung war, ns ein Rest von „ma und si," „ich und du," wird jetzt der ganze Complex ons als Personalendung empfunden. Was jetzt als Modus- und Tempuscharakter oder als Personalendung empfunden wird, ist schwer zu sagen; denn die, welche Französisch als Muttersprache sprechen, lernen es, ohne über dergleichen nachzudenken oder belehrt zu werden; wir aber, die wir es systematisch lernen und lehren, sind ja mit H. Lücking eben dabei, eine Lehrart zu machen. Jedenfalls jedoch hat Herr L. Recht, seine Untersuchung auf diesen wichtigen Punkt, den Bedeutungswandel, mit auszudehnen.

Der Lautwandel, Neu- und Umbildungen.

Zum Nachweis des Lautwandels geht Hr. L. an der Hand von Schleicher's Compendium der vergleichenden Grammatik mit Benutzung von Curtius und Corssen die einzelnen Kategorien durch. Von der Erklärung der Wurzel geht er zum Wortstamm, von dem zum Verbalstamm, von dem zu den Tempusstämmen, von den Tempusstämmen zu den neugebildeten Temporibus, von denen zu den Moduselementen, dann zu den Personalendungen und endlich zu den Verbalnominibus. Ueberall führt er Beispiele aus dem Lateinischen an und giebt die entsprechenden französischen Formen. Das ganze ist eine ausführliche, fleissige Zusammenstellung, die denen besonders

willkommen sein wird, welche nicht Gelegenheit haben, selber eingehend jene grösseren Werke zu studieren. Bei der Durchnahme der Präsensstämme stellt Hr. L. in vollständigster Weise alle französischen unregelmässigen Verben den einzelnen Gattungen, zu denen sie gehören, nach. Nach Absolvirung der Präsensstämme hält er inne, um eine Uebersicht der eingetretenen Veränderungen zu geben. Er bespricht dabei zunächst die Veränderungen, welche der Endvocal (ein solcher stand früher überall mit Ausnahme der Wurzel es) erlitten; der Vocal ist theils geschwunden, theils abgeschwächt, Reste sind noch: o, e, e im Pluriel; e muet im Singulier. Der Endconsonant oder die Endconsonanten unterliegen ebenfalls bedeutenden Aenderungen. Diese Aenderungen entsprechen natürlich den allgemeinen Veränderungen, die die lateinischen Consonanten in jeder Wortart erlitten haben; ich hätte es daher für praktisch gehalten, wenn Hr. L. die Uebersicht jener Veränderungen nach den Buchstaben, die am Stammende standen, gegeben hätte, wenn er also z. B. erst besprochen hätte, was aus den Liquiden, dann was aus den Muten, was ferner aus zwei Consonanten geworden wäre, und zwar a. vor den consonantischen, b. vor den vocalischen Endungen; *α.* vor den hörbaren, *β.* vor den stummen Endungen. Dann wäre er freilich genöthigt gewesen, jene verpönten Lautgesetze auszusprechen: so geräth er in eine aufzählende Breite und besonders in Wiederholung; wenn er später zum Part. passé kommt, so muss er vor der Endung t dieselben Veränderungen wie vor dem t der 3. Person angeben.

Bei der Durchnahme der Perfectstämme ergiebt sich folgendes Resultat: Fast durchgehends zeigen sich im Französischen Neubildungen von dem Präsensstamme; erhalten hat sich: a. einfacher Perfectstamm in je fis, je vis, je vins, je tins, je fus, also in 5 Passés définis. Dieser einfache Perfectstamm, welcher im Lateinischen durch Reduplication entstanden ist, die ihrerseits wieder durch Contraction geschwunden ist, unterscheidet sich nach dem Uebergange in's Altfranzösische sehr wenig, ja gar nicht, vom Verbalstamme; ebenso nähert sich der Präsensstamm. soweit er durch Verbal-Suffixe gebildet ist, dem Verbalstamme, so dass Perfect- und Präsensstamm schon im Altfranzösischen kaum auseinandergehalten sind. Während z. B. von dem Verbalstamme fac, jene Tempusstämme facj, und fēc lauten, lassen die Formen des Altfranzösischen: nous fesum (fesom), vous festes; je fesoie; tu fesis, vous fesistes; que je fesisse etc. erkennen, dass die Lautabschwächung des a und ē zu e den meisten Formen von faire das Gepräge giebt, als seien sie von einem Stamme (fes) gebildet, der dem Verbalstamme gleich ist. Es schwindet für die Conjugation jener Unterschied von besonderen Tempusstämmen und ersetzt sich, als man wieder genauer auf die Formen zu achten anfing, durch einen Unterschied allein in den Endungen der Tempora. Während also im Lateinischen Präsens und Perfect von facere sich scharf kennzeichneten, jenes durch das Suffix ja, dieses durch die Länge des e erstens und durch das Suffix i zweitens, besitzt später das Präsens gar kein Kennzeichen mehr, das Perfect nur noch eins, hier i, welches Hr. L. mit uns zur Endung des Passé déf. jetzt rechnet. Aus je fesi, tu fesis, il fesit etc. mit dem Ton auf der letzten Silbe, ward nun gerade, weil jetzt das i so nachdrücklich betont werden musste, je fei = je fi, tu fis, il fit. In nous fesons u. ähnl. Formen hielt sich das s, weil ons lange nicht so nothwendig war zur Charakteristik der Form, „nous“ allein hätte schon genügt; später stellt sich sogar durchgehends da, wo die Verkürzung noch nicht eingetreten ist, das ai wieder ein; dadurch sind wir nun genöthigt und berechtigt zu supponiren, dass, wenn die Ausstossung des s nicht so früh eingetreten wäre, die Formen des Perfects zunächst je faisi, tu faisis etc. gewesen wäre, und wir handeln nicht unfranzösisch, wenn wir lehren: faire hat den allen Formen gemeinschaftlichen Stamm fais, aus je faisis ward je fis. Wenn Hr. L. also lehrt, in je fis—' hat sich der einfache Perfectstamm erhalten, so müs-

sen wir dies hiernach für falsch halten. Aus den Tempusstämmen von videre: vīde u. vīdi wird altfranzösisch ve u. veï d. h. das Perfect hat wiederum i als Kennzeichen, welches dem für alle Formen gemeinschaftlichen Stamme ve zutritt; wiederum absorbirte das i das schwache e, so ward aus: je vei, tu veïs etc., je vis, tu vis. Im Présent lautet das e in oi um, wie je reçois statt je reces, und dieses oi erhält sich auch vor den betonten Endungen, so dass schliesslich die Conjugation einen Stamm voi, der allen Formen gemeinschaftlich ist, voraussetzen lässt; das oi lautet zurück in e im Futur und Passé défini und im letzteren tritt dann Verkürzung ein. Die höchst merkwürdigen Formen je vins und je tins haben nicht das i als Kennzeichen behalten, obschon altfranzösisch der Subj. de l'Imparfait je tenisse, je venisse hiess und tu tenis, nous tenimes, vous tenistes gebräuchlich sind: nach Wegfall des i — der erst eintrat, nachdem längst das e in tu venis kurz geworden und somit wieder für venir und tenir ein allen Formen gemeinschaftlicher Stamm ven und ten sich gestaltet hatte — müssten wir je viens und je tiens für das Passé défini erwarten; so hiess aber schon das Présent; möglicher Weise ist deshalb nicht die Umlautung des e in ie, sondern die in i (vergl. venin, venēnum) eingetreten und je vins und je tins daraus geworden; dann hätten wir hier also ein nach Art der deutschen starken Conjugation mit Umlaut gebildetes Perfect.* Keinenfalls kann von einer Erhaltung des lateinischen Perfectstammes die Rede sein. Da für fus kein Présent vorhanden ist, so ist diese Form für die Lehrart gleichgültig. Herr Lücking sagt ferner: es hat sich von früher zusammengesetzten Perfecten der Perfectstamm erhalten in: je dis, je mis, je ris, je conclus, j'exclus, j'assis, j'acquis, je pris. Bei je conclus und j'exclus ist keine Nöthigung vorhanden, den alten Perfectstamm anzunehmen, da der Präsensstamm (nous conclu-ons) mit ihm gleichlautend geworden ist, ebensowenig bei je ris, in dem einfach 2 i zusammengeschmolzen sind, wie in je fui-is = je fuis. Es blieben also die 5 Formen je dis, je mis, j'assis, j'acquis, je pris. Bei dire ist der allen Formen gemeinschaftliche Stamm im Altfr. dis im Passé déf. erhalten in ils distrent, sonst abgeschwächt zu des, tu desis, nous desmes, que je desisse, hieraus wie bei faire tu dis, nous dîmes, que je disse, also wiederum hier kein Grund zur Annahme eines erhaltenen Perfectstammes. Ebenso sprechen die altfranzösischen Formen von mettre gegen die Behauptung von H. Lücking, dass man in je mis das is als von denselben lateinischen Buchstaben in *misi* hergekommen betrachten müsse. misi ward ganz naturgemäss meï, hieraus mi, später mis, ebenso tu mesis, nous meismes, vous meistes, woraus tu mis, nous mîmes, vous mîtes ward: nur in il mist, ils mistrent ist das Perfect-i gewichen, und das Stamm-i ist in il mit, ils mirent daher anzuerkennen. Genau wäre also zu lehren: je m-is, tu m-is, il mi-t, nous m-îmes, vous m-îtes, ils mi-rent. Wir richten uns nach der Mehrzahl der Formen und betrachten daher das i durchweg als Perfectzeichen. Eins ist aber zuzugeben: die im Altfranzösischen auftretende Neigung, allen Formen einen gleichen Stamm unterzulegen, hat bei mettre nicht die Kraft gebabt, die schon im Lateinischen durch Ausfall des t im Perfect eingetretene Verkümmerung des Stammes zu heben. Bei asseoir ist der allen Formen gemeinschaftliche Stamm asse, hieraus, wie bei voir, j'assis, das Präsens mit Umlautung in ie: j'assieds. Bei dem Passé déf. von acquérir haben wir es nicht mit einem besonderen Perfectstamme (ausser dem zur Endung sich schlagenden i) zu thun, da schon im Lateinischen der Perfectstamm gleich dem Präsensstamme plus ivi = i war, sondern mit einer dem Französischen ganz fremd gewordenen Vertauschung des r mit s; allen Formen gemeinschaftlich ist im Altfr. der Stamm acquér, vor vollem i (nicht i in ions, iez) verwandelt sich r in s:

---

* Vergl. Vorrede zur 3. Aufl. meines französischen Verbums.

j'acquésis verkürzt sich zu j'acquis. Endlich je pris: Bei prendre herrscht die Neigung im Altfr. vor, den Stamm pren, also einen allen Formen gemeinschaftlichen Stamm, auch dem Passé déf. unterzulegen; gerade wie bei venir und tenir hielt sich auch hier (nach n?) das i nicht, es entstand je prins, daraus ward, da n vor s oft ausfällt, je pris; hiernach hätten wir je pris wie je vins und je tins als ein durch Umlaut direct vom Stamme gebildetes Passé déf. anzusehen; wir haben also wiederum keinen alten Perfectstamm.

So glauben wir denn nachgewiesen zu haben, dass sich nur bei je mis von dem Auftreten eines besonderen Perfectstammes sprechen liesse. Wir legen auf die vorstehende Auseinandersetzung besonderes Gewicht, weil Herr Lücking seine Schulanalyse in einem Hauptpunkte nach dieser fehlerhaften Anschauung der genannten Passés définis zustutzt.

Bei den neugebildeten Temporibus sagt Hr. Lücking, dass die verkürzten Formen von avoir schon vor der Zusammenrückung bestanden haben; so lange er keine Belegstellen aus dem frühesten Altfranzösisch dafür beibringen kann, so lange wird diese Behauptung eine gewagte bleiben. In il saillera und je cueillerai, meint Herr Lücking, sei das gekürzte i zu e abgestumpft worden; ich halte den Hergang für einen anderen: in saillir wurde gerade wie in venir, tenir, mourir, courir, acquérir das i und zwar zwischen zwei Liquiden ausgestossen (vergl. je donrai, je demeurrai im Altfranzösischen), so entstand sailra = saldra = saudra, alle diese Formen sind im Altfranz. vorhanden. Der Gegensatz von saudra zu saillir war für das Sprachgefühl schliesslich zu gross geworden und man schob nachträglich zwischen l und r wieder ein e ein, um das l vor der Verwandlung in u zu schützen. Ebenso wird cueudrai wieder durch cueillerai ersetzt. Ein gleicher Grund liess statt il sault, il cueult (auch ohne l geschrieben) die Formen il saille, cueille eintreten; so entstand bei saillir tressaillir, assaillir und cueillir das Prés. Sing. auf e, es, e. Solche Erscheinungen, wo das Sprachgefühl sich stemmte gegen zu grosse Veränderungen, durch die ausserdem eine schon vorhandene Form herausgekommen wäre, glaube ich bei 4 anderen Formen annehmen zu dürfen. Sonderbarer Weise nämlich werden ohne Stammverkürzung vor u gebildet issu, cousu, vêtu und ganz anomal ist gebildet vécu. Hätte man issu verkürzt, so entstand einfach u eine Form von zu geringem Umfange, die ausserdem mit eu gleichgelautet hätte: aus vêtu wäre vu geworden; statt vécu erwarten wir vivu, daraus hätte wieder vu werden müssen.

Bei den Bemerkungen über die Personalendungen ist mir aufgefallen, dass Hr. L. gar nicht erwähnt — worauf z. B. Diez Gewicht legt — dass für das Antreten des s in der 1. Pers. Sing. das Nominativ-s mit von Einfluss gewesen ist; diese Ansicht hat um so mehr Wahrscheinlichkeit, als zu derselben Zeit sich vielfach Formen der 1. Pers. Plur. ohne s finden. Ich vermisse wiederum bei den Personalendungen Lautgesetze.

Das Part. perf., zeigt Hr. L. bei den Verbalnominibus, ist, nachdem der eigene Stamm, den es durch Anhängung von tu an den Verbalstamm erhalten hatte, sich wieder abgeschliffen hat, ebenfalls jetzt als von einem gleichmässig durchgehenden Verbalstamm, der dem Präsensstamm gleich ist, gebildet zu betrachten. Auf einen besondern lateinischen Stamm für das Part. perf. müsse man jedoch zurückgehen bei mis, sis, acquis, pris, circoncis, clos. Lässt man s als Endung des Part. passé im Französischen überhaupt zu, so sind circoncis und clos ganz regelmässig von den allen Formen gemeinschaftlichen Stamm circoncis, clos gebildet, über die Bildung von pris gilt dasselbe, wie über die von je pris; acquis gesteigert aus acques, dem durchgehenden Stamme, an den kein neues s herantritt. Ob wir bei sis eine Umlautung aus ses annehmen dürfen, die etwa eintrat, um den Gleichklang mit den vielen ähnlichen Formen desselben Verbs zu vermeiden, ist wohl fraglich. Für mis müssen wir die directe Einwirkung des alten

Part. Perf.-Stamm zugeben, blieben also höchstens 2 Participes übrig, für die ein alter Part. Perf.-Stamm anzunehmen wäre. Wir kommen hierauf zurück.

Bei den vielen Neubildungen auf u erwähnt Hr. L. schliesslich ein Lautgesetz über Stammverkürzung vor der Endung u resp. us. Er sagt wörtlich: „Vor dem betonten u beharren mp, nc, nd, rd, tt, ferner ss aus x (issu) und s, vor welchem n gestanden (cousu), ausserdem die Liquiden l, r und der Nasal n (m kommt nicht vor), dagegen schwinden die Explosivlaute p, b, d, c, g, sowie der Spirant v und ein aus sc entstandenes ss oder s.“ Hierbei vergisst Hr. L. vêtu; ferner können wir direct nicht zugeben, dass p, b, d, c, g schwinden, sie schwinden allerdings öfters in allen Formen eines Verbs, also auch vor u (vergl. lire, legere — lu; croire, credere — cru etc.), aber H. Lücking wird keinen Fall anführen können, wo jene Consonanten allein vor u gewichen sind, während sie vor o, a stehen blieben; dies ist nur der Fall bei Stämmen auf v, s, ss. Später in der Analyse für die Schule sagt Hr. L. beim Passé déf.: „Geht die erste Form des Stammes (Präsensstamm) nicht auf l, ll, r aus, so erscheint die zweite Form in der Art kürzer, dass von der letzten Silbe der ersteren nur die Anfangsconsonanten vorhanden sind;“ beim Part. passé heisst es: die 3. Form des Stammes (Part. passé-Stamm) erscheint kürzer, wenn nicht die erste Form auf l, ll, r, n, t (vêtu) ausgeht. Hierbei vergisst Hr. L. alle Part. passés der sogenannten 4. Conjugation vendu, rendu etc. Ich glaube annehmen zu dürfen, dass ich das in Rede stehende Gesetz zuerst allgemein ausgesprochen habe, worauf ich auch ausdrücklich in der Vorrede der 3. Auflage meines „Französ. Verbums“ hingewiesen habe. Die Sache ist sehr einfach; man braucht sich nur mechanisch alle Passés définis und alle Participes passés auf us resp. u hinzuschreiben, so findet sich die Regel von selbst: Sieht man nämlich ab von den oben besprochenen Formen vêtu, issu, cousu vécu, vécus, so findet man sofort, alle nicht verkürzenden Formen haben am Stammende l, n, r oder 2 Consonanten, alle verkürzenden Formen dagegen haben ein s, ss, v mit vorhergehendem Vocal oder einen blossen Vocal. Indem ich nun nicht zu entscheiden wagte, ob einige der nicht vorkommenden Consonanten, wie z. B. f oder p hätten ausfallen oder stehen bleiben müssen, habe ich das Gesetz gefasst: „Endet der Stamm auf einen Vocal oder s, ss, v mit vorhergehendem Vocal, so fällt der Vocal oder s, ss, v mit vorhergehendem Vocal aus, wenn u als Bindevocal oder Endbuchstabe antritt.“ Zu diesem Gesetz habe ich in einer Anmerkung dann die Fälle aufgezählt, in denen keine Verkürzung eintritt. Hr. Lücking hat den Inhalt dieser Anmerkung zur Regel gemacht, also gelehrt, wann der Stamm nicht verkürzt wird, hat aber, da er die Part. passés der 4. Conjugation vergessen und ausserdem vêtu, cousu, issu hinzugezogen hat, sehr eigenthümliche Regeln herausgebracht. Hr. L. recapitulirt diesen Abschnitt über den Lautwandel schliesslich dahin, dass durchgängig eine Lautschwächung zu constatiren sei, nebenbei ein Auftreten von bedeutungslosen Lauten (Hülfslauten). „Aber neben den aus physiologischen Bedingungen der Lauterzeugung als unbewusste Lautschwächungen verständlichen Umwandlungen des Lautkörpers sind an demselben gewisse andere Veränderungen zu constatiren, welche ohne die Annahme eines mitwirkenden Gedankens nicht begriffen werden können: es sind nämlich ziemlich häufig Formen nach dem Muster anderer umgebildet oder auch durch Formen, welche nach dem Muster anderer neu gebildet wurden, ersetzt worden.“

III. Bedeutungswandel.

Die Untersuchung der Verbalformen in Bezug auf den Bedeutungswandel ist schon desshalb als werthvoll zu betrachten, weil hier wohl das erste

Mal der Versuch gemacht worden ist, diese Seite gründlich zu beleuchten. Was Hr. L. hier sagt, ist durchgängig klar, und, wenn ich mit den gezogenen Folgerungen auch nicht überall einverstanden bin, so kann ich doch diesen Abschnitt Jedem auf das Wärmste empfehlen. Hr. L. weist zunächst darauf hin, wie die Suffixe in den ältesten Sprachen selbstständige Wurzeln gewesen, die ihrerseits Träger gewisser Bedeutungen waren. „Wenn aber auch der ursprüngliche Sinn der Suffixe noch nicht allgemein festgestellt und die Entwickelung desselben noch nicht als eine gesetzmässige erwiesen ist: so lässt sich doch soviel mit Sicherheit behaupten, dass dieselben auf einem bestimmten Sprachgebiete in einer bestimmten Epoche der Sprachgeschichte für das Sprachgefühl des Volkes bestimmte Bedeutungen besessen haben, und dass diese geistigen Werthe der phonetischen Ueberreste der Suffixe innerhalb der lateinischen Sprachentwickelung in einer Epoche, welche vor die Blüthezeit der römischen Literatur fällt, sich im Wesentlichen mit den Werthen der verbalen Kategorien der Person und des Numerus, des Tempus und des Genus gedeckt haben. — Noch immer haften diese Unterschiede der Bedeutung für das Sprachgefühl am Unterschiede der Form. Aber dieselben haften an den Elementen der Formen in ganz anderer Weise, als dies ehedem der Fall gewesen ist; die phonetischen Ueberreste der Suffixe haben nämlich zum Theil eine von ihrer ursprünglichen durchaus verschiedene Function übernommen, eine Function, die früher einem benachbarten Suffixe eigen war, welches entweder geschwunden oder selbst Träger einer anderen Beziehung des Wurzelbegriffs geworden ist." Indem nun Hr. L., um Verwechslungen vorzubeugen, für Personalendungen hier beim Neufranzösischen Personalzeichen und entsprechend Moduszeichen, Tempuszeichen sagt, nimmt er diese einzelnen Kategorien durch, und indem er dabei stets danach fragt, was jetzt als das betreffende Zeichen empfunden werde, kommt er zu Schlüssen, in denen ihm im Allgemeinen beigestimmt werden muss, z. B. sagt er, gewiss mit Recht, in ons, ez, ent des Prés. de l'Ind. sind jetzt reine Personenzeichen zu erblicken, es sind also die Vocale o, e, e aus einer Stammverstärkung zu einer Personenzeichenverstärkung geworden. Gegen einen Schluss muss ich jedoch mich aussprechen. Weil, sagt Hr. L., an je croi, ich glaube, ein s nach Analogie von je crois, ich wachse, angesetzt worden ist, so folgt, dass man in je crois, ich wachse, das s nicht mehr als Stammausgang, sondern als Personenzeichen fasste. Das war so lange nicht möglich, als es hiess je crois, tu crois, il croi*st*, denn so lange wies dass in il croi*st* auf den Ursprung des s in je crois und tu crois hin. Als aber das s gefallen war, rückte t in gleiche Linie mit dem s der beiden ersten Personen, wodurch nun dieses s anfing als Endbuchstabe empfunden zu werden. Ganz consequent fährt Hr. L. fort, das s in tu es erlitt diese Umwandlung nicht, weil il est noch das s des Stammes behalten hat. So plausibel uns Hr. L. auch diese Anschauung macht, ich muss doch sagen, ich finde sie zu gekünstelt. Zunächst liegt gar keine Nöthigung dazu vor. Mit dem Vortreten der Pronomina je, tu, il etc. hätten die Personenzeichen ganz aufhören können; denn die Person war durch das Pronomen gekennzeichnet; ich wüsste nicht, dass im Englischen Schwierigkeiten für das Verständniss daraus erwüchsen, dass die Verbalform in: I love, we love, you love, they love vollkommen gleich ist. Wenn nun an je croi ich glaube ein s herantritt, so geschieht dies keineswegs aus Bedürfniss nach einem Personenzeichen, noch auch, weil man in je crois, je fais, je connais etc. das s als solches anzusehen angefangen hatte und nun je croi nicht ohne dasselbe lassen wollte; denn als Personenzeichen hat es schon deshalb keinen grossen Zweck, weil schon die 2. Person das s für sich in Beschlag genommen hatte, sondern der Zusatz tritt aus rein äusserlichen Gründen, behaupte ich, ein, nämlich um dem Ohre, welches in so sehr vielen Fällen die Bindung mit dem s empfand und den Hiatus nicht gern hörte, zu willfahren,

und um dem Auge, welches in noch mehr Fällen das s in ersten Personen und Nominativen des Singulars geschrieben resp. später gedruckt sah, gerecht zu werden. Wird also das s zu je croi nicht als Personenzeichen zugesetzt, so braucht auch das s in je crois, ich wachse, wegen jenes zugetretenen s nicht als Personenzeichen empfunden zu werden. Und wenn Hr. L. das s in il croist als classischen Zeugen für die Herkunft des s in den beiden ersten Personen zulässt, warum gelten ihm dann die beiden s in nous croissons, que je croisse, die jetzt noch da sind, nichts zum Beweise seiner Abstammung; noch auffälliger ist die Schiefe der Auffassung bei Verben wie produire; hier steht fast in allen einfachen Formen noch das stammhafte s (nous produisons; je produisais; je produisis; que je produisisse, produisant) und trotzdem soll es in je produis, tu produis nicht mehr als stammhaft angesehen werden. Warum soll man es denn nicht als stammhaft anerkennen, da doch ein so deutlich fühlbares und oft angewendetes Gesetz: s tritt nicht mehr an den Stamm, wenn derselbe schon auf s endigt, weil eben nie ein Doppelconsonant am Ende eines französischen Wortes steht das Nichtantreten des Personenzeichens s erklärt? Ganz ebenso müsste man in les palais das s für ein Pluralzeichen ausgeben und lehren: Von le palais heisst der Stamm im Plural palai.

In der 3. Pers. Plur. lässt Hr. L. die jetzt empfundenen Personenzeichen ent sein, in dem Subjonctif aber blos nt, da dort das e als Moduszeichen gefühlt wird. Dieser Unterschied erschwert nachher die Lehrart und ist unwesentlich: will man das e als Moduszeichen hier nicht fallen lassen, so kann man ja einfach lehren: das Moduszeichen e verschmilzt mit dem e der Endung zu einem (vergl. I like, I liked).

Bei den Tempuszeichen sagt Hr. L., dass die ehemaligen Suffixe a, i nicht mehr als solche zu betrachten, sondern als Perfectzeichen anzusehen seien; er erwähnt nicht, dass das Passé déf. die reinen Endungen mes, tes und nicht ons, ez hat. Den Versuch einer Erklärung, warum das Sprachgefühl nicht die Gewalt hatte, nach Analogie der anderen Tempora auch hier ons, ez zu setzen, hätten wir gern gesehen. Indem der bei Weitem grösste Theil aller Verben einen consonantischen Auslaut in dem allen Formen gemeinschaftlichen Stamm hatte, wie er sich im Altfranzösischen herausbildete, das Passé déf. aber fast überall einen Vocal, vor dem es mes resp. tes behielt, ward jener Vocal zunächst natürlich als Kennzeichen des Passé déf., zugleich aber als Bindevocal empfunden, der also damit auf gleicher Stufe mit dem o resp. e des ons und ez steht. Hätte man nun aber entweder im Présent parlames (parlomes) beibehalten oder im Passé déf. nous parlans, vous parlaz (woraus parlez werden musste) gesetzt, so wäre wiederum eine zu grosse Gleichheit des Présent und Passé déf. herausgekommen: hierin liegt wohl der Grund für die Beibehaltung des mes und tes; ja man schob sogar ein unetymologisches s in die Endungen ames, imes, umes vor m ein, das nun mit dem etymologischen s in astes, istes, ustes zugleich als Tempuszeichen empfunden wurde und der Abschwächung des mas und tes zu ns, z mit widerstehen half. Demnach sind also diese Buchstaben mit Träger der Kennzeichnung des Tempus geworden. In dem rent der 3. Pers. Plur. war das r von Anfang an zu starr zur Veränderung; es musste bleiben und es blieb, wie auch Hr. L. in der Schulanalyse angiebt, als Kennzeichen des Passé défini.

Die Verbalnomina hat Hr. L. in diesem Abschnitte ganz vergessen; es wäre doch wichtig gewesen über das Part. passé Einiges zu sagen, dass z. B. das é in aimé früher Stammverstärkung war, jetzt aber als Endung empfunden wird.

Bei Behandlung der Stammarten endlich, d. i. der verschiedenen Formen des Verbalstamms mit den Verstärkungen in den einzelnen Temporibus erhält Hr. L. das Resultat, dass als Stamm des Verbs für alle Formen,

bei den mit a, e, i abgeleiteten Stämmen für das moderne Sprachgefühl nur die Wurzelsilbe übrig bleibt; ausgenommen sind die mit i verstärkten Stämme, die später inchoativ wurden, bei denen iss als Stammverstärkung noch deutlich empfunden wird; nur im Sing. Prés., setzt Hr. L. hinzu, tritt das i als Stammverstärkung für sich allein deutlich in's Auge: hier haben wir also dieselbe künstliche Anschauung des s in je punis, tu punis, wie die des s in je produis, tu produis. Bei je punis ist diese Anschauung historisch um so ungerechtfertigter, als grade von diesen Prés. Sing.-Formen der inchoative Zusatz begann, und man lange Zeit im Altfranzösischen die Formen der 1. und 2. Person Plur. und andere Formen, deren Endungen mit hörbarem Vocal beginnen, noch ohne iss schrieb, während der Sing. jenen Zusatz schon hatte (vergleiche das heutige Italienisch: finisco, finisci, finisce; finiamo, finite, finiscono). Wozu sich solche unnöthigen Ausnahmen schaffen? Für die anderen mit na, ma, ja, ska im Präsens verstärkten Stämme ergiebt sich, dass die Reste dieser Suffixe jetzt als Wurzeltheile empfunden werden und diese so verstärkte Wurzel liegt auch allen anderen Formen fast aller so entstandenen Verben im Neufranzösischen zu Grunde, ausgenommen in jenen oben besprochenen Passés définis (je pris, je fis, je vis, je vins, je tins, je mis, je circoncis, j'assis, j'acquis) und Participes passés (mis, sis, pris, acquis, circoncis, clos). Wir haben das Falsche dieser Ausnahmen bei den meisten dieser Passés définis und participes passés oben nachzuweisen gesucht. „Ein Unterschied," sagt am Schluss dieses Abschnittes Hr. L., „hat sich innerhalb des Stammes dadurch gebildet, dass im Passé déf. sowie im Part. passé vor einem betonten u das oben beschriebene Schwinden von Consonanten und unbetonten Vocalen des Stammes eingetreten." Ich halte den Ausdruck „Unterschied innerhalb des Stammes" nicht für zutreffend; man könnte nach diesem Ausdrucke das, was einfach Wirkung eines Lautgesetzes für den Uebergang aus dem Lateinischen in's Französische ist, für eine ich möchte sagen spontane Aeusserung des Sprachgefühls in Bezug auf die Conjugation halten. Wie kann man die Schüler damit verwirren wollen, dass man lehrt: von paraître heisst der Stamm im Prés. Sing. parai, im Prés. Plur. paraiss, im Passé déf. par—, im Infinitif gar parai—? Warum soll er nicht einfach lernen: der Stamm ist durchweg paraiss, und wo er anders erscheint, da ist die Aenderung beim Zusammentritt von paraiss mit den verschiedenen Arten von Endungen vor sich gegangen? Freilich muss man dann für diesen Zusammentritt ganz allgemeine Lautgesetze aufstellen, die unabhängig von numerus, tempus und modus sind, ja wo möglich für das ganze Gebiet der französischen Sprache gelten.

IV. Analyse für den Schulunterricht.

Hr. L. sagt im Nachwort, dass diese Analyse keineswegs dem Unterrichte unmittelbar zu Grunde gelegt werden, sondern nur die Auffassung normiren soll, mit deren Hülfe dem Schüler die Beherrschung der Verbalformen zu ermöglichen ist. Dieser nachträglichen Bemerkung gegenüber schwebt die Kritik einigermaassen in der Luft, da gerade die Schwierigkeit da anfängt, wo Hr. L. aufhört, nämlich bei der genauen systematischen Verarbeitung der gewonnenen Resultate für den Schulunterricht. Mit einem „ich denke mir die Sache ungefähr so," „ich würde es etwa so machen" ist bei uns nichts gethan. Die Druckseiten, die für diesen letzten Abschnitt verwendet worden sind, hätten hingereicht, statt des Unfertigen etwas Fertiges zu geben. Aber hätte Hr. L. sich der Mühe unterzogen, das „wie er lehren wolle" genau klar zu legen, so wäre er, denke ich, von selbst darauf gekommen, das „was er lehren will" wesentlich zu modificiren. Einen, allerdings sehr wichtigen, Fingerzeig über das „wie" giebt

Hr. L. durch die Empfehlung des Werkes von Wolfart, die Formen des französischen Zeitworts. 2. Aufl. Magdeburg, 1845. Wir kommen am Schluss darauf zu sprechen; betrachten wir zunächst das, was Hr. L. auf Grund der vorhergehenden Abschnitte dem Schüler vortragen will!

§ 1. Namen der Kategorien des Verbs.

§ 2. Personenzeichen: s, s, t; ons, ez, ent; im Pass. déf.: mes, tes, ent; bei vielen Verben steht e vor s, s, t. — Dazu Anmerkungen: 1. Wann hat die 1. Person Sing. kein s; wann tritt x statt s ein (hier sagt Hr. L. x steht statt s nach au und eu ausser in je meus, das ist genau eins meiner „Pseudolautgesetze;“* ich werde die Stellen, wo die anderen auftreten, nicht weiter hervorheben; es findet sie Jeder beim Vergleich unserer Arbeiten auf den ersten Blick heraus). 2. Wann hat die 2. Person kein s; wann tritt x statt s ein (Wiederholung desselben Lautgesetzes). 3. Wann hat die 3. Person kein t. Hierbei lehrt Hr. L.: es tritt kein t ein nach t, d, c, das letzte halte ich für ein „Pseudolautgesetz,“ das nur für die einzige Form il vainc zurechtgemacht ist; in anderen Fällen (l'aspect, le respect) ist es falsch. 4., 5., 6. Die Unregelmässigkeiten bei den Personen des Pluriel (hier kommt der besprochene Punkt, nt oder ent im Subjonctif, zur Geltung);

§ 3. Moduszeichen: e, e, e; i, i, e; Unregelmässigkeiten: il aimât etc.; il ai*t*; nous ayons; je soi-s.

§. 4. I. Tempora des Activs. Présent kein Tempuszeichen; Imparfait ai, ai, ai; i, i, ai. Passé déf. a, i, u oder nichts: in der 1. und 2. Person Pluriel â, î, û oder ^; in der 3. Pers. Pluriel: èr, ir, ur, —r. Subj. de l'Imp. ass, iss, uss oder ss; in der 3. Pers. Sing. â, î, û oder ^.

Die Frage, in welchem Verhältnisse stehen die im Passé déf. auftretenden Verschiedenheiten zu der Infinitif-Endung, beantwortet Hr. L. durch einfache Aufzählung: die Verben auf er haben a; die Verben auf ir haben i, ausgenommen die und die; die Verben auf oir haben u ausgenommen die und die; keinen Vocal haben die und die Verben. Im Ganzen hat der Schüler nach dieser Aufstellung 34 Passé définis, die aus dem Zusammenhange ihrer Verben gerissen sind, als Vocabeln zu lernen.

II. Tempora, die durch Zusammensetzung entstehen oder durch Umschreibung gebildet werden.

§ 5. Tempora des Passifs.

§. 6. Die Verbalnomina: Infinitif er, ir, oir oder re. (Soll die wichtigste aller Fragen gar nicht beantwortet werden, wie findet man aus dem Infinitif den Stamm resp. welche Unregelmässigkeiten sind dabei zu merken?) Gérondif ant; Part. prés. ant; Part. passé é, i, u, s oder t; wie diese Zeichen mit der Infinitifendung zusammenhängen, beantwortet Hr. L. ebenfalls durch Aufzählung; hier giebt es im Ganzen 47 Participes einzeln zu lernen.

§ 7. Die Stämme: Der Stamm ist nicht in allen Verben unveränderlich; bei sehr vielen Verben treten in verschiedenen Formen Verschiedenheiten auf; erstens solche, die auf allgemein gültigen, orthographischen Regeln (das nenne ich Lautgesetze) beruhen; zweitens andere (diese anderen Verschiedenheiten sind nun — so lehre ich — ebenfalls, bis auf ganz wenige, vereinzelte Ausnahmen, Folgen von Lautgesetzen, welche für das Zusammentreten von Stamm und Endungen aussprechen: 1. wie ändern sich die Endungen, 2. wie ändert sich der Stamm, 3. wann treten Buchstaben zwischen Stamm und Endung). Hr. L. hat die Abweichungen in den Endbuchstaben schon in § 2 durchgenommen; hier bei der Verschiedenheit des Stammes innerhalb desselben Verbs betrachtet Hr. L. den Stamm in 3 verschiedenen Situationen: 1. gegenüber den Endungen des Présent, Imparfait, Subj. du Présent, Impératif, Part. présent,

* Vergl. mein Franz. Verbum. 3. Aufl., Seite 10.

Gérondif, Infinitif; 2. gegenüber den Endungen des Passé défini und Subj. de l'Imparfait; 3. gegenüber der Endung des Participe passé. Er nennt den Stamm in diesen 3 verschiedenen Situationen: 1., 2., 3. Form des Stammes. (Hier müssen wir fragen, warum betrachtet denn Hr. L. nicht auch den Stamm gegenüber dem Imparfait besonders? Einfach desswegen, lautet die Antwort, weil, wenn wir den Tempuscharacter ai (i) mit zur Endung rechnen, der Stamm genau derselbe ist, wie beim Présent. Nun denn, der Stamm im Part. passé ist bei etwa 6000 Verben in 5997 genau derselbe, wie im Présent und nur in 2 Formen (mögen es auch 9 sein, wie Hr. L. annimmt) von dem Présent-Stamm verschieden, und wir sollen wegen dieser ganz vereinzelten Formen einen besonderen Part. passé-Stamm annehmen? Wir sollen die didactisch so unendlich vortheilhafte Anschauung „Der Stamm ist in allen Formen derselbe" aufgeben, weil in ein einziges Passé déf. (je mis) aus dem Lateinischen herübergekommen ist, das dieser Auffassung sich nicht schickt. Wenn alle nach der deutschen starken Conjugation gebildeten Imperfecte (ich frug) mit der Zeit in Imperfecte nach der schwachen Conjugation (ich fragte) übergegangen wären bis auf eins, sagen wir auch bis auf neun, würde Hr. L. von vorn herein eine schwache und eine starke Conjugation dem Ausländer lehren wollen? Gewiss nicht. Und wie werden andere zusammengehörige Erscheinungen durch diese Eintheilung zerrissen! Sind nicht il joint und joint; nous joignons und je joignis; il conduit, conduit und conduire ihren Eigenthümlichkeiten nach zusammengehörige Formen?)

Die erste Form des Stammes betrachtet Hr. L. zunächst genauer 1. nach der Betonung; hierbei kommt der Wechsel von e muet in è; von é in è, die Umlautung (je meurs — nous mourons) zur Sprache. 2. Abweichungen der ersten Form des Stammes vor der Infinitif-Endung. 3. Vor den Endungen des Sing. du Présent. 4. Vor denen des Plur. présent. 5. Vor denen des Subj. du présent. 6. Vor denen des Part. présent. (Diese ganz äusserliche Eintheilung bringt natürlich die ermüdendsten Wiederholungen mit sich.)

Die zweite Form des Stammes steht entweder vor betonten (ai, is, us, asse, isse, usse) oder unbetonten Endungen (s; sse); — besser wäre wohl gewesen „vor vocalischen oder consonantischen Endungen," diese Theilung kennt Hr. L. aber gar nicht zum grossen Schaden der Uebersichtlichkeit; unter den betonten tritt hier us auf und findet daher das Stammverkürzungsgesetz statt. Ohne Endungsvocal, also mit unbetonten Endungen, werden die schon öfters besprochenen 9 Passés définis gebildet (wir erkennen nur je vins, je tins, je pris [für je prins] an).

Die dritte Form des Stammes stimmt mit der ersten Form des Stammes vor é, i; vor u tritt Stammverkürzung ein; vor t „lautet sie, ausser in fri-t und trai-t, stets anders als in der unbetonten ersten Porm (natürlich, und wenn es nicht so wäre, müsste man sich sehr wundern, denn t ist eine consonantische Endung, die Endungen aber, vor denen die erste Form des Stammes unbetont ist, sind (ausg. bei ouvrir, couvrir, offrir, souffrir) vocalische; da nun alle Verben auf t im Part. passé, mit Ausnahme der obigen 4 und faire und taire, einen Stamm haben, dessen Endbuchstaben sich verschieden vor consonantischen und vocalischen Endungen verhalten, so muss das Resultat allerdings das von H. L. angegebene sein; aber entschiedeu einfacher hätte es sich dargestellt, wenn Hr. L. gesagt hätte: die 3. Eorm des Stammes lautet stets ebenso als die *betonte* erste Form, hierzu einige wenige Ausnahmen, wo das t nachträglich weggefallen (nui etc.) und ausserdem ouvert, couvert, offert, souffert. — Von den wenigen Part. passés auf s bleiben einige übrig, über die wir schon gesprochen, die eine Art besonderen Stamm vom Lateinischen her behalten haben (vielleicht nur mis); ihretwegen aber eine besondere Form des Stam-

mes für das Participe passé im Neufranzösischen anzunehmen, erscheint uns vollkommen unnöthig.)

Schliesslich werden aller und être besonders behandelt, weil sie von verschiedenen Grundformen gebildet werden.

Soweit das, was Hr. L. lehren will. Das Buch von Wolfart nun, auf das uns Hr. L. hinweist, damit wir darnach den Stoff gruppiren, ist ein höchst originelles Werk. Es erschien 1833 zuerst, und ist für diese Zeit, ja noch für die heutige, eine gründlich wissenschaftliche, inhaltreiche Arbeit zu nennen, aber als Lehrbuch für Schüler ist es ein wahres pädagogisches Monstrum. Jede Regel ist so unpraktisch und schwer als nur möglich gefasst, kein Paradigma findet sich in dem Buche durchconjugiert, auf den schlimmsten Fehler aber weisen wir mit seinen eigenen Worten (Vorrede, S. VIII) hin: „Nach meiner Ansicht ist mit den beiden Futuris zu beginnen und hat man dann zum Präsens Indicativi und so allmälig von einer Tempus- und Modusform zur anderen überzugehen, und dürfen in den in's Deutsche zu übersetzenden Aufgaben nur solche Verbalformen vorkommen, welche schon ihre Erklärung gefunden haben." Wohlverstanden! Wolfart redet hier von der Gesammt-Conjugation, von allen Verben sollen wir erst das Futur und Conditionnel, dann von allen Verben das Présent, dann von allen Verben das Imparfait u. s. f. lernen: ich scherze nicht, Jeder kann sich davon durch einen Blick in das Wolfart'sche Buch überzeugen, der Schüler lernt wirklich bei ihm neben je parlerai, je punirai etc. einzeln als Ausnahme je *viendrai*; nach 2—3 Wochen lernt er neben je parle, je punis, je *viens* als Ausnahme kennen; endlich nach weiteren 4 Wochen neben je parlai, je punis, je *vins*! Und diese Gruppirung empfiehlt Herr Lücking! Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

Ich schliesse damit, dass ich die Lücking'sche Arbeit wegen des Gegenstandes und weil der 2. und 3. Abschnitt entschiedene Anerkennung verdienen, nochmals empfehle, zugleich aber mein Bedauern ausspreche, dass Hr. Lücking in der Einleitung, der Schulanalyse und dem Nachwort etwas weniger gut Ueberlegtes, als man nach der Gründlichkeit der wissenschaftlichen Analyse erwarten konnte, uns bietet.

Berlin. Dr. Q. Steinbart.

Dr. Bärwald. Zur Erinnerung an Lazarus Geiger. Programm der israelitischen Real- und Volksschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1871.

2. Eugène Peschier, Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Frankfurt a. M. 1871.

Die vorliegenden Schriften sind dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in dem Augenblicke der Wissenschaft entrissen worden ist, da man seine Bedeutung zu ahnen und theilweise zu würdigen begann. Lazarus Geiger wurde im Jahre 1829 zu Frankfurt a. M. von jüdischen Eltern geboren. Gegen seinen Willen anfangs zur buchhändlerischen Laufbahn bestimmt, aber nach kurzem entscheidenden Kampfe der Wissenschaft geschenkt, zu der ihn ein unwiderstehlicher Trieb hinzog, liess er sich nach dreijährigen Studien in Frankfurt a. M. nieder. Hier verfloss sein äusseres Leben ruhig und ohne Störungen. Er ertheilte anfangs wenigen Auserwählten Unterricht und ward im Jahre 1861 als Lehrer für die israelitische

Realschule gewonnen, an der er bis zu seinem Tode — 29. Aug. 1870 — gewirkt hat. Erst zwei Jahre vor seinem Hinscheiden veröffentlichte er den ersten Band seines Hauptwerkes „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft," (Stuttgart bei Cotta), dem schon im folgenden Jahre ein in sich abgeschlossenes, die Aufgabe und Endziele seines Strebens entwickelndes Buch unter dem Titel „Ursprung der Sprache" folgte. — Werke, betreffs deren ein in diesem Falle gewiss competenter Forscher, H. Steinthal, äussert, dass ihr Verfasser ihm als der gelehrteste Sprachforscher neuerer Zeit, als der gewaltigste und selbstständigste Dialektiker seit Wilhelm von Humboldt erscheine.

Dieses Urtheil zu begründen und zugleich in die Geistesarbeit des tiefen Denkers einzuführen, hat der Verfasser der zweitgenannten der obigen Schriften unternommen. Er zeigt uns, worin das Bahnbrechende und Schöpferische Geigers liegt. Geiger hat sich die bisher von den bedeutendsten Sprachforschern als für jetzt unlösbar betrachtete Aufgabe gestellt: „die, eine Geschichte der Begriffe, der Bedeutungen zu schreiben und damit zugleich eine Lehre von der Entwicklung der Bedeutungen, die Lehre von dem in der Sprache, welche ausserdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden" zu geben. Peschier zeigt uns nun zunächst, warum Geiger hoffen konnte, diese Arbeit zu lösen und warum er sie gelöst hat, so weit es ihm sein kurzes Leben erlaubte. An einem passend gewählten und anschaulich dargelegten Beispiel macht er sodann klar, wie Geiger diese Gesetze entdeckte und der Anwendung derselben eine lebensvolle Fülle zu geben wusste, zugleich weiht er uns in die in diesen Forschungen hervortretenden Hauptideen ein, unter welchen die Ableitung der Vernunft aus der Sprache, das völlige Auseinanderhalten von Laut und Begriff, die Einführung des Zufalls (allerdings in tieferer, metaphysischer Begründung) vielleicht die originellsten sein dürfen. Die kleine mit Liebe und Verständniss geschriebene Brochüre, an der auch eine klare und edle Form zu rühmen ist, wird ihren Zweck gewiss erfüllen.

Während uns Peschier aus dem Leben Geigers nur einige für die Selbstständigkeit des Denkers und die Liebenswürdigkeit des Menschen charakteristische Züge mitgetheilt, giebt uns die erstgenannte Schrift ein sehr eingehendes und mit ebenso viel Wärme entworfenes Lebensbild. Dem Director der Schule, an welcher Geiger wirkte, lag es natürlich besonders nahe, ihn als lernend und lehrend darzustellen. Die Schrift ist reich an Aufschlüssen über dies merkwürdige Geistesringen. Nicht ohne Wehmuth wird man von dem liebenswerthen Bilde scheiden, das sie uns entwirft.

A. Zauritz. Ueber Voltaires Charles XII. Programm der königl. Realschule, Vorschule und Elisabethschule zu Berlin. Berlin 1870.

Dr. Ludwig Bossler, Voltaires Glaubwürdigkeit in seiner Histoire de Charles XII. Programm des fürstlichen Gymnasiums zu Gera. Gera 1870.

Verschiedentlich ist schon seit langer Zeit der Wunsch geäussert worden, es möchten einmal die historischen Schriften Voltaires und insbesondere die

bedeutendste unter denselben, die Histoire de Charles XII. einer eingehenden Untersuchung in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit unterzogen werden. Denn kaum sind über ein historisches Werk der modernen Literatur so verschiedenartige, ja diametral entgegengesetzte Urtheile ausgesprochen worden, wie über dieses, und wenn Voltaires Buch von einigen Literaturhistorikern als ein Muster historischer Darstellung gerühmt wird, so nennt ihn der Schwede Nordberg, der nach ihm die Geschichte Karls XII. bearbeitet hat, gradezu einen Erzlügner und bezeichnet seine Schrift als „un ouvrage bien mal dirigé et bien mal écrit."

Es ist unter diesen Umständen an sich gewiss dankenswerth, wenn die Verfasser der beiden obengenannten Programme sich der Aufgabe unterzogen haben, Voltaires Biographie einmal genau zu prüfen. Obgleich beide ganz unabhängig von einander gearbeitet haben, gehen sie doch genau denselben Weg: sowohl Zauritz wie Bossler beschränken sich auf eine Vergleichung der Voltairischen Darstellung mit denen zweier neueren schwedischen Historiker, der des schwedischen Majors Knut Lundblad und der des Andreas Frynell. Diese schwedischen Schriftsteller haben beide archivalische Quellen vor Augen gehabt, ein Urtheil über die Art und Weise, wie sie diese Quellen benutzt haben, können aber Zauritz und Bossler um so weniger gehabt haben, als beide Werke von ihnen nur in deutscher Uebersetzung benutzt sind. Schon danach wird es wohl bezweifelt werden können, ob eine Vergleichung Voltaires mit ihnen ein sicheres Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Franzosen ermöglichen kann. Auch Voltaire hat unleugbar handschriftliche Quellen verschiedenster Art benutzt; dazu beruft er sich auf die Zeugnisse bedeutender und glaubwürdiger Männer, welche Zeitgenossen Karls XII. waren und zum Theil in den intimsten persönlichen Beziehungen zu ihm oder seinen Gegnern standen. Wenn also die Erzählung Voltaires in einzelnen Punkten von denen der schwedischen Biographen abweicht, ist man — wenigstens nicht ohne weiteres — berechtigt (wozu Hr. Bossler meist geneigt ist), letzteren den Vorzug zu geben. Wir werden demgemäss beide Programme wohl als immerhin schätzbare Vorarbeiten für eine Kritik der Voltaireschen Schrift betrachten können: definitiv erledigt wird die Frage aber doch nur dann werden können, wenn einmal eine unmittelbare Vergleichung der Angaben Voltaires mit den archivalischen Quellen nicht bloss schwedischen, sondern auch polnischen und russischen Ursprunges wird vorgenommen werden.

Den beiden vorliegenden Untersuchungen im Einzelnen zu folgen, würde den Raum dieser Blätter all zu sehr in Anspruch nehmen, auch unter den obwaltenden Verhältnissen kaum erspriesslich sein. Begnügen wir uns damit, das Resultat ihrer Vergleichung anzugeben. Zauritz sagt (S. 51): eine genaue Vergleichung Voltaire's, Lundblad's und Frynell's ergiebt, dass in den Ereignissen von 1700—1709 keine einzige Thatsache von Bedeutung von Voltaire ausgelassen oder falsch dargestellt worden ist; alle Abweichungen beschränken sich auf „Daten, Zahlen von Truppen und dergl." Den letzteren Abweichungen scheint Hr. Zauritz dabei eine geringere Bedeutung zuzuschreiben, als sie doch in der That in historischen Werken beanspruchen können, und jedenfalls würde Referent vorläufig noch anstehen, Voltaire's Werk mit Hrn. Zauritz als „in allen diesen erzählenden Partien unübertrefflich" zu bezeichnen.

Bei Bossler vermissen wir leider ein zusammenfassendes Resumé über die Resultate seiner Vergleichung ganz: er beschränkt sich darauf, die einzelnen Discrepanzen zwischen dem französischen und den schwedischen Biographen lose aneinanderzureihen, woran er zum Schluss eine Untersuchung über den mysteriösen Tod des Schwedenkönigs knüpft. Dass er bei diesen Discrepanzen gewöhnlich Voltaire's Angaben dann für irrig hält, wenn sie von denen Frynell's abweichen, ist schon erwähnt worden. Eine

Zusammenfassung seiner Resultate werden wir wohl in der ausführlichen Behandlung desselben Gegenstandes zu gewärtigen haben, welche er S. 7 in Aussicht stellt.

Frankfurt a. M. Harry Bresslau.

Carl Christian Redlich, Dr., ord. Lehrer an der Realschule des Hamburgischen Johanneum: Die poetischen Beiträge zum „Wandsbecker Bothen" gesammelt und ihren Verfassern zugewiesen. Programm der Hamburger Realschule. 1871.

Man findet noch heutzutage häufig selbst bei literarisch nicht ganz ungebildeten Leuten die Meinung, der „Wandsbecker Bote" sei eigentlich nichts anderes, als der bekannte Privatgelehrte Matthias Claudius, der, weil er mit kurzer Unterbrechung von 1770—1815 in Wandsbeck gelebt, sich diesen Schriftstellernamen beigelegt habe. So ist's aber nun keineswegs der Fall. Der „Wandsbecker Bothe" war ursprünglich eine vollständige Staats- und gelehrte Zeitung, welche in den Jahren 1771—1775 wöchentlich einmal in Wandsbeck erschien, und gleich wie der Hamb. Correspondent und andere Zeitungen der Art in ihrem ersten Theil die politischen Tagesbegebenheiten berichtete und besprach, in dem literarischen Theil Gedichte, Berichte und Recensionen brachte. Aber es hatte mit dieser Zeitung doch eine ganz besondere Bewandtniss. Sie sollte als sittlich ernstes und gediegenes Blatt an die Stelle von scandalsüchtigen Schmutzblättern treten, die ein in Wandsbeck stattfindendes altes Privilegium benutzten, um „aus Lappadria" d. h. aus Hamburg über Hamburgische Verhältnisse und Personen allerlei Klatsch an den Mann zu bringen. Der bekannte Literat Bode hatte endlich vom Grafen Schimmelmann dies Privilegium erworben und die Redaction der neu zu gründenden Zeitung an Claudius übertragen. Die Geschichte, die Bedeutung, die Entwickelung dieser durch ihren eigenthümlichen Inhalt höchst merkwürdigen Zeitung, die es auf 5 Jahrgänge gebracht, von der aber kaum mehr als ein vollständiges Exemplar sich erhalten hat, ist der eigentliche Gegenstand der Programmenschrift des Herrn Dr. Redlich, welcher uns in derselben ein höchst interessantes Singulum aus der Journalistik der siebziger Jahre geschildert hat. Er hat aber hier zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die poetischen Beiträge gerichtet; es finden sich deren von Lessing, Klopstock, Stolberg, Goethe, Voss etc., mit denen Claudius in freundschaftlicher Beziehung stand; aber auch von einer grossen Menge unbekannter, ungenannter, häufig unter absichtlich irre führenden Chiffern versteckter Verfasser. Dr. Redlich hat nun sämmtliche in dem „Wandsbecker Bothen" sich findenden Gedichte, so weit sie nicht in den bekannten Sammlungen der Werke ihrer Verfasser späterhin wieder mitgetheilt und somit leicht zu finden sind, hier von neuem abdrucken lassen. Von jedem dieser Gedichte wird der Verfasser nachgewiesen, und dieser Nachweis durch literarische Notizen und Citate belegt, in welchen der Verfasser eine ausgebreitete Kenntniss der literarischen Verhältnisse jener Zeit und ungemeinen Scharfsinn bethätigt. In gedruckten und ungedruckten Quellen aus den 70ger—80ger Jahren zeigt er sich wie wohl selten einer bewandert. Natürlich giebt es auch hier einige Gedichte, bei denen er sich hinsichtlich des Verfassers mit einem non liquet oder einem Fragezeichen begnügt. Irrige Angaben anderer Literaturhistoriker hat er nochmals nachweislich berichtigt. Allerdings sind die wenigsten der hier wiederabgedruckten Gedichte um ihres poetischen Werthes willen dieser Ehre würdig zu erklären; aber als literarhistorische Documente sind

sie zum Theil höchst interessant, und manches Blümlein darunter bringt auch jetzt noch mit Recht dem von Redlich aufgespürten Namen ihres vergessenen Verfassers die verdiente Ehre. Lessing nannte einmal in einem Briefe an Ebert vom 12. Jan. 1773 bei der Zusendung des ersten Heftes seiner Beiträge aus der Wolfenbüttler Bibliothek, diese seine Schrift, die ja ein ähnliches literarisches Unternehmen war, einen Mistwagen voll Moos und Schwämmen; Ebert aber tröstet ihn darüber wegen der Wichtigkeit dieser Schwämme, die ja doch nicht giftig wären, für die Beurtheilung des Bodens, auf dem die Eiche gewachsen, von der sie gesammelt sind, und wegen der interessanten Vorrede, mit welcher Lessing seine Beiträge eingeleitet. Beiderseitige Rechtfertigung Ebert's möge auch Herrn Dr. Redlich zu gute kommen, dem wir allernächstens eine correcte kritische und durch eine Nachlese zahlreicher neuaufgefundener Paralipomena vermehrte Ausgabe des alten Claudius werden zu verdanken haben.

R.

Miscellen.

Ueber die neue Behandlungsweise des französischen Verbums und die sich ihr entgegenstellenden Schwierigkeiten, von Dr. Q. Steinbart in Berlin.

In einer zu Ostern als Programm von Dr. Beck veröffentlichten Abhandlung: „Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben“ heisst es bei Besprechung neuer Unterrichtsmethoden: „Eine neue Betrachtungs- und Behandlungsweise dringt auf dem Gebiete der Sprache in Folge der Sprachvergleichung durch. Im Griechischen wird sie bald die herrschende sein; mehr Kampf und Mühe wird sie im Lateinischen und Französischen kosten. Mag man sich heute noch gegen solche Neuerungen sträuben, sie verwegen und der Schule verderblich nennen, das wird nur so lange dauern, bis ein Lehrergeschlecht auf den Universitäten herangebildet ist, dem diese neue Weise der Sprachbehandlung auf den Universitäten geläufig geworden ist und das nun auch neue und fassliche Regeln für die Jugend findet, die neuen Sprachgesetze mundrecht macht.“ Dieser Ausspruch von Dr. Beck, den ich als vollkommen richtig anerkenne, soll den Ausgangspunkt für die vorliegende Besprechung bilden. So weit mir bekannt, ist erst für einen kleinen Theil der französischen Grammatik der Versuch gemacht worden, die Resultate der historischen Grammatik für die Schulgrammatik zu verwerthen, nämlich für die Lehre vom Verbum; hier lag auch der Versuch am nächsten. Noch kostet es Kampf und Mühe, um mit der neuen Behandlungsweise durchzudringen, die Schwierigkeiten liegen zum Theil ausserhalb des Gegenstandes, zum Theil in ihm selbst. Ich werde mich bemühen, jene ausserhalb des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten als solche zu erweisen, die wir in nicht zu langer Zeit hoffen können, für immer zu überwinden, jene im Gegenstand selbst liegenden Schwierigkeiten aber auf ihr richtiges Maass zu beschränken, wodurch sie dann, denke ich, als relativ gering sich herausstellen werden.

Die neue Behandlungsweise charakterisirt sich dadurch, dass sie im Gegensatz zu den bestehenden Lehrarten, sich der historischen Grammatik möglichst nahe anschliessen will; „möglichst nahe,“ d. h. so nahe, als nicht didactische Rücksichten es verbieten. Ueber den Grad der Annäherung herrscht unter den Anhängern der neuen Lehrart noch Meinungsverschiedenheit, die jedoch — wie wir weiter sehen werden — nicht so bedeutend ist, dass eine Vereinigung unmöglich erschiene. An und für sich kann dem Gegenstande eine zu grosse Wichtigkeit nicht beigelegt werden. Das Ver-

bum ist schliesslich auch auf die alte Weise ganz gut zu erlernen; gewissenhafte Treue des Lehrers bleibt immerhin die Hauptsache. Aber Jeder wird mir zugeben, dass von zwei Methoden, die gleich schnell und sicher zum Ziele führen, die die bessere ist, bei der 1., der Schüler geistig mehr geübt und 2., denselben später gut zu verwendende Nebenkenntnisse mitgegeben werden. Wenn ich, um nur ein Beispiel anzuführen, die Regeln über den Subjonctif durchzunehmen habe, so kann ich dabei Plötz folgen, indem ich ganz mechanisch auswendiglernen lasse: nach den Conjunctionen quoique, bienque etc., nach den Verben des Wollens und Wünschens u. s. f. steht der Subjonctif; hierzu zahlreiche passende Beispiele, so wird der Schüler im Allgemeinen über die Anwendung des Subjonctif Bescheid wissen. Oder ich verwende zunächst 2—3 Stunden darauf, um mit ihm noch einmal die Lehre vom zusammengesetzten Satz durchzunehmen, nachher behandle ich den Subjonctif nach seinem Eintreten im Hauptsatze und in den verschiedenen Arten von Nebensätzen. Dieselben Beispiele zur Uebung genügen: so hat der Schüler, falls er nach derselben Zeit und in gleicher Weise über den Subjonctif Bescheid weiss, was ich nach meiner Erfahrung annehme, nach der zweiten Methode 1. sich geistig mehr geübt und 2. eine genauere Kenntniss vom zusammengesetzten Satz gewonnen, als er früher haben konnte. Während aber in diesem Falle die Probe, ob der Schüler nun wirklich ebenso gut nach der einen Lehrart, als nach der anderen die Lehre vom Subjonctif sich angeeignet habe, nicht ganz leicht ist, ist sie ohne jede Schwierigkeit beim Verbum: Hier kann mit der grössten Einfachheit sich Jeder überzeugen, wo bessere Resultate erzielt worden sind. Für den Lehrer, welcher — wie hier in Berlin — Gelegenheit hat, bei solchen, die nach unserer Art unterrichten, zu hospitiren, ist die Sache ausserordentlich bequem: Wir sagen ihm, bitte, komm und überzeuge Dich, prüfe selbst! Jene, die nicht solche Gelegenheit haben, müssen es entweder schon selbst mit der neuen Lehrart versuchen oder sich auf unser Wort verlassen, dass wir damit zu ebenso günstigen Resultaten, wenn nicht besseren, als bei der alten, gelangen.

Die Besprechung der Schwierigkeiten nun, welche ausserhalb des Gegenstandes liegen, ist keine angenehme. Wie jede Neuerung, hat auch unsere Lehrart mit dem trivialen Einwande zu kämpfen: Es ist ja bisher ganz gut mit der alten gegangen, meine Schüler haben das Verbum immer gut gewusst, wozu brauche ich also eine andere Lehrart. Andere wieder sind leider zu bequem, sich aus ihrem alten Gleise bringen zu lassen, nicht selten fehlen solchen auch wohl die Vorkenntnisse zum Verständniss der neuen Lehrart, denn wer nie den Diez oder auch nur den Mätzner in der Hand gehabt, kann freilich nur mit grosser Schwierigkeit nach ihr unterrichten. Diese beiden Kategorien von Gegnern dürfen wir nicht hoffen zu überzeugen, sie müssen schliesslich mit dem Strome mitgerissen werden. Nicht wenige würden mit uns gehen, wenn sich die neue Lehrart vom Verbum ihnen als ein Theil einer vollständigen neuen Grammatik anböte; es sei misslich, meinen sie, neben einer eingeführten Grammatik, die das Varbum anders lehre, wie wir zu lehren. Das ist ein einigermaassen stichhaltiger Einwand. Wir antworten auf ihn: Das Verbum kann ganz gut neben einer anderen gewöhnlichen Grammatik durchgenommen werden, wir lehren es neben der Plötz'schen und benutzen nach vollendeter Durchnahme die Plötz'schen Sätze zur Uebung. Die Ueberzeugung für die Brauchbarkeit dieses Verfahrens muss durch den Versuch gewonnen werden, was nützt hier vieles Reden! Unsere Hauptgegner sind aber die, welche behaupten, der Schüler werde durch uns von der einfachen, nüchternen Gedächtnissübung fortgezogen zu Verstandesoperationen, die über seinen Standpunkt hinausgingen. Bei Begegnung dieses Vorwurfes kommt es allerdings auf den Grad der Annäherung an die historische Grammatik an. Dr. Bratuscheck in seinen Conjugationsgesetzen (Programm der Friedrich-Werder-

schen Gewerbeschule Ostern 1870) will ganz engen Anschluss; er mag für Schulen, in denen dem Französischen 8 Stunden wöchentlich zugewiesen sind und wo dem Französischen eine viel grössere Aufgabe in Bezug auf die formale Ausbildung des Schülers obliegt, Recht haben. Dr. Lücking (Programm der Louisenstädtischen Gewerberbeschule Ostern 1871) macht nach der einen Seite dem Standpunkte des Schülers grosse Concessionen, nach der anderen Seite hin, bei Erklärung einzelner unregelmässiger Perfectformen, geht er noch weiter als Dr. Bratuscheck und bringt in die Schulanalyse den Ballast von besonderen Perfectstämmen aus dem Lateinischen mit. Ich für meine Person, bleibe dabei, dass eine so genaue Analyse, wie Dr. Bratuscheck sie giebt, erst später zur Repetition durchgenommen werden kann, und begnüge mich damit, derselben dadurch vorzuarbeiten, dass ich hervorhebe, was allen Verben in ihrer Conjugationsart mit einigen bestimmten Differenzen gleichmässig eigen ist, sodann diese bestimmten Differenzen als Grundlage der Conjugationsunterschiede annehme und durch Einführung einiger Lautveränderungsgesetze die Zahl der sogenannten unregelmässigen Verben möglichst beschränke. Dass dieser empirische Weg mit den wissenschaftlichen Resultaten übereinstimmt, habe ich im §. 18 meines „französ. Verbum“ (dritte Auflage, Berlin 1869, bei Löwenstein) nachgewiesen. Die Verstandesoperationen, die ich dem Schüler zumuthe, sind wahrlich nicht zu schwierig; am meisten hat man wohl Anstoss genommen an dem Lautgesetz: d tritt zwischen n und r und l und r; das Eintreten des d zwischen n und r ist zur Erklärung der Conjugation von craindre und der vielen anderen Verben, die ebenso conjugirt werden, unerlässlich; das Eintreten des d zwischen l und r kommt ausser im Infinitif moudre nur bei drei Formen (je voudrai, je vaudrai, il faudra) zur Geltung; wem dieses Gesetz zu schwer erscheint, der möge es streichen und die drei Formen extra lernen lassen; hierüber zu streiten, wäre nicht der Mühe werth. Einige Schwierigkeiten wird man immerhin mit in den Kauf nehmen müssen; dass sie nicht zu gross sind, dafür kann natürlich erst der praktische Versuch den Beweis geben; ich kann versichern, dass ich — wenn irgend Jemand — es mit unbegabten Schülern zu thun gehabt habe und noch habe, und dass ich nicht gefunden habe, dass wegen der Lautgesetze auch nur einer zurückgeblieben wäre. Gedächtnissübung hätten wir, dächte ich, nebenher auf der Realschule noch genug, so dass es eine sehr dankenswerthe Aufgabe ist, in dem einen Hauptgegenstande möglichst oft an den Verstand des Schülers zu appelliren. Es laufen so viele gleich wichtige Gegenstände neben einander her, alle mit so knapper Stundenzahl bemessen, dass wenig anderes übrig bleibt, als möglichst viel auswendig lernen zu lassen, um das grosse Pensum zu leisten. — Alle die bis jetzt aufgezählten Schwierigkeiten, hoffe ich, werden wir in nicht zu kurzer Zeit schwinden sehen, da der Widerstand solcher, die nach der neuen Lehrart nicht unterrichten können, mit ihnen selbst bald aufhören wird zu wirken, und da wir den Widerstand derer, die sie nur nicht benutzen wollen, dadurch zu bewältigen suchen werden, dass wir immer und immer wieder mit der Bitte anklopfen werden: „Versucht es doch einmal gründlich!“ Die unserem Stande eigene Gewissenhaftigkeit wird dann schon der liebgewonnenen Gewohnheit einen Stoss versetzen, und ist erst der Versuch gemacht, so ist mir um den Erfolg nicht bange.

Die innerhalb des Gegenstandes liegenden Schwierigkeiten stellen sich in der Abweichung der Meinungen, was nun als Resultat der historischen Grammatik dem Schüler vorzutragen ist, dar. Ich habe fast alle in meiner Recension des Lücking'schen Programms, welche sich ebenfalls in diesem Hefte des Archivs befindet, hervorgehoben. Ueber die Erklärung der Entstehung der jetzigen französischen Verbalformen aus den entsprechenden lateinischen Formen oder durch Neubildung herrscht nur eine ganz geringfügige Meinungsverschiedenheit, wohl aber eine grössere in der Auffassung

der Reste der Suffixe in ihrer jetzigen Bedeutung. Besondere Schwierigkeit bietet vor Allem das Passé défini dar. Hier lehrt Dr. Bratuscheck: „Der Tempuscharakter ist i“ und fasst die Vocale a, i, u als „Stammverstärkungen“ auf (was sie ja ursprünglich waren), mit denen dann das i zu a (ai und é), i, u verschmilzt. Dr. Lücking lehrt, gestützt auf das, was er über den Bedeutungswandel der Suffixe sagt: „Das Historicum hat als Tempuszeichen a, i, u oder nichts (resp. â, î, û, nichts; èr, ir, ur, r). Das moderne Sprachgefühl, führt er aus, empfindet jene Vocale nicht mehr als Stammverstärkungen, und darin hat er wohl Recht; während er aber hier eine Abstumpfung des Gefühls annimmt, setzt er bei je produis und ähnlichen Formen eine eigenthümliche, feine Schärfe des Sprachgefühls voraus, wenn er will, dass der Stamm dieser Form als ein anderer empfunden werden soll, als in: nous produisons, je produisis (nämlich dort produi —, hier produis). Wer über diese und ähnliche Verschiedenheiten einen Ueberblick gewinnen will, der lese nur genau die Abschnitte der Lücking'schen Arbeit über Lautwandel und Bedeutungswandel durch. Vorausgesetzt, dass wir alle uns bemühen, nichts Falsches zu lehren, denn das muss unter allen Umständen — liesse sich auch eine noch so schöne Regel dadurch herstellen — verpönt sein, glaube ich, könnten zwei sich ergänzende Grundsätze als Norm zur Abgrenzung des Stoffes dienen: Ja, „man lehre nichts aus reiner Wissenschaftlichkeit, was absolut unnöthig ist;“ — hierhin rechne ich z. B., wenn Dr. Bratuscheck als Normalendbuchstaben für die 1. Person Sing. m angiebt und zusetzt: das m der 1. Person ist überall abgefallen, und, wo kein Bindevocal davor stand, durch s ersetzt worden; — 2) „man lehre umgekehrt nichts unwissenschaftlich, was wissenschaftlich sich [für den Schüler erklären lässt;“ — hierhin rechne ich z. B. die besprochene Anschauung des s in je produis von Dr. Lücking. Mir wird man gewiss auch Ueberschreitungen dieser beiden Grundsätze in meiner Arbeit nachweisen. Ich bin gern bereit, auch Modificationen an derselben vorzunehmen, wenn ich dadurch den Gewinn für die neue Methode erwachsen sehe, dass wir alle dasselbe lehren. Es scheint mir, dass die Einigkeit derer, die die neue Lehrart eingeführt sehen wünschen, höher steht, als das Interesse des Einzelnen, seine Meinung als allein richtige durchzufechten. Sehr lieb wäre es mir, wenn dieser kleine Aufsatz nach dieser Richtung wirkte, und besonders, wenn unbetheiligte, sachkundige Stimmen sich hören liessen. Ist eine gründliche Besprechung erst in den Fluss gebracht, so werden, denke ich, auch die in dem Gegenstand liegenden Schwierigkeiten überwunden werden, und die französische Schulgrammatik wird künftig nur noch die eine Lehrart kennen.

Plattdeutsche (münsterländische) Sprichwörter.

1. Vaile Fiärken makt en dünnen Drank.
   Viele Ferken machen den Trank dünn, d. h. viele Kinder machen den Pfannkuchen (die Mitgift) klein.

2. Wenn et Brie reignet, is sine Napp umstülvet.
   Wenn es Brei regnet, ist seine Schüssel umgestülpt, d. h. er ist unachtsam.

3. Wann die arme Biädler den andern wat giev, freue sik de Engel in de Himmel.
   Wenn ein Bettler dem andern gibt, darüber freuen sich die Engel im Himmel. — Also willst du Freude im Himmel bereiten, so sei wohlthätig, wenn du auch wenig hast.

4. Wagens, de der kraket, driäget lange.
Wagen, die da stöhnen (krachen), halten oft am längsten.

5. Wenn de Katt up't Speck bunnen ist, fraitt se et nich.
Wenn die Katze auf den Speck gebunden wird, frisst sie ihn nicht, d. h. ohne Mühe schmeckt nichts.

6. Man kann den Oss wull by't Küwen leiden, män nich twingen, dat he süpp.
Man kann den Ochsen wohl zum Futtertroge hinführen, aber nicht zum Fressen zwingen.

7. Met de Spöäne, well du Sunndags schnittst, stoakt de Düwel de Hölle.
Die Späne, welche bei der Arbeit an Sonntagen abfallen, gebraucht der Teufel für das höllische Feuer.

8. Sachte von den Stall, föhrt den ganzen Dag wall.
Langsam vom Stalle (vom Hause) abgefahren, lässt die Reise gut vollenden.

9. Im Dunkeln is gud munkeln, man nich gut Müggen täumen.
Im Dunkeln ist gut munkeln, jedoch keine Mücke zu zäumen.

10. Wat de Gewuenheit nich döht (sagg de Schnieder), do stoal he en Lappen von siene eig'ne Bukse.

11. Morgenraud giff Gauskenflaut.

12. Wenn man von den Düwel spräck, sitt he up't Heck.

13. Man kick der Mensk wull för den Kopp, man nich der in.

14. Well sick länger strecket, ess siene Diäke, den wärt de Theene koald.

15. Et gaihtem es de Katt, de mäck nich gärn' de Poten natt.

16. Is de Fusel in den Mann, sitt de Verstand in de Kann.

17. Wenn man dat Unnerste ut den Kroos hävven will, föllt en'n de Deckel up de Niäse.

18. Wat man spoart för den Mund,
Frätt de Katte, off de Hund.

19. Düngen un Biäden is kien Bieglaube.

20. De oäver den andern sien Leed sick fröüen kann,
Hävv sien egen Leed an't blaihen an.

21. Wat helft mi ne Koh, den Kaizen full Mialke giff un smitt et dann wier mett de Föte üm.

22. Nordwind — Moodwind,
Ostwind — Hostwind,
Westwind — Bestwind,
Südwind — Wüthwind.

Spreuken en Spreukwooden.

1. Niemand komen de gebrade Duyven in den mond gevlogen.

2. Een peert, Een Sweert, Een schoone Vrouw, leent niemeend uit, als met berouw.

3. Jonck Rijs is te bujgen, maar gen ouwde Boomen.

4. Een ouwdt Voerman, hoort gaeren het geklap van de Sweep. (Lupus pilum mutat, non mentem.)

5. Als Elck voor zijn huys veegd, zo worden alle Straaten schoon.
Ein Jeder kehr' vor seiner Thür, so werden alle Wege rein.

6. Dertig dagen heeft November,
Junij, April en September,
Acht en twintig een alleen,
Al de reste dertig en Een.

7. Melk op Wijn, dat is venijn, maar Wijn op Melck, is goed voor Elck.
Wein auf Bier, das rath' ich dir, doch Bier auf Wein, das lass' nur sein.

8. Een geleert Man, die niet en werkt, is als een Wolke zonder regen.

9. Een rijk Man zonder mildadigheid is als een Boom zonder vruchten. (Dives sine liberalitate est ut arbor sine fructu.)

10. Geen beter gemack
Als eijgen Dack!
oder: Noord, Ost, Sud, West, t'huys best.

11. Verre van zijn goud, na bij zijn Schade.

12. Groen hout, heet Brood, en nieuwe wijn
Kan voor t'huys niet dienlijk zijn.

13. Een Wijf draagt meer uit met een Leepel,
Als een Man inbrengt met een Schepel.

14. Stille wateren sijn diep.

Deutsche Schreibeigenthümlichkeiten.

„Dr. Julius Steiner trat dem Naturalien-Kabinet 10 charakteristische Stücke Petrefacte vom Wiener Becken ab, was ihm hiermit öffentlich verdankt wird.“ Programm des Gymn. zu Meran. 1870. p. 23. „Abermals raffte der Tod, diesmal, mit schnellem Griffe, einen Schüler der Lehranstalt dahin; beim Grabe wurde vom Sängerchor ein theilnahmsvolles Lied trefflich gesungen.“ Programm des Gymn. zu Innsbruck. 1870. p. 18. „Das Ministerium für Cultus und Unterricht hat verfügt, dass an den Staatsgymnasien, an denen von den öffentlichen Schülern die Maturitätsprüfungstaxe von 6 Gulden erhoben wird, von den Privatisten eine Taxe von 18 Gulden zu entrichten kommt.“ Programm des Gymn. zu Pilsen. 1870. p. 34. „Da in Zukunft jeder Zwang zur Erlernung der zweiten Landessprache zu entfallen hat.“ Das. S. 38.

„Es regte sich in Kärnten, so wie in kärntischen Kreisen ausser Landes der pietätvolle Wunsch, den Leichnam des Bildhauers Hans Gasser in die Heimat zu überführen und dem Künstler dort ein Denkmal zu errichten. Villach's Bemühungen gelang es ihn für sich zu erobern.“ Programm des Gymnasiums zu Villach. 1870. p. 44.

Absonderlichkeiten im Gebrauch der Muttersprache.

Der hochwürdige Herr Parzer hat als Ausschussmitglied das Entstehen so wie das bisherige Gebahren des noch so jungen Unterstützungsvereins diesem Jahresberichte angeschlossen. Programm Gymn. Linz 1869. S. 51.

Die Vorstehung der hiesigen Schwimmanstalt. Das. S. 51.

Den 7. April starb in wenigen Stunden Herr Professor Hötzl am Schlagflusse. Das. S. 51.

Die Leistungen der glücklicher Talentirten weisen manchen schönen Erfolg auf. Das. S. 40.

Die Lehrmittel sind sämmtlich von dem Unterzeichneten beigestellt Das. S. 40.

Auch wurden die Fortschritte der Schüler im Gesange und Turnen zur beifälligen Kenntniss genommen. Progr. Realschule zu Oberhollabrunn 1869. S. 38.

H. H.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A Table of the Aryan (Indo-European) Languages, showing their classification and affinities by Prof. Attwell. (London, Williams & Norgate.) 7½ Sh.

Grammatik.

K. A. Hahn's mittelhochdeutsche Grammatik. Neu ausgearbeitet von Fr. Pfeiffer. 2. Ausg. (Frankf. a. M., Winter.) 24 Sgr.

Bayldon's Icelandic Grammar: an Elementary Grammar of the old Norse or Icelandic language. (London, Williams & Norgate.) 7½ Sh.

G. L. Staedler, Lehrbuch der italienischen Sprache. Neu herausgegeben von Dr. Karl Staedler. 3. Aufl. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Lexicographie.

Dictionnaire Franco-Normand ou recueil de mots particuliers au dialecte de Guernsey p. G. Metivier. (London, Williams & Norgate.) 12 Sh.

N. Leustroem, Russisch-Deutsches Wörterbuch. (Mitau, Behre.) 1½ Thlr.

Literatur.

K. Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter. (Bd. II: niederdeutsche Dichtung v. Herm. Osterley.) Sachregister. (Dresden, Ehlermann.) 4½ Thlr.

Viga-Glum's Saga. Translated from the Icelandic with notes and an introduction by Sir Edm. Head. (London, Williams & Norgate.) 5 Sh.

Dis, li, dou vrai amiel. Die Parabel von dem ächten Ringe. Französische Dichtung des 13. Jahrh. herausgeg. von A. Tobler. (Leipzig, Hirzel.) 15 Sgr.

Shakespeare's König Richard III., übers. von E. Tiesson. (Stettin, Nahmer.) 15 Sgr.

Petöfi. Auswahl aus seiner Lyrik. Verdeutscht von H. v. Meltzl. (Leipzig, Kollmann.) 18 Sgr.

Hilfsbücher.

H. Kluge, Geschichte der deutschen National-Literatur. 3. verb. Auflage. (Altenburg, Bonde.) 15 Sgr.

K. Keller, Elementarmethode des französischen Sprachunterrichts. 2. Curs. (Zürich, Orell.) 4 Thle. 2 Thlr.

G. Ebert, Der Begleiter zum Unterricht im Französischen. 1. und 2. Abthlg. (Aarau, Sauerländer.) 18 Sgr.

J. Schaefer, Gereimte Grundregeln der franz. Sprache. 2. Aufl. (Breslau, Kern.) 4 Sgr.

L. Schmidt, Manuel de Conversation française. (Leipzig, Arnold.) 10 Sgr.

Voelkel, Vocabulaire systématique. (Braunschweig, Vieweg.) 16 Sgr.

B. v. d. Lage, Franz. Conversat.-Grammatik. Mittelstufe. (Berlin, Guttentag.) 11 Sgr.

J. Maximu, Prakt. Grammatik der romanischen Sprache nach Ahn-Ollendorf's Methode. (Hermannstadt, Filtsch.) 25 Sgr.

G. v. d. Berg, Prakt. Lehrgang zur Erlernung der englischen Sprache. I. 18. Aufl. (Berlin, Simion.) 9 Sgr.

Eshusius, Poésies françaises choisies et arrangées. (Leipzig, Teubner.) 12 Sgr.

Montesquieu, Considérations sur les causes de la grand. des R. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Wendler. (Leipzig, Teubner.) 15 Sgr.

R. R. Fröhlich, Kurzgefasste Anleitung zur Erlernung der 4 slavischen Hauptsprachen. Neu bearbeitet von Stacovsky. (Wien, Wenedikt.) 1 Thlr. 21 Sgr

---

Bemerkung.

Der Verfasser der im 4. Hefte des XLVII. Bandes abgedruckten Abhandlung: „Die französische und die grammatische Inversion überhaupt.“ ist Dr. Bischof in Breslau.

I.

Die römische Novelle.

Die echte römische Novelle unterscheidet sich wesentlich von der griechischen. Während es dieser letzteren an wahrer Lebensschilderung fehlte, sehen wir bei dem römischen Novellenschreiber das Zeitbild des gesellschaftlichen Lebens in bestimmten Kreisen auf's deutlichste vor Augen; hier konnte ein chronologischer und örtlicher Hintergrund aus der Erzählung selbst nicht recht erkannt werden, dort tritt derselbe ganz offen hervor; hier ist meist Nachbildung und Compilation aus anderen Schriftstellern wahrzunehmen, dort frische Originalität; hier rhetorische Ueberladung, dort einfache, natürliche Sprache, fern von allem falschen Pathos und Flitter. Dies können wir aus dem einen Werke, das die Missgunst der Zeiten uns leider nur in Bruchstücken überliefert hat, deutlich erkennen. Es sind die Satiren des Cajus Petronius Arbiter, der unter dem Kaiser Nero lebte und auf Befehl desselben Wüterichs seinen Tod fand. Der Titel „satura," den er seiner Novelle verliehen hat, bezeichnet eine den Römern eigentümliche und den Griechen durchaus nicht entlehnte Dichtungsart, die übrigens mit den bockfüssigen Satyrn gar nichts zu tun hat; derselbe bedeutet ein Gemisch, ein Allerlei. In diesem Sinne wurde das Wort von Gedichten gebraucht und zwar sowol wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts, als der darin angewandten Versarten. Bei den Römern haben sich zwei Arten

dieser satura entwickelt: die ältere, durch Ennius und den berühmten Terentius Varro, den Oberbibliothekar des Kaisers Augustus, ausgebildet, bot blos eine eigentümliche Mischung von Versen und Prosa; die jüngere, mit dem Kennzeichen des beissenden Spottes, durch Lucilius, Horaz, Persius und Juvenal kultivirt, gibt in einem und demselben Versmaasse (bei den drei letzten im epischen Hexameter) Betrachtungen über Leben, Geist und Sitten des damaligen Roms; es sind humoristische Zeit- und Sittengemälde. An die erstere dieser Arten dachte jedenfalls Petron, als er seinem Werke den Titel saturae gab. Er spottet nicht eigentlich über die Torheiten und Laster seiner Zeit, sondern bietet in einer aus Prosa und verschiedenen Versarten gemischten Form Reiseabenteuer allerlei Art, Ansichten über Kunstwerke, Poeten u. s. w. Ursprünglich war das Werk auf etwa 20 Bücher angelegt; doch nur aus 2 Büchern sind Trümmer erhalten. Das wichtigste Bruchstück ist die „Mahlzeit des Trimalchio," die Beschreibung eines Gelages, welches von einem reichen ungebildeten Emporkömmling gegeben wird. „Obwol tief in Schmutz getaucht, ist der Roman nicht nur hochwichtig für die Geschichte der Sitten und der Sprache, namentlich für die Kenntnis der Volkssprache, sondern auch in seiner Art ein Kunstwerk, voll von Geist, feinster Menschenkenntnis, überlegenem Witz und heiterem Humor." Der Freigelassene Enkolpius tritt darin auf, ein seltsamer Abenteurer und Verbrecher, der sich unter der gemeinsten Gesellschaft herumgetrieben hat, jung und schön, von seinen Liebeshändeln lebend, fein gebildet und von ästhetischem Geschmack, ein Repräsentant seiner verworfenen Zeit. Dieser Mann beschreibt die Abenteuer, die ihm auf einer Reise widerfahren sind. Diese macht er mit einem anderen Freigelassenen Askyltus und dem beiden gemeinsamen Knaben Giton. Die Handlung spielt in Unteritalien: das meiste in einer Colonie, wahrscheinlich Neapel, der durch griechisches Wesen und grosse Ueppigkeit ausgezeichneten Stadt; ein anderer Teil der Handlung auf dem Meere; der letzte in Croton. Die Zeit der Novelle wird unter Tiberius gesetzt; Anspielungen auf Persönlichkeiten aus der Zeit der Kaiser Caligula und Nero sind eingeflochten. Die Beschreibungen der Feste und Vergnügungen stimmen völlig

mit den Orgien dieser Kaiser überein, wie sie uns von Sueton geschildert werden. „Meisterhaft ist die Zeichnung der Charaktere, meist durch deren Selbstdarstellung; die Personen sind lebendig gemalt und schön dargestellt. Dazu stimmt die Sprechweise; bei Enkolpius selbst ist sie die der Gebildeten aus der besten Zeit der Literatur, nur mit der Zwanglosigkeit des Conversationstones und mit einer Anzahl Wendungen und Constructionen des ersten christlichen Jahrhunderts; bei den meisten gelegentlichen Sprechern aber ist sie volkstümlich, voll sprüchwörtlicher Wendungen.“ Letzterer habe ich gegen 50 gefunden, die meisten derselben in den während der Mahlzeit gehaltenen Gesprächen. Die Stücke in gebundener Form sind meist dem eiteln und geschmacklosen Dichter Eumolpus in den Mund gelegt: so die „Einnahme Trojas,“ mit Anspielung auf ein gleichartiges Gedicht des Kaisers Nero, der ja gern als der beste Dichter und Künstler galt, und der „Bürgerkrieg,“ durch welchen er auf den damals lebenden Dichter Lucan, der ein Epos „Pharsalia“ in 10 Büchern schrieb, sich bezieht. Bevor wir nun zu der Inhaltsangabe übergehen, citiren wir noch aus Tacitus Annalen das Ende dieses Mannes: „Er pflegte den Tag über zu schlafen, die Nacht den Vergnügungen zu widmen; während andere durch ihren Fleiss berühmt geworden sind, ist er es durch seine Faulheit geworden. Er galt für einen feingebildeten Schlemmer und Verschwender. Doch als Proconsul Bithyniens und hernach als Consul zeigte er sich tüchtig und den Geschäften gewachsen. Später wurde er wegen seines Genies in Erfindung neuer Laster unter Nero's Vertraute aufgenommen als elegantiae arbiter, Tonangeber des feinen Geschmacks oder Vergnügungsdirector, und wusste sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen und unentbehrlich zu machen. Als er trotzdem später zum Tode bestimmt wurde, liess er sich nichts von den Aussprüchen der Weisen und von der Unsterblichkeit der Seele vorlesen, sondern nur leichtfertige Gedichte. Damals war es Sitte, dass ein Verurteilter sich selbst tödten durfte, und da es Mode war, sich die Adern aufzuschneiden, so tat er dies. Tigellinus, ein anderer Schlemmer und Günstling, hatte ihn aus Neid verläumdet.“ Nun eine kurze Skizze seines Werkes.

Der Anfang handelt von der verdorbenen Beredtsamkeit

der damaligen Zeit und von den Ursachen dieser Erscheinung. Ueber den Knaben Giton gerathen Enkolpius und Askyltus in Streit und beschliessen, sich zu trennen; doch wird dies einstweilen noch aufgeschoben. Mit einem Bauer, dem sie ein Kleid gegen einen Mantel vertauscht, gerathen sie in Zwist, weil sie hinterher in einer Naht desselben Goldstücke vermuten; es entsteht ein Auflauf auf der Gasse, Advocaten drängen sich herbei und wollen das Streitobject, um das es sich handelt, bei sich aufgehoben wissen, um es bei dieser Gelegenheit natürlich für immer verschwinden zu lassen; da wirft der Bauer, um der Sache ein Ende zu machen, ihnen das Kleid zu und nimmt seinen Mantel wieder. — Eben haben sie sich in ihre Behausung begeben, da klopft es an die Türe. Eine Magd der Quartilla, die in jenem Stadtviertel wohnte, trat ein und sagte: ihr habt die Feier meiner Herrin durch euern Lärm gestört. In diesem Moment trat die Herrin selbst ein, von einem andern Mädchen begleitet und verlangte Genugtuung für diesen Frevel; die Freunde erklärten sich dazu bereit und gingen mit ins Quartier derselben. Dort wurde eine grosse Gasterei abgehalten, bei der sich unsere Freunde so erheiterten, dass sie nebst den übrigen Gästen und Dienern in einen tiefen Schlummer verfielen. Da bewirkt ein komischer Zwischenfall das Erwachen. Zwei Syrer, d. i. Sclaven, schleichen herein, um die Reste in die gierige Kehle zu schütten, dabei zerbrechen sie aber eine Flasche und werfen einen Tisch um; sofort entsteht Lärm, und man erhebt sich, die zwei Spitzbuben aber legen sich unter den Tisch und tun, als ob sie schon Stunden lang schliefen. Neues Oel wird auf die schon flackernden Lampen gegossen, und das Gelage beginnt von neuem, und toller wie vorher. Was der Cinäde getan und wie die Vermählung zwischen dem jungen Giton und der 7jährigen Pannychis gefeiert worden, können wir übergehen. — Es erfolgt die Gasterei des Trimalchio, zu welcher die zwei Freigelassenen geladen sind. Nachdem sie ein Bad genommen, gehen sie zum Palast desselben. Ueber dem Eingang stand die Inschrift: jeder Sclave, der ohne Befehl seines Herrn das Haus verlässt, wird 100 Hiebe erhalten. Im Eingang selbst stand der Türhüter, in lauchgrünem Gewande, in kirschfarbenem Gürtel, und war eben damit beschäf-

tigt, in silberner Schüssel Erbsen zu reinigen. Ueber der Schwelle aber hing ein goldener Käfig, in welchem eine bunte Elster sass, die jeden Eintretenden begrüsste. Uebrigens, so erzählt Enkolpius, während ich dies alles anstaune, hätte ich beinahe rücklings ein Bein gebrochen. Denn zur linken lag an der Kette ein gewaltiger Hund (freilich blos gemalt, wie ich hinterher sah) und darüber stand mit grossen Lettern: cave canem! Meine Mitgäste lachten, ich aber hörte, selbst als ich mich vom Schreck erholt hatte, nicht auf, mich an der Wand hinzudrücken. Auf derselben war gemalt ein Sclavenmarkt; Trimalchio selbst hielt den Heroldsstab und zog an Minerva's Seite in Rom ein. Dann hatte der sorgsame Maler mit Inschriften dargestellt, wie er rechnen gelernt, wie er kaiserlicher Schatzmeister geworden. Am Ende der Säulenhalle aber sah man, wie ihn Mercur am Kinne fasste und hoch auf's Tribunal hob. Neben ihm stand Fortuna mit dem Füllhorn; daneben spannen die Parzen goldene Fäden. Ausserdem sah ich einen grossen Schrank in der Ecke, in deren Nische silberne Laren aufgestellt waren und eine Marmorstatue der Venus und ein goldenes Büchschen.

Sehen wir in diesem Abschnitt die Einrichtung eines Entrée's und der daran sich schliessenden Halle, so wie den auf eiteln Prunk und stolze Selbstüberhebung gegründeten Geschmack des Besitzers, so lernen wir im folgenden nun das Gastmahl selbst kennen, das, anschaulich und bis ins kleinste Detail beschrieben, ein klares Bild des damaligen Lebens bietet. Es erinnert sehr an die Horazische coena Nasidieni, der, gleichfalls ein reicher Emporkömmling, den Mäcenas bei sich bewirtete.

Unter Gesang wird Waschwasser herumgereicht; dann erscheint Trimalchio selbst und gibt das Zeichen zum Anfang. Unter dem Klange der Musik wird ein Präsentirteller aufgetragen mit einem Korbe, in welchem eine Henne aus Holz ihre Flügel ausbreitet, wie sie beim Brüten zu tun pflegt. Sofort treten zwei Sclaven ein, untersuchen die Streu, holen Pfaueneier daraus hervor und verteilen sie unter die Gäste. Dann wird Wein aufgetragen, ächter hundertjähriger Falerner aus dem Jahre des Opomius, wie auf der Signatur der Flasche zu

lesen ist. Trimalchio lobt, wie beim Horaz Nasidienus, seine Speisen und Getränke selbst und preist sie den Gästen mit Witzworten und Sentenzen an; so sagt er z. B. beim Wein: „gestern habe ich keinen so guten gegeben, und doch waren weit vornehmere Leute bei mir zu Tische.“ Dann folgen die einzelnen Gerichte, die mehr durch die Neuheit ihrer Zusammenstellung und durch den für neue Arten der Gruppirung erfinderischen Geist des Besitzers, als durch ihre Güte das Interesse der Gäste in Anspruch nehmen. Plötzlich sieht man ein Weib im Saale hin und her gehen. Enkolpius fragt seinen Tischnachbar, wer dieselbe sei, und erhält zur Antwort: „Fortunata, Trimalchio's Frau, die das Geld nach Scheffeln misst. Früher hättest Du kein Stück Brot aus ihrer Hand genommen, jetzt aber ist sie ihres Mannes Factotum; sagt sie am Mittag, es sei Nacht, so glaubt er es. Er ist steinreich und weiss gar nicht, wie viel er besitzt; aber sie ist eine Wölfin, die überall ihre Augen hat.“ Nach Herumreichung von Trauben steht Trimalchio auf, um draussen etwas abzumachen; in Folge dessen führen nun die Gäste freiere Reden; da sprechen: Dama, Seleucus, Phileros, Ganymedes und Echion der Flickschneider. Plötzlich tritt der Hausherr wieder ein, entschuldigt sein Fortgehen mit einem Leibesübel und stellt den Gästen frei, hinsichtlich etwaiger Leibesbeklemmungen sich durchaus keinen Zwang anzutun. Diese danken für seine liberale Gesinnung und suchen ihr Lachen hinter scharfem Trinken zu verstecken. Von neuem beginnt das Essen: drei lebendige Schweine werden hereingetrieben und das grösste zum Schlachten bestimmt; die Gäste sollen sehen, wie rasch seine Köche dasselbe zu bereiten verstehen. Während dessen unterhält er die Gäste mit seinen Prahlereien. So fragt er einen seiner Sclaven mit wahrer Stentorstimme: aus welcher Decurie bist Du? „Aus der vierzigsten.“ Gekauft oder im Hause geboren? „Keins von beiden, Herr, sondern durch das Testament Pansa's Dir hinterlassen.“ Dann stellt er den Gästen anheim, neue Weinsorten zu wählen. Darauf wendet er sich an den Rhetor Agamemnon mit der Frage: Worüber hast du heute gesprochen? Wenn ich auch kein Sachwalter bin, so habe ich doch so viel gelernt, als man für's Haus braucht; ich interessire mich für die Wis-

senschaften, zwei Bibliotheken sind mein, eine griechische und eine lateinische.“ Während dann der Gastgeber bei Besprechung der aufgestellten Controverse seinen vermeintlichen Scharfsinn zeigt, der natürlich unisono beklatscht wird, fragt er: Kennst du etwa die 12 Arbeiten des Hercules oder die Geschichte des Ulixes, wie ihm der Cyklope den Daumen ausgerenkt? Ich habe das als Knabe im Homer gelesen. Um von anderem zu schweigen, die Sibylla habe ich mit meinen Augen zu Cumä gesehen in einer Flasche hängen, und wenn die Kinder ihr zuriefen: Sibylla, was willst du? so antwortete sie: ich will sterben.“ Ein allgemeines Gelächter, das bei diesen von krasser Ignoranz zeugenden Worten herauszuplatzen drohte, wurde zum Glück dadurch verhindert, dass eben das Schwein aufgetragen wurde. Allgemeine Verwunderung über die Schnelligkeit der Zubereitung; wie staunten aber die Gäste, als sie sahen, das Schwein sei noch einmal so gross als das vorhin gezeigte. Dasselbe wird zerlegt, darin stecken Brat- und andere Würste. — Schon ist Trimalchio ziemlich benebelt, da fragt er: „Und keiner von euch fordert mein Weib zum Tanzen auf? glaubt mir, keine tanzt den Cancan besser.“ Ascyltus und Giton müssen laut auflachen, ein Schmarotzer des Hausherrn weist sie mit ergötzlichen Schimpfwörtern zurecht. — Dann wird ein homerisches Stück, der reinste Blödsinn, aufgeführt. Demnächst erzählt Nikeros eine Spukgeschichte; man sieht daraus, dass damals der Glaube an Wehrwölfe stark im Schwunge war. Nach einigen komischen Intermezzos ein neuer Gang: Geflügel. — Fortunata gibt sich viel mit Habinnas ab, einem neu angekommenen Gaste. Dann Nachtisch; Vortrag von Versen aus Virgil's Aeneis; dann Aepfel und Austern, Bekränzung und Salbung der Gäste. Schon war die Heiterkeit allgemein; die Sclaven hatten sich auch auf Triclinien postirt, — da kommt Trimalchio auf den Gedanken, sein Testament vorzulesen und Inschrift nebst Denksäule zu bestimmen. Grosse Rührung allerseits. Während des allgemeinen Aufbruchs zum Bade suchen unsere Freunde sich aus dem Staube machen; da dies aber mislingt, weil der Ausgang verschlossen war, so machen sie gute Miene zum bösen Spiele und baden gleichfalls. — Darauf werden die Gäste in die prachtvollen Zimmer

der Fortunata geführt, der krähende Hahn büsst seine Unvorsichtigkeit mit dem Tode, bis zum Tagesanbruch soll fortgetrunken werden. Die alten Sclaven treten ab, neue dafür ein. Einen schönen Jungen unter ihnen küsst Trimalchio, dies setzt Streit mit Fortunata, die ihn „Hund“ nennt; zur Erwiderung wirft er ihr den Becher an den Kopf; sie weint. Trimalchio erzählt darauf einiges aus seiner Jugend, wie er reich geworden sei. — Schon lange war die Sache unseren Freunden zum Ekel, da liess der Gastgeber, um dem Ganzen einen würdigen Abschluss zu geben, auch noch Hornbläser eintreten und befahl ihnen, einen Leichenmarsch zu blasen; dabei stellte er sich todt. Der Ton dieser Hörner wird jedoch ein so schriller und schreckenerregender, dass die Nachtwächter in der Meinung, es brenne im Hause, mit Wasser und Aexten hereinstürzten, um zu löschen. Diesen Tumult benutzen unsere Freigelassenen, um dem Hause zu entrinnen. So weit reicht die Gasterei.

Nach mehreren Streitigkeiten, die sich zwischen Enkolpius und Askyltus über den Besitz des jungen Giton erheben; nachdem wir noch eine Liebesgeschichte, die zu Pergamus in Kleinasien sich zutrug, angehört haben; nach einer Klage, die ein Dichter über Verschlechterung der Zeiten ausstösst, — finden wir den Enkolpius nebst Giton und einem gewissen Eumolpus auf einem Schiffe wieder, das nach Tarent fährt. Während der Nacht merken sie, dass Lichas der Besitzer des Schiffes ist und Tryphäna mitfährt, 2 Personen, zu denen sie früher in irgend welcher Beziehung gestanden haben, denen sie aber entlaufen sind. In der Angst wollen sie am Schiffe sich herablassen, doch wohin? Sie beschliessen also, sich zu scheeren und durch Tättowiren unkenntlich zu machen. Dies merkt ein Matrose und macht Lärm, die Schiffsleute springen auf und die beiden werden von ihren früheren Herren erkannt und wieder in Besitz genommen. Bei der Schmauserei, die nun abgehalten wird, erzählt Eumolpus eine Geschichte, die sich mit einer Witwe zu Ephesus zutrug, als Beweis dafür, dass die Frau den todten Mann leicht vergisst und ihre Liebe ohne Bedenken einem neuen zuwendet. Unterdessen erhebt sich ein schwarzer Sturm, das Schiff zerbricht und geht mit seinen Insassen unter, nur unsere drei Bekannte retten sich schwimmend ans Land

und kommen nach Croton, einer altberühmten Stadt. Hier geben sie sich für Afrikaner aus, die eine reiche Erbschaft ebendaher erwarteten, und finden in Folge dessen eine treffliche Aufnahme; jeder bestrebt sich, ihnen das Leben angenehm zu machen, in der Hoffnung, sie zu beerben. Circe, eine junge schöne Frau, ladet den Enkolpius zu sich ein, im Platanenwäldchen findet das Rendez-vous statt. Die Schönheit dieser Dame wird eingehend beschrieben; „die kunstvoll geflochtenen Haare ergossen sich ganz über die Schultern, von der schmalen Stirne waren die Haarwurzeln nach hinten gekämmt, die Augenbrauen reichten bis zur Grenzlinie der Wangen hin und stiessen über den Augen fast zusammen; die Augen waren funkelnder als die Sterne, die Nase ein wenig gebogen und ein Mündchen, wie es Praxiteles der Diana gegeben hat. Ferner das Kinn, der Nacken, die Hand, die von goldener Spange umwundenen Füsschen! gegen sie wäre der Parische Marmor nichts gewesen.“ Wiederholt ladet sie ihn zu sich ein, blos um als Erbin eingesetzt zu werden. Ein anderes vornehmes Weib, die nicht mehr schön genug war, um selbst Erbschleicherei zu treiben, übergab ihre beiden schönen Kinder dem Eumolpus, damit er sie erzöge resp. in sein Testament aufnähme. Wie es zum Schluss den Abenteurern ergangen, da die Reichtümer aus Afrika doch nicht ankommen konnten, erfahren wir nicht, die Erzählung bricht ab.

Wir sehen aus dieser Skizze, dass die Oertlichkeit, die Zeit, die Personen und die Verhältnisse wahr geschildert sind. Da ist keine verschwommene und fingirte Ortsangabe, sondern bestimmt erkennbare Lokalität; da sind keine für jede beliebige Zeit passenden Zustände, sondern solche, die für eine ganz bestimmte Zeit und nur für diese charakteristisch sind; keine rein aus der Luft gegriffenen Persönlichkeiten, Schatten ohne reale Unterlage, sondern auch aus anderen Autoren uns hinlänglich bekannte Stände: liederliche aber angesehene Freigelassene, dünkelhafte und reiche Emporkömmlinge, eingebildete Dichter, verdorbene Kinder und Matronen; die Verhältnisse sind nicht willkürlich gemalt, sondern es herrscht darin frisches und natürliches, wenn auch unsittliches Leben. Das Tun und Treiben, wie es eben einmal unter jenen Kaisern war, wird mit frischen

Farben aufgetragen, klar und unverholen werden die Laster geschildert und gehandhabt; oberflächliche Halbbildung ist an die Stelle der tiefen Gelehrsamkeit getreten; reich will jeder werden ohne eigene Anstrengung; derbe Witzesworte würzen die Unterhaltung. So bietet Petron's Schrift ein vielseitiges Zeit- und Sittengemälde, und dieselbe würde die Bezeichnung „Roman" verdienen, wenn grossartige, aus sittlichen Gegensätzen entspringende Collisionen darin enthalten wären. Vergleichungspunkte mit anderen Autoren, die kurz vorher oder nachher lebten, springen bei der Lektüre leicht ins Auge: so erinnert der Schluss an das schon von Horaz scharf gegeisselte Laster der Erbschleicherei und die Beschreibung der Vergnügungen mahnt an die Bacchanalien, wie sie nach Livius ums Jahr 186 v. Chr. G. in Italien stattgefunden haben.

Ganz verschieden von diesem Petron ist der um 100 Jahre später lebende Lucius Appulejus. Gebürtig aus Madaura in Afrika, Platoniker und Rhetor, lebte er im zweiten Drittel des 2. Jahrhunderts. Wie wir aus seinen Schriften ersehen, genoss er seine Jugendbildung zu Carthago und Athen und unternahm dann längere Reisen, auf denen er hauptsächlich Mysterien kennen zu lernen begehrte. In diese Mysterien zog sich damals das sinkende Heidentum zurück, um einen Schutz gegen das eindringende Christentum zu gewinnen. Die damals wieder erwachte Philosophie eines Pythagoras und Plato vereinigte sich mit der Naturforschung, um mystische Interessen zu verfolgen. Solche Geheimkulte (der Novize hatte vor der Aufnahme eine Prüfung zu bestehen) waren der des Dionysos, der magna mater und des Mithras, welcher letztere seit dem Piratenkriege sich ausgebreitet und einen grossen Spielraum im römischen Heere gewonnen hatte. Man suchte nach geheimen, magischen Kräften; namentlich im Orient traten Betrüger oder Betrogene auf und verübten Wunder, so Apollonius von Tyana, der unter Nero und Domitian die ganze civilisirte Welt durchzog und nach seinem Tode vergöttert wurde. Man suchte eben einen inneren Halt gegen die zerfahrene Zeit. Ein solcher Sucher war auch Appulejus; er genoss den Ruf eines Zauberers. Von seinem sonstigen Leben wissen wir noch, dass er in Rom und später in Afrika als Redner und Advocat auftrat.

Phantastische Wundersucht und Ungeschmack kennzeichnen seine Darstellung, die aus allen Zeiten und Stilarten zusammengetragen ist und Vorliebe für archaistische Formen bekundet; dabei ist er lebendig, originell und leicht schaffend. Kein Hauptwort wird ohne Beiwort gesetzt, das stärkste ist ihm das bezeichnendste und richtigste, alles Einzelne ist stark gehäuft; denn das damalige Publikum liebte eine scharf gewürzte Lectüre. Im Vergleich zu Petron sieht man hierin einen grossen Unterschied; wenn wir nach ähnlichen Erscheinungen in der neueren Zeit suchten, so würden die Dichter der zweiten schlesischen Schule in erster Reihe zu nennen sein. Sein Werk metamorphoses, Verwandlungen, wurde auch asinus aureus = goldener Esel genannt (das Beiwort „golden" will blos sagen, dass das Buch sehr beliebt war) oder auch Milesiae d. i. Roman, Novelle. Es ist eine phantastisch-satirische Sittennovelle, verfasst unter der Regierung des Kaisers Marc Aurel und dem Lukios des Lucian nachgebildet, wenn nicht beide eine ältere Quelle benutzt haben. Den Inhalt bilden die Erlebnisse eines Menschen, der aus Versehen durch Zauberei in einen Esel verwandelt wurde; der Stoff ist ganz wie bei Lucian und unterscheidet sich von jenem nur darin, dass die Namen verändert werden, die Darstellung sich erweitert, die Motive ausführlicher behandelt und kleine Abenteuer: Spuk-, Räuber- und Schmutzgeschichten meist nicht ungeschickt eingeflochten werden, die sicherlich dem Boccaccio vorgelegen haben, so das schöne Geschichtchen von Amor und Psyche, dessen Kern wol in den Orient zurückreicht und jedenfalls einen tieferen philosophischen Sinn birgt. Einige sind auch ernsten Charakters, so die Erzählung vom Tode der Braut, welche aus der Räuberhöhle gerettet wird. Es ist ähnlich wie beim indischen Epos Mahabharata, in welches die liebliche Erzählung Nala und Damaianti so wie andere eingewebt sind; neuerdings hat auch Göthe in seinen Romanen es nachgeahmt. Für uns ist Appulejus dadurch das Vorbild der Novellenliteratur geworden (cf. O. Jahn, populäre Aufsätze aus der Altertumswissenschaft, Bonn 1868). Alle diese Erzählungen sind wichtig wegen ihres kulturhistorischen Interesses. Geändert ist namentlich der Schluss; bei Lucian heiter, hier ernsthaft-phantastisch, Der Esel-Mensch wendet

sich an die Isis, deren Cultus aus Egypten schon längst nach Rom und dem Occident verpflanzt war, mit einem Gebet um Befreiung von der Tiergestalt. Dabei erfolgt eine genaue Schilderung der Isisprocession, welche so ziemlich dem rheinischen Carneval in ihrem Aeusseren zu entsprechen scheint; der Verwandelte wird ins Heiligtum aufgenommen, geprüft und eingeweiht. Dieser gewissermaassen geistige Abschluss ist charakteristisch für Appulejus und seine Zeit; dies ist sein eigener Zusatz, aus persönlicher Anschauung geschöpft. — Die Verwandlung von Menschen in Tiere mit Beibehaltung des menschlichen Bewusstseins, aber ohne menschliche Sprache finden wir schon in Homer's Odyssee, wo Circe die Gefährten des Odysseus verwandelt:

> gleich waren sie Schweinen an Haupt, an Stimm' und an Bildung,
> borstenvoll, nur der Geist war unzerrüttet, wie vormals!

Indem wir es unterlassen, den Gang des ganzen Romans zu entrollen, halten wir uns hier blos an die liebliche Episode: Amor und Psyche. Der Inhalt derselben ist kurz folgender.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die drei sehr schöne Töchter hatten; doch bei den zwei älteren schien es, als ob das menschliche Lob noch für sie genüge, der jüngsten Schönheit aber überstieg alle menschlichen Begriffe. Von weit her kamen die Menschen, durch den Ruf ihrer göttlichen Schönheit gelockt, und verehrten sie geradezu als eine zweite Venus; ihr als einer menschlichen Person zu nahen wagte Niemand. Kein Mensch ging noch nach Paphus oder Knidus oder Cythera, um Aphrodite anzubeten; ihre Opfer werden vernachlässigt, ihre Tempel verfallen, ihre Bildsäulen bleiben unbekränzt, die verlassenen Altäre werden entstellt durch kalte Asche. Darüber erzürnt spricht Venus bei sich: „Ich, die alte Mutter der Natur, die Schöpferin alles Seienden, muss mich mit einem irdischen Mädchen in die Verehrung teilen! ich soll mich begnügen mit dem ungewissen Anteil einer stellvertretenden Anbetung! Vergebens soll mich jener Hirte, dessen Entscheidung selbst Juppiter gebilligt hat, wegen meiner unübertrefflichen Schönheit so hochgestellten Göttinnen vorgezogen haben! Nein, nicht sich zur Freude soll diese, wer sie auch ist, die mir ge-

bührenden Ehren sich angemasst haben; ihr soll diese Schönheit noch leid tun.“ Sogleich ruft sie ihren Sohn Amor und befiehlt ihm, das Herz der Psyche für einen ganz gemeinen Menschen zu entflammen. — Psyche findet indessen keinen Gatten; man staunt sie an als ein göttliches Wesen; aber keiner wirbt um sie. Schon längst hatten sich ihre älteren Schwestern benachbarten Königen vermählt, Psyche sitzt ungeliebt daheim und verwünscht ihre Schönheit. Dem fragenden Vater verkündet das Orakel des Milesischen Apoll: „Stelle die Jungfrau als Braut geschmückt auf einen hohen Felsen und hoffe auf keinen irdischen Schwiegersohn, sondern denke auf ein wildes und grausames Ungeheuer, das mit Schwingen die Luft durchschneidend alles beherrscht und mit Feuer und Schwert jedes einzelne Wesen entkräftet; vor ihm bebt Juppiter und der ganze Olymp, das Wasser und die Unterwelt.“ Unter allgemeinem Jammer wird Psyche auf den Fels gestellt, von dort trägt sie ein leiser Zephyrhauch in ein paradiesisches Tal mit prächtigem Palast. Denn der Schalk Amor, statt das Herz Psyche's nach dem Gebote seiner Mutter zu verwunden, wird selbst entzündet und beschliesst, sie in dieser Einsamkeit zu seinem Weibe zu machen. Ohne Jemanden zu sehen, wird Psyche bedient; sie geniesst die köstlichsten Speisen und Getränke, den herrlichsten Gesang und die trefflichste Musik, nachts hat sie den liebenden Gatten neben sich im Lager, der freilich am Morgen ungesehen verschwindet. So verstreicht ihr Tag um Tag, und die Gewohnheit macht ihr solch ein Leben angenehm. In einer Nacht warnt sie der Gatte plötzlich vor ihren Schwestern, die bald erscheinen und oben auf dem Berge um sie wehklagen würden. Durch Weinen und Jammern bewirkt sie, dass der Gatte ihr erlaubt, dieselben zu sehen und zu sprechen, auch ihnen alles Mögliche zu schenken; nur über seine Gestalt solle sie nichts fragen, noch sagen. Der Zephyr trägt die Schwestern zu ihr herab, die ihnen in ihrer Freude alle Kostbarkeiten zeigt und sie reich beschenkt entlässt. Unterwegs klagen die neidischen Schwestern über ihre hässlichen Männer und das Glück der Psyche; sie bereden sich, dasselbe zu vernichten. Wiederholt warnt Amor sein junges Weib vor den Plänen der ränkevollen Schwestern; sie besteht darauf, die-

selben wiederzusehen. Dieselben liebkosen sie und gratuliren ihr zur Schwangerschaft; dann fragen sie nach ihrem Gatten. Während nun Psyche beim ersten Besuche gesagt hatte, es sei ein schöner flaumbärtiger Jüngling, der meist im Wald und Feld lebe, so sagte sie diesmal in ihrer arglosen Einfalt, weil sie sich jener Worte nicht mehr erinnerte, er sei ein Kaufmann aus fernem Lande, der in mittleren Jahren stehe. Diesen Widerspruch merken die Schwestern recht gut und machen ihr Angst, indem sie sagen, ihr Gatte sei ein Ungeheuer und sie werde ein schreckliches Untier gebären. Da gesteht Psyche, sie habe allerdings ihren Gatten noch nie gesehen, sie möchten ihr doch helfen und sie vor dem Schrecklichen schützen. Die Argen raten ihr, sie solle ein Lämpchen verstecken, nachts aufstehen und bei Licht das Haupt des schlafenden Drachen abhauen. Dann eilen sie davon, Psyche aber trifft ihre Maassregeln für die Nacht. Statt des Ungeheuers jedoch sieht sie den herrlichen Kupido in voller Schönheit daliegen; vor dem Bette lagen Bogen, Köcher und Pfeile. Während Psyche in freudigem Schreck alles betastet, verwundet sie sich mit einer Pfeilspitze, so dass sie heftige Liebe zu Amor in ihr Herz schliesst. In heisser Leidenschaft beugt sie sich auf ihn und küsst ihn zärtlich; dabei fällt ein Tropfen heissen Oeles auf die rechte Schulter des Gottes. Er erwacht und erzürnt über das Gebahren seines Weibes fliegt er davon; von der nächsten Cypresse aus ruft er ihr noch zu: „Ich weiss, du hast blos aus Leichtsinn gefehlt, deine Schwestern sind die Schuldigen, die ich bestrafen werde; dich strafe ich dadurch, dass du mich nicht mehr siehst.“ Verzweifelnd stürzt sie sich in den nahen Strom, aber dieser trägt sie in eine liebliche Aue. Dort ruft Pan sie zu sich und rät ihr, sie solle den Kupido durch Bitten und Gehorsam begütigen.

Auf ihrer Wanderung kommt sie zu einer der Schwestern, erzählt, wie es ihr ergangen sei, und sagt, der Gott habe erklärt, er werde nun sie d. i. die Schwester heiraten. Diese eilt sofort zum Felsen hin, stürzt sich hinab und kommt zerschmettert unten an; dies war die Rache Amor's. Dasselbe Schicksal erlitt bald darauf die andere Schwester. Der im Meere badenden Venus verrät indessen die weisse Möve, was ihrem

Sohne passirt sei. Wütend eilt die Göttin ins Gemach des Sohnes, schilt ihn aufs heftigste und droht, die Sobrietas d. i. Nüchternheit zu rufen, damit ihm diese die Waffen, Haare und Schwingen nehme. Vor der Türe begegnen ihr Ceres und Juno und fragen erstaunt, was ihr widerfahren sei. Sie verlangt, jene sollen ihr Psyche suchen helfen, dann stürzt sie hinaus. Psyche ist unterdessen in einen Tempel der Ceres getreten; dort begegnet ihr die Göttin und teilt ihr mit, dass Venus sie suche. Sie bittet, einige Tage im Tempel bleiben zu dürfen, Ceres schlägt es ab mit Rücksicht auf ihre Freundschaft zu Venus. Ebenso geht es ihr bei Juno. Da beschliesst Psyche in der Verzweiflung, geradenwegs zu ihrer Feindin hinzugehen und sich ihr zu stellen; dabei hegt sie die geheime Hoffnung, ihren Kupido zu sehen. Venus hat indessen den ganzen Himmel zur Hülfe aufgeboten, und Mercur muss überall auf der Erde ausschnarren: „Wer die entlaufene Psyche herbeibringt oder ihr Versteck anzeigt, erhält von der Venus sieben süsse Küsse und dann noch einen, der durch die Berührung der Zunge honigsüss wird!“ Dies veranlasst Psyche zur Beschleunigung ihres Vorhabens. Vor dem Eingang tritt ihr Consuetudo, eine Dienerin der Venus, entgegen und schleppt sie an den Haaren hinein. Venus ruft sogleich Sollicitudo und Tristitia; diese geisseln die Gefangene und schleppen sie dann wieder vor die Herrin. Diese stürzt auf sie zu, zerreist die Kleider, rauft die Haare, schlägt ihr Haupt und peinigt sie auf martervolle Weise. Dann stellt sie ihr folgende Aufgaben: 1) muss sie einen Haufen bunt vermengter Körner sondern; statt ihrer besorgen die Ameisen die Arbeit; 2) soll sie aus dem nahen Haine die Flocke eines goldgelben Schafes bringen; das grüne Schilf gibt ihr an, wie sie das Wagnis ausführen kann; 3) soll sie von der Quelle eines nahen Felsen Styxwasser holen; der Adler Juppiters füllt ihr das Gefäss. Da wird Venus wütend darüber, dass Psyche alle Aufgaben so rasch und leicht löse, und giebt ihr noch die allerschwerste: sie soll 4) zur Proserpina hinabsteigen und sie bitten, sie möge der Venus ein wenig von ihrer Schönheit zuschicken, auch wenn es nur für einen kurzen Tag genüge. Psyche will sich aus Verzweiflung vom Turme stürzen, dieser aber spricht zu ihr: „Warum willst

du dich tödten? Höre auf mich! Gehe nach Tänarum bei Lakedämon und steige hinab in den Schlund, doch nicht mit leeren Händen, sondern Klöschen von Gerstengraupen, mit Honig versetzt, trage in den Händen und zwei Goldstücke im Munde, letztere für den Hin- und Rückweg, erstere für den Cerberus als Ein- und Ausgangszoll; ausserdem darfst du nichts anrühren, noch essen ausser einfachem Brote; das Büchschen aber, das dir Proserpina geben wird, öffne ja nicht!" Oben wieder angelangt, kann Psyche der Neugierde nicht widerstehen, erblickt aber in dem geöffneten Büchschen nichts von Schönheit, sondern blos stygischen Schlaf, der sie sogleich befällt. Unterdessen ist Cupido seinem Gefängnisse entschlüpft und gelangt zufällig dahin, wo Psyche schläft; er weckt sie, steckt den Schlaf wieder in's Büchschen und trägt ihr auf, dasselbe der Venus hinzutragen.

Amor selbst eilt schnurstracks zu Juppiter und trägt ihm seine Sache vor; dieser verspricht ihm beizustehen unter der Bedingung, dass, wenn jetzt ein schönes Mädchen wieder auf Erden sei, dieses ihm zufalle. Sofort lässt derselbe durch Mercur eine Götterversammlung ansagen und gebietet jedem zu erscheinen, bei 10,000 Sesterzen Strafe. In derselben tut er seinen Willen kund: Amor solle die Psyche ehelichen und Venus solle zustimmen, zumal er Psyche zur Göttin machen werde; dies geschieht sofort dadurch, dass sie Ambrosia geniesst. Die Hochzeit wurde sogleich gefeiert; Vulkan kochte, die Horen streuten Rosen, die Grazien Balsam, die Musen sangen, Apoll spielte die Cithara, Venus tanzte. So kam Psyche in gesetzlicher Weise in Amor's Besitz und gebiert diesem eine Tochter, die wir Voluptas nennen.

Der Bischof Fulgentius, der ums Jahr 500 in Afrika lebte, erklärt in seinem Mythologikon den allegorischen Sinn der Erzählung also: In der Welt ist Gott und die Materie; ihre drei Kinder sind: Fleisch, freier Wille und Seele. Auf diese letztere ist Venus, d. i. böse Lust, neidisch und schickt Cupido, sie zu verderben. Aber weil es eine Begierde des Guten und des Bösen gibt, so gewinnt die Begierde die Seele lieb und mischt sich gleichsam mit ihr, ermahnt sie jedoch, nicht ihr Antlitz zu schauen d. i. nicht ihre Ergötzungen

zu lernen (wie ja auch Adam, obwol sehend, seine Nacktheit nicht sieht, bis er vom Baum der Lust isst); sie möge ja nicht gleich ihren Schwestern, Fleisch und Freiheit, ihre Gestalt zu erkennen trachten. Aber von jenen verlockt, deckt sie die in der Brust verborgene Flamme der Sehnsucht auf und gewinnt die so gesehene lieb. Diese aber soll sie durchs Austropfen der Lampe entzündet haben, weil jede Begierde so erglüht, wie sie geliebt wird, und den sündigen Flecken ihrem Fleische anheftet. Nach Enthüllung der Begierde wird sie ihres Glücks beraubt, in Gefahren gestürzt und aus dem Palast getrieben. Das Uebrige, meint Fulgentius, kann sich jeder Leser aus der Erzählung selbst zusammenreimen.

Aehnliche Märchen mit denselben Zügen finden sich in der ganzen indogermanischen Welt. Wenn Appulejus vier Prüfungen der Psyche ansetzt, so ist dies eine ganz willkürliche Steigerung, denn das gewöhnliche ist die Dreizahl der Prüfungen; doch ist dies dadurch ausgeglichen, dass die zwei letzten Prüfungen zusammenfallen. „Wasser aus der Styxquelle holen“ hat ebendieselbe Bedeutung wie das Hinabsteigen in den Hades selbst am Tänaron. Im Hades darf sie nichts tun, weil sie sonst diesem verfällt; ferner muss sie dem Cerberus einen Honigkuchen reichen, und stillschweigen, dreimal wird sie versucht. Ferner darf sie nichts essen; Appulejus hat diesen Zug so modificirt, dass sie vom lockeren Mahle nur ein Stück Schwarzbrot essen darf, ein Zug, wie er im Märchen vorkommt und ganz für dasselbe passt. Zweimal wird sie von Neugierde verleitet; doch versöhnt sie sich das letzte Mal sofort mit Eros, ohne dass dies im mindesten motivirt wird. Der Zug, dass Tiere, sogar leblose Gegenstände der Psyche helfen, findet sich im Märchen „von der weissen Schlange“ bei Grimm wieder. — Die Liebe ist in dieser Erzählung auf ihre Prinzipien zurückgeführt; Psyche ist die Liebe empfindende Seele, Eros die liebende Kraft. Venus hat zu Dienerinnen die consuetudo d. h. den sinnlichen Umgang, ferner die Trauer und die Wehmut; es sind dies die beiden Seiten der Liebe: Freude und Schmerz. Auffallend bleibt der Schluss; sie zeugen eine Tochter Voluptas, während man doch nach der früheren Verheissung Cupido's (infantem divinum) einen Sohn erwarten sollte. Was die Dar-

stellung anlangt, so ziehen einfache menschliche Empfindungen durchs ganze Stück; die Götter des Olymps werden alle gewissermaassen burlesk behandelt. Venus ist nach menschlicher Weise eitel und stolz, Ceres und Juno wissen den ganzen Liebeshandel zu entschuldigen, Merkur tritt als gemeiner Ausrufer auf, Juppiter will mit Amor halbpart machen. Es erinnert dies an die schon bei Homer vorkommende Episode von Ares und Aphrodite, an den Hymnus auf Hermes und an die Behandlung der Götter durch die Komödie.

Allgemeine Züge des Eros und der Psyche, Darstellung auf Gemälden. Schon bei den ältesten griechischen Dichtern wird Eros personifizirt als allgemeiner Schöpfungstrieb, und dieser Zug ist für alle Zeiten geblieben; alle feineren geistigen Beziehungen knüpfen sich an ihn, nicht an Aphrodite. Plato fasst ihn als Vermittler zwischen Menschen und Göttern, als Sohn des Ueberflusses und der Armut; dieser Eros facht nicht blos die Leidenschaft der Liebe an, sondern unterhält und weckt alles, was der Mensch geistig producirt. Daher verbindet sich Eros mit Psyche, einer ähnlichen Personification der menschlichen Natur. Die älteste Vorstellung vom Geiste des Menschen als einer Potenz, die sich ablösen kann, findet sich bei Homer; der Atem, der den menschlichen Körper belebt, verlässt den Menschen durch den Mund oder die Wunde und lebt in der Unterwelt ein Scheinleben weiter als Nachtbild, Schatten; um menschliches Tun daselbst zu vollbringen, muss die Psyche Blut trinken. cf. Hom. Od. 11, 152:

> Aber ich harrete dort standhaft, bis die Mutter herankam;
> und wie des schwärzlichen Blutes sie trank, so erkannte sie plötzlich,
> und mit jammerndem Laut die geflügelten Worte begann sie u. s. w.

Die Alten nannten auch den Schmetterling „Psyche," mit Bezug auf die eigentümliche Entstehung desselben aus der Puppe oder Raupe. Der Schmetterling gleitet wie die Seele leicht und unbemerkt durch die Luft hin, daher wird derselbe auf Bildwerken geradezu als Symbol der Seele aufgefasst. Dass überhaupt das Märchen einen oft gesuchten und reichlich lohnenden Vorwurf für den Künstler abgab, ist leicht erklärlich; gehört doch diese Dichtung zu den gehaltvollsten, zugleich einfachsten und kindlichsten, die das Altertum je geschaffen hat.

„Der Gedanke, dass Psyche, die Seele, durch ein Vergehen ihres ursprünglichen, unschuldigen Glückes beraubt, nach mannichfaltigen Leiden und Prüfungen ihr höheres, bewussteres, vergeistigtes Glück am Herzen der ewigen Liebe wieder findet, ist so tiefsinnig und doch so allgemein verständlich, dass sich kein reicherer Stoff für den Dichter wie für den Bildner erträumen lässt. So wohnt diesem Märchen eine süsse, mystische Poesie inne, an deren berauschendem Kelche wir uns nicht satt schlürfen können.“ Unter den neueren Künstlern sind zu nennen: Rafael, der die Erzählung in zwölf reizenden Compositionen der Decke an der Villa Farnesina in Rom behandelte, und der jüngst verstorbene Moritz von Schwindt, der gleichfalls den Stoff des Märchens zu Gruppen für die Ausschmückung einer Villa benutzt hat. Die Darstellungen der älteren Künstler fassen hauptsächlich drei Gesichtspunkte ins Auge; entweder Eros quält die Psyche, oder Psyche quält den Eros, oder beide sind glücklich vereinigt.

Eros quält die Psyche. Eros nimmt von der Seele Besitz; dies zeigt sich in Qualen, die er ihr zufügt, gewöhnlich brennt er den Schmetterling oder das junge Mädchen mit Schmetterlingsflügeln durch die Fackel. Die Verbrennung hat man aufgefasst als ein Symbol der Läuterung durchs Feuer. Die Gruppe ist nach einer Gemme des Florentiner Museums (cf. O. Jahn in seiner Ausgabe von Psyche und Cupido) folgende: Der zürnende Eros hält mit der Linken die mit ausgestreckten Beinen halb knieende Psyche an den Kopfhaaren fest, den linken Fuss auf Psyche's Schenkel stemmend, in der rechten Hand mit der Fackel ausholend; Psyche hebt beide Arme angstvoll flehend zu ihm empor und sieht auf, als wolle sie um Schonung bitten; Eros ist geflügelt, nackt, Psyche halbbekleidet, mit Schmetterlingsflügeln. Auf diese Situation beziehen sich folgende Epigramme, deren Verfasser Meleager ist:

1) Brennest du noch so sehr die im Feuer befindliche Psyche,
dennoch flieht sie davon; hat sie doch Flügel, du Tor!

2) Sage mir, weinende Psyche, warum die geheilete Wunde,
die der Cupido dir schlug, wieder im Herzen entbrennt?
Sei doch nicht, beim Zeus, so mit Willen töricht und rühre
Feuer von neuem hervor, während die Asche noch glimmt.
Wenn du vergissest die Leiden und flüchtig du wieder gefasst wirst,
wird er dich, glaube das mir! ärger noch kränken fürwahr.

3) Rief ich es nicht dir zu, bei der Kypris, du werdest gefangen
hängen am klebenden Leim, weil du zu nah dich gewagt?
Rief ich es nicht? Nun fing dich die Schlinge. Du zappelst vergeblich,
dass du den Fesseln enteilst; ist doch der Flug dir gelähmt!
Hart an's Feuer gestellt und mit Salben besprengt in der Ohnmacht
bist du, während den Durst Nass aus den Augen dir stillt.
O schwerleidende Psyche, die bald von dem Feuer verbrannt wird,
bald sich wieder erholt, wenn auch nur wenig erquickt.
Aber die Schuld trifft dich. Als den harten Cupido du aufzogst,
dachtest du nicht, dass nur gegen dich jener erwuchs?
Also das ahntest du nicht? Nun trage die schöne Vergeltung,
dass das Feuer, zugleich eisiger Schnee dich verletzt.
Selbst so gewollt hast du; nun trage die Qual, da du leidest
würdige Strafe dafür, arg von dem Wachse verbrannt.

Psyche quält den Eros. O. Jahn in seiner Miniaturausgabe „Psyche und Cupido“ gibt uns zwei Gebilde dafür. Auf dem einen steht Amor nackt, geflügelt, mit weinerlichem Gesicht, auf runder Basis; die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden. Das andere ist eine grössere Gruppe: Amor steht steif, regungslos, betrübt auf runder Basis; Psyche hält ihm die gebundenen Hände auf dem Rücken fest. Eine andere Psyche, nur um die Hüften abwärts ein Gewand tragend, steht sich beugend vor ihm und hält in der Rechten eine Fackel, um die ihm abgenommenen Waffen: Köcher mit Pfeilen und den Bogen, die sie in der Rechten hält, zu verbrennen; ihr zur Rechten steht ein bekleideter Eros, ratlos dareinschauend, das Gesicht auf den erhobenen rechten Arm stützend. Auf diese Lage beziehen sich die folgenden von Jahn angeführten Epigramme:

4) Ja bei der Kypris, Eros, ich werde die Waffen im Feuer
tilgen: den Bogen sowol, wie auch den spitzigen Pfeil.
Lache nur nicht und verspotte mich nicht mit Hohn in dem Antlitz!
Lache nur nicht; du wirst gleich nun die Miene verzieh'n.
Denn dir gedenk' ich zu stutzen die Flügel, die Boten der Liebe,
und mit erzenem Band werd' ich belegen den Fuss.
Freilich es ist kadmeischer Sieg nur, den ich gewinne,
wenn mit der Psyche verknüpft, Wolf in den Schafen du bist.
Doch wolan, der du schwierig besiegt wirst, hebe die Sohlen,
breite die Schwingen doch aus, nur nicht, das bitt' ich, auf mich!

5) Wer hat dich, den beschwingten, in Banden gekettet, und wer nur
wagt es, den feurigen Brand, der aus dem Köcher entspringt,
greifend zu fassen und dir die zum Schusse gerüsteten Hände
einzuspannen in's Joch, fest an die Säule gedrückt?
Immerhin ist es ein Trost für die Menschheit, wenn auch ein kleiner,
Sage mir: den du da quälst, hat er nicht selber gequält?

6) Wer hat ohne Befugnis in Ketten dich also geworfen,
dass dich jedermann sieht? Sage mir: wer hat gewagt,

dich so in Ketten zu legen? Der garstige Anblick! Abscheulich!
Wo ist das rasche Geschoss? Wo ist der bittere Pfeil?
Wahrlich, nicht recht ist's, dass dich der Steinmetz also gemeisselt,
der du die Götter bezwingst, der du mit Liebe sie zwingst.

7) Wer ist's, der dir die Hände mit unentrinnbaren Banden
hier an die Säule anband? Zwang er doch Feuer und Licht!
Trockne doch nur, ich bitte dich, Tor, die Tränen im Antlitz,
denn dich freuet ja nur, machst du den Menschen recht Pein.

8) Weine nur, fest an den Händen gebunden, willkürlicher Dämon,
weine nur immerhin mehr, locke die Thränen hervor,
welche das Mitleid wecken, du sinnbetörender Frevler!
fliegendes Feuer der Seel', heimliche Wunden du schlägst.
Dass du gefesselt hier stehst, ist den Menschen ein Ende des Leides;
bitte und flehe du nur! stumm ist der Wind und die Luft.
Hast du auch früher die Glut in dem menschlichen Herzen entzündet:
sieh! jetzt ist sie gelöscht, ist von dir selber gelöscht.

9) Ja weine nur und suche du die Hand heraus
zu ziehen, Schalk! Denn solches ziemet dir zu tun.
Hier löst dich niemand, siehst du auch recht kläglich drein.
Du selbst hast andern Augen Thränen viel' entpresst
und bittre Pfeile hast du tief in's Herz gesenkt
und hast das Gift der Sehnsucht vielfach ausgesprengt,
Eros! denn dir macht Freude nur der Menschen Qual.
Gerecht ist deine Straf'; du leidest, was du tatst.

Das vierte dieser kleinen Gedichte wird dem Meleager zugeschrieben, das fünfte dem Satyros, das nächste dem Alkäos, das folgende dem Antipater, das achte dem Mäkios, das neunte dem Krinagoras.

Glückliche Vereinigung von Eros und Psyche. Appulejus sagt zum Schlusse: „Auf dem obersten Platze lag der Gatte bei Tische, die Gattin im Schoosse umfasst haltend.“ Diesen Worten entsprechend sehen wir auf einem Marmorsarkophage des britischen Museums, wie Eros auf dem Triclinium liegt, seine Psyche im Schoosse haltend, die Rechte um ihren Nacken schlingend, während sie ihre Rechte auf seine Schulter legt; sein Gewand hat sich vom Oberkörper zurückgeschoben, während das ihrige noch oben über die Brust reicht. Sie naht mit geöffneten Lippen denen des Eros, die sich in ähnlicher Bewegung befinden. Es kann kein Zweifel obwalten, dass der Künstler den Moment gewählt hat, wo der Kuss unmittelbar erfolgen soll. Das Jugendliche und Kindliche ist beibehalten, um das Sinnliche zu vermeiden, es ist eine geschlechtslose Zuneigung im Augenblick des innigsten Gefühls. Kein Kunstwerk ist späterhin öfter benutzt worden, um die glückliche Vereinigung auszudrücken.

Das andere Bild ist folgendes: Stehend auf runder Basis halten sich beide so umschlungen, dass Eros ganz nackt seinen Unterkörper dem Beschauer zukehrt, den Oberkörper nach links biegend; seinen Mund drückt er auf den der Psyche, so dass wir das Profil seines Gesichts sehen; mit dem im rechten Winkel gebogenen rechten Arm stützt er ihr Kinn. Psyche ist von den Hüften abwärts mit faltenreichem Gewand umkleidet; ihr Oberleib ist nackt, ihre Brust verdeckt, teils durch die Biegung auf Eros zu, teils durch dessen Arm und weil sie ihren linken mitten um den Leib ihres Geliebten schlingt, während sie mit dem rechten den Kopf des Eros an sich drückt; ihr Antlitz verschwindet hinter dem des Eros so, dass blos das linke Auge sichtbar ist. Die Gruppe befindet sich im Capitolinischen Museum. — Endlich ist auf einer Gemme im Berliner Museum die unübertreffliche göttliche Schönheit der Psyche dargestellt, wie sie von Appulejus gleich zu Anfang der Novelle beschrieben wird.

II.

Die deutsche Novelle und der deutsche Roman.

Die Eigentümlichkeit des Appulejus, dass in die längere Erzählung kürzere, mit jener gar nicht zusammenhängende, episodisch eingeflochten werden, finden wir bei Göthe namentlich in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ häufig wieder. Solche Episoden sind: die Flucht nach Egypten und Sct. Joseph, Die pilgernde Törin, Wer ist der Verräter? Das nussbraune Mädchen, Der Mann von fünfzig Jahren, Die neue Melusine, Die gefährliche Wette, Nicht zu weit. Daran schliessen sich noch zwei, die wahrscheinlich an irgend einer Stelle eingeschoben werden sollten: die Reise der Söhne Megaprazon's und die Novelle vom Kind und Löwen, deren letztere wir zum Gegenstand unserer Betrachtung machen wollen.

Zu Anfang führt uns Göthe auf den in Nebel gehüllten Schlosshof, in dessen Räumen Menschen und Tiere, zur Jagd sich vorbereitend, auf das Erscheinen des Fürsten warten. Kein Name wird genannt, während andere Schriftsteller, der natürlichen Neugierde der Menschen Rechnung tragend, solche Namen fingirt oder war, ganz ausgeschrieben oder blos mit Anfangsbuchstaben anführen. Wenn Göthe dies vermeidet, so will er der Phantasie des Lesers freien Spielraum geben, sich den Ort der Handlung beliebig auszumalen. Der Fürst ist erst vor kurzem getraut und lebt in glücklicher Ehe; der Vater hat ihn zu einem rechten Fürsten ausgebildet, der für's Wol der Untertanen sorgt, besonders für Handel und Wandel, wie aus der

eben in der Stadt abgehaltenen Messe hervorleuchtet. Nach angestrengter Arbeit findet der Fürst an diesem schönen Herbsttag Zeit zur Jagd, von welcher die Fürstin ungern zurückbleibt; indessen die Entfernung ist für sie zu gross. Zum Ersatz dafür schlägt er ihr einen Spazierritt vor, auf dem der fürstliche Oheim Friedrich und der Hofjunker Honorio sie begleiten sollen. — So kennen wir nach wenigen Worten schon die Hauptpersonen der Handlung und die Hauptmotive für den Fortschritt derselben; letztere sind die Jagd und der Markt. Wir sehen den Fürsten wolmeinend, arbeitsam, zärtlich; die Fürstin gütig, liebevoll, ritterlich, doch zugleich nachgiebig; den Pagen jung und wolgebildet. — Das Schloss liegt auf einer Erhöhung, mit Aussicht auf das Gebirge, das Ziel der Jagd. Dadurch kann die Handlung im wesentlichen eine einheitliche bleiben, wenn auch nicht dem Orte nach, so doch dadurch, dass beide Punkte durch die Gedanken und Sinne der Hauptpersonen auf einander bezogen werden. Die Fürstin blickt durchs Teleskop dem Zuge nach und sieht ihn noch einmal am Fusse der alten Stammburg vorüberziehen, die von Gebüsch umwachsen schon längst in Trümmern liegt. Kaum ist dies geschehen, so verlieren wir den Zug aus den Augen, erhalten aber durch Hinweisung auf die Stammburg das Ziel der nächsten Handlung schon vorgezeichnet. Dies geschieht noch mehr durch den Eintritt des Oheims; derselbe überbringt Zeichnungen jener Burg und erläutert sie der Fürstin in so anziehender Weise, dass diese dorthin den Spazierritt zu richten beschliesst. Nach Vorlegung zweier Blätter, die den Schauplatz des folgenden anschaulich beschreiben und die Liebe des Oheims für die wilde ungebeugte Natur kennzeichnen, tritt Honorio ein und meldet, die Rosse seien vorgeführt. Die Fürstin verlangt, über den Markt geführt zu werden und begründet dies mit Worten, welche ihrem Verstand und ihrem Interesse für die Volkswolfart alle Ehre machen. Der Oheim gibt ihr Recht, weigert sich aber, über den Markt zu reiten, da er ein grässliches Unglück, den Brand eines solchen Budenmeeres, noch vor Augen habe, welches . . . Seine weiteren Ergüsse schneidet die lebhafte Frau, welche dieselben schon öfter gehört hat, dadurch ab, dass sie auf's Pferd steigt; so bleibt ihren Begleitern nichts

übrig, als ihr zu folgen. — Sehen wir hier die Kunst des Autors! Nicht gleich von Anfang an gibt er uns eine Charakterzeichnung der auftretenden Personen, sondern fügt wie unabsichtlich Zug um Zug hinzu; wir brauchen blos dieselben zusammenzustellen, um ein volles abgerundetes Bild von jeder Persönlichkeit zu gewinnen. Zeigt sich hier auf der einen Seite die rasche Entschlossenheit und Furchtlosigkeit der Fürstin, so tritt auf der anderen Seite die gutmütige Plauderei und Aengstlichkeit des würdigen Oheims hervor; ferner hören wir, dass Honorio gerne von der Jagd zurückgeblieben, ein Wink für's Folgende: Schon können wir ahnen, dass er sich zu der schönen Gebieterin hingezogen fühlt.

Langsam reiten sie über den Markt, wegen des Gedränges; freundlich wird die Fürstin von allen Umstehenden gegrüsst. Dabei macht sie scharfe Beobachtungen über die Tracht der Marktleute, welche dieselbe als sparsame Frau kennzeichnen. Beim Eintritt in die Vorstadt erblicken sie am Ende derselben die Menagerie, die zum Markte gekommen ist; furchtbares Gebrülle empfängt die Vorüberreitenden, vor welchem die Pferde sich entsetzen. Die bunten Bilder mit dem Tiger und dem Löwen fallen ihnen in die Augen; auf dem Rückwege, sagt die Fürstin, wollen wir einmal eintreten. Haben wir den Oheim vorhin als Liebhaber der Zeichenkunst, als Freund der Natur, als wolwollenden Beurteiler kennen gelernt, so finden wir jetzt, dass er während seines Lebens auch Erfahrungen gesammelt hat, die er gern in Sentenzen verwertet. So sagt er hier, der Mensch wolle immer durch Schreckliches aufgeregt sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön es sei, frei Atem zu holen. In dem bangen Abmahnen des Oheims, in der Erinnerung an jenen schrecklichen Brand, in dem Bilde der Bude liegen schon genug Hindeutungen auf das Folgende: für den Augenblick wenig beachtet, gewinnt das in die Zukunft vorgreifende Motiv dadurch, wenn es später nun wirklich eintritt und als Folge auf jene Ahnung bezogen wird.

Gut, dass der Leichtsinn des Menschen Gefärte ist! Kaum ist das Tor den Reitern im Rücken, so verscheucht der liebliche Anblick der Natur die sorgenvollen Gedanken; die Menagerie ist vergessen. Unter heiteren Gesprächen, aufgeräumt

durch die ihrem Inneren entsprechende Natur, reiten sie am Laufe des Flusses hinan. Auch sein Name wird nicht genannt; es heisst blos, dass er nach und nach als grösster Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben solle. Auf einem freieren Standpunkte angelangt, ebenda wo kurz vorher der Fürst, wie seine Frau zu erkennen glaubte, noch einmal sich nach ihr umgeschaut hatte, machen sie Halt und geniessen gleichfalls das schöne Schauspiel der Fernsicht. Erst jetzt hören wir näheres über die Lage der Stadt und über den zurückgelegten Weg: die Stadt lag teils hoch, teils tief, leichte Rauchwolken erhoben sich über ihr, das Schloss war glänzend von der Morgensonne beschienen, die den Herbstnebel indes überwältigt hatte; Mühlen schaute man, die am Ufer des Flusses entlang lagen. So überblicken wir die Oertlichkeit erst allmählich, und zwar immer aus der Entfernung: während vorhin vom Schlosse aus das Gebirge bis zum Stammschlosse überschaut wurde, wird jetzt der umgekehrte Blick gewonnen. — Sie reiten weiter hinan und kommen an den Fuss der grünumkränzten Felsenburg, und zwar an die steilste Seite derselben. Gerade dies reizt den kecken Mut der Fürstin; hier soll auf einen Felsenvorsprung geklettert werden, während die Pferde unter den Bäumen halten sollen. Die Sonne steht gerade am höchsten und verleiht die klarste Beleuchtung; das Schloss, die obere und untere Stadt, die Buden, die Gegend diesseit und jenseit der Stadt sind durchs Fernrohr deutlich zu erkennen. Heitere Mittagsstille ruht über dem Ganzen. — Warum machen sie aber gerade hier Halt? Erstens ist die Burgruine durch die Vorlegeblätter und die daran geknüpfte Interpretation hinlänglich beschrieben, so dass ein Durchgehen der einzelnen Räume unnütz wäre; ferner will ja überhaupt der Oheim ihr dieselben nicht eher zeigen, bevor alle Reparaturen beendet sind. Nun lässt sich nicht annehmen, dass die lebhafte Frau ihren vorhin so energisch geäusserten Wunsch ohne alle Ursache aufgegeben habe. Sie hat also das Endziel noch vor sich, Göthe lässt sie aber hier halten, angeblich der Aussicht halber, in der Tat, damit des Oheims Verbot gewahrt bleibe; das nächstfolgende Ereignis hindert dann die Erfüllung des Vorhabens. Bis jetzt traten der Oheim und die Fürstin in den Vordergrund,

Honorio war Nebenperson; jetzt tritt, damit das Interesse gleichmässig verteilt werde, dieser Page in den Vordergrund. — Eben macht die Fürstin die Bemerkung, „das friedliche Leben der Natur mache den Eindruck, als ob gar nichts widerwärtiges in der Welt sein könne," da ruft Honorio, der durchs Fernrohr nach der Stadt sieht: „Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen." Man sah, wie der leichte Rauch plötzlich in dicken Dampf sich verwandelte, und rote Flammen hervorbrachen. Aus dem Herabsteigen der drei Personen sehen wir, dass sie, was vorhin nicht erwänt war, auf jenen Vorsprung geklettert sind. Der Oheim soll mit dem Reitknecht rasch voraneilen, die Fürstin will mit Honorio langsamer folgen. Dieser, indes ruhiger geworden, warnt die Fürstin vor allzu raschem Reiten; doch diese, jetzt nur allzusehr die oft gehörte Erzählung vor Augen habend, eilt schnell über den steinigen Abhang. — Waren wir durch die obige Andeutung schon gespannt, den Hergang jenes Brandes genau zu erfahren, so erfolgt jetzt als rückgreifendes Motiv die ebenso fesselnde als frische Beschreibung desselben, die den Leser einerseits auf das folgende Schrecknis vorbereitet, andererseits einige Zeit lässt für die Annäherung desselben. Herrlich ist am Schlusse des Abschnitts der Contrast: die eben noch heitere Natur erscheint umnebelt und verdüstert; das anmutige Wiesental, der freundliche Wald haben einen wunderbaren bänglichen Anschein.

Eben sind sie an der oben schon genannten Quelle vorübergeeilt, als von unten herauf der Tiger heranspringt, den die Fürstin bei ihrer Rückkehr im Käfig hat schauen wollen. Herrlich ist die Form der folgenden Schilderung, wie die Fürstin denselben Weg zurücksprengt, Honorio mit dem ersten Schusse fehlt, dann nachsprengt und mit der Pistole das Tier durch den Kopf schiesst, wie es eben die vom Pferde gestürzte, aber schon wieder stehende Frau erreicht. An dieser Stelle lernen wir passend den Jüngling näher kennen, indem hier die Schilderung an die eben bewiesene Geschicklichkeit anknüpft. Im folgenden tritt er etwas keck und leichtsinnig auf, so dass die fromme Fürstin ihm dies verweist. Der Page benutzt sein Knieen, um sich eine Gnade zu erbitten; er will Urlaub zu einer grösseren Reise haben, um die Welt kennen zu lernen.

Ist wirklich dies die Veranlassung seiner Bitte oder ist es das Bestreben, die in ihm aufkeimende Liebe zur Fürstin durch andere Eindrücke zu ersticken? Ich glaube das letztere. Die Fürstin sagt ihm die Erfüllung seiner Bitte zu, und zwar baldigst. Warum zieht in diesem Augenblick Trauer über das Antlitz des Jünglings? Bewirkt dies die Sehnsucht in die Ferne, gemischt mit der Liebe zur Heimat und seiner nächsten Umgebung? Einer weiteren Gefühlsäusserung überhebt ihn der Schriftsteller, indem plötzlich die Wärterin des Tieres und ihr Knabe, welcher die Flöte hält, heranlaufen und weinend über den Leichnam herstürzen. Man möchte hier die Frage einwerfen: woher kommt es, dass der Oheim und der Reitknecht dem Tiere nicht begegnet sind, da sie doch jedenfalls denselben Weg einschlugen? Doch lässt sich darauf erwidern, dass der Autor nicht über jede Möglichkeit uns Auskunft zu erteilen braucht.

Es folgt das Klagelied der Wärterin, das in seiner rührenden Einfachheit und in seinen Gegensätzen an alttestamentliche Sprache erinnert. Jetzt sprengt der Jagdzug heran, der gleichfalls das Feuer gemerkt hat und dem Rauche zugeeilt ist. Erst sprachloses Entsetzen, dann kurze Erzählung des Geschehenen. Da tritt der Wärter des Tieres heran und bittet um Schonung für den Löwen, der ebenfalls im Gebirge schweife. Nachdem die nötigen Anordnungen vom Fürsten getroffen sind, dessen militärische Erfahrungen und Kaltblütigkeit in Gefahren gepriesen werden, erzählt der Wärter, naturgemäss in kurzen drängenden Sätzen, warum sie, erschreckt durch das Auffliegen eines Pulverschlags, die Tiere losgelassen. In diesem Moment erscheint der Wächter der Ruine und meldet, der Löwe habe sich am Gemäuer gelagert. Die Frau und das Kind erbieten sich, denselben zu zähmen, bis der Kasten für ihn herangeholt sei; Honorio erhält den Auftrag, den einzigen Hohlweg zu besetzen, der zur Burg hinanführe. Nun tritt der Wärter nebst Frau und Kind in den Vordergrund der Handlung. Der Knabe, die Flöte in rührend einfacher Weise spielend, rückt den Berg hinan. Unterdessen hält der Wärter „mit anständigem Enthusiasmus“ eine lange Rede über die Pracht der Schöpfung und die Werke des Herrn, in bilderreicher Sprache;

eine genaue Anschauung der Natur prägt sich darin aus. Der Schluss sagt, dass der Mensch auch den Löwen zu zähmen verstehe; dabei wird auf Daniel in der Löwengrube hingedeutet. Was soll diese Rede? Die Kraft des Menschen verherrlichen? Mir scheint sie für den Stand eines Wärters zu hoch gehalten. Nachdem zwei Strophen vom Knaben allein, die dritte von allen dreien gesungen sind, herrscht allgemeine Rührung. Der Fürst hält seine Gattin, die sich fest an ihn lehnt und mit einem Tüchlein ihre Tränen verbirgt; sie fühlt die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet haben. Nachdem die Wärterin nochmals versichert hat, sie werde den Löwen beruhigen, reitet der Fürst mit Frau und Gefolge nach der Stadt zurück.

Mutter und Kind fliegen, vom Wärtel geleitet, den Berg hinan. Die Frau bittet den tief in Gedanken versunkenen Honorio, das Feuer im Hohlweg nicht anzünden zu lassen: er hört nicht. Unverwandt schaut er nach Abend, wo eben die Sonne sich zu neigen beginnt. Da ruft sie ihm zu: Eile nur hin, du wirst überwinden; aber zuerst überwinde dich „selbst!“ — Ist sie eine Zigeunerin, dass sie zu merken vorgibt, was im Herzen des jungen Mannes vorgeht, und ihn tröstend zu ermutigen sucht? Ihre äussere Erscheinung wenigstens und die Kenntnis der Eigenschaften der Tiere lassen sie als ein aussergewöhnliches Weib erscheinen. Zu beachten ist ferner die Harmonie, welche zwischen der Stimmung der Handlung und zwischen der Tageszeit stattfindet. Die nach dem Nebel sich öffnende Aussicht auf einen heiteren und schönen Tag entspricht der hoffnungsvollen und freudig erregten Stimmung am Morgen; die drückende Mittagshitze und die verdüsterte Luft stehen parallel dem Brande in der Stadt und dem Kampfe vor der Burg; die in goldigem Rot untergehende Sonne deutet auf die Beruhigung und stille Verklärung nach dem Sturme. — Wärtel und Mutter warten oben, während der Knabe hinter der Mauer verschwindet; das Flötenspiel verstummt. Nach einer für den Wärtel peinlichen Pause tritt er wieder hervor, der Löwe langsam und müde hinter ihm her. Bei einer Lücke in den Ruinen setzt er sich und beginnt das beschwichtigende Lied von neuem. Der Löwe reicht dem Kind seine Tatze; dieses sieht darin einen

scharfen Dorn, zieht ihn heraus und verbindet die Wunde. Der Löwe erscheint dankbar, freundlich, beruhigt. Das Kind flötet und singt die Schlussstrophe:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Hiermit schliesst die Novelle, ohne dass wir erfahren, wie das Tier wieder eingefangen, wie es Honorio weiter ergangen sei, ob er seinen Urlaub erhalten, wie es in der Stadt ausgesehen habe. Doch ist der Abschluss in anderer Weise erreicht. Erstens tritt der Fürst mit der Fürstin ab, die im Innern beruhigt und still gerührt ist; der über ihr Bündnis ausgegossene Friede bleibt ungetrübt. Dann verlassen wir den schwermütig lächelnden Honorio in einer warhaft maleriscen Beleuchtung: „eine rötliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.“ „Wir sind sicher, dass auch er überwinden und ein neues Leben beginnen werde, wir verlassen ferner das Kind und den Löwen, wie sie friedlich-idyllisch neben einander ruhen; keine Gefahr ist mehr vorhanden. Fragen wir nach ähnlichen Zügen, die Göthe als Vorbild könnten gedient haben, so fällt uns sogleich die Geschichte von Androclus und dem Löwen ein, welche Gellius überliefert hat. Die stumme Beziehung zwischen Junker und Fürstin erinnert an die in mittelalterlichen Ritterzeiten häufig vorkommende Sage (nur dass sie darin bestimmter ausgeprägt zu einem tragischen Ende führt), welche am deutlichsten sich um die Burg Kynast im Hirschberger Tale rankt: vom Edelknaben und der schönen Herzogin von Liegnitz. Jener, in diese verliebt, leert auf der Turmzinne einen Becher auf das Wol seiner Herzenskönigin und besiegelt dann, ihren Namen nennend, seine Liebesglut durch den grausigen Sprung in die Tiefe.

Ueberblicken wir noch einmal die Novelle! Da ist keine verwickelte Knotenschürzung, — einfach und ohne Hindernis wickeln sich die Ereignisse ab; keine Masse auftretender Per-

sonen, — sondern wenige, doch scharf gezeichnete; keine grossartige Handlung mit grossen Zwecken, — die Heldentat eines einfachen Junkers, durch den Zufall hervorgerufen; kein Verlieren und Finden, kein Hoffen und Lieben, — einfach verständiges Gefühl, liebende Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Kind und Tier. Auch finden wir nichts Unerwartetes in der Entwickelung, was etliche fälschlich als Charakteristicum der Novelle annehmen, sondern der Verlauf ist ein ganz natürlicher, schon im voraus angedeuteter. Die Zeit beansprucht als Rahmen der Handlung einen Tag vom Nebelgrauen des Morgens bis zum Untergang der Sonne; ebenso ist der Schauplatz ein einheitlicher, leicht zu überschauender, da wir vom Schlosse aus die Stammburg, von dieser aus das Schloss im Gesicht behalten, und wenn der Fürst auch weit hinten in den Wäldern schweift, so wird uns dies doch blos erzählt. Mit diesen Punkten sind überhaupt die Merkmale der Novelle gegeben.

Die Wahlverwandtschaften.

Der berühmteste Roman Göthe's, der die vielseitigsten Beurteilungen erfahren hat, sind die Wahlverwandtschaften, welche in zwei Teilen à 18 Capitel erschienen sind. Die zwei ersten Capitel bilden die Grundlage des Ganzen, die Exposition, auf welcher die übrige Erzählung fusst. Wir lernen einen reichen Baron in besten Mannesjahren und seine ebenso alte Frau kennen, Eduard und Charlotte, die, nachdem ihre Jugendliebe gelöst war und sie andere Ehe eingegangen hatten, durch Zufall beide wieder frei wurden und nun, frei von stürmischer Jugendliebe, verständig neben einander das Leben geniessen. Dass sie erst seit kurzem verheiratet, zeigen Charlotten's Worte: „ich habe mir aus allem diesem den ersten warhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu geniessen gedachte.“ Von dem früheren Leben der beiden erfahren wir durch nachträgliche Notizen das nötige. So erzählt uns Ch. selbst ihre frühere Heirat, ihre nachmalige Verbindung, die Entfernung ihrer Tochter Luciane und ihrer Nichte Ottilie in eine Pension, die Teilung der häuslichen Arbeit. Ferner lernen

wir aus Ch. Munde das Wesen der beiden Pensionärinnen genau kennen: Luciane ist die gewandte Salondame, für Sprechen und Musik sehr begabt, gewandt im Umgang, die erste in ihrem Kreise; wenn auch Ottilien's Natur noch nicht geschildert wird, so können wir doch so viel schliessen, dass alles eben Genannte ihr fehlt. Ferner hören wir etwas von Eduard's fürsorgender, ängstlicher Mutter. E. wird geschildert als edel und gut, als lebhaft und vieles wollend; Ch. als ruhig, verständig, klug überschauend, sie kennt den Charakter ihres Gatten und weiss sich in ihn zu finden; gesellschaftsliebend, so viel eben nötig ist, weiss sie das gemütliche Stillleben recht wol zu schätzen. Hiermit haben wir vier Hauptpersonen kennen gelernt, doch nicht alle; denn noch treten auf als abwesend der Hauptmann, als anwesend der sogenannte Mittler. Von beiden werden wir gleich hören.

Der Anfang ist rein idyllisch. E., im Park spazierengehend, findet Ch. in der Mooshütte, von welcher aus ihre unten angelegten Schöpfungen leicht zu übersehen sind. Der Mann gesteht ihr, er habe schon lange einen Wunsch auf dem Herzen: er wolle den Hauptmann, seinen alten Freund, der unverschuldet in drückende Verhältnisse gekommen sei, zu sich nehmen. Ch. rät ab, weil ein dritter zwischen zweien leicht Unfrieden stifte und weil ihr nichts gutes ahne. E. setzt auseinander, wie viel jener ihm nützen könne; sie schildert die friedliche Einsamkeit, in welcher sie jetzt lebten, die aber dann würde gestört werden. Verdriesslich will E. abschreiben, da bringt am nächsten Tage die Frau das Gespräch von neuem auf den Gegenstand und äussert den Wunsch, Ottilien ihrer peinlichen Lage in der Pension zu entreissen und zu sich zu nehmen. In diesem Augenblick wird Mittler angemeldet, der seltsamste aller Menschen. Früher Geistlicher, dann Gutsbesitzer, fühlt er den Beruf, überall vermittelnd und friedenstiftend aufzutreten; deshalb verweilt er auch blos da, wo es Uneinigkeit gibt. Wie ihm die Ehegatten die Sache, um die es sich handelt, vortrugen, ging er ärgerlich weg, stellte aber seine Dienste für später etwa vorkommende Fälle bereitwillig in Aussicht. Also der Hauptmann, den Ch. schon von früher her kennt, wird eingeladen, und das musikalische Duett, welches

Abends stattfindet, bringt die Gemüter vollends ins richtige Gleichgewicht.

So haben wir in dem harmonisch sich abrundenden Abschnitt die Grundlage des Ganzen. Gab uns derselbe einerseits einen Einblick in das frühere Leben der Hauptpersonen und in die Gegenwart, so öffnete es auch schon den Ausblick in zukünftige, bereits geahnte Verwickelungen; unser Interesse für den dritten, der in den Bund so. aufgenommen werden, ist lebhaft erwacht. Die Zeit der Handlung ist, wie gleich zu Anfang steht, der Aprilmonat, der Schauplatz Eduards Gut. Er weiss es nicht, wol aber der Hauptmann, dass Ch. einst wünschte, jenem Ottilie zuzuführen; nur die heissen Wünsche des lebhaften Anbeters hatten sie dazu bestimmt, ihm selbst die Hand zu reichen.

So stehen die Dinge, als der Hauptmann kömmt; er zeigt sich welterfahren, gewandt und dabei bescheiden, so dass Ch. völlig beruhigt ist. Abends führt man den Gast in den neuen Schöpfungen umher und geniesst von der Höhe die Aussicht bis zu der im Grund versteckten Mühle, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erscheint. (Diese Stelle ist zu beachten; denn nichts ist unbedeutend bei unserem Schriftsteller, eine nebensächliche Bestimmung wie hier hat Bezug auf Späteres.) Die beiden Freunde machen sich ans Vermessen des Gutes, wobei Charlottens Einrichtungen vom Hauptmann kritisirt werden; Eduard teilt dieselben später seiner Frau mit. Scherzend widerspricht sie erst, verspricht aber dann, die Sache zu bedenken. Da die Freunde meist im Freien sich bewegen, so sehnt sich Ch. nach Ottilien und unterhält mit ihr und der Pension einen lebhaften Briefwechsel. Die Vorsteherin hat nur zu tadeln, dagegen ein männlicher Gehülfe am Institut urteilt richtiger über sie: „Sie trägt verschlossene Früchte, die sich erst später entwickeln und reifen werden, sie schreitet langsam und sicher vorwärts. Sie lernt nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin, wenn sie auch augenblicklich hinter ihren Mitschülerinnen zurückbleibt.“ Ch. merkte recht gut, dass unter diesem wahren und offenen Urteile eine mehr als gewöhnliche Teilname zu finden sei; denn sie verstand sich auf die Menschen. —

Einen eigentlichen Fortschritt sehen wir in diesem Kapite nicht: nur lernen wir das Wesen Ottiliens und den Gehülfen, eine ganz neue Person, kennen.

Die Arbeiten gehen zur Freude aller rüstig fort, und namentlich Ch. freut sich nicht wenig, dass ihr jetzt durch das Geschick des Freundes mehr als früher Gelegenheit gegeben wird, tätig und hülfreich zu sein. Aus solcher Freude entsteht oft Hinneigung zu der Person, die uns dieselbe verschafft. Abends las E. gewöhnlich vor; dabei hatte er die Manie, sich nicht ins Buch sehen zu lassen. Wie er dies einst seiner Frau in ärgerlichem Ton verweist, erkennen wir einen neuen Charakterzug derselben; sie weiss in den Cirkeln jede heftige Aeusserung zu beseitigen, jede Unterredung aufs richtige Maass zurückzuführen. Wichtig ist die daran sich knüpfende Besprechung des Begriffes „Wahlverwandtschaften“ in der Natur; denn dieselbe weist uns sowol auf die Veranlassung zur Benennung des Romans, als auch werden wir dadurch vorbereitet auf die diesem Naturgesetz entsprechende menschliche Erscheinung, die sich bald unter unseren drei Personen vorbereiten wird, dass nämlich von zwei Stoffen, die bisher in innigster Verbindung waren, wenn ein dritter hinzutritt, der eine verwandte sich diesem zugesellt und die alte Verbindung aufgibt. Charlotten gefällt es nicht, dass man eine menschliche Ausdrucksweise auf Naturstoffe angewandt habe und spricht dieselbe Befürchtung aus wie oben, dass ein drittes Element den Bund zweier leicht störe. Im Scherz wird ihr geantwortet, dann müsse ein viertes eintreten und sich mit dem nun alleinstehenden vereinigen. Dies deutet E. auf Ottilien, die nun wirklich gerufen werden soll. Dies ist der einzige Fortschritt der Handlung, zugleich haben wir eine wichtige Andeutung für die Zukunft erhalten.

Das nächste Kapitel enthält einen Brief der Vorsteherin über Luciane und einen des Gehülfen über Ottilie, der den eben im Scherz gefassten Entschluss, dieselbe aus der Pension zu nehmen, zur Reife und sofortiger Ausführung bringt. Der Gehülfe schreibt in warmen, ehrlichen Worten von den Demütigungen, die das Mädchen ohne ihr Verschulden beim öffentlichen Examen erlitten habe, und bezeugt sein Interesse dadurch, dass er auf zwei Eigenheiten desselben aufmerksam

macht: „erstens werde bei jeder unangenehmen Erregung ihre rechte Wange bleich und die linke für einen Augenblick rot; zweitens wenn sie etwas ablehne, mache sie eine unwiderstehliche Geberde, indem sie die flachen Hände zusammen hebe und dann gegen die Brust drücke, mit einem bittenden Blick.“ Wir werden im folgenden beide Aeusserungen kennen lernen; sie sind mit Absicht hier einstweilen angedeutet.

Ein wesentlich neues Moment tritt in die Handlung durch das Erscheinen Ottiliens; bescheiden und emsig, wie sie ist, wirkt sie sofort ein auf die Lebensverhältnisse der drei und erweckt für sich das günstigste Vorurteil. E. findet etwas an ihr, was sie noch gar nicht bewiesen hat, nämlich Gabe der Unterhaltung, abends kommen er und der Hauptmann jetzt pünktlicher und bleiben länger. Ch. sucht dies zu erklären, vermag aber keinen tieferen Grund zu entdecken. Die Arbeiten der beiden Männer gehen rüstig fort; neue Projecte zur Verschönerung werden gefasst; Ch., praktisch wie immer, verlangt Veranschlagung derselben. Da sie hierbei viel mit dem Hauptmann zu arbeiten hat, so trifft ein, was bei gleichgesinnten Personen häufig vorkommt: sie werden einander unentbehrlich, und Ch. will dem Hauptmann wirklich wol; während sie früher sich heftig darüber ärgerte, darf er jetzt eine ihrer Anlagen zerstören, ohne dass sie die mindeste unangenehme Empfindung dabei fühlt. So hat sich denn schon, wenn auch nicht offen, die Trennung des Ungleichartigen und das Suchen des Gleichartigen vollzogen.

Zu Anfang des nächsten Abschnittes tritt ein rein äusserlicher Gegensatz zwischen Mann und Frau hervor; jener kann die Zugluft nicht leiden, diese liebt sie. Da O. sie möglichst abzuhalten sucht und in allem dienstfertig gegen ihn ist, so fühlt er sich zu ihr hingezogen; sie erzählen sich gern von ihrer Jugend. Beiden Männern will das Arbeiten nicht recht mehr gelingen, beim Spazirengehen finden sich die Paare unwillkürlich zusammen. So eilen E. und O. einst zu jener versteckten Mühle voraus, das andere Paar folgt langsamer. E. bittet O. um Entfernung des Miniaturbildes ihres Vaters von der Brust; es ist ihm, als ob durch die sofortige Erfüllung dieser Bitte die Scheidewand zwischen ihnen gefallen sei. Zu

Hause wieder angelangt, freuen sich alle über den angenehmen Spazirgang, nur soll der Weg gerader und kürzer gemacht werden. Beim Besprechen des Plans verrät sich Eduards Leidenschaft: er findet Ottiliens Plan wunderschön und durchstreicht die saubere Zeichnung mit derbem Strich, was dem Hauptmann sehr misfällt. — Der erste Schritt zum Conflict der Leidenschaften ist getan: Eduard und Ottilie haben ein Geheimnis mit einander.

Eduard's Schritt für Schritt wachsende Neigung bekundet sich durch neue Aufmerksamkeiten; er kürzt abends die Spazirgänge ab und liest dann solche Lieder vor, in denen sich eine leidenschaftliche Liebe ausspricht. Ferner rückt er jetzt zu ihr hin, weil sie gern ins Buch sieht. Wie ganz anders früher! Ch. und der Hauptmann sehen es und lächeln einander zu; also haben auch sie ein stilles Geheimnis. Eines Abends begleitet O. das Flötenspiel Eduard's am Clavier und versteht ihm dabei besser zu folgen als Charlotte; so gut hat sie sich eingeübt. Wir sehen darin die still aufkeimende Neigung Ottiliens, wie auch gleichzeitig die stetig wachsende des anderen Paares; denn der Hauptmann sucht Ch. schon auszuweichen, ein Zeichen, dass er etwas für sie fühlt.

An Ch. Geburtstag, für welchen der Hauptmann vielfache Vorbereitungen getroffen hat, findet die Legung des Grundsteins zu einem neuen Hause Statt; unsere vier Personen wohnen der Feierlichkeit bei. Dabei wirft O. ihre goldene Kette, an welcher das Medaillon gehangen hat, zu E. Freude mit in das Loch, das für die Aufnahme solcher Raritäten bestimmt ist. Ein Fortschritt der Handlung wird in Aussicht gestellt durch die Ankündigung des für morgen kommenden Besuches, des Grafen und der Baronesse, deren Leben beschrieben wird. O. erbietet sich, die Abschrift über den Vorwerksverkauf anzufertigen. Am nächsten Morgen erscheint ungerufen Mittler; sowie er aber hört, was für Besuch eintreffen werde, eilt er entrüstet fort, nachdem er offen seinen Abscheu vor den beiden und seine düsteren Ahnungen ausgesprochen hat. So sehen wir mit Interesse, doch auch mit banger Ahnung dem Erscheinen der Gäste entgegen. Warum, so könnte man fragen, führt Göthe dieselben überhaupt ein? Sie sollen meines Erachtens eine Parallele

für das noch im Entstehen begriffene Verhältnis zwischen E. und O. geben; hier wie dort ist der Mann gebunden, das Weib frei. Ferner soll ihr Erscheinen den Anstoss dazu geben, dass sich die Einzelnen über ihr Verhältnis völlig klar werden; denn bis jetzt leben sie noch in schuldiger Unschuld dahin.

Die Gäste zeigen sich in jeder Hinsicht als gewandte Weltmenschen, durchweg fein und interessant. Seltsam fühlt sich Ch. berührt, als sie bei der Frage nach einer gemeinsamen Jugendfreundin erfährt, dieselbe solle ehestens geschieden werden. Darin liegt wieder ein hindeutendes, vorbereitendes Motiv. Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: warum benutzt Göthe in seinen Prosaerzählungen meist aristokratische Gestalten? Ich glaube, nicht blos deshalb, weil er selbst in solchem Sinne dachte und lebte, sondern die menschlichen Verhältnisse sind einmal so beschaffen, dass das gemeine Volk zu solchen wie zu höheren hinaufsieht, dieselben also ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Ist doch seit den ältesten Zeiten der griechischen Poesie in Epos und Drama vorherrschend von fürstlichen Personen die Rede; denn sie sind es, die vermöge ihres Einflusses die Geschichte machen und die Augen der Menschen auf sich kehren. — Das Gespräch geht jetzt über aufs Gebiet der Ehe, wobei der Graf, erbittert darüber, dass die Gerichte seine Ehe nicht trennen, die freisten Ansichten über dies Institut äussert; Ch. sucht das Gespräch um Ottiliens willen abzulenken, doch vergebens. Der Graf macht den Vorschlag, eine Ehe solle blos dann unauflöslich sein, wenn jemand sie zum dritten Male eingehe; diesen Fall wendet die Baronesse scherzhaft auf unser Ehepaar an. Dann geht das Gespräch zu Ch. Freude darauf über, wie E. und Ch. früher das schönste Paar am Hofe gewesen seien; die Gäste führen dabei fast ausschliesslich die Unterhaltung. Zuletzt versteigt sich dabei der Graf zu einer argen Blasphemie der Heiraten überhaupt; dann erst gelingt es Charlotten, die Unterredung auf andere Gegenstände zu lenken. Sie zeigt durch dies wiederholte Bestreben, dass sie einen tief innerlichen, moralischen Kern besitze. Um einen guten Schritt rückt die Handlung am Schlusse des Kapitels vorwärts, insofern als das eine Verhältnis zwischen E. und O. der Baronesse durch Gefühlsäusserungen jener klar vor

Augen tritt, so dass diese aus Neid und Aerger über das männerbezaubernde Jüngferchen beschliesst, für die Entfernung Ottiliens zu sorgen; doch lässt sie von diesem Plane nichts merken. So wissen also schon dritte Personen von dem Verhältnis: es ist ein offenkundiges geworden. Auch bei Ch. kommt die bisher still genährte Leidenschaft zum offenen Durchbruch, wie ihr der Graf vorschlägt, den Hauptmann zu einem seiner Bekannten in eine sehr günstige Stellung zu bringen. Unfähig, sich länger zu beherrschen, stürzt sie fort in die Mooshütte, Tränen machen ihrem gepressten Herzen Luft. Von diesem Verhältnis merkt am Abend selbst die Baronesse nichts, nur trennt man sich ziemlich verstimmt. So haben also die beiden Gäste Veranlassung gegeben zu einer freien, nicht mehr zurückhaltenden Aeusserung der Gefühle; nur ist dieselbe hier schmerzlicher Art, dort freudig angetan.

Das nächste Kapitel ist eins der wichtigsten im ganzen Roman. War vorher die Trennung noch möglich, weil kein Kind als Pfand der Treue vorhanden war, so nimmt die folgende Nacht durch die während derselben gepflanzte Frucht auch diese Möglichkeit weg. Allerdings ist der Hergang ein merkwürdiger. Der Graf, von E. aufs Zimmer geleitet, kömmt mit diesem auf Charlottens frühere Schönheit und einen gemeinsam ausgeübten Jugendstreich zu sprechen; dann schleicht er um Mitternacht zur Baronesse. E., der ihn begleitet, sieht sich vor Ch. Türe; eine sonderbare Verwechselung geht in seiner Seele vor; er klopft. Sie, die eben geweint und nur an Otto, so heisst der Hauptmann mit Vornamen, gedacht hat, wünscht einerseits und fürchtet andererseits, diesen eintreten zu sehen. Beide wissen sich jedoch rasch zu sammeln und in Scherz überzugehen; er glaubt Ottilie, sie glaubt Otto im Arme zu haben. cetera quis nescit? Am Morgen schleicht er wie ein Missetäter davon, er glaubt ein Verbrechen begangen zu haben. So hat denn dieses Kapitel völlig neue Momente in die Handlung hineingebracht; eine ernste Verwickelung ist vorhanden, ein schwer zu lösender Knoten geknüpft. Sonderbar ist mir bei der Unterredung der Wechsel der Anrede vorgekommen: erst sagt der Graf „Du," E. consequent „Sie," dann tut letzteres auch der Graf.

Sehen wir, wie sich am folgenden Morgen die Personen gegenübertreten! Heiter und unbefangen vermögen dies die Gäste zu tun; denn sie haben ihrer Ueberzeugung nach etwas ganz natürliches verübt, sich von neuem ihrer Liebe versichert. Anders ist es mit E. und Ch.; da jedes von ihnen an seiner Liebe gesündigt zu haben glaubt, so ist ihr Entgegentreten ein beschämtes und verlegenes. Was bisher noch still im Herzen geschlummert und höchstens dritten Personen sich verraten hatte, das tritt nun zu voller Klarheit durch die offene Kundgebung der Liebenden. O. bringt E., der allein im Saale verweilt, die Abschrift, an der sie indessen Tag und Nacht gearbeitet hat, und o Wunder! wie E. dieselbe durchblättert, sieht er, dass auf den letzten Seiten seine Handschrift ganz täuschend nachgeahmt ist. Da kann er sich nicht länger halten: beide liegen sich in den Armen und halten einander liebend umschlungen. Jetzt ruft er, das gewohnte „Sie“ verändernd: „Du liebst mich! Ottilie! Du liebst mich!“ Hiermit ist die Schuld begangen; sie sündigt einfach, er doppelt. Die anderen beiden kommen zu früh, obwol es schon spät Abend ist. Den Abend über zeigt sich E. äusserst nachsichtig in seinem Urteil über die weggefahrenen Gäste und überhaupt heiter angeregt. Doch, fragen wir, wie ist es indessen dem Hauptmann und Ch. ergangen? Um nicht unsere Aufmerksamkeit von dem ersten Paar abziehen zu müssen, gebraucht Göthe den geschickten Kunstgriff, dass er Ch. ihr Zimmer aufsuchen und das vorgefallene überdenken lässt. So erhält er Gelegenheit, episodisch dasselbe nachzuholen. Auch sie haben sich gefunden und gesprochen. Wie sie auf dem Teiche fahren, läuft der Kahn auf; der Hauptmann muss aussteigen und sie ans Land tragen. Wie sie an seinem Halse hangen bleibt, küsst er sie, ruft aber auch sofort auf die Kniee fallend: „Charlotte, vergeben Sie mir?“ Also kein süsses „Du,“ keine Liebesversicherungen, kein zärtliches Denken in die Zukunft, — nein, Zurückhaltung selbst in dieser Aufwallung der Leidenschaft; kurzes Vergessen ihrer selbst, dafür aber auch sofortiges dauerndes Erstarken der Willenskraft und das feste gegenseitige Versprechen, sich zu trennen und zu beherrschen. Wir erkennen die strenge Selbstbeherrschung und eine ernste Auffassung des Lebens. So ist also der Con-

flict in der ernstesten Weise da, aber auch die Lösung desselben scheinbar angebahnt und leicht. Sie haben sich ausgesprochen und wollen entsagen. Welcher Contrast mit gestern! Während gestern die beiden Gatten, einander in den Armen liegend, der ehelichen Zärtlichkeit sich erfreuten, finden sich einen Tag darauf schon beide in den Armen anderer wieder, freilich in den Armen derer, die sie gestern zu umfassen glaubten.

Während Ch., da ihr Gewissen nach dem gefassten Entschlusse beruhigt ist, unter heiteren Ahnungen einschlummert, treibt sich E., den die kochende Leidenschaft nicht schlafen lässt, ruhelos in Feld und Wald umher. Unruhig wie er ist, findet er am frühen Morgen alle Arbeiter zu langsam, keine Verschönerung geht ihm rasch genug von Statten, alles soll rasch fertig werden, ohne Rücksicht auf die Kosten — nur für Ottilie! Wie ganz anders verhält sich die ruhige Charlotte? Weit entfernt über diese Leidenschaft, die doch im Grunde genommen ihrem Bedürfnisse blos entgegenkommt, sich zu freuen, hofft sie vielmehr auf Dämpfung derselben und wendet Mittel an. Doch E. merkt die Absicht und wird verstimmt; die Folge ist, dass auch O. mehr zu ihm hält und unbedachtsam ihm das harte Urteil des Hauptmanns über seine Flötendudelei mitteilt. E. fühlt sich furchtbar verletzt; denn alles andere lässt sich noch verzeihen, nur nicht der Hohn über eine Lieblingsneigung. Da es mündlich nicht mehr angeht, so wird ein geheimer Briefwechsel zwischen E. und O. eingeführt. Im folgenden beachte man die Vorliebe Göthe's für Zufall und Aberglauben! Der Kammerdiener versengt den ersten Brief, E. fühlt Gewissensbisse; er steckt die Antwort Ottiliens in die Tasche, Ch. gibt ihm die verlorene ungelesen wieder. Eine doppelte Warnung, doch E. beachtet sie nicht. Immer mehr verschliesst er sich gegen Frau und Freund; auch zeigt sich E. unedel in seiner Aeusserung gegen Ottilie, Ch. wünsche selbst eine Scheidung, und er suche dieselbe nur auf anständige Weise zu bewirken. Dabei geht das Leben in der alten Weise fort. So sehen wir, dass der erste Versuch zur Lösung des Conflicts gescheitert ist.

Der Hauptmann, der unterdessen durch Vermittlung des Grafen eine Stelle erhalten, beschleunigt die Vorbereitungen

und Arbeiten, die nach E. Wunsche zur Verherrlichung des Geburtstages von O. dienen sollen. Ein junger verständiger Architekt tritt dem Hauptmann hülfreich zur Seite. Reiche Geschenke, ein grossartiges Feuerwerk, Säuberung des Platzes unter den Platanen werden ins Auge gefasst: O. soll glänzend gefeiert werden. Wieder zeigt sich hier die Vorliebe Göthe's fürs Zufällige, die hier allerdings ihren tieferen Sinn hat, darin, dass E. in den alten Akten findet: der Tag, das Jahr jener Platanenpflanzung sei zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Die Richtung des Hauses, zu dem man früher den Grundstein gelegt, erfolgt an ihrem Geburtstag; hinterher ist ein Tanz, bei welchem E. flott mit O. tanzt; abends soll das Feuerwerk bei den Platanen abgebrannt werden. Bei dem Gedränge bricht der Damm ein, und mehrere Personen stürzen ins Wasser; der Hauptmann rettet einen Knaben, der als todt ins Haus getragen wird. Hat E. anfangs dem Hauptmann, der das Feuerwerk allein besorgen wollte, scharf erwidert, so tut er es jetzt in demselben Tone gegenüber Charlotten, die das Fest wegen des Zwischenfalls eingestellt wissen und O. mit ins Haus ziehen will. Also die erste offene Differenz zwischen den Gatten, die zeigt, welche Wand sich zwischen beider Herzen gelegt hat. E. ist so liebetoll, dass er weder auf die Ermahnung seiner Frau, noch auf das Fortlaufen der sonst schaulustigen Menge, noch aufs Anstandsgefühl achtet; das Feuerwerk wird abgebrannt, während er mit O. unter den Platanen sitzend zuschaut. Durch einen einfachen Zug deutet hier Göthe den Sinneswechsel Eduard's an, ebenso wie vorher bei Charlotten. Er, der noch kurz zuvor so arg über die Bettelei schalt, gibt jetzt in seinem Liebesglück demselben ihn ansprechenden Bettler — ein Goldstück. Am Abend teilt der Hauptmann seinen Entschluss zur baldigen Abreise den Freunden mit; ruhig und gefasst, im Gegensatz zur früheren Erregtheit, hört Ch. es an, erfreut E., der nun hofft, der Hauptmann werde bald Ch. heiraten können und er selbst dann am Ziel seiner Wünsche stehen. Ueberrascht ist Ottilie, wie sie in ihrem Schlafzimmer einen Koffer, mit Geschenken gefüllt, vorfindet. — Auch äusserlich vor den Leuten ist das Band zwischen E. und Ch. nun-

mehr zerrissen, weil jener heute offenkundig überall O. bevorzugt hat; Ch. auf der anderen Seite hofft eine bedeutende und nicht unglückliche Zukunft, zumal der Hauptmann nun bald scheidet.

In der Nacht verschwindet derselbe mit Hinterlassung einiger Dankeszeilen; fein gedacht ist es, wenn Göthe auf solche Weise den peinlichen Abschied uns erspart. Ch. benutzt dies Ereignis, da sie ihrer Liebe entsagt hat und völlig rein ihrem Gatten entgegentreten kann, um sich mit E. ehrlich auszusprechen. Da E. in seinem Schuldbewusstsein der aufrichtigen und entschlossenen Sprache seiner Gattin, die O. Entfernung verlangt, nicht ebenso entgegentreten kann, so macht er unhaltbare Ausflüchte und gibt zuletzt scheinbar nach, um indes auf Gegenmittel zu sinnen. Ch. steht jetzt bedeutend höher in unseren Augen, ihre Willenskraft und klare Auffassung der Dinge flössen uns Bewunderung für sie ein. So ist der Conflict zu einer offenen Besprechung zwischen den Hauptbeteiligten vorgerückt, ohne aber damit seiner Lösung irgend wie näher gekommen zu sein; im Gegenteil die Verwickelung wird schlimmer, indem E. seiner Frau schriftlich den Entschluss mitteilt, selbst das Haus auf unbestimmte Zeit meiden zu wollen, nur damit O. bleiben könne. Am Schlusse sehen wir den Bettler zum letzten Male auftreten; E. erblickt ihn, wie er in der Laube des Wirtshauses vom gestrigen Almosen ein reichliches Mittagsmahl zu sich nimmt; er vergleicht sich mit ihm und muss ihn beneiden.

Am Mittag fehlt E., den O. hat wegreiten sehen, zur Bestürzung derselben, auch die folgenden Tage; der Kammerdiener sucht vergebens sie zu sprechen und aufzuklären. Erst allmählich wird sie ruhiger, aber nicht ergeben in ihr Schicksal. Ch. sucht sie zu beschäftigen und spricht von der nahe bevorstehenden Heirat des Hauptmanns, scheinbar ohne Absicht; O. wird aufmerksam auf diese Aeusserungen, scharfsinnig, argwöhnisch, sie entfernt sich innerlich von Ch., weil sie ihr nicht traut. Wie der Architekt eine Knabenschule zur Reinigung des Parks, so richtet O. (blos in dem Wunsche, den zurückkehrenden E. damit zu erfreuen, auf den heimlich ihr ganzes Sinnen gerichtet ist) eine Mädchenschule ein; dabei gewinnt sie

ein junges Mädchen, Nanny, besonders lieb. Ch. hält O. für beruhigt; doch diese hat nicht im mindesten entsagt, sondern hofft stets auf E. Rückkehr. Nachts nimmt sie — und darin spricht sich eine recht kindliche Naivetät aus — die Geburtstagsgeschenke heraus und mustert sie, das macht ihr Freude. Einen Fortschritt bringt dieses Capitel nicht, blos die Aussicht, dass an eine Lösung des Conflicts vorerst gar nicht zu denken ist; E. Entfernung macht das Uebel nur schlimmer. Uebrigens entspricht die beim nahenden Herbst absterbende Natur der Stimmung der Personen.

Zum dritten Male in diesem Teile erscheint Mittler. Kaum hat er vom Schicksal der Freunde Kunde erhalten, so sucht er E. auf und findet ihn auf einem abgelegenen Vorwerk in lieblicher Gegend. Allmählich macht ihn E. zum Vertrauten und schildert ihm in leidenschaftlichen Ergüssen seine Träumereien an O., seine Sehnsucht, seine Hoffnungen. Mittler macht ihm Vorwürfe und hält moralische Predigten des Inhalts, er solle sich ermannen. E. wird bitter und glaubt sich verkannt; zuletzt verlangt er, Mittler solle zu Ch. hingehen und eine Scheidung erwirken. Jenes Glas, mit den Anfangsbuchstaben E. und O. geziert, das beim Richtfeste in die Höhe geworfen und aufgefangen worden war, hat E. gekauft und schöpft aus diesem zufälligen Umstande Hoffnung. Diesen Aberglauben verweist ihm Mittler mit scharfen Worten und eilt zu Charlotten. Ruhig empfängt ihn diese, teilt ihm das Vorgefallene mit und hofft für sich das beste, da sie guter Hoffnung sei. Dies Argument ist für ihn so einleuchtend, dass er freudig ruft, nun sei alles gut, hier sei für ihn nichts mehr zu tun. Ch. schreibt ihre Hoffnung an E.; dieser, bestürzt und verzweifelt, macht sein Testament und geht in den Krieg. Ottilie, die nunmehr Charlottens Geheimnis auch erfährt, wird noch mehr betroffen als E. und zieht sich ganz in sich zurück; Hoffen und Wünschen sind vorbei. — So ist der Conflict unlösbar geworden; düster erscheinen die Aussichten für die Zukunft, und eine gewaltsame Zerhauung des Knotens scheint sich vorzubereiten. Warum schliesst Göthe nicht hier ab? Er konnte ja, sollte man meinen, Ch. in die Scheidung willigen lassen, und dann war alles gut. Nur dem gemeinen Menschenverstand kann dies so er-

scheinen, aber es würde durchaus der poetischen Gerechtigkeit widersprechen; schlösse die Erzählung hiermit, so müsste man dem Urteil derer beipflichten, welche den Roman für verwerflich und unsittlich erklären.

Der zweite Teil beginnt mit einer Einleitung, gewissermaassen Entschuldigung des Autors. Auf ein Grundprincip des Epos sich berufend, lässt er jetzt die Hauptpersonen ein wenig ruhen und Nebenpersonen in den Vordergrund treten. Ist es doch auch für den Leser angenehm, dass jene nach den Stürmen, die sie erschüttert haben, auf einige Zeit verschwinden und neue Kräfte sammeln! Der Architekt, der jetzt hervortritt, weiss sich durch seine bescheidene Tätigkeit so unentbehrlich zu machen, dass ihm die Ehre der Repräsentation des Hauses bei eintretendem Besuche zu Teil wird. Ein Rechtsgelehrter kömmt als Vertreter einer benachbarten Familie und beschwert sich, dass der Kirchhof auf Ch. Geheiss völlig geebnet und mit Klee bepflanzt sei; in folge dessen will er eine Stiftung zurückziehen. Es folgt dann eine längere Discussion zwischen den beiden Frauen, dem Architekten und dem Rechtsgelehrten über Wert oder Unwert, Stellung und Form von Grabdenkmälern. Sie schliesst, ohne dass wir den Erfolg derselben hören; auch der Rechtsgelehrte verschwindet ohne Abschied. Das Kapitel bezweckt, den Architekten mit seinen gesunden Ansichten und Kenntnissen in ein helles Licht zu stellen; die Discussion ist der Ersatz für mangelnde Handlung.

Der Architekt übernimmt die Verschönerung der Kirche, entdeckt bei dieser Gelegenheit eine Seitenkapelle mit altmodischen Zieraten und beschliesst dieselbe heimlich auszuschmücken. Auch als Sammler alter Waffen, Münzen, Kupfer, Holzschnitte u. s. w. zeigt er sich und erfreut abends oft die Damen durch Vorzeigen derselben. Zuletzt denkt er mit Wehmut an das baldige Scheiden; ein Zeichen, dass er eine stille Neigung gefasst hat. Nun beginnen und kehren oft wieder Aufzeichnungen aus O. Tagebuche. Wir wissen aus „Wilhelm Meister," dass Göthe solche Ergüsse einer edeln Seele, die uns tiefe Einblicke ins Innere derselben tun lassen, mit Vorliebe wiedergibt; dabei huldigt er der Neigung seiner Zeit, die (anders wie unsere schnell lebenden Generationen) alles ihr begegnende zusammen-

stellte und sichtete, gewissermaassen sich selbst betrachtete. Solche Tagebücher findet man noch in vielen Familien von Gross- und Urgrosseltern her. Göthe hat hier noch einen anderen Zweck: da O. sich mit Niemanden über E. unterhalten kann, auch nicht brieflich mit ihm, so werden diese Zeilen ein Ersatz für das Fehlende und lassen uns erkennen das geistig zwischen den beiden Herzen fortdauernde Band. Auch würde ohne diese Hindeutungen die Hauptperson zu lange verschwinden. Die erste Sentenz, die O. niederschreibt, „es sei schön, dereinst neben dem Geliebten im Grabe zu ruhen," ist prophetisch für die Zukunft. Fast in jeder Zeile lesen wir die traurige Sehnsucht des Mädchens, die stillen Gedanken des Todes, des ewigen Friedens.

Das dritte Kapitel beginnt mit einer allgemeinen Sentenz, die Göthe überhaupt in diesem Teile als Einleitung vorauszuschicken liebt. O. hilft dem Architekten in der Kapelle malen, Ch. wandelt einsam und hängt ihren Betrachtungen nach. Woher diese Sorgen Charlottens? Sie hat in den Zeitungen gelesen, E. habe sich bei einer Kriegsaffaire ausgezeichnet; sie sieht, er ist zum Aeussersten entschlossen. Die Engelsköpfe, die der Architekt an der Decke der Kapelle malt, beginnen immer mehr Ottilien zu gleichen, der letzte wird ihr ganz ähnlich. Acht Tage lang reinigt der Architekt allein; dann ersucht er eines Abends beide Damen, einzutreten; er bleibt zurück. Mit Rücksicht auf ihren Zustand bleibt Ch. zurück; O. tritt ein, freut sich, setzt sich nieder und träumt: es ist der Vorabend von E. Geburtstage. Sie erinnert sich dabei ihres Geburtstages und fühlt sich einsam und verlassen. Die Kapelle als eine für zwei Personen passende Grabstätte hat eine tiefe Bedeutung. Die Sprüche des Tagebuchs zeugen vom Verkehr mit dem Künstler, bringen auch geschichtliche Rückblicke auf Begräbnisarten der Alten. Wichtig ist der letzte Abschnitt; denn das Blasen des Windes über die Stoppeln und der Taktschlag des Dreschers deuten auf den nahenden Winter.

Das folgende Kapitel bringt einen merkwürdigen Contrast zum vorhergehenden; dort traurige Stille, hier lärmende Lustigkeit. Musste uns der Autor schon so wie so mit Luciane, der Tochter Charlottens, näher bekannt machen, so tut er es mit

gesundem Takte gerade jetzt, um uns vom Ernste der Situation abzuziehen und dieselbe mit äusserer Heiterkeit zu übertünchen; wir vergessen förmlich, wie ernst eben das Leben gewesen sei. Diese Dame, von der schon oben geredet wurde, kommt von der Tante, bei der sie die letzte Zeit zugebracht hat, und bringt einen reichen Bräutigam und einen ganzen Wust von Sachen mit, so dass O. vollauf zu tun hat. Ist sie schon an sich lebhaft, so wird sie es noch mehr durch die Besuche, die sie sofort in der Umgegend macht. Nun wird Leben im Schlosse, Herren und Damen erscheinen in Menge, Spiele, Bälle und lebende Bilder kommen auf, Luciane weiss jeden zu beschäftigen, jeden sich zu verbinden; nur mit dem stillen und ruhigen Architekten will es ihr nicht gelingen. Sie will gefallen, ist flatterhaft, für äusseren Tand empfänglich, launisch, ohne tiefes Gefühl. In Ottilien's Tagebuche, das ein Reflex der jedesmaligen Stimmung und Lebensweise ist, drücken die ersten und letzten Sätze Gefühle aus, die sich aufs Verhältnis zu E. beziehen; sie handeln von Wünschen der Zukunft und von der schwierigen Besiegung der Leidenschaften. Die übrigen Sentenzen beziehen sich aufs gesellschaftliche Leben, stehen also in Zusammenhang mit dem Ganzen.

Auch gute Seiten lernen wir an Luciane kennen bei allen ihren Tollheiten und Wunderlichkeiten: sie verschenkt gern an Arme, ist hülfreich gegen Unglückliche und Aengstliche. Boshaft ist sie eigentlich nicht, aber jeden sucht sie zu necken und lächerlich zu machen; nur gegen O. ist sie bitter. Die Blumen derselben werden leichtsinnig verschwendet, alle Bälle muss sie trotz ihres Widerstrebens mitmachen. Dabei zieht O. weit mehr die Männer an als Luciane, sogar deren Bräutigam; mit diesem spricht sie namentlich über den Architekten, den jener bei sich zu beschäftigen wünscht. Auch finden wir hier wieder einen Hinweis auf E.; Ottilien's Herz ist ganz vom Gedanken an ihn erfüllt, an den von den übrigen Niemand zu denken scheint. So weiss Göthe durch einen kurzen Fingerzeig zu bewirken, dass wir die Hauptperson nicht aus den Augen verlieren. Da erscheinen der Graf und die Baronesse wieder; des ersteren Frau ist endlich gestorben, und die Verbindung soll nächstens erfolgen. O. empfindet Trauer, wenn sie ihr eigenes Geschick

damit vergleicht. Musiken und Concerte folgen; ein Dichter soll Luciane verherrlichen, feiert aber lieber Ottilien. Auf Veranlassung des Grafen werden lebende Bilder aufgeführt, der Architekt muss das Theater dazu erbauen. Allmählich verreisen einige Gäste, so der Graf und die Baronesse, die nach stattgefundener Verbindung wiederzukehren versprechen. Die übrigen werfen sich nun auf benachbarte Schlösser und ziehen von einem zum andern, immer toller in Saus und Braus lebend. — Das Tagebuch enthält Bemerkungen über Besuch, welche mit früheren Aeusserungen Eduard's übereinstimmen.

Damit ist nun die Ruhe bei unseren Lieben wieder eingekehrt, doch nicht völlig; denn der Besuch hat eine Nachwirkung hinterlassen. Diese kommt daher, dass Luciane überall einwirken, namentlich Kranke und Verstimmte wieder in die Gesellschaft ziehen wollte. Die Geschichte ist kurz folgende: „Ein Mädchen, das am Tode eines der jüngeren Geschwister schuld war, härmte sich seitdem einsam ab. Luciane führt dasselbe in eine glänzende Soirée, das Mädchen stürzt schreiend hinaus und wird so krank, dass sie in eine Anstalt gebracht werden muss.“ Auch dieser Vorgang ist ein Hinweis auf die Zukunft. Vor seinem bald bevorstehenden Weggang will der Architekt noch eine Weihnachtsvorstellung veranlassen, bei der O. die Mutter Gottes vorstellen soll. Dieselbe gelingt vortrefflich, da O. in die Stimmung der bescheidenen Ehre und des unverdienten Glücks sich zu versetzen versteht. Während der Vorstellung sieht sie, wie neben Ch. der im vorigen Teil schon zweimal erwähnte Gehülfe aus der Anstalt sitzt. Wir können ahnen, dass damit ein neuer Versuch angebahnt wird, den Conflict zu lösen. Der Architekt hat eine innige Neigung zu O. gefasst, aber er kommt gar nicht einmal dazu, sich zu äussern. Jetzt, wo derselbe bald scheiden muss, tritt in die Lücke der Gehülfe, der O. Eigenheiten früher so trefflich erkannt hat. Er hat O. noch nicht vergessen und kommt, um frühere Verbindungen wieder anzuknüpfen oder vielmehr noch fester zu knüpfen.

Weder die Belustigungen, noch die Beschäftigung, welche der Verkehr mit dem Architekten O. bot, haben vermocht, die Aufmerksamkeit derselben von E. abzulenken; nun versucht es

der Schriftsteller mit den pädagogischen Bestrebungen des Gehülfen. O hat, wie derselbe meint, Geschick und Interesse für's Unterrichten; bei den pädagogischen Discussionen spricht er seine Zufriedenheit mit O. Verfahren gegenüber ihren Schülerinnen aus und verfehlt dabei nicht die Bemerkung, wie es ihm in seiner Pension an einer gleichgesinnten treuen Gehülfin fehle. Wir erfahren nun, wie derselbe überhaupt auf die Idee gekommen ist; es ist eine neue Verwickelung, von der Baronesse eingefädelt und von Ch. stillschweigend gebilligt. Der Graf und die Baronesse sind ins Institut gegangen, haben dasselbe in Begleitung des Gehülfen gemustert und diesem zugeredet, hinzufahren und um O. Hand anzuhalten. Doch so oft er auf das Thema kommen will, hält ihn eine gewisse Scheu zurück. Endlich bringt Ch. absichtlich das Gespräch darauf, dass O. in die Pension zurückgehen solle, um in ihre Kenntnisse mehr Zusammenhang zu bringen; doch einstweilen soll sie noch bleiben. Schaudernd denkt O. daran, mit Hinblick auf die Trennung von E., den sie über alles liebt. Wir sehen, auch dieser Angriff von aussen wird fehlschlagen. — Das Tagebuch hat Bezug auf Jüngsterlebtes, auf die Scene zwischen Luciane und den Affenporträts, sowie auf die Ansichten des Gehülfen über die Natur.

Nach einer einleitenden Sentenz folgen Gespräche wissenschaftlicher Art über Menschen- und Zeiterscheinungen; Göthe tadelt dabei, dass man das Alte vernachlässige und dem Neuen sich zuwende. Bei einer solchen Unterredung spricht der Gehülfe von Charlottens einstigem Sohne und diese fasst es als eine angenehme Prophezeiung auf. Da erst nach der Niederkunft über das Weitere entschieden werden soll, so kehrt er in seine Pension zurück. O. tut indessen ihre Pflicht und findet darin ihren einzigen Trost; was sonst werden soll, weiss sie nicht. Das Kind kommt zur Welt, O. findet es dem Vater unähnlich. Mittler erscheint und besorgt alles auf die Taufe Bezügliche; nach seiner Ansicht ist nun alles gut und in Ordnung. Während das Kind über das Taufbecken gehalten wird, erkennt O. in den Augen desselben ihre eigenen, Mittler in seinen Gesichtszügen die des Hauptmanns. Waren wir durch den obigen Wink schon gespannt, so sind wir jetzt überrascht; die

Erklärung der Tatsache liegt in den Ereignissen jener Nacht. Während der langen Rede, die Mittler hält, sinkt der Geistliche um; das lange Stehen, die Anstrengung, die neutestamentliche Anspielung auf Simeon und den Heiland hielt der hochbetagte Mann nicht aus; er lag todt im Sessel. Wie bedeutungsvoll ist es, dass er, der eben das Kind getauft hat, nun schon entschlummert ist, dass O. ihn um dieses Loos beneidet! — So ist das Kind, an dessen Erscheinen Ch. und Mittler so grosse Hoffnungen geknüpft haben, da; aber nichts ändert sich dadurch. Die Handlung hat zwar nach dem Stillstand, der zu Anfang des zweiten Teils eingetreten war, einige Fortschritte gemacht, aber ein Resultat oder auch nur eine Annäherung an dasselbe wurde nicht erzielt; wichtiger ist dafür das folgende.

Das neue Capitel handelt zunächst von O. Fürsorge für den Garten; alles ist auf Eduard's Erheiterung berechnet. Die Pflege für das Kind, welche sie übernommen hat, bringt ihr viel Freude, und indem sie an dessen Zukunft denkt, sieht sie allmählich ein, dass eine Aenderung eintreten müsse: sie will ihrer Liebe entsagen. Was kein Impuls von aussen, was keine Tätigkeit noch Zerstreuung zu bewerkstelligen im Stande war, das vermochte ihre eigene gesunde Seele, ihr eigenes richtiges Gefühl. Edle Naturen finden von selbst das Rechte. Wie schön sind die Hoffnungen, welche O. auf das Kind setzt! Wie sollten sie getäuscht werden! Ein wesentlicher Fortschritt ist es, dass die Gefühle bei der einen hauptbeteiligten Person sich geklärt haben, dass das Gute zum Durchbruch gekommen ist; es kommt blos darauf an, wie sich die zweite Person zu dieser Lösung verhält. — Von den Gedanken des Tagebuchs steht blos der letzte: „ein Leben ohne Liebe sei nichts," in Bezug auf Eduard.

Wie der Gute überall das Beste denkt, so auch Charlotte; bei ihr unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Aussöhnung erfolgen werde. Schon plant sie, wie sie in der Mooshütte sitzt, ein Verhältniss zwischen O. und dem Hauptmann an. Beide Frauen wohnen jetzt in dem neugebauten Hause, das oben auf dem Berge liegt. O. macht mit dem Kinde oft Spaziergänge zu den Platanen, wohin sie am liebsten geht; nur aufs Wasser soll sie dasselbe nicht mitnehmen. Da kommt

wieder Besuch: ein englischer Lord, Freund Eduard's, mit seinem Begleiter; grosses Interesse für neue Anlagen bewegt ihn zum Kommen. Der wolwollende Engländer verletzt, ohne es zu wollen, in seinen Plaudereien Ottilie durch die Bemerkung, dass meist der Schöpfer neuer Anlagen am wenigsten Genuss davon habe; denn sie muss an E. denken, der dürftig, freudlos, heimatlos umherirre, und beschliesst, sich zu entfernen, damit er heimkehren könne. Hat sie vorher ihrer Liebe entsagt, so will sie nun auch seinem Anblick entsagen. Der Begleiter, der den Misgriff merkt, macht den Lord darauf aufmerksam; dafür soll der Begleiter abends eine Geschichte zum besten geben, welche den übeln Eindruck wieder verwische. Doch auch hiermit soll es den Freunden nicht glücken, da ein noch weit grösserer Fehlgriff begangen wird durch die Novelle: „die wunderlichen Nachbarskinder." Der Gang derselben ist kurz folgender:

„Zwei Nachbarskinder sind seit früher Jugend für einander bestimmt; mit den Jahren zeigt sich aber eine wachsende Feindschaft, so dass die Eltern den Plan aufgeben. Die Jungfrau verlobt sich einem anderen Manne. Später kommt ihr früherer Verlobter, der indes zum herrlichen Jüngling herangewachsen ist, wieder vor ihre Augen; sie sieht ihn, vergisst alles und gewinnt ihn leidenschaftlich lieb, er aber bleibt kalt. Da beschliesst sie zu sterben. Einst macht eine Gesellschaft, zu der auch diese drei Personen gehören, eine Fahrt auf dem grossen Strome; der Jüngling steuert. An einer gefährlichen Stelle springt sie ins Wasser, der Steuermann sofort ihr nach. Nach langer Zeit erreicht er sie und schwimmt ans Ufer. In einer nahen Hütte kommt sie wieder zum Leben und fällt ihm um den Hals. Beide schwören sich Liebe, eilen umgekleidet an den Strand, treffen das eben vorüberfahrende Schiff und erbitten den elterlichen Segen, der nicht ausbleibt." Dies ist der Inhalt. Da ist zwar ein Conflict der Liebe, aber er wird einfach und sofort gelöst; die Entwickelung ist eine unerwartete; grossartige Seelenkämpfe finden nicht Statt. Die Verhältnisse sind klar und einfach, ebenso Ort und Zeit; daher kann auch der Umfang der Erzählung nicht gross sein. Charaktere werden nicht geschildert; die leidenschaftliche Braut, der gesetzte

Bräutigam, der erst ruhige, dann in heisser Liebe entbrannte Liebhaber sind blos in einzelnen Zügen gemalt.

Sehen wir uns wieder um nach unseren Lieben! Ch. verlässt bewegt das Zimmer, O. eilt ihr nach. Die zwei Freunde sehen, dass sie wieder gefehlt haben; denn die Geschichte hat zwischen dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich stattgefunden. Danach ist also jener, wovon wir früher nie gehört haben, ein Witwer; denn zum Heiraten muss es doch gekommen sein. Oder war der Schluss noch nicht da und hätte sich ein Hindernis eingestellt, das der Engländer nun nicht mehr erzählen konnte? — Die Fremden empfehlen sich. Beide Frauen finden ihr Glück in dem heranwachsenden Knaben, dem O. eine zweite Mutter geworden ist. Mit diesem idyllischen Bilde schliesst das Capitel; Beruhigung der Leidenschaften ist eingetreten und stille Zufriedenheit eingekehrt. Der Hauptzweck der ganzen Episode ist, uns nachholend noch einiges über das frühere Leben der Hauptpersonen zu berichten.

Wie, so fragen wir, kann der Autor, nachdem völliger Stillstand in der Handlung eingetreten ist, einen Fortschritt derselben herbeiführen? Nur, indem Eduard wieder auftritt. Deshalb führt er uns nach der langen Abschweifung, die durch volle elf Capitel des zweiten Teiles sich hingezogen hat, wieder zu dem aus dem Feldzug heimgekehrten, der sich von neuem auf dem Gütchen aufhält. Derselbe will nun entscheidende Schritte tun zur Lösung der Ehe, selbst der Krieg hat ihm diesen Gedanken nicht nehmen können. Wir sehen den oben erwähnten Charakterzug völlig bestätigt: er kann den einmal gefassten Wunsch nicht aufgeben. In dieser Entschlossenheit beruft er den inzwischen zum Major avancirten Hauptmann; er will sich aussprechen, die Scheidung veranlassen und ihm, dessen Liebe zu Ch. er kennt, diese als Gattin zuführen. Dieser, eine ernste und gesittete Natur, macht ihm eindringliche Vorstellungen; erst als er ihm alle Pflichten gegen Charlotte, gegen das Kind, gegen die Meinung der Welt vergebens aufgeführt hat und ihn beharrlich bleiben sieht, sowie entschlossen, seinen Willen durchzusetzen, es koste was es wolle, willigt er ein, die Sache in Erwägung zu ziehen. — Schon zu Ende des ersten Buches war dieses Mittel gewählt worden; allein Mittler

war bei Nennung der Vaterfreuden gar nicht erst auf die Sache zu sprechen gekommen; diesmal wird nun ein gefährlicher Unterhändler, der stillgeliebte Freund, vorgeschoben. Jetzt rückt die Handlung wieder vor, nun aber auch Schlag um Schlag, immer neue Momente bringend, zum Zerhauen des Knotens hindrängend.

Vollends sicher und freudig erregt in der Hoffnung des baldigen Gelingens wird Eduard, wie er vom Major hört, dass Ch. selbst einmal ihm O. zugedacht habe. Wie passend, dass er dies erst jetzt, unter solchen Verhältnissen erfährt! Sogar das Kind will E. dem Major abtreten, auch Güter und Geld, soviel er haben will. Otto muss sich gleich auf den Weg machen; E. hält sich in der Nähe verborgen, um sofort den Erfolg zu vernehmen. Doch Ch. ist in die Nachbarschaft gefahren, so dass der Major sie nicht gleich sprechen kann, O. sitzt lesend am Teiche. Lange vermag E. seine Ungeduld nicht zu zügeln; er schleicht auf geheimen Wegen in den Park, sieht O. und eilt auf sie zu. O. zaudert, ihn warm zu empfangen, sie deutet auf das Kind als Hindernis. Jetzt erst erblickt E. dasselbe und staunt über die Aehnlichkeit, die dasselbe mit dem Major hat; O. weist ihn jedoch auch auf die mit ihr stattfindende hin. E. entschuldigt sich wegen jener Nacht und sieht gerade darin nur ein schwerwiegendes Motiv zur Trennung der Ehe. Hier zeigt sich O. wieder als die energischere; sie verlangt, E. solle sich entfernen. In leidenschaftlicher Freude trennen sie sich; nach E. Mitteilungen scheint ihnen alles geebnet. Zum zweiten Male ist es hier dem Autor vergönnt, die Sache einem glücklichen Ende zuzuführen; wieder bedarf es blos des Jaworts von Charlotte, um alle des Glückes teilhaftig zu machen. Wir haben oben schon bemerkt, dass dann die poetische Gerechtigkeit würde vermisst werden, die jede Schuld verfolgt und bestraft. Dem höchsten Glück folgt, wie so oft im Leben, der herbste Schmerz. Ein vorhin nicht geahntes Ereignis tritt ein, welches die eben noch so klare Sachlage völlig umändert und neue Verwickelungen, aber die letzten, schafft. — Nie ist O. mit dem Kinde, da Ch. dies ausdrücklich verboten hat, über das Wasser gefahren; diesmal wagt sie es, durch E. so lange aufgehalten, um rasch oben im Hause zu

sein. Sie fährt ab mit einem heftigen Stosse, das Kind fällt ins Wasser, von O. herausgezogen ist dasselbe todt. Der Kahn bleibt, da ihr das Ruder entfallen ist, regungslos in der Mitte des Sees stehen; sie sucht in ihrer Herzensangst das Kind wieder zu beleben, doch umsonst. Nirgends erscheint Hülfe; da wendet sie sich zum ersten Male an den, der allein helfen kann. Ihr Gebet wird erhört; denn ein sanfter Wind treibt den Kahn ans andere Ufer. Freilich hätte dies auch auf andere Weise bewerkstelligt werden können; wenn nun Göthe hier das Wunderbare vorzieht, so will er auf die entschiedene Sinneswandelung hindeuten, die nunmehr bei O. erfolgt. Vorher fest entschlossen zu entsagen, hat sie jetzt, wo es zur Prüfung gekommen ist, sich in selbstischem Interesse dem Geliebten zwar zögernd, aber doch wieder hingegeben, ohne zu bedenken, dass sie Gottes Strafgericht herausfordere. Rasch hat sich dieses erfüllt; indem sie das erkennt und bereut, ist sie auch für E. verloren.

Nach fruchtlosen Bemühungen des Chirurgen sinkt O. ohnmächtig hin. Ch. kommt und erfährt alles; anfangs will sie es nicht glauben, das Grässliche; dann setzt sie sich gefasst aufs Sopha, das Antlitz Ottiliens, die stumm und unbeweglich verharrt, auf ihre Kniee hebend. Auf die Kunde von dem grässlichen Unglück eilt der Major herbei, sieht mit geheimem Grausen sein Ebenbild und setzt sich schweigend ihr gegenüber. Der grösste Schmerz macht stumm, das sehen wir an diesen beiden. Die ganze Nacht hindurch sitzen sie sich so gegenüber; erst am Morgen fragt Ch. den Major, was die Ursache seines Kommens sei. Ch. willigt gefasst in die Scheidung, nachdem sie seine Rede gehört, und macht sich noch Vorwürfe, dass sie so lange mit dieser Entscheidung gezögert habe. Verständig ist ihr ganzes Raisonnement; nur indem sie von Eigensinn spricht, scheint eine kleine Bitterkeit gegen E. erkennbar zu sein. Der Major geht, aus Ch. letzten Worten das beste für sich erhoffend. Das Ende des Kindes vermag er nicht zu bedauern, im Gegenteil scheint ihm gerade dadurch ein Hindernis aus dem Wege geräumt und E. stimmt ihm hierin völlig bei. Nicht so Ottilie, deren sittliche Natur sich Bahn gebrochen hat. Aus dem Starrkrampf erwacht, in welchem sie alles Verhandelte mit

angehört hat, weist sie zuerst auf einen ähnlichen Fall hin, der in ihrer Jugend ihr zugestossen sei und mit dem jetzigen viele Aehnlichkeit biete; dann erklärt sie bestimmt, sie werde nie Eduard's Weib werden, und droht, wenn Ch. sich würde scheiden lassen, im See ihr Verbrechen büssen zu wollen. Bei diesem bedeutenden Ereignis hat das conventionelle „Sie" dem traulichen „Du" Platz gemacht. So erheben sich von einer Seite, von welcher aus dasselbe früher am wenigsten erwartet wurde, Einwendungen, welche die Aussicht auf eine friedliche Lösung trüben.

Das Kind wird in der Kapelle beigesetzt als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses. Beide Frauen leben ruhig neben einander fort; Ch., die das Abenteuer mit E. erfahren hat, schont O. möglichst, in der Hoffnung, ihr Sinn werde sich doch noch ändern. O. dagegen sucht Charlotten möglichst zu unterhalten und zu zerstreuen. Dabei ist das Verhältnis immerhin ein peinliches, weil sie nie vom Vergangenen sprechen mögen; auch der Ort gefällt ihnen nicht mehr. O. ist sich ganz klar über ihren Zustand, ihre Pflicht; in die Welt hinaus mag sie nicht gehen, in der Pension wünscht sie jetzt zu verweilen und tätig zu sein. Der Einwand, den Ch. hinsichtlich des Gehülfen macht, ist für O. nicht stichhaltig; von E. will sie nichts mehr wissen. Mittler soll erforschen, wie E. jetzt gesinnt sei, ob auch er entsagen wolle; er rät, das Mädchen sofort in die Pension zu schicken. O. reist ab, ohne den von E. geschenkten Koffer mitzunehmen. So scheint noch einmal durch diesen freiwilligen Schritt des Mädchens die Sache ins Gleichgewicht kommen zu wollen; hofft doch selbst Ch. jetzt noch einmal auf Wiederherstellung des früheren Verhältnisses! Doch die Katastrophe naht.

Mittler sucht E. auf, teilt ihm die Abreise mit und findet ihn resignirt und gleichgültig. Kaum aber ist derselbe weggegangen, so ergreift ihn die Sehnsucht nach O. unwiderstehlich. Er eilt in dasselbe Wirtshaus, wo sie übernachten wird. Brieflich will er sie vorbereiten; in der Kammer, die sie betreten wird, legt er den Brief auf den Tisch; da rasselt schon der Wagen, er kann nicht mehr aus dem Zimmer eilen: sie sehen sich. Doch welcher Contrast mit der letzten Begegnung!

Stumm steht sie ihm gegenüber und weicht vor seiner Annäherung zurück. Auf seine Bitte liest sie den Brief, und wie sie ihn gelesen hat, macht sie jene oben vom Gehülfen bezeichnete Bewegung, vor deren unwiderstehlichem Zauber E. hinausflüchtet. So sehen wir, wie nichts beim Autor ohne Absicht steht; die obige Bemerkung des Gehülfen findet hier ihre Bestätigung, und zwar, wie beim Epiker, in denselben Worten, die der Gehülfe gebraucht. Am nächsten Morgen tritt E. noch einmal vor sie hin; nach längerem Schweigen antwortet sie seinem Drängen mit einem sanften, aber festen Nein. Willenlos lässt sie sich bewegen, zu Ch. zurückzufahren.

E. sprengt hinter dem Wagen her ins Schloss; O. drückt die Hände beider Gatten zusammen und stürzt in ihr Zimmer. Erst durch den Major, der sofort gerufen wird und von E. das Vorgefallene vernimmt, erfährt Ch. dasselbe vollständig. E. ist krank, unmutig, hastig; Ch. muss dem Major ihre Hand versprechen, die Männer wollen sich durch eine Reise zerstreuen. O. dagegen schweigt beharrlich, isst und trinkt nicht; schon soll der Gehülfe geholt werden, um auf sie einzuwirken, da schreibt sie an die Freunde und bittet, man möge sie ruhig leben lassen und nicht in sie dringen, die Zeit bringe manches ins Gleichgewicht. E. fasst sogleich vermöge seiner natürlichen Anlage die besten Hoffnungen und bleibt, O. verkehrt ruhig und heiter mit den Freunden. Stets sitzen E. und O. neben einander, aber ohne Wort, ohne Geberde von ihrer Seite. Alles scheint wieder in dem alten Geleise zu gehen, wie es zu Anfang des ersten Buchs gewesen war. — Herrlich ist dieser Parallelismus des wirklichen und des Scheinzustandes, sowie der Contrast der durch den Zeitraum eines Jahres getrennten Situationen. E. liest abends wieder vor, O. sieht ihm ins Buch wie sonst; Violine und Clavierspiel, Flöte und Saiten erklingen wie früher; man lebt, als sei nichts vorgefallen. So rückt E. Geburtstag heran, den man im vorigen Jahre nicht hatte feiern können; diesmal soll er still begangen werden. Je näher der Tag kommt, desto feierlicher wird Ottiliens Stimmung. Schon einmal hat sie sich auf diesen Tag gefreut, in der Hoffnung, selbstgezogene Blumen an diesem E. darbringen zu können; jetzt hat sie E. bei sich, und die Blumen prangen in derselben

Weise. Die Empfindungen, von denen O. damals in der Kapelle bewegt wurde, die herbstlichen Tage, die das Absterben der Natur anzeigten, — sind sie nicht die leisen Vormahnungen dessen, was jetzt werden sollte? Es ist, als ob damals die Natur und die ganze feierliche Umgebung hätte sagen wollen:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Und jetzt ist es, als ob das leise Gebet zum Himmel stiege:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süsser Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Damals konnte O. noch reiche Hoffnungen hegen, jetzt ist stilles Entsagen ihr Teil.

Es begegnet häufig im menschlichen Leben, wenn Jemand an seiner althergebrachten Gewohnheit, seiner Lebens- und Denkweise etwas ändert, dass wir dann sagen, mit dem betreffenden müsse es bald zu Ende gehen; denn wir nehmen an, dass blos das nahende Verhängnis eine solche Wirkung ausüben könne. Etwas ähnliches sehen wir zu Anfang dieses letzten Capitels. Während O. bisher den Koffer nebst Inhalt gar nicht beachtet, ja sogar verabscheut hat, öffnet sie jetzt denselben und fertigt sich ein vollständiges Gewand. Ihre Freudigkeit wächst immer mehr auf Eduard's Geburtstag hin; niemand aber merkt, dass sie zu Zeiten Anfälle von Schwachheit hat. Mittler, der viel im Hause verkehrt, ist sehr schonend in seinem Auftreten; nur wenn er auf ein moralisches Thema zu sprechen kommt, bricht er rücksichtslos die Zurückhaltung.

Während er zu Ende des vorigen Teiles vergeblich den Mittler spielte, ist er jetzt dazu ausersehen, die Veranlassung zur Lösung des Knotens zu geben, freilich in ganz anderer Weise, als er zufolge seiner praktischen Klugheit es erwartet. Er ist eben im besten Raisonniren über das Unzweckmässige einzelner Gebote und besonders des sechsten; ohne Ottiliens Eintreten zu bemerken, fährt er lebhaft fort, seine Ansicht darüber zu entwickeln, — da geht diese plötzlich, äusserlich ganz verwandelt, wieder aus dem Zimmer. In ihrem Gemach angelangt, fällt sie in Ohnmacht, sei es nun, dass ihre körperliche Schwäche daran schuld war, oder dass es den kräftigen Ausdrücken Mittler's zuzuschreiben ist. Nanny gesteht auf Drängen des Arztes, O. habe heute, sie habe seit vielen Tagen so viel wie nichts genossen. Was sollen wir urteilen? Entweder es war eine bewusste Absicht in diesem Fasten, das an dem folgenden Tage einen tragischen Abschluss finden sollte, oder es war ein unbewusstes, apathisches Hinleben, dem der Zufall ein Ende gemacht hat; dass sie wirklich wieder die Absicht gehegt habe, E. zu heiraten, daran können wir nach ihren Aeusserungen und Handlungen nicht glauben. — Wie O. daliegt, kommt E. und stürzt in leidenschaftlicher Aufregung vor ihr nieder; bald darauf verscheidet sie. Anfangs will E. verzweifeln, dann willigt er ein, dass O., im Glassarge liegend, in der Kapelle beigesetzt werde. So ist sie denn todt, die herrliche Blume, geknickt in der Blüte der Jugend! Kaum ins Leben eingetreten, verlässt sie dasselbe, geliebt und betrauert. Auf Erden war ihr nicht verstattet, dem Geliebten anzugehören; dies brach ihr das Herz. Der Tod war das einzige Mittel zur Lösung der Verwickelung; sie büsst dadurch ihre Schuld. Die Uebertretung des Moralgesetzes, die sie sich zu Schulden hat kommen lassen, ist gesühnt. Am folgenden Morgen wird ihre Leiche hinübergetragen, von der eben aufgehenden Sonne bestrahlt. Eine zartsinnige Hindeutung auf die Auferstehung des Geistes! Nanny, die seitdem, beinahe irrsinnig, hinter Schloss und Riegel gehalten wird, springt in den vorübergehenden Leichenzug vom Oberboden hinab, sie scheint todt. Plötzlich springt sie auf, Ottiliens sanfte Gesichtszüge scheinen ihr zu vergeben. Die Leiche wird in der reich geschmückten Kapelle beigesetzt, und Nanny, die wunderbar

unbeschädigte, bleibt neben der Lampe als Wächterin. Abends tritt der Architekt ein und naht stumm der Leiche; er muss weinen, wie er die Inniggeliebte sieht. Seine Stellung gleicht derjenigen, in welcher derselbe schon einmal vor Belisar bei Gelegenheit des lebenden Bildes aufgetreten ist, das auf Lucianens Geheiss aufgeführt wurde. Nanny's wolwollende Reden trösten ihn. War Nanny bei dem Sturze so merkwürdig unverletzt geblieben, so schrieb dies das Volk einer wundertätigen Kraft der Verstorbenen zu; von weither wallfahrtete man, um geheilt zu werden. Dies ist das zweite Beispiel eines Wunderglaubens. Kehren wir zurück zu Eduard! Nie tritt er in die Kapelle, trostlos und apathisch irrt er umher, wenig essend und trinkend, wenig gesprächig. Auch hier flicht sich wieder die Liebe zum Wunderbaren ein. Eines Tages erscheint ihm das mit E. und O. gezeichnete Glas, das er stets bei sich führte, nicht mehr dasselbe. Er fragt den Kammerdiener und hört, das alte sei zerbrochen und ein ähnliches untergeschoben; er scheint darin sein Schicksal zu lesen. Er ist unmutig darüber, dass er langsam abstirbt; endlich wird er todt aufgefunden. Dass er sich nicht selbst getödtet habe, sondern vom Tode überrascht worden sei, darauf schien der Umstand zu deuten, dass Locken, Blumen, Blättchen, Erinnerungen an Ottilie, ausgebreitet vor ihm lagen, auch das Papier, welches ihm einst Ch. so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Seine Leiche wird neben O. in der Kapelle beigesetzt. — So ruhen die Liebenden neben einander; was ihnen das Leben versagte, das schenkte der Tod. Dies war der einzige Abschluss, den Göthe dem Roman geben konnte. Beide haben eine Schuld begangen, beide haben die sittliche Weltordnung nicht anerkennen wollen; beide konnten nicht ohne ein Verbrechen sich hier in diesem Leben angehören, ebenso wenig aber vermochten sie einander zu entsagen; — der Tod löste den Conflict und rächte die Verletzung des sittlichen Institutes der Ehe. Die tragische Katharsis ist erreicht.

Zum Schlusse kommt es noch darauf an, folgende Punkte näher zu beleuchten: die scharfe Charakterzeichnung, die feine

und sichere Durchführung der Gegensätze, die künstlerische Einheit des Ganzen, sowie die harmonische Verknüpfung und Gruppirung des Einzelnen, das Seelen- und Gemütsleben, die Vorliebe für Ahnungen und Wunderglauben, den Stil und die Darstellung, die Bezeichnung des Romans und die Beziehung auf ähnliche Werke.

Die Charaktere sind durchgehends scharf entwickelt und rein gezeichnet; wie Bilder und Statuen glauben wir die Personen vor uns zu sehen: in so scharfen Umrissen treten sie vor unser geistiges Auge. Wir sehen Eduard rasch in seinen Entschliessungen, keinen Widerspruch duldend, etwas einmal beschlossenes bis zur äussersten Consequenz durchführend; lebhaft vom Temperament, leicht aufwallend, ohne rechte Aufmerksamkeit auf sich selbst, daher sich leicht verratend, argwöhnisch gegen andere, sich selbst widersprechend in seinen Handlungen; heftig und leidenschaftlich in der Liebe, tapfer bis zur Verzweiflung im Kampfe, freigebig bis zur Verschwendung, edel von Gesinnung; ahnungsvoll, auf Zufälle und unbedeutende Ereignisse viel gebend; keine Moral anerkennend, sondern blos das Bedürfnis des Herzens, dabei kindliches Wesen behaltend bis ins Mannesalter. Seine Gattin Charlotte ist kühl und verständig, selbst im Moment der Leidenschaft zurückhaltend und sich beherrschend; dasselbe fordert sie von anderen. Sie zeigt sich liebevoll und teilnehmend gegen ihre Mitmenschen, selbst gegen ihre Nebenbuhlerin. Die Kraft des moralischen Gesetzes überschätzt sie so, dass sie immer wieder auf Besserung hofft. Sie ist aufopfernd und entsagend, ohne egoistisches Interesse; sparsam und einfach, anregend und schaffend, tätig im Hauswesen; das zukünftige leicht erratend mit praktischem Verstande; geistreich in der Unterhaltung, über philosophische Materien mit Geschick sich verbreitend, dabei feingebildet und gewandt im Umgang. Der Hauptmann erscheint praktisch, verständig, vielseitig gebildet, im Leben schon vielfach erprobt; leicht in seine Lage sich findend, kühn und mutig in Gefahren, zartfühlend und gern tätig für seine Freunde; entsagend durch männlichen Entschluss, weniger durch moralische Erkenntnis, daher auch leicht wieder für sein Glück hoffend und von selbstischem Begehren. Ottilie ist jugendlich-

schüchtern, bescheiden in ihrem Auftreten, ungern glänzend und beachtet; kindlich giebt sie sich hin in ihrer Liebe, ohne Ahnung der darin liegenden Schuld; wenig mitteilsam, zieht sie sich mehr in ihr Inneres zurück, daher tritt sie auch hinter anderen Mitschülerinnen zurück; dabei ist sie dienend und gefällig, tätig und arbeitsam, einfach und sparsam, zartfühlend und zartbesaitet, die geringste Kränkung leicht spürend und tief empfindend; ausharrend in der Liebe, erst leidenschaftlich sich hingebend, dann nach Erkenntnis ihrer Schuld standhaft im Entsagen trotz aller Versuche des Geliebten und der Freunde, zuletzt den Tod für ihre Liebe erleidend. Eine merkwürdige Person ist Mittler, sonderbar in seinem ganzen Auftreten, ein närrischer Kauz, aber gern gesehen. Er tritt jedesmal auf kurz vor einem wichtigen Ereignis, so vor der Berufung des Hauptmanns, vor dem Besuch des Grafen und der Baronesse, vor dem Tode des Geistlichen und Eduard's Zuge in den Krieg, vor dem Tode der beiden Liebenden. Streng moralisch, achtet er bei seinen Forderungen auf nichts anderes; Menschen, die gegen das Moralgesetz verstossen, meidet und hasst er; wenn auch wolmeinend und für das Beste der Menschen besorgt, geht er doch blind drauf los und verletzt, ohne es zu wollen; sanguinisch in seinen Hoffnungen, weil das seinen Wünschen entspricht, wird er leicht und bitter getäuscht. Luciane ist eine lebhafte Weltdame, ohne Sinn für Häuslichkeit und Sparsamkeit, kokett und luxuriös, nur bei geräuschvollen Festen sich wolfülend. Leicht auffassend, glänzt sie äusserlich durch ihre Kenntnisse und blendet durch ihre Eigenschaften. Sie ist lustig bis zur Ausgelassenheit, zumutend bis zur Frivolität, aufdringlich bis zur Belästigung und Beschädigung anderer, überall glänzen und alles an sich fesseln wollend, keinen Widerspruch duldend; dabei zeigt sie sich jedoch auch manchmal woltätig und mitleidig. Der Gehülfe ist ein praktisch und theoretisch erfahrener Pädagoge, vom Ernste des Lebens und seines Berufes durchdrungen, tiefer Menschenkenner, gebildet und welterfahren, angenehm in der Unterhaltung. Durch das Aeussere lässt er sich nicht bestechen, er sieht auf den inneren Wert. An jedem Menschen weiss er, wolwollend in seiner Beurteilung, das Gute hervorzuheben, selbst gegenüber dem oft taktlosen

Benehmen der gutmeinenden Vorsteherin; offen begründet und ruhig verteidigt er seine entgegengesetzte Meinung vor seinen Vorgesetzten. In seiner Liebe ist er verständig und gelassen; das nil admirari des Horaz scheint ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Die Natur des Architekten ist eine ähnliche wie die des Gehülfen; er erscheint gebildet, tätig, erfahren. Doch besticht er mehr durch seine künstlerischen Bestrebungen, als jener durch seine Erziehungsmaximen. Beide ergänzen sich gegenseitig: der praktische, belehrende Verstand und die erheiternde Kunst. Dasselbe zeigt sich in der Liebe zu Ottilien; jener sieht in ihr die treue Gehülfin bei seinem schwierigen Werke; dieser schätzt ihr jungfräulich-zurückhaltendes, kindliches Betragen, ihre Liebe zur Malerei, seine Liebe hat einen poetischen Anhauch, welcher bei dem Gehülfen fehlt. Dabei ist er ohne Neidgefühl gegen den Nebenbuhler, durch den er sich völlig ersetzt sieht; zurückhaltend in seinem Gefühl, äussert er erst in der Scene am Grabe Ottiliens eine tiefe Leidenschaft. — Ebenso wie die Charaktere scharf gezeichnet sind, ist auch die Darstellung der Situationen, in denen sich die einzelnen Personen befinden, eine sehr anschauliche und bietet dem Maler vielfache Motive; daher kann es auch nicht fehlen, dass der Pinsel der bedeutendsten Künstler der Gegenwart sich dieses Stoffes bemächtigt hat. Wie wunderbar plastisch steigt die Scene in unserer Phantasie empor, wo Ottilie in ratlosem Jammer das Kind in ihren Armen hält, „da der Kahn ohne Bewegung auf der Wasserfläche steht!“ Kaulbach hat diese Scene malerisch gestaltet mit schöpferischer Kraft.

Ferner zeichnet sich der Roman aus durch feinste und sicherste Durchführung der Gegensätze. — Ist der Kontrast überhaupt ein Mittel von hoher Bedeutung für die Zwecke des Dichters, — denn er allein ermöglicht durch die herbeigeführten Verwickelungen den Fortgang der Handlung, spannt das Interesse und bewirkt eine klare Uebersicht der Personen, — so hat er namentlich in unserem Roman vielfache Verwendung gefunden. Da stehen sich gegenüber: der lebhafte Eduard — der ruhige Hauptmann; die sittliche Charlotte — die leichtlebige Baronesse; die gesetzte Ottilie — die flatterhafte Luciane; der egoistische Eduard — die entsagende Ottilie; die ewig sich

gleich bleibende Natur und das friedliche Schaffen derselben — das aufgeregte und unruhige Treiben der in derselben sich bewegenden Menschen, die des inneren Friedens ermangeln; die Krankheit — die oft, aber vergebens versuchte Heilung.

Nicht minder ist hervorzuheben die künstlerische Einheit des Romans, sowie die harmonische Verknüpfung und Gruppirung des Einzelnen. Alles, was im Roman vorkommt, hat Bezug auf den Conflict der Liebe und dessen Lösung; die Nebenpersonen treten blos in so weit hervor, als sie die Hauptpersonen in helleres Licht stellen sollen. Dabei zeigt sich eine harmonische Verknüpfung im Auftreten einzelner Personen; wie deutlich zu erkennen ist, sind oft zwei ähnliche Erscheinungen auf einander bezogen; etwas lange vorher angedeutetes geht später in Erfüllung, z. B. der Rückfall des kranken Mädchens, welches am Tode eines seiner Geschwister schuldig war, steht parallel dem Wiedererwachen der Liebe in Ottiliens Herzen, die gleich darauf den Tod des Kindes verursacht; der Liebesbrief, den Charlotte einst ihrem Manne so zufällig ahnungsreich übergeben hat, kommt wieder zum Vorschein nach Eduard's Tode, auf dem Tische liegend. Nicht minder ist zu loben die Gruppirung der Personen, die einander suchen oder ergänzen; solche sind: Eduard und Ottilie, der Hauptmann und Charlotte, der Graf und die Baronesse, der Architekt und der Gehülfe.

Das Seelen- und Gemütsleben der Einzelnen zeigt die Kunst des Schriftstellers in ihrem geheimsten und innersten Wesen; wie geöffnet liegt dasselbe vor uns, bald in klarer Freude, bald in trüber Stimmung. Gross sind die Leidenschaften, welche die Herzen der Hauptpersonen aufregen, und würdig der Darstellung; dieselben werden in rein objectiver Weise geschildert. Wir tun einen Einblick in das Räderwerk des menschlichen Herzens mit seinen Fluten und Wallungen, in die Liebe mit ihren Stufen und Gegensätzen von der höchsten Lust bis zum herbsten Schmerz. Wie vielfach tritt dieselbe auf! bald ist sie zärtlich und leidenschaftlich, bald ernst und entsagend. Von Stufe zu Stufe sehen wir dieselbe aufkeimen in

Ottiliens Herzen: anfangs still sich äussernd in einzelnen kaum zu bemerkenden Erscheinungen, dann plötzlich sich enthüllend, unzerreissbar, stark, wieder enttäuscht und still entsagend, dann frische Hoffnung schöpfend, durch das plötzliche Unglück von neuem unmöglich gemacht und zum Tode gebrochen.

Gradezu auffallend ist die Vorliebe für Ahnungen und für das Spiel des Zufalls. So steigt in Charlotten eine schlimme Ahnung auf, wie ihr Eduard sein Vorhaben in Betreff des Hauptmanns mitteilt. Mittler stellt seine Vermittelung in Aussicht, wenn man deren bedürfen solle. Ferner wird das zufällige Auffangen des Glases als ein glückliches Zeichen angesehen, und wir finden im folgenden, dass dasselbe öfter zu Eduard in Beziehung steht. Mittler befürchtet schlimmes für die Freunde, wie ihm die bevorstehende Ankunft des Grafen und der Baronesse mitgeteilt wird. Die Erzählung der Baronesse über die Freundin, die demnächst von ihrem Manne werde geschieden werden, dient dazu, das kommende vorzubereiten; ebenso die Aeusserung derselben Dame über die dritte Stufe, welche Charlotte und Eduard im ehelichen Leben noch zu erreichen hätten. Seltsam ist die Ahnung, von welcher Ch. nach der Scene mit dem Hauptmann ergriffen wird. Zufällige Ereignisse mahnen E. wiederholt ab, sich in einen Briefwechsel mit Ottilie einzulassen. Zu beachten ist, dass die Zeit der Baumpflanzung am See und der Geburt Ottiliens auf Tag und Jahr übereinstimmt. Ahnungsreich ist ferner der Gedanke, dass die Seitenkapelle zur Grabstätte für zwei Personen wie geeignet schien. Von Bedeutung ist auch, dass der Gehülfe Charlotten einen Sohn prophezeit, sowie dass der Geistliche bei der Taufe stirbt. Das Kind wird in der Kapelle beigesetzt als das erste Opfer eines ahnungsreichen Verhängnisses. Auf das Wunderbare ist früher schon hingedeutet worden.

Der Stil ist glatt und graciös, die Sprache künstlerisch vollendet. Unebenheiten und Absonderlichkeiten des Ausdrucks kommen nur höchst vereinzelt vor, öfter noch in der zuerst behandelten Novelle als im Roman. Häufig sind Sentenzen in das Werk eingestreut, teils in Gesprächen, teils als Einleitun-

gen der Capitel, teils als Aufzeichnungen im Tagebuche; hierher gehören auch die ethisch-philosophischen Betrachtungen, namentlich über die Ehe. Begründet sind dieselben dadurch, dass das Alter seine Erfahrungen anbringen will; eine parallele Erscheinung findet sich im Wilhelm Meister. Ebenso bemerken wir eine Vorliebe für die Natur und technische Fertigkeiten. Davon zeugen die chemischen Beispiele von Verwandtschaften, die Sprüche des Maurers bei der Richtung des Hauses, die Erklärung der Benennung der rote Faden, die Discussion des Architekten über die Baukunst, die Bemerkungen Ottiliens über die Natur, zu denen sie durch die Affenporträts veranlasst wird, die Unterhaltung über die Gärtnerei, die Versuche mit dem Pendel, die Darstellung lebender Bilder nach Kupferstichen, die Bemerkung über Declamation, dass beim epischen und lyrischen Vortrag Gesten möglichst zu vermeiden seien. Ein ferneres Merkmal ist die Vorliebe für Pädagogik, welche gerade so hervortritt wie im Wilhelm Meister. Dies beweist zunächst die ganze Erscheinung des Gehülfen; seine zwei Beilagen an Charlotte, die über Ottilie handeln, enthalten viele feine und schätzbare pädagogische Kunstmittel und eröffnen einen weiten Blick ins Getriebe dieser Kunst. Später wie der Gehülfe die beiden Frauen besucht, teilt er denselben ganz eingehend seine Erziehungsgrundsätze mit, durch Ottiliens Mädchenschule dazu angeregt. Dahin gehört auch die Auslegung des fünften und sechsten Gebotes durch Mittler, deren Fassung im Katechismus derselbe hart tadelt.

Vielfachen Tadel hat hervorgerufen die Benennung des Romans, sowie die sittliche Anschauung, die das Werk durchzieht. Indessen aus der Benennung folgt noch lange nicht die von Vilmar aufgestellte Behauptung, dass Göthe dadurch die Sittlichkeit einem Naturgesetz unterordnen wolle; dass er dies nicht hat sagen wollen, erhellt hinlänglich aus der Unterredung, die zwischen Eduard, dem Hauptmann und Charlotte über den Begriff: „Wahlverwandtschaften“ stattfindet. Wenn aber Vilmar auch vom sittlichen Standpunkt aus das Werk verurteilt, so lässt sich erwidern: die Sünde wird nirgends gelobt, sondern in ihrem Wesen dargestellt; auch zeigt der Schluss, indem die rächende Nemesis die Schuldigen ereilt, dass keine

Apotheose derselben bezweckt wird. Jedenfalls ist es gut, wenn die Wahrheit offen enthüllt wird; denn nur dadurch kommt der Mensch in die Lage, Klarheit zu gewinnen und das Böse zu fliehen. Wenn Vilmar zuletzt sogar aus künstlerischen Gründen den Schluss verurtheilt, so hätte er seine Gründe dafür anführen sollen. Ihm wäre wol die liebste Lösung gewesen, wenn Eduard seine Schuld erkannt, sich gebessert hätte und zu Ch. zurückgekehrt wäre; für die Moral war dies freilich das natürlichste, nicht so für den Aesthetiker. Denn wer möchte annehmen, dass das Zusammenleben beider ganz das frühere geworden wäre? Wo solche Störungen der Ehe stattgefunden haben, da ist eine völlige Versöhnung unmöglich; es wäre ein rein äusseres, gezwungenes Zusammenleben, das den Leser nicht befriedigen würde. Dass aber Vilmar einen solchen Schluss gewünscht habe, zeigt die Aeusserung, Mittler gefalle ihm am besten.

Eine Krankheit der Zeit, welche durch künstliche Mittel der Menschen nicht geheilt zu werden vermag, sondern einer gewaltsamen Lösung durch den Tod bedarf, hat Göthe schon einmal, volle 36 Jahre früher, in einem Jugendproduct geschildert, in den Leiden des jungen Werther. Doch ist die Entwickelung jener alten Erzählung eine ganz andere; nur der Ausgang und die Grundanschauung sind dieselben. Hier wie dort hat Göthe, wie ja so oft in seinen Werken, eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu Grunde gelegt; es kam ihm, wie bekannt, selbst darauf an, eine derartige in ihm aufkeimende Neigung zu heilen. So hat man denn auch in manchen Personen Aehnlichkeiten mit gleichzeitig Lebenden gefunden, worüber näheres bei „Stahr, Göthe's Frauengestalten“ im Anhang sich findet. — Die Umgangssprache ist bei der Unterredung des Lords mit den beiden Frauen die französische; Lokal, Umstände und Zeit deuten auf eine Gegend Mitteldeutschlands, in der Nähe eines kleinen Hofes und auf das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Bei seinem Erscheinen erregte der Roman eine grosse Sensation, wie bei der Berühmtheit des Autors und bei den darin enthaltenen Anspielungen nicht anders zu erwarten war;

aber auch wir lesen ihn stets noch mit Vergnügen, nicht weil wir vom Namen des Dichters bestochen sind, sondern weil derselbe Roman in jeder Hinsicht den ersten Rang dieser Gattung einnimmt und weil derselbe Quelle und Vorbild einer Hauptgattung der heutigen Roman- und Novellendichtung geworden ist.

Sprottau.

Dr. Hartung.

Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache.

Von
Carl Schulze.

I.

„Die sprichwörter," sagt Gervinus in seiner literaturgeschichte, „sind das volksmässigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann." Die von mir beim schürfen nach altdeutschen sprichwörtern gesammelten und hier mitgetheilten sprachformeln möchte ich als eine übergangsstufe vom einfachen wort zur sprichwörtlichen redensart und zum sprichwort, also als den der sprache am nächsten stehenden volksmässigen ausdruck bezeichnen. Die sprachformeln sind synonyma der sprichwörter, denn beiden haftet der charakter des oft gesprochenen wortes an. Dergleichen formeln finden sich ohne zweifel in allen alten und neuen sprachen, in keiner auf der ganzen erde aber wol zahlreicher, als in unserer lieben muttersprache, namentlich auf dem gebiete der rechtspflege, wo ja überhaupt gesetz und feste form herrschen, wie J. Grimm in seinen rechtsalterthümern ausführlich nachgewiesen hat. Freilich sind die formeln aus der heutigen Sprache der gebildeten zum grossen theile gewichen. Mehr dem concreten zugewendet, haben sie sich vor unserer immer mehr abstracter werdenden ausdrucksweise zurückgezogen und leben nur noch im volksmunde, im munde der bürger und bauern.

Schon im j. 1812 (ausgabe des Hildebrandliedes) sprachen die altmeister gebr. Grimm die absicht aus, eine sammlung deutscher sprachformeln zu veranstalten, wendeten auch in der folge dem gegenstande dauerndes interesse zu (vgl. rechtsalt. II. A. Götting. 1854. 8.

s. 6—27, und altd. wälder III, 108 ff.), sind aber durch grössere arbeiten an der ausführung ihres vorhabens verhindert worden. Daher unternahm Eiselein 1841 „mit minderem geschick," wie er selbst gesteht, eine derartige sammlung herauszugeben; dieselbe führt den titel: „Die reimhaften, anklingenden und ablautenden formeln der hochdeutschen sprache in alter und neuer zeit, gesammelt und erläutert von professor Eiselein. Constanz und Leipzig. (Fleischer.) 1841. 8. (VIII u. 68 ss.)." Dieser versuch enthält indessen, ebenso wie das sprichwörterwerk des herausgebers (Freiburg 1840), nur ein leichthin zusammengerafftes, unzuverlässiges, schlecht geordnetes, durchaus nicht aus den quellen geschöpftes und die mundarten ganz vernachlässigendes material. Statt der auf dem titel versprochenen formeln findet man in dem sehr unvollständigen werke bei weitem mehr sprichwörter und onomatopoetische ausdrücke; das ganze ist also nur eine unreife frucht zu nennen. Eine recht lesenswerthe, eingehende betrachtung der sprachformeln gibt Tobler im schweiz. museum (IV, 185—207) bei erklärung des ausdrucks „wunn und weide."

Was sind nun sprachformeln? Sprichwörter und sprichwörtliche redensarten sind zwar im grunde auch formeln der sprache, im besonderen aber bezeichnet man mit diesem worte diejenigen sprichwörtlich gewordenen ausdrücke, welche aus zwei durch verbindende oder trennende conjunctionen mit einander verknüpften wörtern bestehen und dazu dienen, der rede mehr nachdruck und schmuck zu geben. Zu bemerken ist hierbei, dass immer nur wörter eines und desselben redetheils sich zu einer formel vereinigen, und zwar nur substantiva, adjectiva, verba, pronomina, adverbia, in einigen fällen auch präpositionen und interjectionen. Zuweilen kehrt eine formel durch ableitung in mehreren redetheilen wieder, z. b. schade und schande = schädlich u. schändlich = geschändet und schadhaft = schaden und schänden; die substantivformeln haus und hof, schlag und stoss, scherz und schimpf, lehre und rath, lob und preis, ehre und preis, ebenso die adjectivformeln böse und besser, kalt und kühl werden auch verbal, und die formeln laster und schande, sünde und schande, triwe und staete finden sich auch adjectivisch gebraucht.

Die sprichwörtliche zusammengehörigkeit solcher wörter wird sehr oft durch ein voraufgehendes „beide" (beidiu, bede) angedeutet, z. B. beidiu berc und tal, beide geberde und bete, beide mit gisel und mit gebe, beide an gude und Gottes êren, beide lîp und lant etc., ja sogar

bei mehreren wörtern: beide schild, speer unde swert (livl. reimkr. 9886). Ihre zusammengehörigkeit deutet die sprache aber auch noch ausserdem dadurch an, dass sie declination oder conjugation auf die formeln in anwendung bringt. Man sagt z. B. êren und guotes, stöcke und steine, in worten und werken; ja, es finden sich auch beispiele, in denen die formel geradezu als compositum erscheint, wie bei Rachel (satir. ged. 6, 533): „dass dieses haut und bein der langen jamerszeit nicht solte müde sein.“ Zuweilen nimmt eines der wörter adjectsform an, z. b. statt jâmer und nôt = jaemerliche nôt; maidliche muoter; gewalteskraft. Manche formeln waren in bestimmten zeitabschnitten vorwiegend im gebrauch, manche werden von einzelnen dichtern mit vorliebe angewendet. Jede grössere dichtung weist hierin eigentümlichkeiten auf; so bietet z. b. das Nibelungenlied nicht viel solcher formeln, aber die vorkommenden kehren oft wieder: lîp und guot, êre und lîp je 5 mal, lieb und leit 6 mal, liute und lant 11 mal, mage und man sogar 22 mal. Als formelreiche dichter sind Hartmann, Rudolf von Ems, der Stricker, der dichter des alten passionale und Konr. v. Würzburg anzuführen; bei Hugo v. Trimberg zeigt sich zum ersten male ein merklicheres hervortreten gereimter formeln.

Meist sind diese wortverbindungen zweigliedrig; doch sind auch drillingsformeln in allen 3 klassen nicht selten, z. b. A. wort, wille, werk, — wort, werk, wete — krig, kumber, kost — kerken, klusen, kloster — wald, wasser, weide — sagen, singen, saitenspil — liute, lant, lîp — sünde schande, schaden — B. über brock, block und stock — ez ist malz, salz und schmalz verloren — lehr-, wehr- und nähr-stand — C. wille, macht u. kunst — gedanken, werk u. wort — saelde, heil und êre — frunde, mage, man — angst, not, arbeit —. Selbst viergliedrige finden sich; lant, leute, bauer, burger — in klostern und klusen, in hoven u. in husen — froude u. êre, gemach u. werdekeit — über herz u. ü. muot, ü. lîp u. ü. guot — liebes u. guotes, êren u. muotes. Mehrgliedrige formeln ohne reim u. alliteration weist besonders die altdeutsche rechtssprache auf, wofür J. Grimm (RA. s. 15—19) zahlreiche beläge beibringt. Ja, es finden sich stellen, in denen sich formel an formel schliesst, wie in den Dreysser weisthümern v. jahre 1588: „weisen dem gotteshaus zu Echternach mann u. bann, wild u. zahm, zins u. zehend, haupt u. haltung, den vogel in der luft, den fisch im wasser, fond u. bront, fleck u. zeck, gebot u. verbot, so weit u. breit des guten herren s. Willibrots gotteshaus gehet.“ In einer

appenzeller urkunde (Zellweg) heisst es: „ich vergich, dass ich ze koffent geben an haus u. heim, an wisen u. wasen, mit studen, stock u. stein, heg, weg u. steg, an wygern u. wassern, wunn u. weid, trieb u. tratt, grunt u. grat, mietzins u. zehent, handel u. wandel, mit hub u. hab, ze nutz u. niess, nach pfandrecht u. landrecht, uf zît u. zil, u. hab es ihm ze handen bracht verricht u. verschlicht, ohne bene u. pene, sunder rathen u. gethaten, ledig, los, ganz u. gar."

Die bildung aller sprachformeln beruht einzig und allein auf den begriffen der gleichheit und der gegensätzlichkeit, und zwar macht sich das simile und contrarium nicht allein in logischer, sondern auch in sprachlicher beziehung, also sowol dem inhalte, als auch der form nach geltend; oft findet sich sogar gleichartigkeit oder auch gegensätzlichkeit des gedankens und des lautes verbunden.

Zwei sprachgesetze sind es, deren walten innerhalb unserer sprachformeln zu tage tritt, nämlich: der gleichklang und die ablautung.

Der gleichklang kann dreifacher art sein; er kann in den anfangsbuchstaben zweier oder mehrerer wörter stattfinden und heisst dann anreim, stabreim, alliteration; er kann sich am ende der wörter in mehreren lauten zeigen und wird dann vorzugsweise reim oder endreim genannt; oder es ist consonantischer oder vocaler gleichklang innerhalb zweier wörter, und er wäre dann etwa binnenreim zu nennen.

Die älteste form des gleichklangs ist die alliteration. Sie wurzelt in dem wolgefallen des menschlichen geistes an harmonie und in seiner neigung mit der sprache zu spielen. Ausgedehnte verwendung fand der stabreim namentlich in den althochdeutschen und angelsächsischen, zum theil auch noch in mittelhochdeutschen dichtungen. Die alliteration ist eine einfache, wenn nur der erste laut in den zur formel verbundenen wörtern gleich ist (gold und gimme), oder eine erweiterte, wenn die ersten zwei (brot und brunnen, blatt und blüte), oder drei (graben und graft), oder wenn noch mehr laute beiden wörtern gemeinsam sind (friede und freude, fremde und freunde, wisen und wasen u. s. w.).

Dass der stabreim auch den Lateinern und Griechen nicht unbekannt war, ist früher vielfach bezweifelt worden; selbst Lachmann wollte nichts davon wissen (s. hallische encyclopäd.). Naeke (rhein. museum 1829: de alliter. sermonis latini), noch eindringlicher aber Maehly (schweizer mus. 1864, s. 207—259) haben indessen gezeigt, dass dem klassischen altertum gefühl für sprachlichen gleichklang nicht fehlte. Nicht nur in zusammenstellungen von personennamen wie in

den germanischen sprachen (Hengist und Horsa — Solarr und Snevarr — Hildebrant und Hadubrant — Hettel und Helke — Gunther und Gernot — Letten und Liven — Reussen und Rassen) findet sich dort die alliteration (Romulus u. Remus, Semo Sancus etc.), sondern auch bei der sogenannten reduplication *πεπαίδευκα*, fefelli) und gerade in ähnlichen formeln wie bei uns, namentlich aber in feierlichen formeln des religiösen cultus und der rechtspflege, in sprichwörtlichen redensarten wie in ausdrücken des bürgerlichen Lebens, wofür folgende beispiele vollkommenes zeugniss ablegen werden.

Zuerst die substantivischen formeln: aves atque altiles, a capite ad calcem, cor et cerebrum (herz und hirn), domi duellique, facinus et flagitium, fama atque fortuna (Cic. Sallust.), ferrum et flamma (Erasm. 503), foedus fidesque, forma factisque, fruges frumentaque, locum et lautia (praebere, Livius. Gellius), luctu atque lamentis, lucus locusve, in manu mancipioque, inter manum et mentum (auf einer Altdorfer Schulprämie vom jahre 1593 bei Imhof II, 245 finden sich die worte mente manuque), maria montesque polliceri (Erasm. 472, Sallust.), nomen numenque, noxa et nexu solutus (Erasm. 453), oleum et operam (perdere) in ore atque oculis, inter os et offam (Cato), panem et pugnum dare (Erasm. 379. 772), pastores pascuaque (Cato), verba sine penu et pecunia (Erasm. 65), pestis perniciesque, populo plebeique, praedam et praemium (Erasm. 697), prora et puppis (Erasm. 9), inter sacrum et saxum stare (sprichwörtlich bei Plautus, Capt.), semen et stirps, solemne sacrum (Sueton.), tabulis et testibus (probare, Gellius 14, 2), templa tesquaque, tot tantaque, venae et viscera, vineta virgetaque (virgultaque), vinum et veritas (Erasm. 450); dann die adjectivischen: clarus canorusque, dulce et decorum, felix faustumque sit (so auch auf einer Medaille auf die vermählung kurfürst Johann Georg I. v. Sachsen v. 1718, Erasm. 555), fluxus et fragilis, lacerum laesumque (membrum, Gellius), magnum et memorabile, purus piusque, rebus prolixis atque prosperis (Cato), sacrosanctus, sanus salvusque, serius atque severus, vivatus et vividus (Festus); ferner die adverbialen: bene beateque, blande et benivole, longe lateque (auch z. b. im kreuzzug Friedrichs I., Stuttg. vereinsbibl. bd. IX), palam et passim (ebend.), sane sarteque, satis superque, und in den verbalen: fundere et fugare, injudicatus incondemnatus, inscripta insculptaque, pudet pigetque, ut sciam, sentiam intelligamque, vive valeque oder bei Erasmus 618 vivite valete, namentlich aber in den juridischen ausdrücken: cogito coerceto, in der

schlussformel der strafgesetze: dare domino damnas esto, oder in der formel des praetors: „do, dico, addico," ferner distribuatur dividatur, si furtum faxit noxiamque nocuit, reddatis restituatis, reddatur reficiatur, pecunia capta conciliata etc.

Ebenso in dem vulgären praeter propter (Gellius, 19, 10, 1), und dis dia pason. Es wären hierbei auch noch vielfach aus den dichtern ähnliche stellen anzuziehen, wie: molem et montes insuper altos imposuit Virg. Aen. I, 61.

Auch in den ausgebildeteren lateinischen sprachformeln, also in sprichwörtlichen redensarten und in wirklichen sprichwörtern, halte ich das sehr häufige vorkommen alliterirender wörter durchaus nicht für bloss zufällig, wie denn überhaupt die wiederholung desselben wortes in sehr vielen sprichwörtern, wie: a bonis bona disce (Erasm. 517), abyssus abyssum invocat (481), aequalis acqualem delectat (641), cum care carizas (643), faber fabro invidet (423), homo homini Deus (590), manus manum lavat (568), malus malum reperit, par pari referre etc. auf wolgefallen der alten an gleichklang unwiderleglich schliessen lässt. Als einen neuen beweis dafür will ich von den zahlreichen lateinischen sprichwörtern mit alliteration nur einige anführen: comatis et calvis pilos velli molestum (383), dicendo dicere discunt (75), faber cadit cum ferias fullonem (7), facile fustem invenerit, qui cupit caedere canem (388), ferire frontem, ferire femur, ferre fraenum, flamma fumo est proxima (206), fortes fortuna adjuvat (89), inter crura caudam subjicit (695), lacerat lacertam Largi mordax Memmius (736), manum peteris et pedem porrigis (21), mense Majo nubunt malae (418), messem miseram metere (727), non novit natos (289), paxillum paxillo pellere (646), senex secunda saltat (590), vicinus vocandus ad convicium (44), vestis virum facit (215), ad restim res redit etc.

Die mönchischen deutschen dichter des 11. und 12. jahrhunderts bedienten sich ebenfalls in ihren lateinischen erzeugnissen zuweilen der stabreimformeln. Wir finden da z. B. nec in bello, nec in bulla, carm. buran. 93; statt haus und hof = in curte vel in casa, Hattem. I, 352. Haupt z. I, 290; statt. fell und fleisch = corium et carnem, Reinardus II, 296. immundus corde et cute (= herz und haut) carm. bur. 64. longe lateque, palam et passim, kreuzz. Friedr. I. (Stuttgart, ver. bibl. IX); modicum — magnum, ecbas. 1204. vestes et victum (= kleider u. kost) Roswith p. 133; victum vel vestem Ruodl. fragm. III, 277; cur voce et vultu minaris, Roswith. p. 22. Andere For-

meln wie: nutibus et verbis (Ruodl. 6, 4) (= mit winken und worten), damnum et maledictum (schaden und spott), viduas — orbos (wittwen u. waisen), dictis et actis (= in worten und werken, Ruodl. 1, 68, Walthar. 92. 135, vitam et artus (lîp u. lîder, Walthar. 603) sind bündige beweise dafür, dass die verfasser genannter dichtungen aus Deutschland stammten. Stabreime in romanischen sprachformeln nachzuweisen, wird nicht schwer halten, in germanischen finden sie sich unendlich zahlreich; hier sind sie die einfachsten dichterischen gestaltungen und stehen noch heute da als vertrocknete blüten aus der urzeit deutscher poesie, namentlich bilden viele einen theil der vom altmeister Grimm so vortrefflich nachgewiesenen poesie im deutschen recht.

Ueberraschend ist es, mit welcher leichtigkeit man vor alters bei verknüpfung gegensätzlicher begriffe die alliteration in anwendung zu bringen verstand, wofür unter anderen der Heljand mannigfache beispiele bietet. Kunst u. natur heisst da — giuuarahtes endi giuuahsanes, theorie u. praxis = giuuisda endi giuuarahta, licht u. finsterniss = fuir enti finstri, anfang u. ende = fone êrist unz in ende, lebendes und todtes = lîgentez u. lebentez, berg u. thal = grat u. grund, vom scheitel bis zur sohle = v. der swarte biz an daz swil, gold u. edelstein = gimme u. gold, wasser u. brot = brot u. brunnen, weiss u. schwarz = harm u. harz u. s. w.

Es ist sehr bemerkenswerth, wie auf allen lebensgebieten deutsche anschauungsweise in alliterirenden formeln ausdruck gefunden hat. Da ist in der kirchlichen gemeinschaft die rede von kirche und klerus, klöstern u. klausen, kirchen u. kapellen, kelch u. kirchenschatz, fasten u. feiern, mette u. messe, gebet u. gesang, beichte u. busse, busse u. besserung, worten u. werken, wittwen u. waisen, himmel u. hölle, tod u. teufel, mutter u. magt, propheten u. patriarchen, pfarren u. pfründen; da scheiden sich die stände in bürger u. bauer, fürsten u. freie, kaiser u. könig; der ritter spricht von land u. leuten, mage u. mann, ross u. reiter, ritter u. reisige, schild u. schirm, stab u. stange u. swert, speer u. spiess, stiefel u. sporn, streit u. sturm, bliden, bogen, büchsen u. bolzen, helm u. haube, halsperc u. helm, halsperc u. hose, helm u. hut, harnisch, hemde, gebe u. gisel, boten u. briefe; der hausvater sorgt für haus u. hof, haus u. heerd, geld u. gut, gäste u. gesinde, hält thür u. thor, schloss u. schlüssel in ordnung, lebt von butter u. brot, von fisch u. fleisch, krume u. kruste, brot u. brunnen, trinkt wasser u. wein, muss gift u. gabe, zins u. zoll geben; die hausfrau sorgt

für kind u. kücken, füllt kisten u. kasten, keller u. kemenaten, schafft für küche u. keller, hat in der küche putt u. pann, töpfe u. tiegel, kannen, krüge u. köpfe, kelle u. kreuel, aber auch rauch u. russ; der richter richtet zu haut u. haar, hals, haupt u. hand, ertheilt rath u. recht, verhandelt über eigen u. erbe, lässt feierlich entsagen durch hand u. halm, gibt den schuldner zu hand u. halfter; der handelsstand umfasst kaufmann u. krämer; der bauer hat schiff u. schirr, korn u. kraut, wein u. weizen, haide u. holz, wald u. wiese, wald u. weide u. wasser, wunn u. weide, hirt u. heerde, halm u. hau, saat u. snit, trib u. trât, auf seinem hofe sind rind u. ross, kuh u. kalb, hahn u. huhn, er füttert haber u. heu; der schiffer hat schiff u. schalte, kocken u. kiele, an denen segel u. seile sind, er unterscheidet sand u. see; der jäger beizt u. birzt, fängt u. fällt, jagt hase, hirsch u. hund u. huhn, streift durch hau u. holz, über bühel u. berg, stock u. stein, durch distel u. dorn, führt horn u. hund, sagt schrank u. schritt; der dichter sagt u. singt, dichtet lied u. leich, singt von liebe u. leid, minnen u. meinen, merken u. melden.

Ebenso werden vorgänge in der natur in alliterirende formeln gebracht: hagel u. heer, nacht u. nebel, tag u. thau, wind u. wetter, wolke u. wind, wind u. welle, dampf u. dunst.

Endlich treten auch die namen einzelner theile des menschlichen körpers in formelhafte verbindungen, namentlich in der rechtssprache in den gesetzen für körperliche strafen. Man unterscheidet leib u. leben, leib u. lider, fell u. fleisch, haut u. haar, haut u. hand, haut u. hals, das wort „haupt“ wird verknüpft mit haar, hals, hand, hirn, herz; herz u. hirn, herz u. hand, kopf u. kragen, lunge u. leber, kinn u. kehle, rippen u. rücken, bein u. blut.

Ein vergleich der alliterirenden formeln meiner sammlung ergibt, dass ein vocaler anreim nur selten vorkommt, dass dagegen ein consonantischer sich am meisten bei dem lauten s (sch) findet, dann in fallendem zahlenverhältniss bei den gutturalen g — k — h und den labialen b — f — w, weniger oft bei den liquiden l — m — r, noch seltener bei d — t — z — n.

Für die klasse der formeln, welche mit endreim gebildet sind, ergiebt sich aus den alt- und mittel-hochdeutschen sprachquellen nur geringe ausbeute. Stärkeres hervortreten dieser art von formeln finde ich zuerst bei Hugo von Trimberg. Die meisten der hierher gehörigen beispiele sind als erzeugnisse der neuhochdeutschen sprache zu bezeich-

nen, da der sogenannte reim theils ein jüngeres, theils ein kunstvolleres mittel dichterischer darstellung ist, als die alliteration. In vereinzelten beispielen ist er auch von lateinisch dichtenden geistlichen angewendet, z. b. nomen et omen, victu et amictu (Ruodl. 19, 8. stauferlied 6, 20), welches letztere ganz unserem hülle und fülle oder noch besser „an spise u. an gewande“ entspricht.

Am wenigsten vertreten ist der reim in den rechtsformeln und aus seiner seltenheit schliesst Grimm daher mit vollem rechte, dass sich die gerichtliche sprache unabhängig von anderen einflüssen in ihrer wesentlichen natur behauptet hat und dass die menge ihrer festen alliterationsformen sehr altertümlich erscheinen muss, älter als man denken sollte.

Hin und wieder verfährt der reim in den formeln etwas tyrannisch und erlaubt sich vocalen und consonantischen umtausch, z. b. winde (= winne) u. weide, hind u. kind, gesaden u. gebraden, kribbeln u. wibbeln, zibbern u. bibbern, plaschen u. waschen, sich bögen u. rögen, flittern u. kittern, schwellen u. källen, jäke u. stäke u. s. w.

Eine dritte art von reim, welche ich oben binnenreim nannte, entsteht durch den gleichen stimmlaut in der stammsilbe der beiden wörter einer formel und zeigt sich bei einer grossen anzahl von formeln der klassen A. und C.

a. anger u. wald, schwarte u. haar, âs u. trank, schaden u. ungemach, acht u. mass, wag u. zahl, macht u. zahl, acht u. bann, ambos u. hammer, amt u. gewalt, bart u. haar, ablass u. gnade, laster u. arbeit, dank u. gnade, farbe u. kraft, gewalt u. kraft, haar u. gewand, jahr u. tag, jammer u. klage, kraft u. macht, kraft u. mannheit, land u. mage, -stadt, -wasser, laster u. ând, laster u. schaden, — u. schande, mass u. zahl, tag u. nacht, jamer u. karmen, krank u. schwach, schach u. matt, baar u. nackt, hart u. schwarz, alt u. krank, — u. schwach, angst u. bange, mari endi mahtig, blank u. schwarz, fangen u. schlagen (vahen u. slahen), halten u. lassen, trank u. ass, gaben u. nahmen.

Auch mit alliteration: brak u. bafel, gang u. gebaren, gnade u. gemach, — u. gewalt, hand u. halfter, — u. halm, karn u. klage, graben u. graft, mâl u. makel, harm u. harz, schaden u. scham, schade u. schande, schande u. schmach, wald u. wasser, mage u. mann, baar u. blank, ganz u. gar, haben u. halten.

e. eber u. snê, erde u. meer, ehre u. selde, ehre u. seele, eigen u. lehen, bet u. flehen, heller u. pfennig, lehre u. predigt, pech u.

schwefel, rede u. werk, bette end flezzi, hefel u. legel, herz u. seele, hêl u. hréni, sengen u. brennen, drehen u. wenden, sterben u. genesen, heben u. legen, kehren u. wenden, reden u. sprechen, geben u. nehmen, rennen u. sprengen, wesen u. leben. Mit alliteration: recht u. reden, recht u. redlich, brechen u. brennen.

i. brief u. siegel, hieb u. stich, wîle u. zît, spise u. wîn, wîp u. kint, strît u. kif, wîse u. zit, friden u. schirmen, sin u. lîden, lîden u. schicken, milt u. linde, tief u. wit. Mit alliteration: zît u. zil, schild u. schirm, sinn u. sitte, wissen u. willen, schiff u. schirr, friden u. fristen, fliegen u. fliessen, schiessen u. schirmen.

o. schrot u. korn, ton u. wort, nôt u. sorge, kost u. lohn, spott u. hohn; mit alliteration: bogen u. bolzen, gelobt u. gelogen.

u. hunger u. durst, h. u. kummer, musse u. ruhe, kurz u. gut, gut u. nuzze, frut u. gut, lûtern u. sûvern. Mit alliteration: geburt u. gut, mund u. muot, krume u. kruste.

ei. bein u. fleisch, zeit u. weile, kleid u. kleinod, zeichen u. zeiten, fleisch u. geist, weise u. rein, sein u. bleiben, scheiden und vereinen.

eu. freude u. freundschaft.

au. braun u. blau.

ü. süss u. kühl.

Neben dem gleichklange erscheint in den formeln, namentlich in denen mit einsilbigen wörtern (getrübt bei wörtern mit mehreren silben und mit doppelvocalen) als zweites sprachgesetz die ablautung, welche am deutlichsten in den formen der stammzeiten der starken conjugation erkennbar ist. Bestimmend sind hierbei die beiden vocale a und i, als die mit weitester und engster mundstellung gesprochenen stimmlaute. Mit beiden treten die übrigen vocale e, o, u in gegensatz, auch in der umkehrung, ausserdem finden sich aber auch noch einige formeln mit e u. o, u u. o. Unter allen diesen combinationen fallen auf die ablautung i — a die meisten beläge, zahlreiche auch auf a — i.

i — a. dienst u. rat, lîp u. wat, gisel u. pfant, gedinge noch wân, lîp u. hâr, zît u. fahrt, fride u. gemach, fr. u. gnade, lîp u. habe, — u. gebare, — u. gewant, — u. hant, zît u. tag, — u. jâr, — u. stat, spise u. trank, — u. gewant, — u. wât, — u. lîpnar, gewin u. schade, list u. gewalt, — u. macht, — u. rât, strît u. haz, nît u. haz, gir u. trakheit, site u. gebaren, — u. manheit, wille u. gewalt, — u. macht, — u. rât, sinn u. gedank, — u. macht, — u. wân, — u.

manheit, schimpf u. togalt, gericht u. wahrheit, schîn u. glast, rîch u. lant, wîp u. man, witze u. manheit, — u. getwange, triwe u. wârheit, wîsheit u. macht, pîn u. klage, misse u. salmen, prîs u. manheit, wile u. tac, spil u. tanz, wîstuom u. rât, lîte u. tâl, lîp u. gelâz, spîsen u. warnen, binden u. fangen, liden u. tragen, siden u. braten, riden u. gân, grifen u. tasten, springen u. tanzen, wil u. mak, stricken u. fangen, berichten u. bewaren, ringen u. fahren, fliehen u. jagen, swigen u. gedagen, miden u. lân, licht u. klar, michel u. stark, wild u. zam, grien u. anger, wiz u. swarz, schier u. drât, hie u. dâ. Mit alliteration: bischof u. bader, begin u. bejag, gesin u. gedank, gift u. gabe, giks noch gaks, gift u. galle, gedinge u. gnade, gelig u. geschlap, giuuisda u. giuuarahta, grind u. gnaz, kipp u. kant, kisten u. kasten, kind u. knabe, klick u. klack, klinke u. klanke, spil u. sang, schimpf u. schande, schippen u. spaten, stich u. slac, u. swank, stil u, stal, sticht u. stadt, stiege u. strasse, strimen u. strasse, trib u. trat, wig u. wan, winke u. wanke, blitzblank, grim u. gradag, klipp u. klar, michel u. manikfalt, niet u. nagelfest, singen u. sagen, dichten u. trachten, gigen u. garren, getiselt u. getaselt, grisgramen, kippeln u. klagen, klingen u. klappen, knistern u. knastern, triben u. tragen, trippeln u. trappeln, winken u. wanken, schinden u. schaben, zittern u. zagen, winnen u. warren, wie u. wâ, — u. wann, — u. waz, dies u. das.

a — i. acht u. wîde, antlitz u. lîp, art u. schick, dank u. wille, kraft u. lîp, — u. list, — u. sin, — u. wille, — u. wisheit, — u. witze, jâr u. frist, stat u. frist, kampf u. strît, schaz u. gedinge, — u. gewin, wasser u. gries, sand u. wind, gnade u. prîs, hals u. wîde, haz u. nît, man u. wîp, mass u. gewicht, — u. ziel, wald u. gefilde, qual u. pîn, rang u. titel, rât u. sin, plan u. gefilde, gewalt u. wiz, — u list, — u. wîsheit, — u. wille, — u. rîcheit, marter u. pîn, vahen u. binden, braten u. sieden, tragen u. dinsen, gân noch kriechen, hazzen u. niden. arm u. rich, malât u. siech, alt u. firn, alt u. wise, zart u. fîn, balt u. schier. Mit alliteration: gast u. gesinde, lage u. list, lant u. liute, manheit u. milde, schade u. schimpf, schaf wie schinder, schall schirm, schrank u. schritt, swarte u. swil, wag u. wind, wân u. wille, wasser u. wîn, — u. wind, spannen u. schiessen, wânen u. wizzen, bald u. blîde, manag e. mislik.

a — e. altar u. heerd, amt u. êre, gnade u. recht, — u. reste, hand u. leben, land u. meer, rât u. lêre, ach u. wê, angst u. leid, mark u. bein, arm u. b., schande u. leid, schaden u. leid, lang u. breit.

e — a. gelfe u. gamen, weinen u. klagen, berg u. tâl, — u. hac, ellen u. kraft, — u. macht, erbe u. habe, helfe u. rât, feld u. graben, — u. lant, — u. wald, hêl u. salida, kêr u. wandel, kessel u. pfanne, êre u. gemach, — u. gewalt.

a — o. A u. O. angst u. not, marter u. not, ban u. bodskepi, gewand u. gold, schade u. spott, schande u. spott, schmach u. spott, laster u. spott, zagel u. zopf, jâmer u. nôt, schlag u. stoss, abend u. morgen, amt u. brot, wasser u. brot, schaden u. fromen, hals u. kopf, klage u. nôt, marter u. nôt.

o — a. sorge u. angst, nôt u. arbeit, berof u. berade, gebot u. gewalt, — u. gnade, — u. rât, hopfen u. malz, kopf u. kragen, schloss u. band, bomben u. granaten, lob u. dank, dorn u. hagen, dôs u. schall, form u. gestalt, lob u. gesang, trost noch gnade, ross u. mann, fromen u. schaden, fordern u. mahnen, blôz u. nacket.

a — u: gemach u. gut, gewalt u. gut, gnade u. gunst, grat u. grund, tratz u. trutz, hahn u. huhn, kalb u. kuh, hass u. huld, kraft u. kunst, last u. lust, macht u. muth, magenkraft u. m., manheit u. m., rast u. ruh, saca u. sunda, schade u. schuld, schatzung u. sch., statt u. stunde, acker u. pflug, graben u. bruch, hand u. mund, — u. fuss, katze u. hund, tragen u. dulden, alt u. jung.

u — a. burg u. land, — u. stadt, dunst u. dampf, gelust u. gelange, futter u. nagel, — u. mahl, gut u. habe, — u. land, — u. rât, ruhe u. gemach, huld u. gnade, schaden u. zuht, loub noch gras, gunst u. macht, mutter u. magd, jubel u. schall, tun u. lân, lûter u. klar, krumm u. lahm, kurz u. lang, fruo u. spat, kuon u. stark.

i — e. tisch u. bett, wind u. regen, bild u. lêre, himmel u. erde, prîs u. êre, wille u. ger, grimm u. sêre, ritter u. knecht, zins u. pflege, wille u. recht, bitten u. flehen, bitten u. geren, venîen u. beten, fliessen u. schweben, irren u. engen, strîchen u. kêren, kiesen u. sehen, billig u. recht, dick u. fett, lieb u. werth, frî u. ledig.

e — i. neffe u. niftel, selde u. sin, u. sigenunft u. sieg, welt u. wîle, wetter u. wind, gebe u. gisel, lebendez u. ligendez, êre u. lîp, — u. triwe, — u. dienst, senfte u. stille, saete u. snit, scherz u. schimpf, schwert u. schild, leben u. lîder, — u. prîs, spêr u. schild, herz u. lîp, — u. sin, — u. wille, ernst u. schimpf, — u. spil, mete u. wîn, êren u. zieren, essen u. trinken, fechten u. ringen, setzen u. gebieten, wênen u. gillen, edel u. frî.

i — o. bier u. brot, distel u. dorn, rind u. ross, kiele u. kocken,

liebe u. lob, schimpf u. spott, spiel u. spott, wille u. gebot, — u. wort, wîsdom u. w., wîse u. w., zins u. zoll, site u. gewonheit, bild u. wort, silber u. gold, gimme u. gold, gewinnen u. erkobern, michel u. grôz, dicke u. oft, lieb u. holt, — u. hoch, frisch u. froh, frî u. frô, fier u. frô, billig u. wol, blîde u. frô, getriuwe u. holt, willig u. h., stille u. offenbar.

o — i. donner u. blitz, lôp u. prîs, toll u. blind, grôz u. wît, hoch u. nider.

i — u. wîle u. stunde, zît u. st., girde u. gut, liebe u. lust, minne u. mut, schirm u. schutz, strît u. sturm, wille u. wunsch, — u. mut, milch u. blut, fride u. suon, lîp u. guot, — u. gesunt, liute u. guot, Hinz u. Kunz, sinn u. mut, lîp u. mut, prîs u. ruom, pflicht u. schuldigkeit, pîn u. schuld, glimpf u. fug, stille u. überlût, frisch u. gesund, risch u. gesund, sinnic u. g., lieb u. gut.

u — i. kunst u. list, — u. sinn, — u. spil, — u. witz, muot u. sinn, stumpf u. stiel, gelust u. girde, hut u. schirm, nutzen u. dienst, futter u. spîse.

e — o. leben u. tod, — u. lob, geld u. gold, êre u. fromen, — u. lôp, bete u. gebot, — u. drô, helfe u. trost, rede u. wort, ernst u. spott, feld u. holz, — u. mós, helfen u. fromen, setzen u. ordnen.

o — e. ort u. ende, drohen n. flehen, — u. schelten, fordern u. setzen.

u — o. grund u. boden, nutz u. frommen, hunger u. nôt, kummer u. nôt.

o — u. gold u. gut, Gott u. gut, lob u. ruhm.

Ausser der lautlichen gleichheit u. verschiedenheit in den sprachformeln ist nun aber auch ein rhytmisches gesetz erkennbar. Es verbinden sich nämlich fast immer nur einsilbige wörter mit einsilbigen (mann u. maus), zweisilbige mit zweisilbigen (mutter u. maget), dreisilbige mit dreisilbigen (weder gestochen noch gehauen), oder das kürzere wort geht dem längeren vorauf (heil u. saelde, bomben u. granaten). In den wenigsten fällen folgt auf ein zweisilbiges ein einsilbiges wort, und findet sich dann gewöhnlich die umkehrung der formel eben so oft. Eine grosse anzahl dieser wortverbindungen bildet daher für die mittelhochdeutschen dichter häufig ein willkommenes material zur ausfüllung ihrer reimzeilen, besonders bei kurzen strophen und in heldengedichten.

Die formeln der klasse C. sind unter allen am häufigsten, vornehmlich in der rechtssprache, wo sogar drei- und mehr-gliedrige form den ausdruck belebt und den rechtsbegriff tautologisch verstärkt und verdeutlicht. Alle diejenigen formeln unter C, welche weder durch assonanz noch durch ablaut an einander gebunden sind, bilden unter sich oft die mannigfaltigsten verkettungen und verschränkungen, zu denen sinnverwandtschaft leicht veranlassung geben konnte. Es sind vorzugsweise folgende begriffsgruppen: êre, guot, lîp, leben: — lob, êre, preis, ruhm; — heil, saelde, glück; — angst, nôt, jâmer, klage, leid, sorge, sêre; — herz, muot, gedanke, sinn, witz, wille; — laster, schande, sünde, schaden, scham, ungemach.

Wenden wir uns nun zur betrachtung des logischen verhältnisses, in welchem die einzelnen wörter einer formel zu einander stehen, so treten uns hier folgende verschiedenheiten entgegen:

1) Beide wörter enthalten parallele begriffe, die sich entweder vollständig oder fast ganz decken, also eine sogenannte tautologie bilden, welche den einem einzelnen worte innewohnenden begriff noch verstärken, eindringlicher, in die augen springender machen sollen. Solche tautologien finden sich auch schon in manchen compositis. Zu dem von J. Grimm (gr. II, 442) angeführten gothischen marisâivs (λίμνη), dem angelsächsischen aha — ström (flumen), dem althochdeutschen ôt — wala (divitiae) bei Notker (136, 3 u. Boeth. 120), welches Grimm zu dem angelsächsischen eád — vila (beides = spes, felicitas) stellt, will ich aus dem mittelhochdeutschen noch folgende beibringen: Karlmann (Hattemer III, 267. karle = ehemann), sprichwort (in den anmerkungen zur windberger psalmenübersetzung ps. 113, 20: benedico daz ist ein zesamene gesacztes wort von zwein sprichen, „wole“ unde „ich spriche;“ in den nordischen umgekehrt: ordsprog), nôtdurft (Muspilli s. 19 bietet „durft“ allein), magenchraft (zuerst bei Hattemer III, 233), tagaltspil (= scherz u. spiel, troj. 266), spelmaere (beides = fabel, sage, lüge, altd. w. II, 89), diebstâl (= diuba u. stala = furtum, MS I, 136ª), schirmschilt (Lanzel. 4039), niessbrauch, schalksknecht (Luther, Matth. 18), diekdamm (niedersächs. = deich u. damm, hochdeutsch bei Schleicher 81: deichsdamm); der Ortsname Zehlendorf bei Berlin (= cedel, slavisch = dorf), maria, gertrute = gerte u. rute (Ebner, brief 4).

Zum beweise dafür, in welchem nahen verhältniss diese tautologischen composita zu den formeln stehen, lassen sich beispiele anführen,

in denen zwei wörter auf beide art verbunden erscheinen, z. b. nôtdurft (Alexdr. 2193 u. in einem bruchstücke des 14. j., Haupt z. 5, 7: daz im durft u. nôt was); — schalksknecht (Gregor 1185: sîn schalk u. s. knecht); — schirmschilt (Parciv. 371, 2: schirm u. schilt), muotwille (Karl 79[a] m. u. w.), gutwillig (w. u. g. Fribg. Trist. 1470), hörensagen (Horneck 20[b] horen u. sagen).

Die einfachste art und weise tautologischer verstärkung in sprachformeln ist die der blossen wiederholung eines und desselben wortes, wie es z. b. oft im alten passionale begegnet: dicke u. dicke (I, 263, 7 und noch 16 mal), beite u. beite 360, 32, lange u. lanc 137, 45. III, 386, 97, vil u. vil I, 359, 25, er stunt u. stunt III, 397, 1, pfenniges wert u. pfenninc, 367, 34; ein u. ein, Engelh. 463; gar u. gar, Berthold 39 u. ö. Titur. 6150, mûs wie maus, oder in dem sprichwort: ein wort ein wort, ein mann ein mann, auch in wendungen wie: er heisst so u. so, wohnt da u. da u. s. w.

Eine zweite bei weitem gewöhnlichere art tautologischer formeln enthält zwei ganz verschiedene wörter, welche aber vollständig in einer und derselben bedeutung im gebrauch waren, z. b. bruch u. môs, môs u. môr, ellen u. kraft, falsch u. mein, form u. gestalt, gift u. gabe, graben u. graft, gurre wie gaul, hôr u. môr, maerte wie mûs, mâl u. makel, rast u. ruh, raub u. rappuse, schutz u. schirm, blôz u. bâr, frank u. frei, ganz u. gar, ledig u. los, starr u. steif, sus u. sô, beiten u. harren u. s. w.

2) Beide wörter enthalten oft convergirende begriffe, d. h. begriffe, welche sich einander nähern, und zwar können dieselben in einem verhältniss zu einander stehen: a) als theile eines ganzen: dach u. fach, krume u. kruste, kopf u. kragen. b) als theil u. ganzes (allgemeines u. besonderes): jahr u. tag, zeit u. stunde, haus u. heerd, lîp u. lider, haupt u. hirn. c) als arten Einer gattung (synonyma): brunnen u. bach, kloster u. klause, steg u. strasse, hehler u. stehler, lug u. trug, rand u. band, grund u. boden, klage u. kummer, geld u. gut, gnade u. güte, liebe u. lust. d) als ursach u. wirkung: knall u. fall, schande u. spott, nacht u. nebel, tag u. thau, wind u. welle, wille u. werk. e) Häufig ist eines der beiden wörter der bedeutung nach schwächer als das andere und dient dann nur zur verstärkung, erweiterung, verdeutlichung, oft nur zur poetischen ausschmückung des andern; es entsteht dadurch also ein pleonasmus, den auch die alten sprachen kennen (casu et fortuito, forte fortuna etc.). Wenn aber

Tobler (a. a. o.) behauptet, es sei dies meist das vordere wort der sprichwörtlichen formel und dieses sei nur des zweiten wegen da, so kann ich diesem urtheile nicht beistimmen; dergleichen fälle kommen im vergleich zur gesamtzahl nur selten vor, mit alliteration am seltensten.

3) Häufig drückt die formel wirkliche gegensätze aus, die begriffe divergiren also, z. B. berg u. thal, freud u. leid, lieb u. leid, feind u. freund, grat u. grund, hass u. huld, sand u. see, wol u. weh, binnen u. butten, auf u. ab, hoch u. nieder, alt u. jung, arm u. reich, gross u. klein.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber Wolfram's von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniss zu den altfranzösischen Dichtungen gleiches Inhalts. Quedlinburg und Leipzig. Von San Marte. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1871. 8. 165 S.

Diese Schrift bildet in der „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit" den 5. Band der 2. Abtheilung.

Der Herr Geh. Reg.-Rath im Provinzialschulcollegio zu Magdeburg A. Schulz, der unter dem Namen San Marte schon so viele Studien über Wolfram von Eschenbach veröffentlicht hat, spricht sich in dem uns vorliegenden Werke über Wolfram's zweites grosses Ritterepos „Wilhelm von Orange" aus. Lachmann erwarb sich bleibende Verdienste um Herstellung des gereinigten Textes. Gervinus bemerkte, dass die Charaktere mit Wenigem trefflich geschildert seien. Ettmüller erkannte den Wilhelm von Orange als Wolfram's feinstes Werk an. Lachmann, Gervinus, Rosenkranz, Koberstein, Simrock, Gräfe, Vilmar, Eichendorf, Holland u. A. gingen jedoch auf eine ästhetische Würdigung des Gedichtes nicht ein, weil sie das Gedicht für unvollendet hielten. 1841 trat A. Schulz dieser Ansicht zuerst entgegen.

Ueber seine nordfranzösisch geschriebene Quelle zum Wilhelm von Orange sagt Wolfram:

Lantgrâf von Dürkgen Herman
tet mir diz maer von im bekant.
er ist en franzoys genant
kuns Gwillâms de Orangis.

Seit 1854 ist die Sage vom heiligen Wilhelm und der Inhalt der davon übrig gebliebenen französischen Dichtungen durch folgende zwei Werke behandelt: 1) Jonckbloet, Guillaume d'Orange, Chansons de geste des XIe et XIIe siècles, publiée pour la première fois. La Haye, Martinius Nyhoff,

1854. 2) Ludwig Clarus: Herzog Wilhelm von Aquitanien, ein Grosser der Welt, ein Heiliger der Kirche und ein Held der Sage und Dichtung. Münster, Theissing. 1865. Durch Jonckbloet und Clarus, einen Convertiten, ist das Material auf lange Zeit erschöpfend gesammelt.

A. Schulz stellt sich nun nur noch die Aufgabe, Wolfram's Verhältniss zu den gleichartigen altfranzösischen Gedichten näher zu untersuchen und festzustellen, um erkennen zu können, in welcher Weise er den überlieferten Stoff behandelt hat und welches Verdienst ihm bei dieser Bearbeitung desselben etwa zuzusprechen ist.

A. Schulz kommt in seinem Buche zu folgenden Resultaten: Wolfram erhielt vom Landgrafen Hermann ein französisches Buch über die Thaten des H. Wilhelm von Orange. Er liess sich dasselbe vorlesen und reproducirte den Inhalt in deutschen Versen. Er band sich jedoch nicht so streng daran, dass seine Worte für eine treue Uebersetzung hätten gelten können, sondern modelte ihn frei nach seinem eigenen Geschmacke und seiner künstlerischen Einsicht durch Ausscheidung des ihm Unpassenden und Hinzufügung des seiner Idee Entsprechenden. Sein Werk schliesst sich im Allgemeinen und im Einzelnen, besonders in der ersten Hälfte, so eng und in langen Stellen oft wörtlich der Chanson Bataille d'Aleschans an, dass bis zum stricten Beweise des Gegentheils anzunehmen ist, sie liege seinem Gedichte zu Grunde. Es sind ihm aber auch noch andere Dichtungen bekannt gewesen, aus denen er Anspielungen und einzelne Züge entnahm, die er seiner Erzählung einwob.

Nach der Ansicht von A. Schulz verstand Wolfram die nordfranzösische Sprache, in welcher die Chansons vom H. Wilhelm geschrieben sind, wie sie in der Champagne gesprochen ward. Dass Wolfram von Eschenbach lesen und schreiben konnte, wird von A. Schulz im Widerspruche mit der Erklärung der bekannten Stelle im Parcival durch Lachmann und Holland in Abrede gestellt.

In seinen eingehenden Untersuchungen citirt A. Schulz auch Bechstein. Hier wäre der, soviel wir bemerkt haben, fehlende Vorname erwünscht gewesen, da wir zwei Germanisten Bechstein haben, Vater und Sohn.

Heinrich Pröhle.

E. Böhmer, Romanische Studien. Heft I. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1871.

Jede Epoche hat ihre eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen. Die letzten Jahrzehnte haben das Studium der historischen Grammatik und Sprachvergleichung, das der altgermanischen Dialekte und endlich — wir müssen es als einen Sieg über erhärtete Vorurtheile und als einen Fortschritt der gesammten Philologie anerkennen — endlich auch das der altromanischen Sprachen und Literaturen aufblühen lassen. Zu den Bemühungen auf letzterem Gebiete gesellt sich in den „Romanischen Studien" ein neues Unternehmen: In zwanglosen Heften sollen unter diesem Titel Arbeiten aus dem Gesammtgebiete romanischer Sprachwissenschaft und Literatur erscheinen.

Heft I. der „Romanischen Studien," welches uns bis jetzt vorliegt, enthält Beiträge zur italienischen Literatur. Eine werthvolle Arbeit von Karl Witte — Ueber Michelagnolo Buonarroti's Gedichte — führt uns in den Kreis der Männer ein, mit welchen der berühmte Maler und Dichter verkehrte, einen Kreis, welcher für die literarischen Bestrebungen der damaligen Zeit eine hervorragende Bedeutung hat; der Verfasser zeigt uns den

Dichter in seinem Verhältnisse zu den einzelnen Personen desselben und lässt uns zu gleicher Zeit einen Blick in die poetische Werkstatt des Meisters thun. Die nun folgende Inhaltsangabe der vaticanischen Liederhandschrift 3793, eines der wichtigsten Codices für die Erforschung altitalienischer Sprache und Literatur, ist wohl geeignet, unser Augenmerk auf die Fülle des noch unbenutzten und unedirten, für die Wissenschaft und Geschichte der Sprache und Literatur gleich wesentlichen Materials zu richten.

Im Uebrigen scheint uns das erste Heft darauf hinzuweisen, dass in den „Romanischen Studien" vorwiegend die literarhistorische Richtung, weniger die sprachhistorische berücksichtigt werden soll. Beiden sollte in einem philologischen Unternehmen gleiche Berechtigung zuerkannt werden. Wir werden uns freuen, wenn unsre Vermuthung uns täuscht, und die Folge lehrt, dass den Ansprüchen beider in gleicher Weise genügt wird. Wir geben uns dieser Hoffnung um so leichter hin, als wir schon im 2. Hefte eine sprachhistorische Arbeit zu erwarten haben: De lingua Hispano-Romanica ex glossario Arabico et Latino saeculi VIII vel IX illustranda scripsit Eduardus Boehmer. — Die Namen Boehmer, Sachs, Mussafia, Stengel etc. bürgen dafür, dass die „Romanischen Studien" unter den wissenschaftlichen Erzeugnissen unsrer Zeit einen ehrenvollen und hervorragenden Platz einnehmen werden.

Eines Gedankens konnten wir uns beim Durchlesen des Prospects zu diesem neuen Unternehmen nicht enthalten; eines Gedankens, der uns gar zu oft schon entgegengetreten ist. „Letztere — die Romanischen Studien — werden auch auf das Gebiet der englischen Sprache nur soweit hinübergreifen, als die betr. Arbeiten zur Aufhellung romanischer Erscheinungen dienen." Also auch diese Blätter wollen dem Altenglischen ihre Spalten nicht öffnen. — Wir beabsichtigen keineswegs, dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern einen Vorwurf mit dieser Erwähnung zu machen; wir vermuthen nur, dass ihnen für die Erforschung altenglischer Dialekte und ihrer Literaturen keine Kräfte zu Gebote gestanden haben. Auf allen Gebieten der Wissenschaft hat sich das Deutschland unseres Jahrhunderts hervorgethan, auf den meisten ist es maassgebend. Und hier? — Wir wollen Arbeiten wie die von Sachs, Koch und Mätzner nicht unterschätzen, aber dennoch können wir uns nicht verhehlen, dass auf einem Felde, auf dem noch so unendlich viel zu arbeiten ist, erst sehr wenig geleistet worden ist. Dass zunächst im Einzelnen noch viel geforscht werden muss, ehe sich für das Problem der Entwicklung der englischen Sprache bis zum 16. Jahrhundert hin neue grosse Wahrheiten ergeben, ist selbstverständlich. Hoffen wir, dass auch auf diesem Gebiete der Geist deutscher Forschung bald mehr und mehr erkennbar wird.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

Codicem Manu Scriptum Digby 86 in Bibliotheca Bodleiana asservatum descripsit, excerpsit, illustravit Dr. E. Stengel. Halle, Verlag des Waisenhauses, 1871.

Wir haben in diesem Werke eine werthvolle Arbeit vor uns. Ein grösserer Codex aus einer oxforder Bibliothek, abgefasst in der wichtigsten Epoche der mittelalterlichen französischen Literatur, die zugleich eine nicht unwichtige Periode für englische Sprachbildung ist, wird uns derart zugänglich gemacht, dass die einzelnen Abschnitte desselben in der Reihenfolge, die der Codex selbst zeigt, ihrem Titel nach angeführt, beschrieben und, wofern sie nicht schon anderen Ortes edirt sind, theilweise oder ganz ab-

gedruckt werden. Wir finden auf diese Weise anglo-normannische, altenglische und lateinische Sprachdenkmäler des XIII. Jahrhunderts neben einander.

Das Buch bietet uns Prosaisches und Poetisches. Abhandlungen über Glaubenssätze, Gebete und Legenden treffen wir an neben Satyren und weltlichen Erzählungen, sogar an obscönen Gedichten fehlt es nicht. Es sind mithin alle Gattungen der damaligen Literatur mit Ausnahme der Geschichtschreibung vertreten. Einzelnes gehört seiner Form nach zu den hervorragenden Erzeugnissen mittelalterlicher Dichtkunst. Abgesehen von dem grossen Werthe, den eine derartige Ausgabe für das Sprachstudium hat, giebt sie auch demjenigen, welcher selbst sprachliche und literarische Quellenstudien zu machen nicht im Stande ist, Gelegenheit, einen Einblick in einen wichtigen Codex zu thun, in die Art und Weise seiner Abfassung und in den Umfang der poetischen Ideen und Stoffe der betr. Literaturepoche.

Leider sind die altenglischen Denkmäler mit geringerer Sorgfalt behandelt als die altfranzösischen: auch ist nur von einer geringen Anzahl derselben der Text beigefügt. Der Herausgeber giebt zu diesem Umstande selbst die Erklärung in einer Anmerkung zu Seite IX der Einleitung: Majorem francogallicorum vel anglonormannicorum numerum attuli propterea, quod *anglica carmina*, *quae si linguam respicimus*, *plurimi facienda sunt*, propediem me editurum esse spero. Hoffen wir, dass er uns auf diese sehnlichst wünschenswerthe Ausgabe nicht zu lange warten lässt. — Nur auf eine Einzelheit in einer der altenglischen Partien möchten wir noch aufmerksam machen. In dem Gedichte: Les XV singnes de domesday (p. 53) ist uns die 4. Zeile: „After þe wordes of geromie" aufgefallen. Bekanntlich giebt Jeremias keine Beschreibung des jüngsten Gerichtes. Nun belehrt uns Mätzner in seinen „Altenglischen Sprachproben," welche p. 121 ein Gedicht über denselben Gegenstand enthalten, wie folgt: „Die fünfzehn Vorzeichen werden auf den heiligen Hieronymus zurückgeführt, welcher als Gewährsmann im Anticrist, in den Metr. Homilies p. 25, von Hampole v. 4738, 4745, im MS. Harl. 2255, in den Chester Plays II, 147, von Lindsay u. a. ausdrücklich genannt, und als dessen Quelle Bücher oder ein Buch der Hebräer bezeichnet wird (Anticr. 456, Hampole v. 4750, 4753, Chester Plays II, 147). In den Werken des Hieronymus ist kein Vorbild für die späteren Darstellungen aufzufinden. Nach Anderen sollen die fünfzehn Zeichen von des Pomerius oder Julianus, Erzbischofs von Toledo 680—690 Prognosticorum futuri seculi Libb. III. (ed. Lips. 1535) herrühren." — Nirgends ist hier von Jeremias die Rede.

Da beide Redactionen, die von Mätzner und die von Stengel, offenbar von verschiedenen Verfassern herstammend, hinsichtlich ihres Inhaltes genau übereinstimmen, — selbst directe Rede an entsprechenden Stellen und gleiche Gedanken in derselben, auch einzelne Sätze in entsprechender Verbindung stimmen wörtlich überein — so ist es uns sehr wahrscheinlich, dass beiden ein gemeinschaftliches prosaisches Original zu Grunde lag, dessen Gedanken der Dichter des Stengel'schen Textes ausführlicher darstellte, als der des Mätzner'schen, letzterer ausserdem in vierzeiligen Strophen, ersterer als fortlaufende Dichtung ohne Strophenabtheilung. — Nun heisst es im Mätzner'schen Text v. 149:

þus us telliþ Seint Jeronime.

Es ist daher kaum daran zu zweifeln, dass der Dichter aus Willkür oder Irrthum Jeromie für Jeronime schrieb. Den Abschreiber kann der Vorwurf nicht wohl treffen wegen des Reimwortes prophicie. Pomerie wäre eine andere, aber weniger gegründete Conjectur.

Der beschreibende und erläuternde Text des Herausgebers ist lateinisch abgefasst. Quum externo impulsu tum difficultates quasdam, quae Anglis

Francogallisque in libris germanice scriptis videntur inesse, minuendi studio adductus sum, ut contra ipsam animi sententiam interpretationes latine scriberem, — sagt er zu seiner Rechtfertigung in dieser Beziehung. Da sich für ein Buch, das auf einen so beschränkten Leserkreis angewiesen ist wie das vorliegende, schwerlich eine specielle englische und französische Ausgabe lohnen möchte, da ferner keiner derer, welche Interesse an demselben haben, des Lateinischen unkundig sein dürfte, so müssen wir den angeführten Gründen beipflichten.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

A. Tobler, Li dis dou vrai aniel. Die Parabel von dem ächten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben. Leipzig, bei Hirzel, 1871.

Herr Tobler hat dieser Dichtung, die von einem verhältnismässig geringen Umfange ist — sie besteht aus nur 432 Versen — eine sehr umfassende und gründliche Behandlung angedeihen lassen. In der Vorrede zu derselben giebt er uns eine Uebersicht über den Inhalt des Codex, nach welchem er die Parabel edirt hat — Nr. 25,566 der nationalen Bibliothek zu Paris. Er führt die Titel aller der Texte dieser Handschrift auf, welche bereits Herausgeber gefunden haben, mit Angabe wo? und von wem? sie edirt sind, und fügt bei Bezeichnung eines jeden Textes die anderweitig noch existirenden Handschriften desselben bei, soweit sie zu seiner Kenntniss gelangt sind. Es folgt eine Zusammenstellung der in der Handschrift vertretenen Autoren, welche darauf schliessen lässt, dass der Codex wohl eine Sammlung nordfranzösischer, oder specieller: artesischer Werke hat sein sollen. Offenbar ist ferner, dass die einzelnen Theile desselben geschrieben sind von verschiedenen Händen und zu verschiedenen Zeiten, gegen Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts. — Hieran knüpft sich eine mit Umsicht und Urtheil geführte Untersuchung über die Entstehungszeit der in dem Werkchen veröffentlichten Dichtung, welche ein bestimmtes Jahr freilich nur mit annähernder Sicherheit als das der Abfassung nachweisen kann. — Auch hat der Herausgeber die Dichtung als einen Beitrag zur Kenntniss der picardischen Mundart, zur Kenntniss ihres lautlichen und graphischen Verhaltens ausgebeutet. Die Resultate seiner Untersuchung bilden einen in sich abgeschlossenen Theil der Vorrede, welcher zwei Zwecken zu gleicher Zeit dienen soll und dient. Einerseits bietet derselbe eine übersichtliche Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten des picardischen Dialectes, andererseits dient er als kritischer Maassstab der von T. angewandten Orthographie und seiner Textverbesserung. Wo letztere für nöthig gehalten ist, finden wir die Lesart der Handschrift unter dem Texte. — Ueber den Werth seines Verfahrens bei der Textkritik spricht sich der Herausgeber in seiner bekannten Bescheidenheit folgendermaassen aus: „Dass ich nun bei der Umsetzung meiner Vorlage aus ungleichmässiger, schwankender Sprache in das, was ich für alte picardische, oder unter dem Einflusse ausserpicardischer Literatur in einigen Punkten (che für ke, g für w) modificirte Mundart halte, durchweg das Richtige, namentlich das richtige Maass getroffen habe, dafür kann mir mein guter Wille allein keine hinlängliche Bürgschaft geben. Mir selbst sind Zweifel genug geblieben ... Den Versuch wollte ich um der Möglichkeit des Fehlens willen nicht unterlassen; die genaue Wiedergabe des Ueberlieferten, wie sie bei einem ersten Abdrucke unerlässlich war, setzt jeden

in den Stand, aus dem Materiale, das mir vorlag, herzustellen, was ihm besser dünkt." Wir können die angewandte Methode nur billigen, und ihre Würdigung von Seiten des Herausgebers ist so frei von jedem Vorurtheile zu seinen Gunsten, dass wir kein Wort hinzuzufügen haben.

Schliesslich giebt T. am Ende seines Werkchens in einer Reihe von „Anmerkungen" Beiträge zur Etymologie und Bedeutungslehre altfranzösischer Wörter. Jedes neu edirte sprachliche Material wird, gehörig durchforscht, neue Beiträge dieser Art gewähren können. Es ist sehr anzuerkennen, wenn der Herausgeber die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Wortkenntniss, zu welchen ihn der betr. Text geführt hat, auch dann seinen Lesern mittheilt, wenn sie nicht zum Verständnisse desselben nothwendigerweise mitgetheilt werden müssen. Als Ergänzungen zur Kenntniss des Sprachschatzes werden sie, wie es denn auch von T. geschehen ist, am vortheilhaftesten in einem besonderen Anhange zusammengefasst.

Wir brauchen nicht mehr zu erwähnen, dass ein näheres Einsehen dieses Werkchens von uns einem jeden Freunde der altfranzösischen Sprache und Literatur sehr empfohlen wird.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

W. Shakespeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Öchelhäuser, Mitglied des Vorstandes der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Berlin. A. Asher. 8. 1870.

Shakespeare ist und bleibt noch immer das unerreichte Vorbild unseres Dramas, und seine Werke werden so lange, bis die Deutschen eine wirklich originelle Kunst entwickeln, den Grundstock unseres Repertoires bilden. So sehr ich anerkenne, dass Shakespeare unter den Dichtern der neuen Zeit den ersten Platz einnimmt, so kann ich mich doch nicht denjenigen seiner Bewunderer anschliessen, welche hierin ein Glück sehen und meinen, die Zeit würde beklagenswerth sein, wo die Erzeugnisse der Gegenwart alleinige Herrschaft auf den weltbedeutenden Brettern ausübten. Meines Erachtens ist das der einzige Zustand, den eine wirkliche Kunst verträgt; das Lebendige will und mag keine Concurrenz mit den Schatten der Vergangenheit eingehen. Wenn das Interesse an der Lectüre des britischen Dichters auch von Tage zu Tage zunimmt, muss trotzdem jeder unbefangene Beobachter schon jetzt gestehen, dass er von der Bühne herab nicht mehr dieselbe Bedeutung beanspruchen kann, wie früher. Der Pulsschlag unserer Zeit ist viel zu energisch, und die aus ihr resultirende Weltanschauung, wenn auch in noch so abgeschwächter Form, so sehr Gemeingut eines Jeden, dass er im Theater, wo der Lebendige den Lebendigen gegenübertritt, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein sucht und die ästhetischen Doctrinen wie alles Andere vergessen will. So befriedigt unser Publicum seine idealen Bedürfnisse in der Oper, wo ihm die Zauberkraft der Musik mühelos den Weg in eine andere Welt erschliesst, im recitirenden Drama aber feiert nur noch der ungenirte Realismus seine Triumphe, mag er die langweilige Kleinbürgerlichkeit, wie im sog. deutschen Lustspiel, abconterfeien, oder in der Posse durch Obscönität zu kitzeln suchen, oder endlich im Sensationsschauspiel, wie es die Franzosen ausgebildet haben, und ihnen die Engländer in der diesem Volke eigenthümlichen brutalen Manier nachahmen, Nervenaufregungen erzeugen, wie sie eben so gut durch Stierkämpfe oder öffentliche Hinrichtungen zu Wege gebracht werden könnten.

Es gilt indessen dem idealen recitirenden Drama den Platz offen zu

halten. Und da leider! der Vorrath einheimischer Producte nicht ausreicht, auch viele der Schiller'schen Tragödien trotz alles patriotischen Vorurtheils nach Erreichung einer gewissen Altersstufe auf die Dauer ungeniessbar werden, so müssen wir beim Auslande um Borg gehen. Natürlich werden wir dort am liebsten zugreifen, wo dasjenige zu finden, was unserer Art am Verwandtesten ist. Dass die machtvolle Gestalt des grössten Dramatikers aber vor Allem berufen ist, von Zeit zu Zeit auf der Bühne als zürnender Herakles zu erscheinen und der Tagesliteratur ihre Unwürdigkeit zu Gemüthe zu führen, wird der begeistertste Verfechter des „Modernen" nicht ableugnen können, zumal seine Werke bis jetzt auch der Kunst des Schauspielers die höchsten und schönsten Aufgaben bieten und so den entsetzlichen Verfall derselben immerhin etwas aufhalten mögen. Ich bin zwar weit davon entfernt, mit Eduard Devrient die Shakespeare'schen Gestalten als das Einzige, Mustergültige hinzustellen. Die Schauspielkunst verhält sich zur äusserlichen Bühne wie die Plastik zum Gebäude; die classischen Figuren der griechischen Tempel passen nicht in eine christliche Kirche, und die Detailzeichnung der Shakespeare'schen Charakteristik würde in einem antiken Theater absolut unverständlich bleiben. Unser Theater ähnelt aber weder dem griechischen, noch dem englischen, soll desshalb ein ihm dargestelltes Drama ein wahrhaftes Kunstwerk sein, so muss es seinen Gesetzen in der ganzen Composition angepasst sein. Die Composition der Shakespeare'schen Dramen erscheint mir vom Standpunkte des englischen Theaters aus so vollendet wie möglich — einzelne Fehler haften natürlich allem Menschlichen an. In unsere Theater werden aber Shakespeare's Werke nie vollkommen hineinpassen, man mag sie drehen und wenden, zuschneiden und ausflicken wie man will. Wenn man auch der Venus — um das obige Beispiel noch einmal zu gebrauchen — einen sittsamen Rock anzieht, desshalb ist sie doch noch lange keine Madonna. —

Soll indessen Shakespeare gegeben werden, so muss er jedenfalls in der möglichst besten Weise den modernen Verhältnissen accommodirt werden. Ueber diejenigen Scholastiker, welche ihn gern mit Haut und Haaren vor's Lampenlicht schleppten, verlohnt es kaum noch ein Wort zu verlieren. Die Hauptaufgabe aber ist, der augenblicklich auf den deutschen Bühnen herrschenden Barbarei und Zerfahrenheit ein Ende zu machen. Herr Oechelhäuser entwirft in seiner Einleitung („Grundsätze für die Bühnenbearbeitung") ein Bild dieser Zustände, das man spasshaft nennen könnte, wenn sich nicht alle unsere Nationaluntugenden darin spiegelten. Nicht einmal die Schlegel'sche Uebersetzung geniesst unbedingtes Ansehn; müssen wir uns doch z. B. den Othello hier in Berlin in einer aus der berüchtigten Voss'schen Fabrik stammenden Verdeutschung gefallen lassen. Ferner hat fast jedes Theater eine andere Bühnenbearbeitung, von irgend einem Aestheticus loci, Director oder Regisseur herrührend. Letzteres Ungemach hat übrigens bekanntlich Shakespeare nicht allein zu erdulden, sondern auch z. B. Mozart, dessen Don Juan an jedem Theater anders gegeben wird und dann von den abhängigen Blättern als in dieser Form allein maassgebend gepriesen wird.

Die Grundsätze seiner Bearbeitung setzt Herr Oechelhäuser höchst anziehend auseinander und können wir ihnen ohne jeden Vorbehalt zustimmen. Zu loben ist auch sein Protest gegen die allzu unbesonnene Verkürzung. Das Streichen ist die ganze Wissenschaft der ungebildeten Leute vom Metier, während der Gebildete sich zehnmal bedenkt, ehe er sein eigenes Urtheil über das des Dichters selbst stellt. Man kann nach meiner Ansicht dem Publicum dreist etwas mehr zumuthen als eine dreistündige Dauer der Vorstellung. Es ist absolut nicht zu begreifen, weshalb Nerven, welche die fünfstündige Dauer einer Meyerbeer'schen Oper ertragen können, nicht auch dieselbe Zeit es bei einem Shakespeare'schen Drama aushalten sollten. Man wird zwar, wenn man den Zuschauer länger in Anspruch nehmen will, sein Augenmerk energisch auf die Beseitigung der Verwandlungen richten

müssen, denn nichts ermüdet mehr, als ein fortwährendes An- und Absetzen der Aufmerksamkeit. Dieser unmotivirte Veitstanz der Coulissen bringt das Auge zuletzt förmlich zur Verzweiflung: die Personen kommen und gehen wie auf einer Eisenbahnstation, so dass man endlich froh ist, wenn man aus diesem Wechsel erlöst und wieder zwischen die stabile Decoration seiner vier Wände gesetzt wird. Ich glaube, man wird in dieser Hinsicht viel weiter gehen können, als bisher. Unsere Bühne ahmt zwar die Natur nach, trotzdem ist aber der Schauplatz, auf welchem sich das Drama begiebt, ein idealer, und nur zu vermeiden, dass sich Alles vor derselben Coulisse in einer geradezu unglaublichen Weise trifft, wie meinetwegen auf Kaulbach's Reformationsbilde. Durch geschickte Uebergänge wird die Phantasie leicht in Stand gesetzt, von den rohen Anforderungen der Wirklichkeit zu abstrahiren.

Herr Oechelhäuser bietet den Bühnen eine Bearbeitung von Richard III. Hamlet, Heinrich IV. und „Wie es euch gefällt!“

Was Richard III. betrifft, so unterscheidet sich die vorliegende Bearbeitung von allen früheren Versuchen besonders durch das nochmalige Auftreten der Anna im vierten Acte und die Beibehaltung von Richard's Werbung um die Elisabeth. Ueber letzteren Punkt hat sich Herr Oechelhäuser selbst im dritten Bande des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft vernehmen lassen. Seine Anschauungen scheinen unwiderleglich zu sein: dass ein so gewandter Künstler wie Shakespeare ohne irgend einen Grund dasselbe Motiv in einem Drama zweimal benutzen sollte, ist nicht anzunehmen. Die berühmten Geistererscheinungen des Schlusses hat der Bearbeiter ihrer Worte beraubt. Auch hier giebt man ihm vollkommen Recht, denn diese redenden Gespenster sind für unseren Geschmack unerträglich. Auch ist der Rathschlag vortrefflich, sie mit einem Gewitter zu accompagniren, wohingegen eine Musikbegleitung keinen günstigen Effect zu versprechen scheint. Ueberhaupt ist es bei Inscenirung eines recitirenden Dramas durchaus rathsam, nun und nimmer die Musik als idealen Factor zu verwenden, wie es hier geschähe. Die Welt der Musik ist eine ganz andere als die des Schauspiels, und so entsteht für feinfühlende Gemüther ein unangenehmer Contrast. Es ist etwas anderes, wenn die Musik rein realistisch wirkt, d. h. auf der Bühne selbst vor unsern Augen ein Marsch geblasen oder zum Tanze aufgespielt wird. Alle melodramatischen Effecte sind unkünstlerisch. Es versteht sich von selbst, dass man bei dieser Scene die von Dingelstedt getroffene Anordnung befolgen muss und nicht ein Arrangement, wie es z. B. auf der Berliner Bühne im Gebrauch ist, wonach die Heerlager Richard's und Richmond's durch ein bis zu den Lampen vorgeschobenes gebirgsartiges Versatzstück getrennt sind, in dessen transparentem Gipfel die Geister sich sehen lassen. — Eine vollendete harmonische Bühnenwirkung ist übrigens mit diesem fünften Acte nicht zu erzielen: das Publicum wird sich stets einzig und allein an Richard's glanzvolle Einzelheiten halten und dagegen die Gesammtwirkung, der an und für sich so überaus schön gedachte Schluss zu Kurze kommen. Die beiden Scenen Richmond's erfordern jedesmal eine Verwandlung, ohne jedoch ein abgeschlossenes Gemälde darzubieten. Die Handlung ging auf Shakespeare's Bühne in einem Flusse fort, auf der unsern aber ist sie in vier Stücke zerrissen. —

Am „Hamlet“ ist die Streichung der ganzen Eingangsscene auffallend. Wenn auch der Bearbeiter dies vortrefflich zu motiviren weiss, so wird er dennoch schwerlich jemals mit seinem Vorschlage durchdringen. Er bringt deshalb auch selbst schon die gestrichene Scene in einem Nachtrage. So sehr ich principiell Herrn Oechelhäuser Recht gebe, so möchte ich doch um keinen Preis diese wundersame Ouverture missen. Grabbe in seinem vortrefflichen und leider viel zu wenig bekannten Aufsatze „über die Shakespearomanie“ meint zwar, auf derartige brillante Introductionen sei nicht viel zu geben, da das Publicum nur ganz allmälig in Stimmung komme und sie

deshalb nothwendig verloren gehen müssten. Ich glaube indessen, dass gerade am Anfang ein kräftiger Ton geboten ist, der die Aufmerksamkeit reizt: Shakespeare hat diesen Grundsatz fast immer befolgt. — Die Fortinbrasscenen sind ganz fortgefallen; ich meine, die Reise nach England unterdrückte man ebenfalls am besten; sie ist ein gar zu novellistisches Element, ein unangenehmer Zwischenact in der Handlung selbst. Auch der Vers „der Eine weint, der Andere lacht" fehlt; der Bearbeiter meint, er überstiege die Kräfte des Schauspielers. Das ist wohl ein Irrthum; wer Dessoir z. B. als Hamlet gesehen, muss zugeben, dass dies der Höhepunkt seiner Leistung ist. Das Fehlen dieses Verses bricht der ganzen Scene die Spitze ab. Vortrefflich sind die Bemerkungen über die einzelnen Stellen des Stückes. Hier verfahren unsere Bühnen oft mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit. Die ganze Einleitung zum Hamlet sagt uns überhaupt sehr zu. Herr Oechelhäuser hält sich nur an seine Sache und vermeidet in Folge dessen das widerliche Geschwätz, was meist über dies tiefsinnige Drama feilgeboten wird. Hier zeigt sich in der That, dass es nichts Neues unter der Sonne giebt. Denn wenn man untersucht, „zu welcher Zeit Hamlet sein Verhältniss mit Ophelia angeknüpft und welchen Grad physischer Vertraulichkeit es erreicht habe, — ob Polonius Mitwisser des königlichen Ehebruchs gewesen und nebenbei auf Hamlet als Schwiegersohn speculirt habe, oder nicht, — was sich Hamlet bei dem Briefe an den König (Act IV) gedacht habe" — ist man da nicht auf der Fährte des Kaisers Tiberius, von welchem es im Sueton heisst: Grammaticos ejusmodi fere quaestionibus experiebatur, quae mater Hecubae, quod Achilli nomen inter virgines fuisset, quid sirenes cantare sint solitae.

„Wie es euch gefällt," bisher nur vereinzelt dargestellt, wird gewiss in Herrn Oechelhäuser's Bearbeitung festen Fuss auf unserer Bühne fassen. Die Episode des Sylvius und der Phöbe ist ganz fortgefallen, was durchaus zu billigen. Ebenso ist die Härte im Charakter des Oliver beseitigt und zu diesem Zwecke die Eingangsscene unterdrückt.

Das letzte der vorliegenden Bändchen endlich enthält den kühnen Versuch, aus den drei Theilen Heinrich's VI. ein einziges Drama herzustellen. Ob die deutsche Bühne viel durch die Darstellung der gesammten Shakespeare'schen Historien gewinnen wird, ist etwas sehr zweifelhaft; und ihr Gewinn soll doch am Ende der einzige Leitstern sein. Dingelstedt hat den ganzen Cyclus nach seiner Bearbeitung aufgeführt und beabsichtigt, wie es heisst, eine Wiederholung dieses Experimentes. Ich glaube, das eigentliche grosse Publicum wird schwerlich jemals derartige Unternehmungen patronisiren. Wenn irgend etwas undramatisch ist, so sind es die Kämpfe der rothen und weissen Rose. Der Shakespeare-Oechelhäuser'sche Heinrich VI. umfasst einen Zeitraum von über 26 Jahren. Allerdings fragt man im Theater nicht nach der Zeit; aber diese Frage lässt sich nur unterdrücken, wenn das Werk so dramatisch ist, dass es so zu sagen die Zeit als ein Ideales behandelt. Bei einer durchaus epischen Behandlung drängt sich der Zeitbegriff unabweislich und störend auf. Es wird kaum gelingen, Richard II. bei uns einzubürgern. König Johann hat sich nirgends auf dem Repertoire gehalten. An Heinrich IV. interessirt ganz allein Fallstaff und sein Kreis. Nur Richard III. ist wirklich in unsern Besitz übergegangen, aber diese ungeheure Tragödie kann man nicht zu den Historien rechnen. Es heisst zwar, sie sei nur als Schlussact des ganzen Cyclus verständlich, das ungelehrte Publicum indessen urtheilt anders; es giebt sich dem Drama ohne jeden Hintergedanken an seine Vorgänger hin. Shakespeare's Historien haben in Deutschland eigentlich nur Unheil gestiftet. Eine Unsumme poetischer Kraft ist verpufft, um die heimische Geschichte analog zu behandeln: ein unmögliches Unterfangen. Dazu haben sie durch ihre lose, sich direct an die Chronik anschliessende Form viel mitgewirkt, einen ganz falschen Begriff des historischen Dramas zu erzeugen, als welches nicht die Geschichte selber, sondern

die in ihr waltenden Gedanken und Ideen darzustellen hat, nicht eine dramatische Geschichte, sondern ein geschichtliches Drama sein soll! Herr Oechelhäuser hat seine Bearbeitung derart angelegt, dass der erste Theil vollständig weggelassen ist, Act 1 und 2 des zweiten den ersten Act, Act 3 den zweiten, Act 4 den dritten bildet, Act 5 aber und der ganze dritte Theil sich an die beiden letzten Acte vertheilen.

Wir wünschen Herrn Oechelhäuser's Unternehmen den besten Fortgang und hoffen, dass die Bühnenvorstände von ihm Notiz nehmen werden.

Hans Herrig.

Les Femmes Savantes, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. Th. Lion, Rector der höheren Bürgerschule in Langensalza. Leipzig bei Teubner. 1871.

Der Verfasser setzt sich in dieser Ausgabe den Zweck, seine Leser einen klaren Blick thun zu lassen in die Verhältnisse der Zeit, in welche die Ereignisse des Stückes hineinfallen, wie besonders in das Wesen und die Bedeutung des Cirkels, welcher in demselben näher beleuchtet wird. Er will eine in allen Punkten verständliche Schullection besonders der Art bieten, dass das ästhetische Urtheil sich in derselben ausbildet. In der Einleitung giebt er daher eine ästhetische Würdigung des Stückes, welche kaum kritisch-wissenschaftlicher und eingehender hätte sein können. Er legt die Hauptidee des Stückes, die Entwicklung der Handlung und die Zeichnung der Charaktere mit richtigem Verständnisse der Absichten des Dichters und mit klarem Einblick in die Zeitideen dar. Sein Urtheil ist kein subjectiv-willkürliches, sondern ein aus dem Studium der Zeit heraus gewonnenes; überall belegt er dasselbe durch Citate zeitgenössischer Schriftsteller, durch Aussprüche von Freunden und Feinden des Dichters, in deren richtige Würdigung er ebenfalls einzuführen versteht. Er will zeigen, was das Stück an sich ist, und was es für seine Zeit war. Seine Aufgabe ist, „den Sinn und die Absichten des Schriftstellers dem Verständnisse möglichst nahe zu legen." Auch für die Personalnotizen, welche mit Hinzufügung fleissig gesammelter Belege angeführt werden, müssen wir ihm dankbar sein. Die lebendige Zeichnung des so bedeutungsvollen historischen Hintergrundes und die beständige Hinweisung auf die einzelnen Figuren auf demselben erhöht überhaupt das Interesse an dem Stücke nicht unerheblich.

Die Inhaltsangaben zu Anfang jeder einzelnen Scene müssen wir aber um so mehr für unnöthig halten, als sie das selbständige Sichhineindenken in die Situation gänzlich verhindern, und dadurch eine nützliche ästhetische und intellectuelle Uebung aufheben. Ein Maasstab für die Richtigkeit und hinreichende Feinheit der jedesmaligen Auffassung war ja an anderen Orten gegeben.

Das Sprachliche und Grammatische ist dem Herausgeber im Ganzen Nebensache gewesen. Die Noten, welche er in dieser Beziehung giebt, dienen im Wesentlichen seinem Hauptzwecke: richtige Auffassung des Dichters. Eine Menge von Anmerkungen weist daher auf den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts oder speciell auf den Molière's hin. Doch geht Herausgeber auch hier oft zu weit, indem er zu vielen Versen nichts weiter als eine gute Uebersetzung hinzufügt. Dies dürfen wir ihm da gestatten, wo nach dem heutigen Sprachgebrauche der Sinn oder die genaue Würdigung eines Verses unklar oder unbestimmt sein könnte, wo auf eine versteckte Ironie oder dergl. aufmerksam zu machen wäre. die herauszufinden oder

herauszufühlen vielleicht schwer fallen möchte. Aber da, wo der Sinn eines Verses unzweifelhaft ist und offen daliegt, hätte er es dem Leser überlassen sollen, die richtige Uebersetzung aufzusuchen. Es ist dies eine nützliche und bildende Uebung, die vor Allem dem Schüler nicht erspart werden darf.

Schliesslich wollen wir uns hinsichtlich der grammatischen Notizen noch eine Bemerkung erlauben, die wir aber nicht als maassgebend hinstellen, sondern dem eigenen Urtheile des Lesers anheimgeben wollen: Sollte es nicht wünschenswerth sein, dass eine Ausgabe, die in Anbetracht der ästhetischen und literar-historischen Würdigung mit so grossem Fleisse und so treuem Quellenstudium — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — angefertigt ist, auch ein wissenschaftlicheres Gepräge in Hinsicht seiner sprachlich-grammatischen Behandlung trage? Die Erklärungen grammatischer Erscheinungen sind oberflächlich, selten oder nie ist ihnen eine tiefere Begründung beigefügt. Einige Beispiele mögen zeigen, wie wir in einer Ausgabe, die auf wissenschaftliche Tiefe Anspruch macht, die grammatischen Anmerkungen wünschen, — falls sie überhaupt in dieselbe aufgenommen werden sollen. Zu folgenden Versen giebt der Herausgeber beistehende Bemerkungen:

545: en croire qn. = s'en rapporter à qn., Glauben schenken.

858: en findet sich gerade häufig bei dem unpersönlichen il coûte, z. B. il vous en coûtera la vie.

885: faire un traité de qc., eine Abhandlung über etwas anfertigen.

891: je veux nous venger *de* cette indigne classe où nous rangent les hommes, de bedeutet hier wegen.

917: s'accomoder de qc., sich etwas gefallen lassen.

1194: en être aux prises = combattre.

1368: en vouloir beaucoup à = böse sein.

1532: vouloir mal à qn. de qc. = böse sein.

Nirgends ist hier der Gebrauch von de erklärt, und doch genügt es dem denkenden Menschen nicht, das Wie? zu wissen, er will vor Allem das Weshalb? erkennen. Es ist dies in diesem Falle ebenso leicht als vortheilhaft. De = 1) lat. de, von—herab; in Betreff, über, wegen, = 2) lat. a, ab, von — her. Früher bezeichnete de alle diese Beziehungen mit voller Energie; wo irgend eine derselben auszudrücken war, wurde dies Wort mit dem vollen Bewusstsein seiner Bedeutung in freier Weise als Ausdrucksmittel gewählt. Daneben stets en = inde, mit Beziehung auf etwas Vorgenanntes. Vouloir à qn. de qc. = Jemandem wegen einer Sache zürnen; en vouloir à qn. = Jemandem deswegen zürnen. — Später verlor sich die Energie dieser Präposition mehr und mehr; sie wurde allmälig blosses Formwort ohne verstandene oder bestimmt gefühlte präpositionale Beziehung, — nur in der Bedeutung von — her wohnt ihr heute noch einige präpositionale Energie bei. In der Bedeutung „in Betreff," „wegen," hielt sie sich in einzelnen Redensarten, aber ohne begriffliche Bedeutung für das Bewusstsein des Sprechenden. In anderen erhielt sie selbst sich nicht, wohl aber das ihr entsprechende en als unverstandenen und in der That begrifflich leeren Rest. — In dieser leicht zu durchschauenden Darlegung haben wir den gemeinschaftlichen Erklärungsgrund für alle jene de und en, wie für alle de und en überhaupt. Einmal verstanden, leitet sie an, jedes de und jedes en richtig zu würdigen, wo das eine oder andere uns auch begegnen mag. Diese Art der Erklärung ist also der Art, dass Praxis und Wissenschaft gleiches Interesse daran haben.

Zu Vers 637 giebt der Herausgeber ferner folgende Note: Ne dire mot = ne point parler. Hierdurch ist für den Denkenden Nichts erklärt. Warum nicht erinnern an: ne = nicht, ne — mot = nicht ein Wort, (wie deutsch nicht ein Haar, nicht ein Buchstabe u. s. w.) ebenso ne-pas = nicht ein Schritt, ne-point = nicht ein Punkt. Letztere verloren im Gebrauche ihre gesonderten Bedeutungen und wurden zu blossen Negations-

formen geschwächt, während sie früher die Negationspartikel ne verstärkt und hervorgehoben hatten. Ne-mot erhielt sich auch formelhaft als Negirungsmittel, naturgemäss aber nur bei den Verben des Sprechens.

Ferner bemerkt derselbe zu Vers 676: Mie ein in der älteren Sprache ganz gebräuchliches Wort für amie: Liebchen. Diese Erklärung ist sehr ungenau, die richtige Erklärung sehr einfach und leicht verständlich: Früher m'amie wie l'amie: später mon amie; m'amie für „mein Liebchen" hatte sich durch den häufigen Gebrauch im Volksmunde festgesetzt, man verstand es neben mon amie nicht mehr und schrieb es ma mie, daraus dann la mie. (Uebrigens selten anders als in der Verbindung ma mie gebraucht.)

Zu Vers 845 finden wir die Anmerkung: Rien = etwas (im negativen Satze). — Weshalb nicht lieber eine solche Erklärung aus einer guten Ausgabe überhaupt weglassen; wenigstens sollte man eine verständliche Begründung bieten, etwa: Rien (rem) = eine Sache, etwas; ne-rien = nicht etwas, nichts. Ist die Negation nicht durch ne ausgedrückt, sondern durch ein Wort, welches mit dem Begriffe etwas nicht zu einem neuen negirten Begriffe zusammenfliessen kann, so hat man natürlich beide getrennt zu übersetzen, und zwar rien durch etwas. Uebrigens rien nur für das negirte etwas.

Die Bemerkung zu Vers 1336: Le prendre aux usages des mots = s'en rapporter à, muss geradezu als unnütz bezeichnet werden. Weshalb nicht à = gemäss (vielleicht mit Hinweisung auf den früheren Umfang dieser energischen Bedeutung von à), Gedanke und Ausdruck sind klar und verständlich.

Zu Vers 113 lesen wir: croi für crois; zu Vers 1632: voi für vois. Der Leser erfährt hierdurch, dass der Dichter sich die seltsame Freiheit genommen hat, das Schluss-s obiger Formen wegzulassen. Erklärt ist für sein Verständniss hierdurch nichts. Einige Worte können ihm die Erscheinung klar machen: Video und credo, überhaupt die 1. Pers. Sing. im Latein kein s, daher auch ursprünglich im Französischen nicht. Das s ist daher ein späterer, unorganischer Zusatz; Formen ohne dasselbe kommen bei den Zeitgenossen Molière's noch vor. Sie sind nicht als unregelmässige, sondern als regelmässige, aber archaïstische Formen anzusehen. — Auf diese Darstellung hin behält der Leser die Erscheinung besser, denn er kennt ihren Grund; er kennt sie ausserdem in ihrem ganzen möglichen Umfange, nach Obigem nur an zwei Beispielen; vor Allem aber ist ihm nicht Gelegenheit gegeben, sich etwas irrthümlicher Weise als unbegründetes und unverständliches curiosum einzuprägen, wofür er den Grund einsehen, was er durchaus und leicht verstehen kann.

Aber trotz dieses Mangels in Hinsicht der grammatischen Erklärungen bleibt die Lion'sche Ausgabe eine empfehlenswerthe. Man bedenke nur, dass die meisten Ausgaben französischer Autoren in dieser Beziehung nichts Besseres und in anderen Beziehungen bei Weitem Geringeres bieten.

Prenzlau. Dr. K. Böddeker.

Egmont, a tragedy by Goethe, ed. by C. A. Buchheim. Oxford u. London, Macmillan.

Der Verf., Professor am King's College zu London, hat es übernommen, Werke unserer Classiker Lessing, Goethe und Schiller mit Anmerkungen herauszugeben. Der erste, 1869 in der Clarendon Press zu Oxford erschienene Band dieser Sammlung bringt uns Egmont, a Tragedy by Goethe, und enthält eine Vorrede, ein Life of Goethe, Historical Introduction, Critical Analysis, den Text, dann die Anmerkungen dazu und endlich ein Ver-

zeichniss der besten englischen Uebersetzungen Goethescher Werke, so dass, wie man schon an den Titeln dieser einzelnen Capitel sieht, einem Engländer, der unsere grossen Dichter nicht kennt, nicht nur eine Erläuterung des Egmont speciell, sondern eine Einleitung zu Goethe's Dichtung im Allgemeinen durch Herrn Buchheim's Werk geboten wird.

In der übrigens einfach gehaltenen Vorrede nennt uns der Verfasser die Quellen, aus denen er geschöpft: es sind immer die besten, die er brauchen konnte, auch muss anerkannt werden, dass sie fleissig und gut verwerthet worden sind, so dass wir ihm gern glauben, wenn er sagt, dass er Jahre lang an seinem Egmont gearbeitet habe.

Auf die Preface folgt eine verhältnissmässig ausführliche Biographie Goethe's, die nicht nur die Schicksale des Dichters und seine Werke aufzählt, sondern auch berühmte Streitpunkte behandelt, wie z. B. den Patriotismus Goethe's, einen Vergleich Schiller's mit Goethe u. s. w. Auch enthält es, was für den englischen Leser, der sich mit Goethe's Leben und Charakter eingehend beschäftigen will, besonders wichtig ist, einen Nachweis über die besten Werke, die ihm hierüber befriedigenden Aufschluss geben können.

Nach dem Life of Goethe kommen wir zu der Critical Analysis. Dieselbe geht, um den Egmont gegen die Schiller'sche Kritik zu vertheidigen, auf die Aeusserungen zurück, die Goethe selbst über „seinen" Egmont gethan hat. Aber eine Entkräftung der leider so gut begründeten Einwände Schiller's gelingt ihr damit doch nicht, hätte auch gar nicht versucht werden sollen, wenn sie nicht eingehender und gründlicher ausfallen sollte als Herrn Buchheim's Critical Analysis.

Die Anmerkungen sind nicht unter, sondern hinter den Text gesetzt. Dies ist nun zwar nicht bequem für den Schüler, aber in anderer Hinsicht desto besser für ihn. Ausgaben mit Anmerkungen führen gar zu leicht zu Unselbständigkeit. Ist eine Stelle auch nur einigermassen schwierig, ist sie es namentlich in sprachlicher Hinsicht, so wird jeder Schüler, der nicht einen besonderen Grad von Eifer und Selbstüberwindung hat, die Augen nach unten wenden, um sich bei einer Anmerkung Rath zu holen, statt gewissenhaft nachzudenken und die Schwierigkeit selbst zu lösen. Durch die von Herrn Buchheim getroffene Anordnung dagegen wird der Schüler mehr zur Selbstthätigkeit angehalten und diejenigen Anmerkungen, die für ihn entbehrlich sind, dienen ihm zur Bestätigung des selbständig Gefundenen. Ein noch grösserer Vortheil aber ist vielleicht der, dass man den Inhalt der Anmerkungen besser behält, wenn man weiss, dass man sie erst eigens aufsuchen muss, sobald man sie vergessen sollte.

Die Notes zu Egmont sind theils sprachliche, theils historische, theils kritische. Am besten gefallen uns die der ersten Classe. Die schwierigeren Wendungen und Idiotismen, deren es in dem Egmont so viele giebt, sind durchweg gut erklärt und mit Benutzung der besten Uebersetzungen in gutem Englisch wiedergegeben; längere und besonders schwierige Stellen sind gleichfalls vollständig übersetzt. Ausserdem finden wir viele grammatikalische und etymologische Anmerkungen (nach Grimm und Becker) und endlich noch Wörter und Wendungen, die nach ihrer Stilfarbe (familiar, popular, rare, antiquated u. s. w.) beurtheilt sind. Und alles ist gut und erschöpfend behandelt bis auf einige Kleinigkeiten. So können wir z. B. den Glauben des Verfassers an expletives nicht theilen und glauben vielmehr, dass die von ihm als solche angeführten Wörter der Stelle, an der sie sich befinden, eine besondere stilistische Färbung geben oder auch ihre Bedeutung geradezu ändern.

Die ebenfalls zahlreichen und guten historischen Anmerkungen sind aus Schiller, Prescott, Motley und Strada geschöpft und enthalten Citate aus diesen Historikern, namentlich aus Strada, dessen lateinischer Text auch noch ins Englische übersetzt ist. Leider weisen diese Anmerkungen nicht

consequent und systematisch auf die Abweichungen des Dichters von der Geschichte, noch geben sie eine kritische Würdigung derselben. Einzelnes finden wir freilich, aber es genügt bei weitem nicht. Alles zur Kritik des Dramas Gehörige hätte auch wohl besser in die Critical Analysis gehört, so dass man in den Anmerkungen blos darauf hätte verweisen brauchen; jedenfalls aber ist leider die Kritik die schwache Seite des sonst so trefflichen Buches.

G. A. Volchert.

E. Burtin. Recueil de Mots Français pour les Exercices de Langage d'après les Tableaux de M. Strübing, 2me édition, revue et augmentée. Berlin, H. Sauvage, 1872. 142 S. 8°.

Diese Vocabelsammlung, welcher Ref. im 43. Bande des Archivs ein günstiges Prognostikon stellen zu können glaubte, erscheint jetzt in zweiter Auflage. Was den Zweck des Buches betrifft, so möge auf den Bericht über die erste Auflage verwiesen sein; in Bezug auf die Einrichtung aber ist eine so wesentliche Neuerung hinzugekommen, dass hier näher darauf eingegangen werden muss.

Der Verf. hat bei Anwendung seiner Sammlung die Erfahrung gemacht, dass die Schüler und Schülerinnen sich an dem im Anschluss an die Strübing'schen Anschauungstafeln gegebenen Wörtern oft nicht genügen lassen, dass sie in ihrem Lerneifer noch oft vom Lehrer zu erfahren verlangen, wie diese oder jene Dinge heissen, an die sie durch das, was ihnen vorgeführt wird, erinnert werden. Ferner hat sich der Verf. auch überzeugt, dass Bemerkungen über Grammatik, Aussprache, Orthographie, über Homonymen, leichtere Synonymen u. dgl. im Anschluss an Sprechübungen besser haften, als wenn sie dem Schüler bei anderen Gelegenheiten gegeben werden. Um nun dem Lehrer seine Aufgabe zu erleichtern, sind alle derartigen Wörter und Bemerkungen in einer neu hinzugekommenen dritten Spalte mit kleinerem Druck kurz angedeutet, meist ohne Angabe des Deutschen, so dass es der Auswahl des Lehrers überlassen bleibt, was er davon dem Schüler durch Erklärung verständlich machen will; doch gewährt bei einer Wiederholung diese dritte Spalte auch dem Gedächtniss des Schülers einen Anhalt. Hier finden wir z. B. louer miethen und loben; médecin mit durch den Druck hervorgehobenem e statt des deutschen i und daneben, zur Vervollständigung der mit dem Arzt verknüpften Vorstellungen, client, clientèle, cure; le linge neben la ligne, Feder, plume und ressort, ferner Hinweisungen auf Unregelmässigkeiten in der Flexion, auf syntaktische Schwierigkeiten, ja selbst auf bekanntere Gedichte von Béranger, Lamartine etc. Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, auf wie reichen und mannigfaltigen Stoff in dieser dritten Spalte hingewiesen wird, vielleicht nach Manches Geschmack auf zu reichen Stoff, da derselbe den Schülern zu mehr Fragen Anlass geben kann, als dem Lehrer lieb ist. Doch diesem bleibt es ja unbenommen, nur das zu behandeln, was ihm passend scheint. In solchen Dingen eine Allen genügende Auswahl zu treffen ist nicht wohl möglich; vor allem aber soll der Lehrer sich nicht durch das Buch beherrschen lassen, sondern umgekehrt das Buch beherrschen. Dass dies auch des Verf. An- und Absicht ist, gibt er deutlich genug zu verstehen, und ertheilt ausserdem den gewiss beherzigenswerthen Rath „de ne se servir des tableaux que lorsque l'instruction directe est impossible."

Der Verf. weist auch kurz darauf hin, dass sich nicht alle Bücher, die

ähnliche Zwecke wie das seine verfolgen, rein von unfranzösischen Wendungen und von Germanismen zu halten verstanden haben. Es sind eben noch gar viel Lehrer fremder Sprachen nicht zu der Erkenntniss gekommen, dass es ein gar heikles Ding ist, in einer fremden Sprache zu schreiben. Da der Verf. Zartgefühl genug besitzt, die Schriften, die er im Auge hat, nicht zu nennen, so mögen sie auch hier ungenannt bleiben. Doch sollen einige Stellen aus denselben angeführt werden, um zu zeigen, dass jene Hindeutung ihre volle Berechtigung hat. In einer dieser Schriften lesen wir: chauffer une chambre *moyennant* un poële und andere derartige Wendungen mit moyennant; — *à la fin* de trois semaines on les met (sc. les tiges de lin) dans un four bien chauffé et *ils* (zwei Zeilen vorher findet sich derselbe Druckfehler) sont brisés etc.; — afin que les oiseaux ne mangent les semailles et que les grains ne périssent en hivre (zweimalige, doch mindestens höchst ungewöhnliche Auslassung von pas); — dès qu'il fait doux . . . *alors* il se fond; — la figure (soll heissen die Figur!) d'une personne; — le chien même *n'est pas sûr d'*être leur dupe (sc. des corneilles), d. h. ist nicht sicher davor etc.; — la robe de chambre *n'est portée* que quand on est chez soi, und mehrmals ein derartiger Gebrauch des Passivs; — im Questionnaire: Que vient le chien de faire? — In einem anderen Buche lesen wir: (il) préféra ses croissants accoutumés à toutes ces friandes, d. h. doch: seine an Leckereien gewöhnte Hörnchen! statt: seine gewohnten Hörnchen; — notre patrie septentrionale; Verf. besitzt offenbar noch immer mehrere deutsche Vaterländer, wie zur Zeit des seligen Bundestages; — arranger les cheveux à l'aide *des* épingles à cheveux; ils sont *de* bons piétons (marcheurs wäre hier wol auch der gewöhnlichere Ausdruck); und gleich in der Vorrede: Par conséq*uence* ils ne sont pas à même de s'entretenir avec facilité des objets de la vie ordinaire. *Or*, l'auteur espère remédier par ce petit livre à *ce* défaut *ci-dessus* mentionné. Auch Verstösse gegen den Gebrauch der Zeiten finden sich verschiedentlich in diesem Buch, doch ergeben sich dieselben ja nur aus dem Zusammenhang und können deswegen hier nicht gut aufgeführt werden. F. S.

Die Menaechmen oder Zwillingsbrüder des T. Maccius Plautus. Für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Carl Chr. Conr. Völker, Oberlehrer am Gymnasium zu Elberfeld.

Werke des klassischen Alterthums so übersetzen, dass sie dem heutigen, modernen Geschmack zusagen, bleibt stets eine schwierige Aufgabe. Wer sich derselben unterzieht, hat doppelten Verpflichtungen nachzukommen: er muss dem ursprünglichen Text möglichst wenig Gewalt anthun, und auf der anderen Seite ist er doch auch gezwungen, in vielen Punkten den Ton des Alterthums zu ändern, zu modernisiren. Dass Beides in angemessener Weise zu vereinigen nicht leicht ist, liegt auf der Hand; um so freudiger werden wir einen jeden Versuch nach dieser Richtung hin als etwas Lobliches und Anerkennenswerthes begrüssen.

Eine solche Arbeit liegt uns vor unter dem obigen Titel. Der Verfasser, von Freunden des klassischen Alterthums längst wegen verschiedener, tüchtiger Arbeiten geschätzt, hat sich auch hier wieder als einen gründlichen Kenner der lateinischen Sprache bewährt. Die Uebertragung giebt den Sinn des Originals scharf und getreu, soweit nicht die versuchte Modernisirung in Form und Inhalt Aenderungen nothwendig erscheinen liess. Dass der Verfasser die oft recht complicirten und kühn gehandhabten Versmaasse des Originals nicht wiederzugeben versucht hat, ist entschieden als ein glücklicher Griff zu bezeichnen; wir stimmen in diesem Punkte vollstän-

dig mit dem in der Vorrede (pag. 5, f.) Gesagten überein. In der Modernisirung hätte der Herr Verfasser wohl etwas weiter gehen können: der antike Ton ist nirgends verfehlt, im Gegentheil, er ist oft zu getreu, d. h. auf Kosten des modernen Gesprächstones wiedergegeben. Manche Ausdrücke in der Uebersetzung erinnern einen Jeden, der mit den antiken Sprachen bekannt ist, sofort an die betreffende lateinische Wendung, und dem Leser, der jene Kenntniss nicht besitzt, werden sie fremdartig vorkommen. Nach unserer Ansicht hätte der Verfasser bei der Modernisirung sich enger an die Manier einzelner Vorgänger, namentlich Droysen's (in der Uebersetzung des Aristophanes), anschliessen sollen. Dann würden ähnliche Arbeiten noch mehr auch bei den nicht streng klassisch Gebildeten den Beifall finden, den ihnen Männer von Fach längst nicht versagt haben. — Der Uebersetzung geht eine recht hübsche Einleitung voraus, welche den Leser, auch wenn er ganz ohne Vorkenntnisse an die Lectüre des Buches herangeht, in practischer, passender Weise einführt. — Auf jeden Fall verdient die Schrift eine weitere Verbreitung, wozu auch ganz besonders noch eine durchweg klare, allgemein verständliche Sprache berechtigt. H.

Miscellen.

Göthe's Euphrosyne.

Göthe's sinnige Elegie „Euphrosyne“ ist bekanntlich dem Andenken der Schauspielerin Christine Amalie Louise Becker, geb. Neumann, geweiht, welche von dem Augenblicke an, da sie (i. J. 1791), ein zwölfjähriges Kind,* den Altmeister um künstlerische Ausbildung angefleht und dieser in ihr „das liebenswürdigste, natürlichste Talent“ kennen gelernt hatte, bis zu ihrem leider schon 1797 erfolgenden Tode immer höher in seiner Gunst gestiegen. „Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb,“ schrieb der Dichter am 25. Octob. 1797 an Böttiger.** „Wenn sich manchmal in mir die gestorbene Lust, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiss vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann grössere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres.“ So entstand denn die tief und poetisch empfundene Elegie, „eins der naturseligsten und zartesten Werke,“ wie sich Knebel ausdrückt, „die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur.“ „Unbezwingliche Trauer,“ — um mit Göthe's eigenen Worten zu reden — tritt uns hier in edel antiker Einkleidung entgegen. Von weit geringerem Werthe, als diese Elegie, sind drei andere Dichtungen, welche Göthe schon früher für seinen Liebling geschrieben: Der Epilog zum Jahresschlusse 1792 und die Prologe zu Goldoni's „Krieg“ und zu Iffland's „Alte und neue Zeit.“ Ob die Aehnlichkeit einiger Züge in den Charakteren einer Marianne, Melina, Aurelie und Philene in „Wilh. Meister's Lehrjahren“ mit solchen in dem Bilde der Christine Becker eine mehr als zufällige sei, wie es Wilh. Hosäus in seinem verdienstlichen, die Euphrosyne-Literatur zu einem völlig befriedigenden Abschlusse bringenden Werkchen „Euphrosyne“*** anzunehmen scheint, lassen wir dahingestellt sein, aber um so entschiedener theilen auch wir die Ansicht, dass Mignon in mehrfacher Hinsicht eine auffallende Portraitähnlichkeit mit der Becker-Neumann aufzuweisen hat. Namentlich erinnert die

* Am 15. December 1778 geboren, zählte sie damals noch nicht, wie Göthe in seinen „Jahres- und Tagesheften“ (Werke in 40 Bdn., 1869, XXXIX. Bd., 7. S.) schreibt, 14 Jahre.

** „Reise in die Schweiz,“ XXVIII, 99.

*** Dessau, E. Barth. 1871.

Scene am Ende des zweiten Buches, in welcher Wilhelm Meister Mignon in seinen Armen hält, deutlich an einen Vorfall, der sich bei einer Probe zu „König Johann“ zwischen Göthe und seinem Günstlinge ereignete.*

Wegen der keineswegs unbedeutenden Rolle, welche somit „Euphrosyne“ in Göthe's Dichtungen zugefallen, ist es von allgemeinem Interesse, dass es nach langem vergeblichen Suchen endlich gelungen ist, das Portrait Christinens aufzufinden, welches nach zwei Angaben ihres Biographen Arnold** in ihrem zehnten Lebensjahre von der Herzogin-Mutter Amalie in Oel gemalt worden sein soll. Dasselbe befindet sich nämlich, wie Herr Hofrath Dr. Wilhelm Hosäus in Dessau glücklich ermittelt hat, in der herzoglichen Gallerie des Georgiums bei — nicht aber, wie man, irregeleitet durch Musculus, bisher geglaubt hat, des Schlosses zu — Dessau und hat wahrscheinlich im Wesentlichen den in Göthe's Werken oft genannten Hofmaler G. M. Kraus zum Urheber.*** Das Bild, wovon Hosäus eine photographische Nachbildung seiner Schrift beigegeben hat, stellt einen lieblichen Mädchenkopf mit grossen sinnenden Augen, einem neckischen Stumpfnäschen, schwellenden Lippen und kurzem dichten Haar, in welchem ein bunt zusammengestellter Blumenstrauss prangt, dar. Die Zweifel, welche gegen die Aechtheit des Portraits etwa erhoben werden könnten, erweisen sich bei vorurtheilsfreier Prüfung als hinfällig, und so darf denn abermals ein Problem der Göthe-Forschung als gelöst betrachtet werden.

Julius Reuper.

Analecta von E. Krüger.

1. Habere. Mittellateinisch.

Habet facere = Er hat zu thun ist eine nicht ungewöhnliche Redeweise auch im Altlateinischen; so Cicero: Habeo dicere, scribere u. s. w. Ein Beispiel des passiven Infinitivs ist im Altlateinischen nicht bekannt, dagegen im Mittellatein ziemlich häufig, daher auffallend, dass du Cange s. v. Habeo es nicht erwähnt. Wir lesen

> Quomodo regula habet intelligi Coussemaker. Scriptores de musica med. aevi 3, 246a.
>
> Habet nominari, denominari ib. 3, 194. 226. 235.
>
> Habet fieri ib. 3, 249.
>
> Compositiones ... habent cognosci his [ligaturis] et per modum in quo sunt ib. 2, 243.

Danach ist zu corrigiren das seltsam verwirrte in Forkel's Gesch. der Musik 2, 473 aus der Schrift des Prosdocimus de Beldomandis, de Contrapunctu (1412)

> Contrapunctus proprie s. stricte sumptus est unius solius notae contra aliquam aliam unicam solam notam contrapositio, cum hic vere contrapunctus nominari habeatque contrapositio vere est interpretatio istius termini contrapunctus,

was uns nur verständlich schien als verschriebenes nominari habeat, quae contrap. ... Die neueste Ausgabe des genannten Schriftstückes in demselben Couss. Scr. 3, 194 bestätigte unsere Vermuthung.

Im Italienischen kann man sagen: Tu ai ad essere lodato, nominato.

---

* Vergl. Eduard Genast: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers.“ Leipzig, 1862. I, 82.

** Im Gotha'schen Theateralmanach von 1800.

*** Vergl. darüber Hosäus a. a. O. S. 67 ff.

Ob Aehnliches im älteren Italienisch gebräuchlich, habe ich nicht gefunden dagegen der active Infinitiv kommt vor: Tu hai da sapere bei Antonio de Leno (1400), ebenfalls bei Couss. l. c. 3, 307.

Im Englischen sagt man: It is to be done; — it has to be done scheint nicht üblich.

Merkenswerth ist das Oesterreichische: Es hat zu geschehen = habet fieri; auch: Die Schrift hat alsbald gefertigt zu werden u. s. w. Goethe in seltener Naivetät verbindet sogar:

> Romantische Gespenster kennt ihr nur allein,
> Ein ächt Gespenst auch classisch hats zu sein.
>
> G. W. 41, 109 (Faust II. Act 2 Homunculus.)

Also habet audire und habet audiri sind beide mittellatein. Während nun jene active Form Neuromanisch als angewachsenes Hülfswort dem activen Futur dient servire servira = servir avra = habebit habuerit (erit) servire, so ist die passive Wendung, wie es scheint, verschwunden. Man sagt: il vient d'être puni, aber nicht: il a à être puni.

2. a) Bejahendes verneinend gebraucht

ist in mehreren Sprachen nicht selten, doch, wie es scheint, häufiger in den Perioden abgebrauchter Cultur als in einfältiger Grundsprache, z. B.:

γυιόω Glieder lähmen, nicht: gliedern, Homer. Hippocr. — *ἐνεχυρά ζω* pfänden, Pfand nehmen, nicht: geben, Dem. — *κεφαλαιόω* Kopf verwunden, NT. —

Molior Damm machen, Damm zerbrechen, — obices, portas moliri Liv. — pilare, Haare rauben.

Aedern Adern ausreissen, schlesisch. – Grasen Gras fressen. – Häuten Schlange legt Haut ab (empfängt neue?). — Köpfen Kopf nehmen, abschlagen. — Krönen die Brustwehr, Krone der Festung, zerschiessen. — Lausen Läuse wegnehmen. — Pellen Kartoffeln die Schale abziehen: pelle = pellis. Hambg. — Pfänden = *ἐνεχυράζω*. — Reuten Roden Grütli (Gerodet) Wurzel ausreissen (root = radix). — Schälen vgl. pellen. — Schuppen den Fischen die Schuppen abstreifen, Ostfr. Hambg.

b) Verneinendes (scheinbar) bejahend.

Untiefe bald für geringe Tiefe, bald unergründlich tief. — Unmasse, Unzahl, Unsumme scheint einerlei oder sinnverwandt mit unzählig. — Unthier soll ein Thier *κατ' ἐξοχήν* bedeuten, nicht ein Nicht-Thier, sondern überthierischer Mensch, vgl. noch Unkosten, Unkraut u. a.

c) Verneinende Wortform mit Un- (in . . *ἀ* . . *ἀν*)

gehört vernünftigerweise nur Dingwörtern an, weil nur an Dingen das Sein und Nichts, Dasein und Wegnehmen, Nicht und Nichts darstellbar ist, während die bewegliche Gedankenfigur des Verbs jene Form ursprünglich verschmäht. Die Zeitbeweglichkeit, aus welcher unsre Väter das Zeitwort benannten, lässt inhaftende Negation nicht zu: sei auch die Bewegung in mathematischer Fiction positiv oder negativ, logisch bleibt sie immer positiv als Beweglichkeit. Wir können denken und sagen: Mensch, Unmensch, nicht: Unthun — Sehen, nicht: Unsehen, unlieben, untreffen. — *γράφω*, nicht: *ἀγράφω* — deleo, nicht: indeleo.

Dass im Mittellatein gesagt wird imperficio für unvollkommen machen (Scr. de musica: nota perfecta imperficitur = die dreizeitige oder perfecte Note wird zweizeitig, imperfect, gemacht) — diese abnorme Bildung möchte

wohl die einzige Ausnahme von jenem Grundgesetz sein.* — Die neudeutschen Bildungen verunreinigen, verunzieren, verunehren sind nicht un + Verb, sondern denominativa, so auch das mhd. unêret mich, von: unrein, Unzier, Unehre; ingleichen invideo v. invidus, *ἀσχημονέω* von *ἀσχήμων*.

Dagegen das Englische ist auch in diesem Gebiete fessellos: unbind entbinden, Bande lösen — undo ungeschehen machen, vernichten — unkiss, unkinged king, unhorse in Shakesp. Rich. III. — unlock, unknow, unloose u. a. Der Grund, dass solches im Englischen möglich, scheint darin zu liegen, dass jedes Wort stammähnlich gedacht, keinem sicheren Redetheil angehört, daher bei Wortangaben nie das nackte Wort erscheint, sondern immer gestützt mit the, a, to: the preach, to preach. Nicht wie im Deutschen heisst es dort Berliner Zeitung, oder Zeitung für Jedermann, sondern The Times, The Saturday Review, The London News, The medical journal; — nicht: Englisch Wörterbuch, sondern: The english dictionary; — ebenso nicht: thun, lieben, sondern: to do, to love u. s. w. Nackte Wörter werden nur adjectiv oder adverbiel gesagt und verstanden: good, gloomy, thereby — oder als Nomina propria.

d) die Betonung der Un-Formen

schwankt im Deutschen auffallend, und ist nicht immer, wie C. F. Becker (ausf. Gr. I, § 75 S. 157) annahm, aus dem Sinne zu erklären, was folgende Vergleichtafel beweist:

Betontes Un:	Nichtbetontes Un:
unabsichtlich, auch ⏑⏑́⏑	unausstehlich,
unartig, ⏑́⏑	unbegreiflich,
unanständig,	unendlich,
unerzogen,	unerträglich,
ungeachtet,	unheilbar,
ungereimt,	unhörbar,
ungezogen,	unnachsichtlich, auch ⏑́⏑⏑
unhöflich,	unnahbar,
unmittelbar, auch —⏑́	unnennbar,
(Unmittelbárkeit Hegel mündlich)	unsäglich, unsagbar,
unnütz,	untrennbar,
unordentlich,	unzertrennlich.
unschädlich,	
unthunlich,	
unverbrennlich ⏑́⏑⏑ und ⏑⏑́⏑	
unvernünftig,	
unvorbereitet,	
unvorhergesehen, auch —⏑⏑́⏑⏑	
unvorsichtig,	
unwiderstehlich.	

Weder der Unterschied in Conträre und Absolute (logische) Negation, noch etwa diei euphonische Tonstellung, noch die Ableitungsform in Adjectiven oder Part cipien lässt sich durchführen. Dass eine feste Regel vielleicht unfindbar bleiben wird, mag man schon aus der provinciell schwankenden Betonung einiger Beispiele abnehmen. Poetische Wortstellung erlaubt sich in diesem Falle häufiger als in anderen eine gewisse Lässlichkeit; — ähnliches Schwanken der Willkür bei schwerwiegenden Worten, wie: Freiheit, Wahrheit, ist bekannt genug. Schiller betont: Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde, ⏑́⏑ und ⏑⏑́ im selben Verse.

* Auch das ältere Kirchenlatein hat Aehnliches, doch substantivisch: Ep. Jacobi 1, 13 Vulgata: Deus enim intentator malorum est = *Θεὸς ἀπείραστος κακῶν*.

3. Constante Betonung

überhaupt wird angenommen als Vorzug, als Eigenthum der germanischen, insonderheit deutschen Sprache, dergestalt, dass der einmal gültige grammatische Stammton durch keine Ableitung verändert wird, wie etwa in dem wunderlichen französischen puissé-je aus je puisse. Doch finden sich hier Ausnahmen, theils aus Willkür lebendiger oder poetischer Rede,* theils aus provinciellem Eigensinn, zuweilen auch von grammatischer Doctrin eingeschwärzte.

Vielleicht rhythmisch euphonisch wird gewandelt:

Augenblick: augenblicklich ´˘– | –˘´˘ | ebenso: Augenschein.
Nachsicht: unnachsichtlich ´˘ | –˘´˘
Unterricht: unterrichten ´˘– | ˘˘´˘

Provinciell abweichend sind:

Andacht: andächtig ´– | ´˘ ostfriesisch ˘´˘
Vorsicht: vorsichtig ebenso „ ˘´˘

wogegen ostfriesisch und schwäbisch ganz stammgemäss gesprochen wird lebendig ´˘˘ | wo das Nhd. schief sagt ˘´˘.

Die feinsinnige nhd. Unterscheidung von übersetzen, unterhalten u. ä., welche sich auch in der Flexion kundgibt: übersetzt – übergesetzt u. s. w. geht durch alle nhd. Mundarten, während das Holländische allerdings nur das Eine zulässt: overgezet, — das Englische überhaupt diese Art Flexion nicht kennt. Bei diesen Wörtern ist offenbar der Sinn an die Grundbedeutung geknüpft, indem übersetzen ´˘–˘ die körperliche Bewegung aus der Präposition abnimmt, dagegen übersetzen –˘´˘ durch das Vorwalten des Verbs die geistige Uebertragung abbildet.

Ungleichheit oder Unregelmässigkeit der Betonung kommt noch auf andre Weise vor, und zwar insonderheit bei mehrsilbigen Zusammensetzungen, worüber nach C. F. Becker auch Andre behaupten, es gehe der Wortaccent (*προσῳδία*) nicht hinter die erste Zusammensetzung zurück. Dies scheint fast dem Griechischen entlehnt, wo jedoch der Fall nicht über das Dreisilbige hinausgehen kann, also drei einzelne (trennbare) Wörter in sich fasst. Solches ist daher ausnehmend selten; sind ausser *συμπρόες* und *διέκπρο* noch welche bekannt? Im Deutschen ist's entweder allgemein ungültig oder nur zuweilen provinciell. Gewöhnlicher Ton ist:

Hofmeister Haushofmeister
´–˘ ´˘–˘
Lehrer Schullehrer Landschullehrer Landschullehrerseminar
˝˘ ´–˘ ˝´–˘ ˝´–˘ ˘˘–
Baumeister Landbaumeister
´–˘ ˝´–˘
Meister Schneidermeister Hofschneidermeister
´˘ ˝˘–˘ ˝´˘´˘
Hauptmann Feldhauptmann
´˝ ˝´˘ nach B. –˝˘
Generalfeldzeugmeister mag auf der 4. Silbe betont sein, der vox hybrida schadet's nichts.

Andre mögen zweifelhaft sein, gehen auch als seltnere oder gelehrtwissenschaftliche der Volkssprache wenig an, z. B.:

Schwefelwasserstoffgas –˘˝˘˘–

---

* Von poetischer und mündlicher Rede wäre eines der seltenen Beispiele die Verschiedenheit in:

Wenn der Mond aufgeht –˘–˘´ und
Wird der Mond nicht aufgehn –˘–˘´˘

Auffallend sind im Ostfriesischen, vielleicht als Attributivform zu verstehen, folgende Betonungen:

kerkhofsdöre kellerdör (Kirchhofs-, Kellerthür) ——″⏑ | —⏑″
karmelkerbree (Buttermilchbrei) ⏑–́⏑″
speckpankok (Speckpfannkuchen) ⏑″—́

und ähnliche.

Les Matinées Royales.

Dies berüchtigte Machwerk aus der Zeit Friedrichs des Grossen ist neuerdings wieder zu einer Mystification verbraucht worden, worüber die Correspondance de Berlin untenstehenden Bericht giebt; derselbe erweckt ein um so grösseres allgemeines Interesse, da er über das sonderbare Buch in grosser Selbständigkeit alles Geschichtliche beibringt:

Le Figaro a commencé (le 18 septembre) dans son feuilleton la publication du „Testament de Frédéric II *dit* le Grand.“ — „Ce testament est écrit“ — c'est *le Figaro* qui parle — „sous forme de conseils à son neveu.“ „Nous avons acheté le droit de reproduire ce manuscrit extrêmement curieux et dont la lecture est on ne peut plus attrayante. Son histoire nous est racontée. Il est resté dans la famille de l'un des secrétaires de Frédéric et il a été vendu à Londres dans une vente d'autographes. . . . Ces pages, on les croirait écrites hier par le prince de Bismarck . . .“

Il est difficile de mystifier plus grossièrement le lecteur, — à moins que *le Figaro* n'ait été le jouet lui-même de quelque mystificateur qui aura spéculé hardiment sur la candeur de ce journal en matière de bibliographie.

Le Testament ou l'*art de gouverner dévoilé* n'est autre chose que ces fameuses *Matinées royales* ou l'*Art de régner*, insigne libelle du dernier siècle, que la presse parisienne semble devoir exhumer de temps à autre comme une précieuse découverte offerte en prime à l'abonné.

Voici l'histoire de cet opuscule, — un peu plus authentique que celle du manuscrit acheté par *le Figaro*.

Les *Matinées royales* furent imprimées pour la première fois en 1766 à Paris (naturellement sur la couverture on avait indiqué *Berlin* comme lieu d'impression); elles eurent, cette même année, deux éditions que le baron de Grimm envoya au Roi, de Paris à Potsdam. Le lieutenent-colonel Quintus Icilius écrivit à ce sujet, le 4 mars 1766, la lettre suivante au ministre-résident de Prusse à Hambourg, M. de Hecht:

> „Le Roi m'ayant ordonné de faire insérer dans les gazettes d'Altona et de Hambourg l'article cijoint contre l'*infame auteur* des Matinées du Roi de Prusse, j'oserai, cher ami, m'adresser à vous dans la conviction que vous me prêterez volontiers votre aide et que vous ferez tout ce qu'il dépendra de vous pour flétrir publiquement cet *exécrable écrit.*“

L'article dont il est question dans cette lettre fut publié, le 12 mars 1766, par le *Correspondant impartial*, journal de Hambourg; il dénonçait au mépris des honnêtes gens, dans les termes les plus énergiques, cet opuscule scandaleux, „œuvre de quelque gredin aux gages d'un libraire“ (c'est ainsi que Voltaire qualifiait les libelles semblables qui foisonnèrent de son temps).

Plus tard, les *Matinées royales* furent maintes fois réimprimées, notamment à Paris en 1801. Une traduction allemande en avait été publiée à Boston en 1782; une traduction espagnole du même pamphlet parut en 1788. — Il y a vingt-cinq ans (1845), le *Constitutionnel* de Paris donna —

plus ou moins sincèrement — dans le même piége où le *Figaro* paraît tomber à son tour; il publia la „*Copie d'un manuscrit de Frédéric-le-Grand trouvé dans la bibliothèque de Sans-Souci dans l'année* 1806." Malheureusement le journal officiel de Berlin, *Staatszeitung*, dévoila la supercherie (No. du 26 juin 1845); et *le Constitutionnel*, ainsi convaincu de duper ses lecteurs ou d'être dupe lui-même, garda un silence prudent, comme sans doute *le Figaro* se taira demain. — On pouvait croire le pamphlet de 1766 décidément enterré, lorsqu'il reparut encore une fois. M. Nadaud de Buffon publia „les Matinées royales" dans la *Correspondance inédite de Buffon*; le nouvel éditeur, ayant trouvé le manuscrit dans les papiers de Buffon, imaginait que Frédéric II lui-même en avait fait présent au célèbre savant vers 1782. Un journal allemand, le *Magasin de littérature étrangère* (numéro du 10 avril 1861) éclaira sur la valeur de sa prétendue découverte M. Nadaud de Buffon, lequel reconnut honorablement son erreur et écrivit de Châlons-sur-Saône (25 avril 1861) à la rédaction du *Magasin*: „J'en avais trouvé le manuscrit parmi mes papiers de famille, écrit en entier *de la main du secrétaire de Buffon* . . . Bientôt, je pense je publierai une édition nouvelle de la correspondance de Buffon et je m'empresserai de répandre au dehors les lumières que vous aurez bien voulu me donner."

Deux ans plus tard *eccè iterùm* . . .; c'est en Angleterre que renaissent les *Matinées*. — Sir John Acton en publia „le vrai texte sur un manuscrit — disait-il, — trouvé à Sans-Souci, en 1806, par le baron de Menneval, secrétaire du portefeuille de l'empereur, — à l'époque où Napoléon 1er occupait l'ancienne résidence de Frédéric II." Cette fois encore s'élevèrent des voix allemandes contre une mystification déjà éventée, mais qui se renouvelait sans cesse et toujours avec ce genre de succès sur lequel on peut compter en s'adressant à l'ignorance et à la malignité publique. L'illustre historien *Ranke* écrivit au correspondant berlinois du *Times* une lettre où il démontrait sans peine la fausseté et l'indignité de ce factum attribué au grand Frédéric. — Un peu plus tard, dans la Revue de Leipzig: *Die Grenzboten*, Charles Samwer (*Ueber Unechtheit und Ursprung der* Matinées royales) termina la controverse de manière à couvrir de confusion les faussaires et les dupes que ce libelle centenaire continuait de produire.

Ce qui n'empêcha pas, au mois d'août 1870, M. J. Janin de tirer des *Matinées royales* (pour les besoins sans doute de la cause française) 50 pages méchantes ou 50 méchantes pages sous ce titre nouveau: „Le bréviaire du Roi de Prusse." Avec le vieux pamphlet de 1766 M. Janin composait un *pasquin* de circonstance, dans lequel, disait-il, „Frédéric-le-Grand se montre en son plein jour." — Cette facétie, assez indigne, paraît avoir eu quelques succès à Paris, dans l'intervalle de Wœrth à Sedan.

Voilà l'histoire, un peu longue, du *manuscrit inédit* acheté par *le Figaro*, au poids de l'or, nous aimons à le croire. Maintenant que ce journal est édifié sur la primeur de son acquisition, s'il désire en connaître exactement aussi la valeur, nous lui indiquerons, comme un assez bon expert et comme un juge qu'il ne récusera pas, l'éminent historien anglais Thomas Carlyle. Dans son histoire de Frédéric II (tome premier) Carlyle qualifie les prétendues „Matinées royales" d'*impudent libelle*, où l'on fait confesser au grand roi que le machiavélisme, qu'il a combattu lui-même avec une si sincère éloquence dans son Anti-Machiavel, est le génie de sa maison et celui de la Prusse! Carlyle ajoute — dans la note qu'il consacre à l'opuscule en question:

„Telle est la doctrine de ce pamphlet éhonté, dont le *manuscrit original* rouve encore des gens assez . . . *simples* pour l'acheter comme une curiosité inestimable!"

Tübingen's Lob.*

„Dann durch Gottes miltreiche Gnad vnnd Barmhertzigkeit, dise Statt auch gesegnet, mit seinem heilsamen vnnd allein Seeligmachendem Reinem Wort, sie ist gesegnet mit den lieblichen Brünnlin der freyen Künsten, sie ist gesegnet mit den edlen Cedern Bäumen der Studierenden Jugendt, sie ist gesegnet mit Milch und Honig der lieben Frücht- und dess Wein Wachses, sie ist gesegnet mit den starken Mauren des Guldenen Friedens, sie ist gesegnet mit der kostbaren Kron der Gerechtigkeit, welche allhie als vom Thron Salomonis bey Statt- und Hofgericht meniglichen ertheilet würdt, welche der himmlische König aller König auch fürohin durch sein starken Arm mit den Flügeln seiner Cherubim vnd Seraphim gnädiglich beschirmen vnd erhalten wölle.“ S. 6. 7.

Eberhard III., ein Constanzer Bischof, der nicht Deutsch versteht.

Onangesehen aber er ein fast gelehrter Herr gewesen, doch weil er der teutschen Sprach nicht erfahren, auch jhme die Geschäft oder Sitten der Teutschen gar nicht bekannt, so kundte er sich desto minder in ein ordentliches Regiment schicken. Dessenthalben under jhme das Bisthumb sich nicht sonders in den zeitlichen sachen gebessert.

198. Merk, Costanz. Chr.

Eine zeitgemässe schwäbische Dedication.

Es wöllen derowegen E. F. Gn. dise mein Chronik gnädigst auff- und annemmen und ob gleich wol dieselbig von mir kein Glanz und schein hat, so ist es doch genug, wenn sie von den Fürstlichen Augen einen Blick erlangt.

Merk, Constanz. Chr. 1627. Ep. dedicatoria.

Ehrenerschleichung.

Solche die erlangte Würden durch allerlei Laster missbrauchen, kann gesagt werden, „dass sie vom underen Gemach in das mitle per cochleam durch einen Schnecken oder Wendelstein hinauffsteigen, das ist, nicht grad und rechtmässig, sondern krumb, steigen ihre Viel zu Geistlicher Würde gleich wie man durch die Schnecken krumb umhergeht.“

G. Wittemweiler, Ps. III. Cant. 203.

Jacobus Furnius ein Genueser hat in lateinischer und griechischer Sprache Carminæ nach Davids Weiss disen Psalmen eben also beschriben dass alle Octonarii und versicul mit dem Buchstaben des Griechischen und Lateinischen Alphabets anfangen.

Wittweiler, Psalter III, 201. Constanz 1619. 4.

---

* Samuel Hafenreffer, Unda Bethhestae Repullulani. Tüb. b. Dietrich Wedlin 1629. (Bläsibad b. Tüb.)

Ihr seydt zufriden mit eweren newerdichten mehrthails Schmachliedern vor und nach der Predig; Kinder in Wiegen singen ewere Mette, wann sie nach ewers Breviers Milch schreien. S. 261 ff.

Räthsel, sicilianisch.

Ich bin nichts und bin die Tochter jedes Wesens,
Su seegnu nenti e su frigghia d'ogni enti,
Von Natur flüchtig und unbeständig.
Di natura volubile e inconstanti.
Wer will hat im Augenblick mich gegenwärtig.
Cu voli 'ntra un momente m'ha presenti.
Und im Augenblick entfernt er mich.
E'ntra un momente mi leva d'avanti.
Ich gehe aber empfinde nicht.
Camminu ma non haju sintimenti.
Bin taub, blind, stumm und bin unwissend,
Su surda, orva, muta e su gnuranti,
Bin lang und breit, aber wiege nichts,
Su lunga e larga ma non pisu nenti,
Bin zwerghaft, rechter Grösse und bin riesig,
Su nana, su giustera o su giganti.

Wenn die zweite über die vierte läuft und fällt in die dritte, so wird sie die erste. Das ganze ist ein untergegangenes deutsches Fürstenhaus.

A. Birlinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Dr. L. Wiese, Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart. (Berlin, Weigandt & Grieben.) 8 Sgr.

H. Thilo, Der Sprachunterricht auf der Mittelstufe in der Volksschule (Osterburg, Doeger.) 4 Sgr.

K. Bartsch, Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der g rmanischen Philologie. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

H. Deinhardt, Lehrerbildung und Lehrerbildungs-Anstalten. (Wien, Pichler.) 20 Sgr.

L'interprête universel ou langue pour toutes les nations de l'univers. Ouvrage pasigraphique à 2000 mots radicaux et 200 syllabes de formation. (Graz, Leykam.) 12 Sgr.

Archiv für Literaturgeschichte. Hrsg. von Rich. Gosche. 2 Bd. 4 Hefte. (Leipzig, Teubner.) 4 Thlr.

H. Neubauer, Gymnasium u. Realschule. Wider Herrn Director Jäger. (Langensalza, Verlags-Comptoir.) 5 Sgr.

G. Süssmann, Die sechsklassige Bürgerschule. Stellung, Aufgabe und Organisation. (Hannover, Brandes.) 1 Thlr.

Lexicographie.

C. Sachs, Encyclopädisch französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. 10. u. 11. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) à 9 Sgr.

J. J. Lyragé, Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (Reutlingen, Fleischhauer.) 18 Sgr.

J. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch, fortges. v. R. Hildebrand & K. Weigand. 4. Bd. 2 Abth. 4. Lfrg. Bearb. v. Mor. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

D. Sanders, Wörterbuch deutscher Synonymen. (Hamburg, Hoffmann & Campe.) 1. Lfrg. 20 Sgr.

J. C. A. Heyse's Fremdwörterbuch. Neu bearb. u. erweitert von Prof. Dr. Carl Böttger. 1. Lfrg. (Leipzig, Fues.) 5 Sgr.

C. Cubasch, Neues Fremdwörterbuch. 16. u. 17. Lfrg. (Hamburg, Richter.) à 5 Sgr.

M. A. Thibaut, Vollst. Wörterbuch der französ. u. deutschen Sprache. Vollständig umgearbeitet. (Braunschweig, Westermann.) 2 Thlr.

S. H. Helms, Vollst. schwedisch-deutsches und deutsch-schwedisches Wörterbuch. 2 Bde. (Leipzig, Holtze.) 3 Thlr.

Fr. Booch & A. Frey, Hand-Wörterbuch der russischen und deutschen Sprache. 1. Lfrg. (Leipzig, Haessel.) 10 Sgr.

Grammatik.

K. Müllenhoff, Paradigmata zur deutschen Grammatik. 3. Aufl. Nebst Lachmann's Abriss der mittelhochdeutschen Metrik. (Berlin, Hertz.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Erörterungen über deutsche Orthographie zur Begründung und Erläuterung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichniss hrsg. von dem Verein Berliner Gymnasiallehrer. (Berlin, Weidmann.) 5 Sgr.

G. Michaelis, Ueber die Berliner Gymnasial-Orthographie. (Berlin, Ebeling.) $2\frac{1}{2}$ Sgr.

A. Mussafia, Darstellung der romagnolischen Mundart. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

L. Wimmer, Altnordische Grammatik. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. (Halle, Buchh. d. Waisenh.) 20 Sgr.

A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik. III. Wortbildungslehre. (Marburg, Elwert.) 6 Sgr.

M. Trautmann, Bildung u. gebrauch der tempora u. modi in der Chanson de Roland. 1. Heft. (Halle, Lippert.) 10 Sgr.

Oesterlen & Wiedmayer, Schulgrammatik der franz. Sprache. II. Kurs. (Stuttgart, Metzler.) 21 Sgr.

J. G. Deutsch, Internationale Grammatik f. d. Italienische, Deutsche u. Französische. (Zürich, Schabelitz.) 20 Sgr.

Th. Möbius, Dänische Formenlehre. (Kiel, Schwers.) 24 Sgr.

A. Benecke, Die französische Aussprache in methodischer Darstellung. (Potsdam, Stein.) 15 Sgr.

Grammaire du pensionnat en 5 cours. (München, Leutner.) 1 Thlr. 2 Sgr.

Literatur.

C. Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1. Bd. (Leipzig, Seemann.) $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Sakantola oder der entscheidende Demantring. Metrisch übersetzt von A. Arthur. (Dresden, Schöpff.) 6 Sgr.

Hildebold v. Schwangau, Minnelieder, übers. v. Jos. Schrott. (Augsburg, Kollmann.) 25 Sgr.

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 34. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

O. Jänicke, E. Steinmeyer & W. Willmanns, Altdeutsche Studien. Der Ritte von Staufenberg. Das jüngere Gedicht vom Riesen Sigenot. Zur Geschichte des Eckenliedes. (Berlin, Weidmann.) 1 Thlr.

W. Wackernagel, Gothische u. altsächsische Lesestücke nebst Wörterbuch. (Basel, Schweighauser.) 20 Sgr.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Bd. von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit. 15. Lfrg. (Leipzig, Teubner) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 3 Bde. 3. Aufl. (Breslau, Korn.) 1. Lfrg. 12 Sgr.

R. Gosche, Gervinus. 2. verb. u. verm. Abdruck. (Leipzig, Teubner.) 10 Sgr.

J. Müller, Remarques sur la langue des classiques franç. au 17. siècle. (Leipzig, Dürr.) 18 Sgr.

Fr. Kreyssig, Shakespeare-Fragen. Kurze Einführung in das Studium d. Dichters. 6 Vorträge. (Leipzig, Luckhardt.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Otto Ludwig, Shakespeare-Studien., hrsg. v. M. Heydrich. Leipzig. Cnobloch.) $2\frac{1}{4}$ Thlr,

W. Scott, The lady of the lake. A poem in six cantos. With a glossary (Stuttgart, Metzler.) 12 Sgr.

W. Scott, Die Dame vom See, übers. von L. Freytag. (Bremen, Kühtmann.) 20 Sgr.

W. Scott, Die Jungfrau vom See, übers. v. K. Overbeck. (Oldenburg, Stalling.) 18 Sgr.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen v. Philalethes. 2. Ausg. 3 Thle. (Leipzig, Teubner.) 3 Thlr.

Romancero del Cid. Nueva ed. p. Carolina Michaelis. (Leipzig, Brockhaus.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Hilfsbücher.

H. Th. Traut, Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte. (Halle, Schwetschke.) 28 Sgr.

J. Agrent und Kukula, Deutsches Lesebuch für untere Klassen. (Wien, Braumüller.) 20 Sgr.

O. Lange, Deutscher Lesestoff f. Schulen. (Berlin, Gärtner.) 12 Sgr.

Dielitz u. Heinrichs, Deutsches Lesebuch f. d. unteren Classen. (Berlin, Reimer.) 3. Aufl. 20 Sgr.

Seffer und Dieckmann, Anleitung zur Deutschen Rechtschreibung. 3. Aufl. (Hannover, Rümpler.) 3 Sgr.

J. Riedel, Lehr- und Lesebuch der franz. Sprache. (Mannheim, Bensheimer.) 28 Sgr.

Molière, Les femmes savantes. Mit Anmerkungen herausgegeben von C. T. Lion. (Leipzig, Teubner.) $13\frac{1}{2}$ Sgr.

F. Fäsch, Ausgeführte Stilarbeiten zum 2. Hefte des deutschen Uebungsbuches. (St. Gallen, Huber.) 7 Sgr.

F. A. Stützer, Regeln f. d. Unterricht in der Orthographie. (Eilenburg, Offenhauer.) 5 Sgr.

R. Benedix, Der mündliche Vortrag. 3. Aufl. (Leipzig, Weber.) 7½ Sgr.

C. Chambeau, Handbuch z. Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Berlin, Guttentag.) 15 Sgr.

E. Burtin, Exercices de gymnastique intellectuelle ou énigmes, charades, logogriphes et jeux pour le jeune âge recueillis. (Berlin, Plahn.) 7½ Sgr.

Bozzi's Conversations-Taschenbuch der französischen und deutschen Sprache. Ein Mittel durch praktische Anleitung Anfängern in beiden Sprachen das Sprechen zu erleichtern. Nach J. Perrin, Mad. de Genlis und Duvez. Durchgesehen und mit Anmerkungen und Gesprächen etc. erweitert vom Lehrer J. Grüner. 27. Aufl. 12. (XVI, 436 S.) (Wien, Lechner.) cart. ¾ Thlr.

S. With, Comédies et proverbes destinés aux jeunes filles. (Berlin, Henschel.) 18 Sgr.

G. Wolpert, Militia, Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Berlin, Nicolai.) 10 Sgr.

J. Sandeau, Madeleine. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch v. Ed. Hoche. (Leipzig, Fleischer.) 12½ Sgr.

Th. Poetschke, Choix de la lyrique française du XIX. siècle. (Altenburg, Pierer.) 15 Sgr.

F. H. Ahn, Manuel théorique et pratique de compositions françaises. (Mainz, Kupferberg.) 22½ Sgr.

W. Gesenius, Lehrbuch der engl. Sprache. 2 Thle. (Bremen, Gesenius.) 17½ Sgr.

J. Lehmann, Lehr- und Lesebuch der engl. Sprache. (Mannheim, Bensheimer.) 10 Sgr.

W. Ulrich, Der englische Examinator oder Repetition der engl. Gramm. in Frage u. Antwort. (Leipzig, Luckhardt.) 12 Sgr.

Appleton, John L., Neue praktische Methode, die englische Sprache in kurzer Zeit lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Mit Angabe der englischen Aussprache und Betonung. — A new and practical method of learning the english language. 16. Aufl. 8. (558 Seiten mit einer Steintafel.) Philadelphia, Schäfer & Konradi. geb. 1½ Thlr.

Boltz, Prof. Dr. Aug., Neuer Lehrgang der englischen Sprache nach einer praktischen, analytischen, theoretischen, synthetischen Methode von T. Robertson. Für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht, unter Benutzung der neuesten englischen Sprachwerke, und mit beständiger sehr vollständiger Angabe der germanischen und französischen Analogien, nach der 6. Original-Auflage zum Gebrauch für Deutsche vollständig neu bearbeitet. 1. Thl. 6. Aufl. gr. 8. (VI, 172 S.) (Berlin, Gærtner.) n. ½ Thlr.

C. von Reinhardstoettner, Holländische Conversations-Grammatik. 2. Aufl. (Heidelberg, Groos.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Bozzi's Conversations-Taschenbuch der italienischen und deutschen Sprache. Vom Schulrath Prof. Dr. Aloïs Cäsar Pavissich. 16. durchgesehene und verbesserte Auflage. 12. (X, 364 S.) Ebd. cart. ¾ Thlr.

Collot, Prof. A. G., A new and improved standard french and english and english and french dictionary. Revised ed. gr. 8. (1324 S.) (Philadelphia, Schäfer & Koradi.) geb. 4 Thlr.

Cornet, Jules, Manuel de la conversation Russe & Française. 4. Éd. gr. 16. IX, 425 S. (Leipzig, Holtze.) 3/4 Thlr.

Fuchs, Prof. Paul, Russische Conversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. gr. 8. (VII, 365 S.) (Heidelberg, J. Groos.) n. 1 1/3 Thlr. (2 fl. 20 Kr. rh.)
Schlüssel (143 S.) geb. n. 16 Sgr. (54 Kr. rh.)

F. Henschel, A collection of anglicisms, germanisms and phrases of the germ. and engl. languages. (Berlin, Henschel.) 20 Sgr.

Easy English readings. I. Niebuhr's tales of greek heroes. Aus dem Deutschen übers. (Gotha, Schloessmann.) 7 1/2 Sgr.

F. H. Ahn, Theory and practice of english composition. (Mainz, Kupferberg.) 18 Sgr.

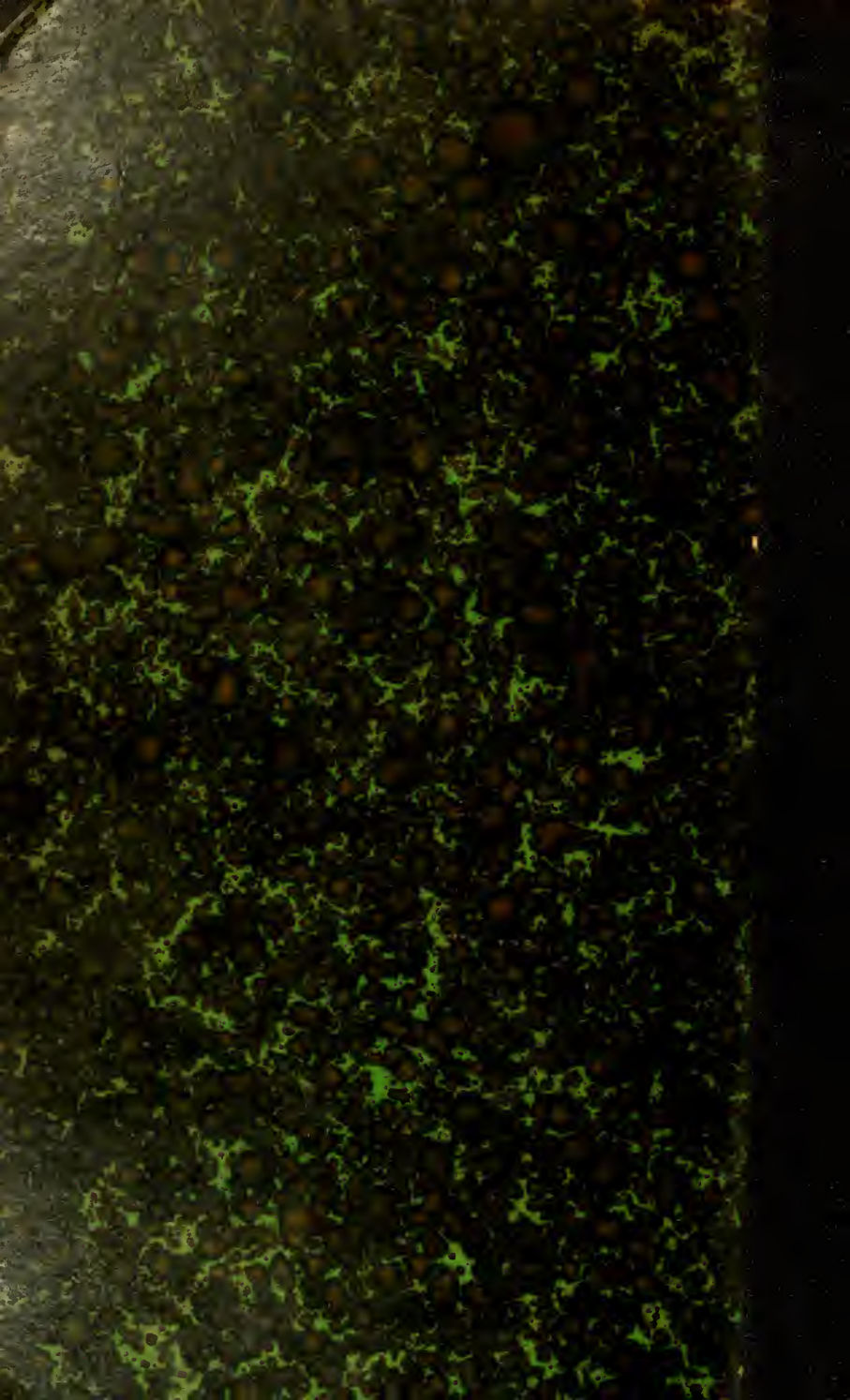
Macaulay's Essays. With explanatory notes by J. Morris. (Leipzig, Friese.) 12 Sgr.

L. Noiré, Italienische Grammatik für obere Klassen. (Mainz, Zabern.) 7 1/2 Sgr.

James Worman, A first course in the german language. (Berlin, Cohn. 1 1/2 Thlr.)

PB
3
A5
Bd.48

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY